Freiburger Geschlechter Studien

Kindheit, Jugend, Sozialisation

Ausgabe 22/ 2008

Freiburger
Geschlechter
Studien

jos fritz verlag

Kindheit, Jugend, Sozialisation

Ausgabe 22/ 2008

Freiburger GeschlechterStudien 22

Herausgeberin der Reihe: *Zentrum für Anthropologie und Gender Studies* (*ZAG*)/
Abteilung *Gender Studies*. Herausgeberin der Ausgabe 22: Meike Penkwitt.

Wissenschaftliche Leitung:
Prof. Dr. Nina Degele, Prof. Dr. Joseph Jurt, Prof. Dr. Eva Manske.
Die Verantwortung für die einzelnen Beiträge liegt bei den jeweiligen AutorInnen.

Redaktion:
Franziska Bergmann, Stephanie Bethmann, Ruth Brand-Schock, Dr. Ursula Degener,
Antonia Eder, Dr. Annegret Erbes, Dr. Regula Giuliani, Dr. Martina Grimmig,
Mona Hanafi El Siofi, Antje Harms, Irmtraud Hnilica, Antonia Ingelfinger,
Jennifer Jäckel, Christa Klein, Gertraud Lenz, Jennifer Moos, Claudia Münzing,
Meike Penkwitt, Bettina Schreck, Eva Voß, Nina Wehner.

Öffentlichkeitsarbeit: Susanne Grimm, Meike Penkwitt
und Sebastian Fritz Wolfram
Umschlaggestaltung: Elmar Laubender, Meike Penkwitt.
Satz: Christoph Gebler, Elmar Laubender, Coral Romà Garcia.

Verlag: jos fritz Verlag, Wilhelmstr. 15, 79098 Freiburg.
Druck: Hausdruckerei der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg i. Brsg.
Umschlagsdruck: Druckwerkstatt im Grün, Auflage: 350.

Bibliografische Information der Deutschen Bibliothek
Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliographie; Detaillierte Daten sind im Internet unter http://dnb.ddb.de abrufbar.

Dieses Werk einschließlich seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Art der Verwertung ist nur innerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes und nur mit ausdrücklicher Zustimmung der Herausgeberin der Reihe zulässig.

ISBN 978-3-928013-49-9 ISSN 0948-9975

©2008 Zentrum für Anthropologie und *Gender Studies* (ZAG)/
Abteilung *Gender Studies,* http://www.zag.uni-freiburg.de

AutorInnen finden Informationen zur Veröffentlichung auf Seite 518

Inhalt

Vorwort 9

Mona Hanafi El Siofi / Sven Kommer / Meike Penkwitt
Kindheit, Jugend, Sozialisation 11

Aufsätze zum Thema ‚Kindheit, Jugend, Sozialisation'

Albert Scherr
Gesellschaftliche Prägung, Habitusformierung oder Selbstsozialisation? Sozialisationstheoretische Paradigmen und ihre Implikationen für die Genderforschung 61

Astrid Lange-Kirchheim
Melancholie als Effekt heterosexueller Geschlechtersozialisation Überlegungen im Anschluss an Judith Butler 75

Karin Flaake
Männliche Adoleszenz und Sucht 97

Wilfried Ferchhoff
Aktuelle Trends aus der Jugendforschung: Jugend zwischen Globalisierung und Individualisierung 107

Helga Kotthoff
Konversationelle Verhandlungen des romantischen Marktes Adoleszente Freundinnen am Telefon 127

Janet Spreckels
„Mann zu sein, ist einfach besser" – Aushandlungen von Geschlechtsidentität in einer Mädchengruppe 155

Doris Katheder
Sehnsucht am Limit. Begehren und Erfülllung in kommerziellen Jugendzeitschriften 177

Lotte Rose
„Ich will doch nur spielen..." – Jugendliche Gender-Inszenierungen als Ereignisse im pädagogischen Alltag 193

Marion Schulze
Self raised, self made? Überlegungen zur geschlechtsspezifischen Sozialisation in Jugendsubkulturen am Beispiel Hardcore 211

Sven Kommer
Neue Medien als Sozialisationsfaktoren.
Oder: *doing gender* beim Umgang mit digitalen Medien 225

Antje Harms
„Freiheit, Deutschheit, Jugendlichkeit!" Jugendbewegung und
politische Sozialisation in der Weimarer Republik 243

Herbert Schweizer
Vom Sozialisationsparadigma zum Konzept der sozialen Konstruktion
„veränderter Kindheit" von Mädchen und Jungen 261

Frank Winter
Wo stehen Jungen heute?
Ortungsversuche eines pädagogischen Praktikers 277

Roswitha Badry
Überkommene Sexualmoral auf dem Prüfstand:
Tendenzen unter jungen Musliminnen und Muslimen 289

Eva Kimminich
Ent-Individualisierungs- und Subjektivierungsprozesse
weiblicher Protagonisten im frankophonen Immigrations-Roman 309

Rüdiger Heinze
„Was die Menschen vergessen, bewahren die Zellen":
Jeffrey Eugenides' *Middlesex* 325

Svenja Blume/ Angelika Nix
Kindheit: von der Lebensphase zur Lebenseinstellung.
Das „kulturelle Alter" als literaturwissenschaftliche Herausforderung ... 337

Rezensionen zum Thema ‚Kindheit, Jugend, Sozialisation'

Annegret Erbes
Mädchen in jugendkulturellen Szenen:
Protagonistinnen und Zuschauerinnen 359
Rohmann, Gabriele (2007) Hg. Krasse Töchter. Mädchen in Jugendkulturen.

Dinah Steinbrink
Die Macht der Medien im 21. Jahrhundert: Sind Internet
und Fernsehen (bald) eigenständige Sozialisationsinstanzen? 362
Lothar Mikos/ Dagmar Hoffmann/ Rainer Winter (2007) Hg. Mediennutzung, Identität und Identifikation. Die Sozialisationsrelevanz der Medien im Selbstfindungsprozess von Jugendlichen.

Sarah Lurz
Sexuelle Orientierungen von Jugendlichen und deren Bedürfnisse..... 365
Watzlawik, Meike (2004) Uferlos? Jugendliche erleben sexuelle Orientierungen.

Gisela Wolf
Pädagogik der Vielfalt 368
Lutz van Dijk / Barry van Driel (2008) Hg. Sexuelle Vielfalt lernen – Schulen ohne Homophobie.

Annegret Erbes
Heterogenität und Pluralität als Kennzeichen einer Generation – junge Muslime in Deutschland 370
Wensierski, Hans-Jürgen von / Claudia Lübcke (2007) Hg. Junge Muslime in Deutschland. Lebenslagen, Aufwachsprozesse und Jugendkulturen.

Rezensionen zum Thema ‚Kinder- und Jugendbücher, Kinderfilm'

Caroline Günther
Wie jetzt: Echs oder Ex? – Nadia Buddes sprachverspielte Kinderbücher (freigegeben auch für Erwachsene) 375
Nadia Budde (1999) Eins Zwei Drei Tier.
Dies. (2000) Trauriger Tiger toastet Tomaten. Ein ABC.
Dies. (2002) Kurz nach sechs kommt die Echs.
Dies. (2004) Flosse, Fell und Federbett.

Tina-Karen Pusse
Der Widerspenstigen Zähmung 383
Cornelia Funke (2003): Tintenherz.
Dies. (2005) Tintenblut.
Dies. (2007) Tintentod.

Silvia Maria Dutzi-Kosmalla
Darf es ein BISSchen mehr sein? 385
Stephenie Meyer (2006) Bis(s) zum Morgengrauen.

Natália Wiedmann
Es ist nur ein Spiel. Aber damit ist es ihnen Ernst..... 388
Die Wilden Kerle (2003) Reg. Joachim Masannek. SamFilm.
Die Wilden Kerle 2 – Alles ist gut, solange du wild bist! (2005).
Die Wilden Kerle 3 – Die Attacke der biestigen Biester! (2006).
Die Wilden Kerle 4 – Angriff der Silberlichten (2007).
Die Wilden Kerle 5 – Hinter dem Horizont (2008).

Rezensionen zum Thema ‚Feminism revisited'

Antonia Ingelfinger
Eklig-schöne Untiefen des Körpers 395
Charlotte Roche (2008) Feuchtgebiete.

Stephanie Bethmann
Männer sind von der Erde – Frauen auch!
Eine feministische Antwort auf den Boom der Geschlechterklischees .. 397
Mirja Stöcker (2007) Hg. Das F-Wort. Feminismus ist sexy.

Rezensionen zum Thema ‚Dimensionen von Gender Studies'

Irmtraud Hnilica
Gender Studies, leicht gemacht! 403
Schößler, Franziska (2008) Einführung in die Gender Studies.

Wera Morawietz
Die autonome Szene als Vorbild für die Verbindung
von feministischen Theorien und politischer Praxis 404
Melanie Groß (2008) Geschlecht und Widerstand. post.. | queer .. | linksradikal..

Rezensionen zum Thema ‚Elternschaft'

Diana Baumgarten
Deutsche Väterforschung im Überblick 411
Tanja Mühling/ Harald Rost (2007) Hg. Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung.

Greta Olson
Das Honorieren der Lust, Mutter zu sein 414
Daphne de Marneffe (2007) Die Lust, Mutter zu sein. Liebe, Kinder, Glück.

Christina Schoch
Mutter-Natur 417
Christine Brinck (2007) Mütterkriege. Werden unsere Kinder verstaatlicht?

Christina Schoch
Vereinbarungen zur Vereinbarkeit – Möglichkeiten gelebter
Gleichberechtigung von Elternschaft und Erwerbstätigkeit 420
Anneli Rüling (2007) Jenseits der Traditionalisierungsfallen. Wie Eltern sich Familien- und Erwerbsarbeit teilen.

Weitere Rezensionen zu Themen der zurückliegenden Bände:
‚Männer und Geschlecht' – ‚Erinnern und Geschlecht' – ‚Screening Gender'

Katja Reimann
„Neue alte Fragen" – Männlichkeit und feministische Forschung..... 425
Mechthild Bereswill/ Michael Meuser/ Sylka Scholz (2007) Hg.
Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit.

Britta Voß
Das „ewig Weibliche" der Erinnerungen –
Gedenkkulturen und Geschlecht..... 428
Paletschek, Sylvia/ Sylvia Schraut (2008) Hg. The Gender of Memory.
Cultures of Remembrance in Nineteenth- and Twentieth-Century Europe.

Tina-Karen Pusse
Let's Do It Again…and again…and again. 430
Katrin Oltmann (2007) Remake/Premake.
Hollywoods romantische Komödien und ihre Gender-Diskurse, 1930-1960.

Weitere Rezensionen zum Thema ‚Gender'

Stephanie Bethmann
„We are just out with the lads, aren't we? Equal." –
Doing und Undoing Gender im Wandel britischer Trinkkultur..... 435
Maren Haag (2007) Binge drinking als soziale Inszenierung.
Zur vergeschlechtlichten Bedeutung exzessiven Alkoholkonsums.

Sonja Mönkedieck
Was ist, wenn auch meine schlechten Eigenschaften
arbeiten möchten? 437
Renate Lorenz/ Brigitta Kuster (2007) Hg. sexuell arbeiten:
eine queere perspektive auf arbeit und prekäres leben.

Eva Voß
Gender Mainstreaming zwischen Theorie und Praxis 440
Schmitt, Katja (2005) Gender Mainstreaming im Spannungsfeld zwischen
Theorie und Praxis. Grundlagen, Ziele, Diskussion.
Wöhl, Stefanie (2007) Mainstreaming Gender?
Widersprüche europäischer und nationalstaatlicher Geschlechterpolitik
Floeter-van Wijk, Sonja W. (2007) The Gender Balanced Scorecard.
A Management Tool to Achieve Gender Mainstreaming in Organisational
Culture.
Doblhofer, Doris/Küng, Zita (2008) Gender Mainstreaming – das Praxisbuch.
Gleichstellungsmanagement als Erfolgsfaktor.

Rezensionen zum Thema ‚Jenseits von Gender Studies'

Meike Penkwitt
Eine ‚eigene' Schweizer Literaturgeschichte 449
Peter Rusterholz/Andreas Solbach (2007) Hg. Schweizer Literaturgeschichte.

Christina Schoch
Generationenübergreifendes Zusammenleben und -arbeiten 452
Ursula von der Leyen (2008) Hg. Füreinander da sein. Miteinander Handeln.

Tina-Karen Pusse
Der Krieg als pervertierter ‚Karneval' 455
Anne D. Peiter (2007) Komik und Gewalt. Zur literarischen Verarbeitung der beiden Weltkriege und der Shoah.

Ankündigungen

Interdisziplinäre Fach- und Jubiläumstagung
„Gendered Bodies in Motion" 461

Rückblick/ Vorschau

Veranstaltungsreihe „Freiburger GeschlechterStudien"
im Wintersemester 2008/2009 und Sommersemester 2009
Geschlechtersport – Sportgeschlechter 467

AutorInnen 493

Übersicht über die bisher erschienenen Titel 517

Vorwort

Zum zweiten Mal in kurzer Folge präsentiert sich unsere Zeitschrift in Verbindung mit einem Jubiläum: Feierten wir 2007 die Herausgabe des 20. Bands der *Freiburger Frauenstudien*, so erscheint die hiermit vorliegende Ausgabe 22 der *Freiburger GeschlechterStudien* pünktlich zum 10. Jubiläum des *ZAG*, dem *Freiburger Zentrum für Anthropologie und Gender Studies*. Das Programm unserer Jubiläumsveranstaltung finden Sie auf den Seiten 461bis 464.

Den Namen *Freiburger GeschlechterStudien* führt die Zeitschrift seit Ausgabe 21 (Titel: „Männer und Geschlecht"). Mit Anbruch der neuen Dekade haben wir zudem das Erscheinungsbild modernisiert. Das neue Layout hat uns zahlreiche positive Rückmeldungen eingebracht. Auch die Farbe des letzten Bandes (ein leuchtendes Pink) sowie der Inhalt kamen besonders gut an. Für das Feedback möchten wir uns bei Ihnen ganz herzlich bedanken.

Die Aufsätze der vorliegenden Ausgabe gehen überwiegend auf Vorträge zurück, die zwischen Oktober 2007 und Juni 2008 im Rahmen der Veranstaltungsreihe „Kindheit – Jugend – Sozialisation" gehalten wurden. Erfreulicherweise kann der Band sehr zeitnah im Anschluss an die gleichnamige Reihe erscheinen.

Hinzugekommen ist ein Aufsatz der beiden Skandinavistinnen Svenja Blume und Angelika Nix zur Kinder- und Jugendliteratur und den ‚Age Studies'. Karin Flaake widmet sich in ihrem Aufsatz einem anderen Thema als im Rahmen ihres Vortrages.

Das Symposium der Veranstaltungsreihe „Kindheit – Jugend – Sozialisation" war wieder außerordentlich gut besucht. Sein Titel: „Plädoyer für eine Reintegration von Sozialisationstheorien in die aktuellen Gender Studies". Ein detailliertes Protokoll dieser Veranstaltung stellen wir diesmal – anders als bei der letzten Veranstaltungsreihe und Ausgabe „Männer und Geschlecht" – nicht zur Verfügung. Dafür werden Ergebnisse der Diskussion in der Einleitung des vorliegenden Bandes zitiert und referiert.

Obligatorisch für unsere Zeitschrift ist die Veröffentlichung von Rezensionen. Diesmal widmen sich viele dem Thema des Bandes. Einige wurden von Teilnehmerinnen im Rahmen des Begleitseminars zur Veranstaltungsreihe „Kindheit – Jugend – Sozialisation" verfasst, worüber wir uns besonders freuen.

Passend zum Schwerpunktthema führen wir im Rezensionsteil außerdem eine neue Rubrik ein, die wir auch in Zukunft fortführen möchten: Eine Reihe von Rezensionen widmet sich Kinder- und Jugendbüchern – natürlich unter einer dezidiert gendersensiblen Perspektive.

In der Rezensionsrubrik „Feminism revisited" präsentieren wir Ihnen eine Rezension der ‚Ekel-Expertin' Antonia Ingelfinger. Die Freiburger Kunsthistorikerin beschäftigt sich in ihrem mittlerweile beinahe abgeschlossenen Promotionsprojekt mit den „Disgust Pictures" von Cindy Sherman. Auf ihre Rezension

des aktuellen Bestsellers *Feuchtgebiete* von Charlotte Roche möchten wir Sie ganz besonders hinweisen.

Die aktuelle Veranstaltungsreihe der *Freiburger GeschlechterStudien* beschäftigt sich mit dem Thema ‚Sport und Geschlecht' und trägt den Titel „Geschlechtersport – Sportgeschlechter". Eine Übersicht zu den Veranstaltungen sowie Abstracts zu den einzelnen Vorträgen und Kurzlebensläufe der Vortragenden finden Sie auf den Seiten 467 bis 490. Die gleichnamige Ausgabe unserer Zeitschrift wird im Herbst 2009 erscheinen.

Im Freiburger ‚Drei-Rektoren-Jahr' dürfen wir uns an dieser Stelle gleich bei drei Rektoren für die Unterstützung der Veranstaltungsreihe und der Zeitschrift *Freiburger GeschlechterStudien* bedanken, insbesondere auch für die Übernahme der Druckkosten für den vorliegenden Band: Bei Herrn Prof. Dr. Wolfgang Jäger, Herrn Prof. Dr. Andreas Voßkuhle und Prof. Dr. Hans-Jochen Schiewer. Darüber hinaus gilt unser Dank in erster Linie den zahlreichen AutorInnen sowie den Redakteurinnen und dem Layout-Team. Ganz besonders bedanken möchten wir uns auch bei Prof. Dr. Eva Manske, der Direktorin des Carl-Schurz-Hauses, die uns über viele Jahre hinweg nicht nur finanziell sondern auch ideell unterstützt hat. Dieser Dank ist leider mit einem zumindest partiellen Abschied verbunden: Frau Manske zieht sich im Herbst 2008 in den Ruhestand zurück – und wir freuen uns auf die Zusammenarbeit mit ihrer Nachfolgerin, Dr. Christine Gerhard.

Meike Penkwitt Freiburg im September 2008

Mona Hanafi El Siofi/ Sven Kommer/ Meike Penkwitt

Kindheit, Jugend, Sozialisation

Ellen kam allmählich zu dem Schluß, es läge alles nur daran, daß sie ein Mädchen war; das bekam sie ja unzählige Male zu hören: Kleine Mädchen dürfen nicht so wild sein – kleine Mädchen klettern nicht auf Bäume – kleine Mädchen müssen ihre Kleider schonen – diese verwünschten rosa und weißen Kleider, die sie zu Tisch anbekam und die immer gleich zerrissen oder schmutzig waren. Manchmal klagte sie dann verzweifelt dem Mädchen ihr Leid: „Wenn ich doch nur ein Junge wäre!" Und Lise tröstete sie: „Warte nur, bis du sechs Jahre alt bist, dann wirst du einer."

Gräfin zu Reventlov 1903, 18

Für Kinder ist die Erkenntnis, selbst weiblichen oder männlichen Geschlechts zu sein, keine einmalige Einsicht, sondern ein Prozeß. Im Verlaufe dieser Entwicklung müssen die „verborgenen", von Erwachsenen gerade nicht bewußt vermittelten Signale und Zeichen für Geschlechtszugehörigkeit angeeignet werden. Die Aneignung der Geschlechtlichkeit ist der Versuch, einen Code zu entschlüsseln, der nicht ausdrücklich thematisiert werden darf, und der in nichts „übersetzt" werden kann, weil nur innerhalb dieses Codes Identitäten existieren. Allein die gelungene Verständigung und Selbstdarstellung innerhalb des Codes erlaubt die Gewißheit, man habe ihn verstanden, entschlüsselt: Dann ist er aber nicht mehr entschlüsselbar, weil er von einem selbst gelebt wird. Das, was in der Erziehung bewußt thematisiert wird, sind Verhaltensregeln, die unter der Voraussetzung eindeutig geklärter Geschlechtszugehörigkeit geltend gemacht (oder außer Kraft gesetzt) werden können.

Carol Hagemann-White 1988, 233

Ellen, die Protagonistin aus Franziska zu Reventlovs 1903 erschienenem Roman *Ellen Olestjerne* verwünscht ihre rosa und weißen Kleidchen – und hofft nach den falschen Vertröstungen ihres Kindermädchens nun inständig darauf, an ihrem sechsten Geburtstag als Junge aufzuwachen. Sie rebelliert gegen die mit ihrer Einordnung als Mädchen verbundenen Appelle und Anforderungen.

Nicht wenige der heutigen Mädchen – im Kindergartenalter, aber auch darüber hinaus – scheinen ganz im Gegensatz zu dieser frühen fiktionalen Schwester (einem *alter ego* der Autorin zu Reventlov) freiwillig, ja geradezu begeistert auf die Farbe Rosa ‚abzufahren', was sich in einer breiten Palette rosa- und pinkfarbener Produkte niederschlägt. Genannt seien hier etwa „Barbie", „Baby Born", „Lillifee", „Lillebi" oder auch die Mädchen-Serien bei „Lego", „Playmobil" usw.[1] „In der empirischen Realität zeigt sich, dass Kinder ein starkes Interesse daran haben, sich das Geschlechterverhältnis und die damit verbundenen Verhaltensweisen von Männlichkeit/Weiblichkeit anzueignen (…)." (Popp 1999, 61).

Vor dem Hintergrund der diversen Gender-Diskurse und je nach eigener Positionierung sind verschiedene Leseweisen einer solchen Beobachtung möglich:

- Möglicherweise handelt es sich – entgegen allen Ent-Essentialisierungen – um eine notwendige Durchgangsphase im Sinne entwicklungspsychologischer Modelle, in der die Kinder im Sinne einer ‚Reduktion von Komplexität' zunächst einmal eine Über-Vereindeutigung betreiben. (So manche Eltern sehen bzw. erhoffen das so.)
- Eine andere Erklärung wäre, dass die Kinder unter den Bedingungen einer ‚veränderten Kindheit', zunehmender Individualisierung und der Dominanz ge- und verbastelter Lebensläufe und Rollenbilder ganz im Sinne von Beck (1986) Sicherheit in neuen Standardisierungen suchen.
- In Anlehnung an Studien zu Genderbildern in den Medien (z.B. Schmerl 1992) handelt es sich hier eventuell auch um das Produkt einer längst auf globale Absatzoptimierung orientierten kommerziellen Kinderkultur, die mit der zunehmenden Mediatisierung der Kinderzimmer nochmals an Durchschlagskraft gewinnt.
- Nicht zuletzt könnte aber auch die These von der ungebrochenen hegemonialen Kraft der Heteronormativität (erneut) ins Spiel gebracht werden. – Eine Erklärung, die den Reflexionshorizont der meisten Eltern (und nicht weniger ErzieherInnen) noch nicht erreicht hat.
- Weitere Varianten sind möglich, diskursive Konflikte wahrscheinlich.

Letztendlich rekurrieren alle diese Leseweisen aber immer auf – wie auch immer theoretisch fundierte – Sozialisationsprozesse. Dies führt uns zu dem Titel dieses Bandes: Kindheit, Jugend, Sozialisation. Während die Begriffe ‚Kindheit' und ‚Jugend' zunächst einmal Lebensphasen benennen – dass die Annahme der Existenz einer ‚Kindheit' oder ‚Jugend' nicht voraussetzungslos ist, zeigen u.a. die Texte von Schweizer, sowie von Nix/ Blume (im vorliegenden Band) – bezieht sich ‚Sozialisation' explizit auf ein theoretisches Konzept, dessen frühe Ausformulierung am Beginn des 20. Jahrhunderts vor allem auf Durkheim zurückgeht. Im Gender-Kontext stellt das Konzept ‚Sozialisation' dann in der Formierungsphase der ‚Frauenforschung' in den 1970er-Jahren das zentrale Paradigma dar, erlaubte es doch eine Grundierung jenseits biologistischer Modelle.

Bevor die inzwischen längst hochgradig ausdifferenzierte, von vielfältigen Leseweisen und unterschiedlichen Positionierungen geprägte Debatte um das Konstrukt ‚Sozialisation' im Folgenden in den Blick genommen wird, erscheint es – auch ob der Frage, ob ‚Sozialisation' unter den aktuellen Bedingungen überhaupt noch ein tragfähiges Modell darstellt – hilfreich, noch einmal daran zu erinnern, was der Ausgangspunkt der Debatte war. Dabei ist zu rekapitulieren, gegen welche anderen Diskurse und Annahmen ‚Sozialisation' ursprünglich einmal in Stellung gebracht wurde. Carol Hagemann-White hat im Rahmen des Freiburger Symposiums (s.u.) hier einige wichtige Hinweise geliefert, wenn sie rückblickend unter anderem daran erinnert, dass die Frage, warum nicht wenige Menschen letztendlich in ihre benachteiligten Lebenslagen einwilligen (statt – so ist zu ergänzen – ‚das System' hinwegzufegen) für ihre Generation eine zentrale Irritation darstellte, die mittels Sozialisationstheorie(n) bearbeitbar erschien.

Ebenfalls vor allem in den 1970er-Jahren kommen der Hinwendung zur ‚Sozialisation' aber noch weitere Funktionen zu: Nicht nur konnte damit – insbesondere im Kontext pädagogischer Diskurse – die ‚alte' und spätestens nach 1945 hochgradig problematische Diskussion um ‚Bildung' auf neue Füße gestellt werden (z.B. Baacke 1973). Entscheidender ist Folgendes: Ausgehend von der Analyse der gesellschaftlichen Einflüsse auf Individuen konnte eine Abwehrfront sowohl gegen traditionelle Modelle der Genetik (hier oftmals noch ‚Vererbungslehre') mit ihren Determinismen wie auch gegen die als allzu monokausal empfundenen Konzepte einer von behavioristischem Gedankengut durchtränkten Entwicklungspsychologie aufgebaut werden. Nur so war die Einführung eines Subjekt-Begriffs möglich (vgl. Geulen 2002), der eine Eigenwilligkeit gegenüber einem biologistischen Schicksal mit seiner Unentrinnbarkeit wie auch gegenüber einer durch ‚operationelles Konditionieren' ausgeübten weitreichenden Fremdbestimmung behauptet.

Nicht zuletzt ist erst mit der Hinwendung zum Sozialisationsparadigma die unhintergehbare Voraussetzung geschaffen, um Geschlecht als gesellschaftliche Konstruktion zu denken.

Weitere Leistungen einer ‚soziologischen Sozialisationstheorie' könnten hier angeführt werden. Es erscheint mehr als fragwürdig, ob die in der jüngeren Vergangenheit (möglicherweise auch ob einer modischen Neuigkeitsvolte) postulierte Abschaffung oder Überholung des Sozialisationskonzepts eine inhaltlich wie strategisch sinnvolle Orientierung des Diskurses darstellt. Dies gilt insbesondere aufgrund der Tatsache, dass in den letzten Jahren biologistische Modelle (insbesondere aus dem Feld der diversen ‚Neuro-Sciences') die Erkenntnisse der Sozialisationsforschung massiv und grundsätzlich in Frage stellen – und entgegen aktueller Befunde der Genetik (Bahnsen 2008) einfach-kausale, auf die vollständige Entmächtigung des Subjekts zielende Essentialismen erfolgreich popularisieren.

Die Anfänge: Geschlechtstypische Sozialisation?

Das Konzept ‚geschlechtsspezifische oder auch -typische Sozialisation' wurde in den Anfängen der ‚Neuen Frauenbewegung' in den 1970er-Jahren heiß diskutiert und war ein bei der Entstehung der universitären Frauenforschung zentrales Paradigma. Zentral am Konzept Sozialisation war eine Infragestellung des biologischen oder auch anatomischen Schicksals. Die traditionelle ‚Weiblichkeit' wurde nicht mehr, wie es bis dahin üblich war – und es in weiten Kreisen der Bevölkerung auch heute noch ist – als angeboren oder auch natürlich verstanden, sondern als etwas Kulturelles, das durch Erziehung, vor allem aber auch durch die typische Konstellation im Kontext der traditionellen Kleinfamilie hervorgebracht wird. Wichtig war, dass ‚Geschlecht' damit zu etwas wurde, das man verändern kann. Und dieser Veränderungsanspruch war mit dem Konzept ‚Sozialisation' auf das Engste gekoppelt.

Einen wichtigen Bezugspunkt in der Diskussion stellte Simone de Beauvoirs schon bald zur Bibel des Feminismus avancierte Streitschrift *Das andere Geschlecht dar*, das bereits 1949 auf Französisch und 1951 dann auch auf Deutsch erschienen war. Seine Kernthese lässt sich mit dem berühmten und oft zitierten Satz, „Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es." (Beauvoir 1949, deutsch 1951, 265)[2] zusammenfassen. In Deutschland wurde im außeruniversitären Bereich vor allem das Bestseller-Taschenbuch *Wir werden nicht als Mädchen geboren, wir werden dazu gemacht. Zur frühkindlichen Erziehung in unserer Gesellschaft* (1977) von Ursula Scheu rezipiert, das über Jahrzehnte sowohl für die Gleichstellungspolitik als auch im Rahmen der Mädchenarbeit prägend war. Scheu, Psychologin und Philosophin und lange im Berliner Frauenhaus tätig, beschreibt in ihrer im kämpferischen Duktus der 1970er-Jahre verfassten Streitschrift die Sozialisation zum Mädchen als „Dressur" oder auch als Beschädigung durch erzwungene Anpassung und Unterwerfung.

Ein Zitat aus der Einleitung des oft als populärwissenschaftlich abqualifizierten Bandes soll die Stimmung veranschaulichen, in der die Debatte um Sozialisation damals geführt wurde:

> Wir werden nicht als Mädchen (oder Jungen) geboren, wir werden dazu gemacht! Was das heißt? Es heißt, daß Kinder vom ersten Tag an systematisch in eine Geschlechtsrolle gedrängt und zu Wesen deformiert werden, die wir „weiblich" oder „männlich" nennen. Dieser Prozeß engt beide ein. Das Mädchen aber wird noch stärker als der Junge in seinen potentiellen Fähigkeiten beschränkt, in seiner Autonomie gebrochen und real benachteiligt. (...) Die für ursprünglich gehaltenen weiblichen Eigenschaften wie Mütterlichkeit, Emotionalität, soziales Interesse und Passivität sind nicht etwa natürlich weiblich und angeboren, sondern kulturell anerzogen. Wie das durch direkte und indirekte Einflüsse in den ersten Lebenstagen, -monaten und -jahren geschieht, kann heute mit wissenschaftlicher Präzision in jeder Stufe der Entwicklung aufgezeigt werden. (Ursula Scheu 1977, 7)

Gegenstand ihrer Darstellung, bei der sie auf eine Reihe von Analysen aus dem Bereich der Psychologie zurückgreift, die im Einzelnen mittlerweile als ‚widerlegt' gelten (Popp 1999) oder doch zumindest umstritten sind, sind beispielsweise die Interaktionen von Eltern und anderen Erwachsenen mit Säuglingen beim Stillen, bei der Köperpflege oder beim Spielen, die unterschiedlich ausfallen, je nachdem ob das Kind als Mädchen oder Junge angesehen wird. Dabei werde auch das Verhalten der Kinder entsprechend der Farbe der Bekleidung unterschiedlich interpretiert. Darüber hinaus geht Scheu ausführlich auf den geschlechtskonstitutiven Einfluss von Kleidern, Spielzeug und Medien ein.[3]

Die Anfänge der universitären feministischen Sozialisationsdiskussion waren dagegen in erster Linie psychoanalytisch geprägt. Zentral waren die amerikanischen Theoretikerinnen Nancy Chodorow und Dorothy Dinnerstein sowie auch die Französin Christiane Olivier. Psychoanalytische Theoreme aufgreifend, machen die genannten Autorinnen die ‚traditionelle' Arbeitsteilung und Familienkonstellation, in der die Mutter die erste Bezugsperson darstellt und der Vater zumeist abwesend ist, für die Persistenz psychischer Geschlechterdifferenzen verantwortlich. Frausein oder auch ‚Weiblichkeit' wurde dabei nicht mehr über das Mutter-, sondern in erster Linie über das Tochtersein, d.h. die spezifische Situation im ödipal geprägten Familienkontext charakterisiert. Denn: Alle Frauen sind Töchter. Es werden jedoch nicht alle ihrerseits auch wiederum Mütter. Darüber hinaus nimmt die Erziehung von Kindern nur eine kurze Phase des Lebenslaufes ein.

Das als feministischer Klassiker geltende, von Nancy Chodorow verfasste und stark marxistisch geprägte Buch *Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter* (1978, deutsch 1985) gilt als eines der 20 bekanntesten soziologischen Bücher. Wie der amerikanische Titel *The Reproduction of Mothering* – im Gegensatz zum deutschen Titel – bereits deutlich macht, erklärt es die Reproduktion von Frauen als Mütter oder auch deren Bereitschaft, die Tätigkeit des ‚Mutterns' zu übernehmen, da es ansonsten, wie Chodorow deutlich macht, spätestens nach Ende der Stillzeit keinen Grund mehr dafür gebe, dass die Kinderbetreuung in erster Linie von Frauen übernommen werden müsse: Die Ursache für die Bereitwilligkeit, mit der Frauen die Kinderversorgung übernehmen, sieht Chodorow in einer geschlechtsspezifischen Subjektkonstitution, die aus der – insbesondere in kapitalistischen Gesellschaften – vorherrschenden Familienkonstellation mit zumeist abwesenden Vätern resultierte. Die Rolle der primären Bezugsperson übernähmen dadurch zumeist die Mütter – sowohl für Jungen als auch für Mädchen. Während sich Jungen von der übermächtigen, aber ‚anderen' (weil gegengeschlechtlichen) primären Bezugsperson abgrenzten und sich dadurch vor allem am Ideal der Autonomie orientierten, identifizierten sich Mädchen mit der gleichgeschlechtlichen Mutter und dächten dadurch später stärker beziehungsorientiert. Da sie – erwachsen geworden – mit den vorwiegend auf Autonomie ausgerichteten Männern die mit der Mutter erfahrene Nähe nicht erleben könnten, versuchten sie diese Situation mit einem eigenen Kind wieder herzustellen. Das ‚Muttern' von Frauen reproduzierte sich so in der jeweils nachfolgenden Generation.

Der von Christiane Olivier etwa zeitgleich verfasste Band *Jokastes Kinder* (1980, deutsch 1989) knüpft im Gegensatz zu den Ausführungen Chodorows lediglich vermittelt über die französischen PsychoanalytikerInnen Jacques Lacan, Hélène Cixous und Luce Irigaray, deren Denken ihre Ausführungen prägt, an die Ausführungen Sigmund Freuds an. Ihr Fokus liegt auf der Abwesenheit des Vaters, dem es eigentlich ‚zukäme' das kleine Mädchen zu ‚begehren'. Dass dieses gegengeschlechtliche Begehren des Vaters dem kleinen Mädchen nicht im ausreichenden Maße zuteil wird, produziere in der heranwachsenden Frau einen Mangel, der auch noch die Erwachsene grundlegend präge, sodass diese ständig nach männlichen Bewunderern suchen müsse.

Dorothy Dinnerstein, ebenfalls Psychoanalytikerin, fokussiert vor allem darauf, dass die Mutter für das kleine Kind die Person sei, mit der dieses erste Lusterfahrungen sowie erste kindliche Frustrationen erlebe. Dadurch werde sie für das Kind zur Projektionsfläche widersprüchlicher Emotionen. Diese ambivalenten frühkindlichen Gefühle führten bei erwachsenen Männern und Frauen zu einem Nebeneinander idealisierender und negativer Emotionen, die sich aber nun auf Frauen generell beziehen. Einen weiteren für die Persistenz des „Arrangement der Geschlechter" entscheidenden Aspekt sieht Dinnerstein darin, dass das kleine Kind die Mutter als ein Wesen mit geradezu absoluter Macht erlebt: Um sich dieser Übermacht zu entziehen, seien nicht nur Männer, sondern auch Frauen dazu bereit, sich der männlichen Autorität zu unterwerfen.

Die Rolle von gleichgeschlechtlichem Begehren im Kontext Familie, der bei den eben genannten Theoretikerinnen nicht Gegenstand wird, sowie die fatalen Auswirkungen der Heteronormativität, thematisiert die ebenfalls psychoanalytisch argumentierende Oldenburger Soziologin Karin Flaake: Die heteronormative Ordnung, so Flaake, unterbinde das gleichgeschlechtliche Begehren zwischen Mutter und Tochter, indem sie dieses tabuisiere. So entstünde im heranwachsenden Mädchen ein Gefühl des Mangels, das später kein Mann mehr auszugleichen vermöge (2000).

Gemeinsam ist den eben referierten Theoretikerinnen das Plädoyer für eine stärkere Einbindung von Männern in die frühe Kinderbetreuung sowohl im familialen als auch im professionellen Kontext in Krippen, Kindergärten und Grundschulen: Nur eine solche, so folgern sie aus ihren Überlegungen, würde die gesamtgesellschaftliche Situation verändern. Sie wäre für eine Auflösung geschlechterdifferenten Verhaltens entscheidend und würde nicht zuletzt einem misogynen Frauenbild entgegenwirken.

Carol Hagemann-White (1984) wendet sich gegen die simple Linearität einer geschlechtsspezifischen Sozialisation, durch die Individuen quasi zielgerichtet in die Gesellschaft eingepasst werden – dem zentralen Thema zur Gesellschaftskritik in der Frauenbewegung der 1970er-Jahre. Die von Hagemann-White gesichteten Forschungen zu u.a. geschlechtstypischen Leistungen im mathematischen und räumlichen Bereich haben erbracht, dass zum einen die Variation innerhalb der Geschlechtergruppen erheblich größer ist als zwischen ihnen und sich zum anderen Unterschiede, die sich zwischen den Geschlechtergruppen in der Kindheit zunächst kaum nachweisen lassen, in nennenswerter Form erst

ab der Pubertät ergeben, sprich: sich die Mädchen dann im Vergleich zu den Jungen verschlechtern. Daraus lässt sich für Hagemann-White folgern, dass die Ursache dessen weder biologisch-‚natürlicher' noch rein sozialisatorischer Art ist, sondern vor allem auch das Ergebnis der Interaktion individuell-biographischer Lebenszufälle wie etwa Schichtzugehörigkeit u.Ä. mit *angeeigneten* sozialen Strukturen. In ihrer Theorie des „sozialen Systems der Zweigeschlechtlichkeit" geht Hagemann-White davon aus, dass den materiellen Körpern jeweils bestimmte Eigenschaften als ‚weiblich' bzw. ‚männlich' zugeschrieben werden, die normativ gelten. Das generiert die Erwartungshaltung, dass sich Mädchen und Jungen unterschiedlich entwickeln ‚müssen'. Demnach ist es für Erwachsene im Umgang mit Kindern sehr bedeutsam zu wissen, welches Geschlecht diese haben, damit sie ihr Verhalten entsprechend ihres ‚Wissens' orientieren und umgekehrt auch das Verhalten des Kindes zuordnen können – so dass etwa gleiches Verhalten unterschiedlich interpretiert wird. Zwar internalisieren Mädchen im Lauf der Zeit die für sie geltenden sozialen Stereotypen, die dann beispielsweise eben ihr Selbstwertgefühl absenken und ab der Pubertät zu den o.g. schlechteren Leistungen führen, dennoch ist weibliches Verhalten nicht einfach im Rahmen der ihnen unterstellten Dispositionen determiniert: Sozialisation vermittelt Frauen eine Fülle von Verhaltensmöglichkeiten. „weiblich" verhalten sie sich nur situativ und „unter dem Eindruck der von anderen gesetzten Notwendigkeiten" (101) – denn andernfalls könnte eine Sozialarbeiterin etwa den beruflichen Alltag mit ihren KlientInnen nicht meistern, besäße sie zuviel an ‚weiblichem' Einfühlungsvermögen. Nichtsdestotrotz und obschon Frauen heute durchaus erweiterte Handlungsfelder bzw. -chancen haben, sind ihre Lebensperspektiven durch das binäre Geschlechtersystem eingeschränkt, das sie zwingt, sich im Rahmen der Stereotypen zu arrangieren, möchten sie nicht die entsprechenden sozialen Konsequenzen und Risiken dafür tragen, beispielsweise als ‚unweiblich' zu gelten, entscheiden sie sich für eine berufliche Karriere. Durch diese Konfliktlagen wird auch auf emotionaler Ebene bei Frauen häufig eine „Ideologie des freiwilligen Verzichts" erzeugt, die den gesellschaftlichen Machtverhältnissen entspricht. Sie ziehen es ‚auf eigenen Wunsch hin' vor, sich den Stereotypen anzupassen, obwohl sie wissen, dass sie männlichen Leistungen eigentlich in nichts nachstehen. Oder sie nutzen die Polarisierung der Geschlechter als „entlastende Hilfskonstruktion", um Verantwortung abzugeben: Zum Glück gibt es ein paar Dinge, „die sie nicht auch noch zu können brauchen" (103). Müssen Frauen doch davon ausgehen, dass Männer ihnen in ihren ‚weiblichen' Arbeitsbereichen (beispielsweise Haushalt) wohl kaum etwas abnehmen werden.

Die Fortführung: Weibliche Subjektivität?

Vor allem die Ausführungen Chodorows nahmen eine Reihe späterer gendersensibler Autorinnen in den unterschiedlichsten Disziplinen auf. Sie rezipierten dabei oftmals in erster Linie Chodorows Hypothese einer typisch weiblichen Subjektkonstitution, die sich im Gegensatz zur männlichen nicht durch Abgrenzung definiere. Stattdessen ist für diese ein Sich-in-Beziehungen-Denken, eine besondere ‚weibliche' Beziehungsfähigkeit, charakteristisch. So bezieht sich beispielsweise die Entwicklungspsychologin Carol Gilligan, deren Buch *Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau* (1982, deutsch 1984) am Anfang der Debatte um die Frage nach einer ‚weiblichen Moral' steht, auf die Ausführungen Chodorows. Und auch die Biologin Evelyne Fox-Keller (1986, deutsch 1998) knüpfte bei ihrer Kritik am Objektivitätsbegriff moderner Wissenschaften an Chodorow an: Sie stellt frappierende Übereinstimmungen zwischen den Normen moderner Wissenschaft und der männlichen, an Distanz und Autonomie ausgerichteten Subjektivität fest. Im politikwissenschaftlichen Rahmen plädiert u.a. Holland-Cunz (1998) für mehr ‚weibliche' Bindungsorientierung – gerade auch im öffentlichen und politischen Raum.

In den unterschiedlichen Fachbereichen wurde – mitunter zeitversetzt – im Rahmen einer durchaus berechtigten Kritik am androzentristischen Weltbild nach einer im besten Fall genuin ‚weiblichen Perspektive' gesucht. Es ging dabei um die Entlarvung des männlichen Bias der nur vermeintlich objektiven und (nicht nur geschlechts-)neutralen Wissenschaft. Der Versuch, der kritisierten männlichen Perspektive eine weibliche entgegenzusetzen, führte dabei jedoch zu einer erneuten ‚Naturalisierung'. Die in gewissem Maße durchaus konstruktivistische und auf Subversion ausgerichtete Position Chodorows wurde dabei‚essentialisiert' und letztendlich affirmativ gewendet.

Ruth Grossmann bringt das Phänomen prägnant und etwas polemisch auf den Punkt: Die Argumentation Chodorows sei in den unterschiedlichsten Kontexten als Subjekttheorie eingefügt worden wo Subjektivität als weibliche oder männliche (1989) begründet werden sollte.

Diese oft sehr selektive Rezeption führte dazu, dass der Name Chodorow und mit ihm die gesamte feministische Sozialisationsdebatte oft dem so genannten ‚Differenzfeminismus' zugeordnet wird. Die zentrale Zielsetzung des Abbaus der polaren Geschlechterordnung wird dabei allerdings übersehen.

Ende und Neubeginn: Kritik und Kritik der Kritik

Spätestens Anfang der 1990er-Jahre kam es zu einer zunehmenden Abkehr von sozialisationstheoretischen Erklärungsmustern: Im Rückblick wird insbesondere immer wieder das Fragwürdigwerden oder auch die Affirmativität des Konzepts eines spezifischen ‚weiblichen Arbeitsvermögens' als ein entscheidender Punkt angeführt (Maihofer 2002, Hagemann-White 2006). Ein weiterer Aspekt war die Kritik, dass die Annahme eines durch die geschlechtstypische ‚weibliche Sozialisation' hervorgebrachten sozialen (weiblichen) Geschlechtscharakters Frau-

en nicht minder festschreibe, als dies bisher durch die Annahme biologischer Dispositionen geschehen sei. Bereits die Frage nach einer geschlechtstypischen Sozialisation akzeptiere dabei bereits eine Dichotomie als solche, reifiziere diese (Gildemeister/ Wetterer 1992), indem sie die Unterscheidung ‚männlich/weiblich' zum nicht weiter diskussionsbedürftigen Ausgangspunkt einer Analyse mache.

Die Abkehr vom Konzept ‚Sozialisation' lässt sich vielleicht als eine Interessenverschiebung verstehen. Ging es bisher darum, erstens deutlich zu machen, dass die vermeintlich offensichtlichen Unterschiede nicht biologisch begründet sind, und zweitens die Bereitschaft zu erklären, mit der die Betroffenen (in diesem Falle: Frauen) eine untergeordnete Position akzeptieren, so sollten nun Geschlechterklischees infrage gestellt werden. Das Theorem der Konstruktion und die Strategie der Dekonstruktion trat so (vor allem unter Bezugnahme auf Butler und Derrida) an die Stelle der Diskussion von Sozialisationsprozessen. Relevant war nun vor allem die Frage nach den (machtdurchtränkten) Diskursen. Auch eine Reihe von Begriffen, die oft im Zusammenhang mit dem Konzept Sozialisation verwendet werden, gerieten in Misskredit, vor allem die beiden Begriffe ‚Subjekt' und ‚Identität'.

Das Problem einer Konzentration auf Sozialisation als Ursache für Geschlechterdifferenz war u.a. für Hagemann-White (2006), dass diese letztlich nur auf quasi schicksalhafte Erziehungs- und Entwicklungsfragen verwies, die einen scheinbar homogenen Geschlechtscharakter erzeugten, und die Benachteiligung von Frauen durch *strukturelle Zwänge* der patriarchalen Gesellschaft überging: In der pädagogischen Praxis fand der ‚gut gemeinte' Versuch statt, eine Gleichwertigkeit der durch spezifische Sozialisation hervorgerufenen Geschlechtsunterschiede anzubahnen, „deren Stärken aufgegriffen und deren Schwächen überwunden werden" (74) sollten; im Bereich Beschäftigung behielt man die Annahme bei, weibliche Arbeitskraft sei qualitativ anders, Frauen hätten aufgrund ihrer Sozialisation für bestimmte Berufsfelder, v.a. Fürsorge und Pflege, eine bessere Eignung. Insofern distanzierte sich Hagemann-White wie viele andere feministische Theoretikerinnen schließlich generell vom Sozialisationskonzept; Kern ihres Einwands war, dass es das hierarchische Zweigeschlechterverhältnis, das ja auch ihr unhinterfragter Ausgangspunkt war, zwar nicht mehr biologistisch, aber eben sozialisationstheoretisch reproduzierte. Daher wendete sie sich eher machttheoretischen Fragen und der interaktiven sozialen Konstruktion von Geschlecht, Geschlechterverhältnissen und -differenzen, dem *doing gender*, zu.

Die rezenten Diskurse um Individualisierung, die implizieren, alle Verantwortung für den eigenen Lebensverlauf liege bei den Einzelnen selbst, blenden, nach Hagemann-White (2006), gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse ebenfalls aus. Zugleich werden durch die Polemisierung des „demokratischen Prinzips universeller Inklusion", in welchem Männer und Frauen heute ‚selbstverständlich' jegliche gesellschaftliche Rolle übernehmen könnten, die sozialen Geschlechterkategorien de-thematisiert und damit die Asymmetrie

der Geschlechterverhältnisse verschleiert, die, ungeachtet aller gesetzlichen Veränderungen, nachweislich weiter besteht: Das Selbstwertgefühl von Frauen sinkt mit Einsetzen der Pubertät noch immer, und nach wie vor unterliegen die Berufsfelder einer weitgehenden Geschlechtersegregation. Das zwingt einerseits dazu, Ungleichbehandlungen anhand der biologischen Kategorien zu überprüfen, und andererseits gerät man schnell in den Verdacht, eine der beiden Geschlechtergruppen besonders fördern zu wollen. Um nun „das Soziale in die Auseinandersetzung um die Geschlechterfrage wieder hereinzuholen" (85), hält Hagemann-White die Reintegration der Sozialisationstheorie in die (de)konstruktivistischen Diskurse für fruchtbar, weil diese seit den 1990er-Jahren gewissermaßen in Ergänzung zu den Individualisierungsdiskursen die Eigenbeteiligung der Subjekte an der Herstellung von Geschlecht stark fokussieren. „Voraussetzung ist, dass das Werden und Handeln der Einzelnen auf der Folie gesellschaftlicher Anforderungen und durch die Geschlechterhierarchie gesetzter Einschränkungen interpretiert werden: „Doing gender" geschieht nicht aus freien Stücken. Ebenso gilt umgekehrt, dass die Verhältnisse vom Handeln der Individuen fortlaufend ausgestaltet werden müssen, um Bestand zu haben" (78).

Auch Angelika Wetterer (2003a) plädiert für eine „konstruktivistische Reformulierung sozialisationstheoretischer „essentials""(17) – Letzteres meint u.a. wohl die passive Entwicklung eines gleich bleibenden Geschlechtscharakters – in der gesellschaftliche Strukturzusammenhänge gleichgewichtig berücksichtigt und darüber hinaus auch biografische Perspektiven integriert werden. Das ist, wie bei Hagemann-White, ihrer Kritik an den Modernisierungsdiskursen geschuldet, die eine De-Institutionalisierung der Geschlechterverhältnisse und die Faktizität von Gleichberechtigung postulieren, deren Semantik in der Empirie nicht richtig greift: Hat beispielsweise der Frauenanteil in höher qualifizierten Berufsfeldern zwar zugenommen, wird die weiter bestehende Asymmetrie im geringen Anteil weiblicher Führungskräfte besonders offensichtlich. Daher bezeichnet Wetterer die fragwürdige Gleichberechtigungsnorm als „rhetorische Modernisierung" (2003b). Das Fortbestehen der Geschlechterdifferenz ist jedoch, wie bei Hagemann-White (1984) schon angedeutet wurde, *lebensalterabhängig*, was Wetterers Forderung, biografische Entwicklungen in die neuere Forschung einzubeziehen, begründet: Jugendliche beispielsweise haben heute bis zum Ende ihrer Schulausbildung eine noch in etwa gleiche Ausgangslage, sukzessive setzt aber mit der Einmündung in die Berufslaufbahn und schließlich mit der ersten Schwangerschaft eine „Re-Traditionalisierung und Re-Vergeschlechtlichung der Lebenslaufmuster junger Frauen und mittelbar auch junger Männer" (Wetterer 2003a, 14 f) ein. Hier ist allerdings unbedingt hervorzuheben, dass das *Selbstverständnis* der Frauen, ihr Leben nämlich nach ihren eigenen Wünschen und Vorstellungen frei gestalten zu können, sich im Vergleich zu dem ihrer Müttergeneration verändert hat; Letztere hielten sich selbst „dann noch als überwiegend familienorientiert, wenn sie längst ein Leben führten, das man heute als ‚doppelorientiert' bezeichnen würde" (15), sie also gleichzeitig auch berufstätig waren – das ist bei den jungen Frauen in aller Regel umgekehrt, sie empfinden

sich als berufsorientiert und schließen eine Familiengründung nicht aus. Zieht dieses Selbstverständnis der jüngeren Frauen mit den Thesen der Individualisierungsdiskurse gleich und erinnert an die „Ideologie des freiwilligen Verzichts" bei Hagemann-White (1984), ist das Resultat ihrer Lebensbiografie von der ihrer Mütter meist kaum zu unterscheiden.

> Möglich wird diese Kontinuität auf der Ebene der dominierenden Deutungsmuster, weil auch die Entscheidungen, die – von außen betrachtet – einem geschlechtstypischen Muster folgen, als Ergebnis einer individuellen und gemeinsam mit dem Partner ausgehandelten Wahl wahrgenommen werden. Nicht normative Vorgaben haben dazu geführt, (…) Sie selbst wollten es so und haben es so entschieden. (Wetterer 2003a:16)

Vor einem solchen Hintergrund sich selbst konstruierender Subjekte in historisch verfestigen Gesellschaftsstrukturen macht es also Sinn, die Frage der Verschränktheit von Individuum und Gesellschaft wieder genauer unter die Lupe zu nehmen.

Helga Bilden (2006) hält die Integration des Sozialisationskonzepts in neuere feministische Theorieansätze als *Perspektive* ebenfalls für nützlich, weil „sichtbar wird, dass und wie sich Individuen/Subjekte im Prozess ihres Lebens in einer historischen Gesellschaft und Kultur entwickeln und verändern, dabei dynamische innere Strukturen (Persönlichkeitsstrukturen) aufbauen und zum Teil mit der Zeit auch wieder verändern und gleichzeitig an der Reproduktion und Modifikation von Gesellschaft mitwirken" (47 f). Außerdem ermöglicht das Sozialisationskonzept, die biografischen Erfahrungen dieser Individuierungsprozesse zu reflektieren. Bilden betont dabei die Wichtigkeit, intersektionelle Verknüpfungen sozialer Subjektpositionen wie „Schicht, Geschlecht, Ethnizität, Sexualität, Religion, Alter, Behinderung usw. als Sozialisationsmatrix" (54) zu beleuchten, die durch die transnationalen Globalisierungsprozesse eine flexible Identitätskonstruktion herausfordern: Beispielsweise ist Geschlecht für ein Individuum mit einer anderen Hautfarbe oder Religion als die der Mehrheitsgesellschaft direkt oder indirekt mit anderen Bedeutungen und Auseinandersetzungen verknüpft. Globalisierung hat also einerseits erheblichen Einfluss auf Sozialisationsbedingungen genommen, stellt sie durch die Pluralisierung der Lebensstile, neue Ungleichheitsstrukturen und Verunsicherungen in sozialer und ökonomischer Hinsicht erhebliche Ansprüche an die Individuierung. Andererseits aber bleibt „die ‚Zuständigkeit' von Frauen für die unmittelbare Reproduktion (Hausarbeit, Kindererziehung, familiäre Alten- und Krankenpflege, in vielen Ländern Subsistenzwirtschaft) erhalten" (59). Angesichts dieser Komplexität und Widersprüchlichkeiten rezenter gesellschaftlicher Strukturbedingungen kann „*die Frage nach Sozialisation und Geschlecht nicht mehr isoliert*" (48, Hervorhebung im Text) gestellt werden, machen „pauschale Aussagen zur Veränderung von Geschlechterverhältnissen … keinen Sinn" (59), vor allem, wenn man den bisherigen Ethnozentrismus in der Forschung nicht beibehalten will. Dementsprechend plädiert Bilden für „*biografische und ethnografische*

Zugänge in der Sozialisationsforschung der Kontextualisierung durch Analyse umfassender zeitgenössischer gesellschaftlicher Prozesse und Strukturen“ (65, Hervorhebung im Text).

Andrea Maihofer (2002) kritisiert, dass man in den 1980er- und 1990er-Jahren durch die Fokussierung auf soziale Machtverhältnisse und *doing gender* als dem *Prozess* einer vergeschlechtlichten Subjektivierung für das Subjekt-*Sein*, also für die Inkorporierung von Geschlechterverhältnissen in Individuen, blind geworden sei, diese „tabuisiert“ habe. Das aber genau „macht einen zentralen Aspekt der „Produktivität“ (Foucault 1979) gesellschaftlicher Hegemonie(n), gesellschaftlicher Macht- und Kraftverhältnisse aus“ (18). Ohne dass sie sich damit *gegen* eine strukturtheoretische Sichtweise wenden will, hält Maihofer damit die „gelebte *Materialität* dieses Effektes gesellschaftlich-kultureller Praxen ‚im‘ Individuum“ für „eine der zentralen Fragen, für die eine Geschlechtertheorie (…) derzeit eine Lösung finden muss“ (20, Hervorhebung. im Text).

In dieser Herangehensweise aber sieht u.a. Bettina Dausien (2006) die Gefahr, sich beispielsweise durch die Verwendung von Dualismen wie dem ‚Innen‘ des Individuums und dem ‚Außen‘ der Gesellschaftsstruktur erneut in „zu Recht kritisierte( ) Probleme( ) des Sozialisationsparadigmas zu verstricken“ (27). „Anstatt das Konzept *doing gender* für die subjekttheoretische Leerstelle verantwortlich zu machen“ (28), befürwortet Dausien eine „empirisch-rekonstruktive Theoriebildung“ anhand biografisch-ethnomethodologischer Ansätze in konkreten Kontexten, um sich wieder an die Subjektfrage anzunähern – sie entspricht hierin im Wesentlichen den Vorschlägen der vorgenannten Autorinnen Hagemann-White, Wetterer und Bilden.

Diese Diskussionsbeiträge machen deutlich, dass nach der (de)konstruktivistischen ‚Engführung‘ wieder eine Meta-Debatte über Grundlagen und blinde Flecken der bisherigen Forschung in Gang gekommen ist. Dies zeigte sich auch während des Symposiums zur Veranstaltungsreihe „Kindheit – Jugend – Sozialisation“, dessen Ergebnisse im Folgenden vorgestellt werden.

Symposium „Plädoyer für eine Reintegration von Sozialisationsansätzen in den aktuellen Gender Studies“

Geschlechtsidentität ist nicht etwas das wir einfach haben, sondern etwas, das eine Norm ist, die in unserer Gesellschaft zentrales Element und zwar Strukturelement der Geschlechterordnung ist.

Andrea Maihofer

Das Kernproblem liegt darin, dass soziale Prozesse und psychische Prozesse keinen kausalen Vermittlungszusammenhang haben.

Albert Scherr

Ungleichzeitigkeiten in der Entwicklung sind nicht lebenslange Prägungen, sie können aber unter bestimmten Bedingungen eine Wirkung haben.

Carol Hagemann-White

Im Rahmen des Freiburger Symposiums „Plädoyer für eine Reintegration von Sozialisationsansätzen in den aktuellen Gender Studies“ waren mit Andrea Maihofer und Carol Hagemann-White zwei zentrale Protagonistinnen der Debatte um das Konzept ‚Sozialisation‘ vertreten. Ihre Vorträge sollen im Folgenden kurz referiert werden:

Andrea Maihofer: Die Verhältnisse dramatisieren und ändern

Andrea Maihofer, die in Basel das *Zentrum Gender Studies* leitet, stellte gleich zu Beginn ihres Vortrages – die Komplexität des Diskurses spiegelnd – die von ihr zunächst als wichtig hervorgehobene sozialisationstheoretische Grundfrage: „Wie müssen wir uns den Prozess vorstellen, in dem Individuen im Laufe ihres Lebens zu Männern oder Frauen werden?“ sofort wieder in Frage: Es bleibe nämlich fraglich, ob das „die richtige Formulierung“ sei. Und auch alle weiteren, sich an diese erste anschließenden Fragen seien solche, bei denen „man fast hinter jedes Wort ein Fragezeichen setzen, die man diskutieren müsste.“

Nichtsdestotrotz müsse aber die Frage nach der Sozialisation in den Gender Studies gestellt werden, nicht zuletzt um nicht (wieder) sozio-biologischen Ansätzen, die die Differenzen ausschließlich als determinierende biologische erklärten, das Feld zu überlassen. Damit knüpft Maihofer an eigene Thesen aus früheren Veröffentlichungen (2002; Maihofer/ Theweleit/ Degele 2007) an, in denen sie eine aus ihrer Sicht beobachtbare Tabuisierung von Sozialisationskonzepten kritisiert.

Anders als in diesen früheren Veröffentlichungen wendete sie sich jetzt vor allem der Frage nach der Inkorporierung in das psychische System („psychische Materialisierung“) zu, die bisher nicht bearbeitet werde. Es gäbe – aus welchen Gründen auch immer – eine Sperre, diese Prozesse in den Blick zu nehmen:

> Meistens wird dabei eher von einer Materialität im Sinne von körperlicher Inkorporierung gesprochen. Die psychische Materialität oder Materialisierung dieser sozialen Prozesse wird nach wie vor eher ausgeklammert.

Nach Maihofer ist dabei bisher weder geklärt, wie entsprechende Prozesse theoretisch zu fassen sind, noch, wie sie auf empirischer Basis beobachtet und analysiert werden können.

Maihofer machte dann deutlich, dass es für sie von besonderem Interesse ist, die *Verbindung* von strukturellen und individuellen Prozessen zu analysieren. Es sei wichtig, nicht von zwei getrennten Prozessen – hier Struktur, da Individuum – auszugehen (wie es viele der älteren Modelle der Sozialisationsforschung tun), sondern stattdessen herauszuarbeiten, dass die Entwicklung eines geschlechtlichen Individuums ein rekursiver Prozess ist:

> In der Tat gibt es eine ganze Reihe von Ansätzen, die versuchen, eine Verbindung von strukturellen und individuellen Prozessen deutlich zu machen. Also eben nicht von zwei getrennten Prozessen auszugehen, hier Struktur, da Individuum, sondern eben deutlich zu machen, dass die Entwicklung eines geschlechtlichen Individuums ein Strukturprozess ist. Wir tun ja immer so als wäre das ein individueller Prozess und daneben, da drüben, woanders sind strukturelle Prozesse. In diesen Ansätzen, die mich interessieren, wird sowohl das Inkorporierende, also die Materialisierung auf der körperlichen wie der psychischen Ebene, wie auch eine Verbindung von strukturellen und individuellen Prozessen versucht, indem deutlich gemacht wird, dass individuelle Prozesse selbst strukturelle Prozesse sind.

Aus Maihofers Perspektive sind es vor allem die Ansätze von Michel Foucault, Pierre Bourdieu, Irving Goffman und Judith Butler, die eine komplexere (und damit adäquatere), theoretisch fundierte Analyse von Sozialisationsprozessen (insbesondere mit Blick auf die Entstehung einer Geschlechtsidentität) ermöglichen. Dabei macht sie noch einmal darauf aufmerksam, dass der aktuelle Stand des Diskurses wesentlich dazu beiträgt, aus der Frage nach den Sozialisationsprozessen eine „wirklich schwierige" Frage zu machen. Mit Blick auf den Diskurs, so Maihofer, wird klar,

> dass die Frage nach dem Prozess der geschlechtlichen Sozialisation, nach der Herausbildung einer männlichen oder weiblichen Geschlechtsidentität eigentlich erst dann eine wirklich schwierige Frage wird, wenn eben von einem anti-essenzialistischen oder/und dekonstruktivistischen Verständnis von Geschlecht, Geschlechtlichkeit und Geschlechterdifferenzen ausgegangen wird.

Dem von Scherr eingebrachten Vorschlag, die (nach Maihofer) ‚metaphysische Trennung' von Struktur und Individuum, wie auch die sich aus dem dekonstruktivistischen Verständnis von Geschlecht ergebenden theoretischen und empirischen Probleme via einer Orientierung auf ‚Selbstsozialisation' zu

überwinden, erteilt Maihofer dann allerdings eine Absage. Ausgehend von einer Leseweise, die das Präfix ‚Selbst-' im Sinne neo-liberalen Diskurslinien verortet, hebt sie hervor, dass die „Überhöhung des Selbst - oder der Selbstverantwortung – oder eben der Freiheit des Ichs" auch eine gesellschaftliche Konstruktion sei, hinter der sich – mit Foucault – möglicherweise eine neue Herrschaftstechnik verbirgt.

Am Ende ihrer Argumentationslinie benennt Maihofer dann ein doppeltes Desiderat der Debatte: Zum einen bedarf es dringend der Orientierung an Ansätzen, die nicht von perspektivischen Verkürzungen (beispielsweise Struktur versus Individuum) geprägt sind, zum anderen führten diese Verkürzungen dazu,

> dass in der Geschlechterforschung noch sehr wenig Wissen darüber produziert wird (und darüber geforscht wird), nicht nur wie in den unterschiedlichen gesellschaftlichen Bereichen Geschlechterdifferenzen hergestellt werden, sondern eben auch, welche Effekte das in den Individuen hat.

Die Angst davor, über die Analyse von zunächst einmal beobachtbaren Unterschieden die gesellschaftliche Geschlechterordnung erneut festzuschreiben, darf dabei – so Maihofer – keinesfalls handlungsleitend sein. Vielmehr bedürfe es der „Dramatisierung" der Verhältnisse, um sie dann ändern zu können.

Carol Hagemann-White: Brücken schlagen zwischen Sozialisation und Biologie

Carol Hagemann-White überschrieb ihre Ausführungen mit „Sozialisation zwischen Konstruktion und Biologie". Auch sie erinnert zunächst einmal daran, dass das Sozialisationsparadigma nicht nur von dekonstruktivistischer Seite kritisiert wird, sondern gleichzeitig auch von Seiten der Biowissenschaften oder auch der „Bindestrich-Biologien" (u.a. Evolutionspsychologie, Soziobiologie und Neuropsychologie) eine Kampfansage erlebt:

> Werfen die einen der Sozialisationstheorie vor, ein zu hohes Maß der Determiniertheit der Individuen durch die Umstände und die Lebensgeschichte und insbesondere natürlich durch die Kindheit zu unterstellen, so kritisieren die anderen, Sozialisationsmodelle würden die realen Determinanten von Geschlechterdifferenz ignorieren und nicht selten diesbezüglich ignorant sein.

Für den Streit im gender-theoretischen Diskussionzusammenhang machte die in Osnabrück lehrende Erziehungswissenschaftlerin und Geschlechterforscherin die mangelnde Anstrengung um gegenseitiges Verständnis verantwortlich: „Die Streitlinien scheinen sehr verwirrend, weil die Autoren auf verschiedene Fragen eine Antwort suchen ohne sich das wechselseitig zuzugestehen." So würden unnützerweise oft „Pappkameraden" bekämpft. Sie appellierte dafür,

sich bei der Auseinandersetzung mit womöglich zunächst erst einmal unverständlich erscheinenden Positionen zu fragen „Was möchte die Autorin oder der Autor von dem Konzept Sozialisation? Wollte ich das auch, oder ist es eine andere Frage?“ anstatt diese vorschnell als „unzutreffend“ abzuqualifizieren.

Um die Verschiedenartigkeit der unterschiedlichen Zugriffsweisen auf ‚Sozialisation‘ noch einmal plastisch vor Augen zu führen, stellte Hagemann-White pointiert eine Reihe unterschiedlicher Herangehensweisen mit ihren zentralen Fragestellungen vor:

- So ginge es manchen AutorInnen darum, zu „verstehen, wie sich Gesellschaften mit einigermaßen stabilen Strukturen fortpflanzen können.“ Wobei es unerheblich sei, ob sich alle Individuen einordneten.
- Anderen ginge es darum, mit dem Konzept ‚Sozialisation‘ für jedes einzelne Individuum rekonstruieren zu können, wie es sich die gesellschaftlichen Verhältnisse aneigne und sich dabei als Subjekt konstruiere.
- Wiederum andere Autoren und Autorinnen thematisierten Sozialisation, um „die historisch und gesellschaftlich feststellbare Einwilligung der davon selbst Betroffenen in benachteiligten Lebenslagen zu begreifen“. Dabei gelte das Interesse, so Hagemann-White, „nicht primär den Individuen“, vielmehr gehe es um „kollektive Schicksale“, wie beispielsweise im Zusammenhang mit der schichtspezifischen oder auch geschlechtsspezifischen Sozialisation.
- Andere Sozialisationstheoretikerinnen – vermutlich in erster Linie aus dem Bereich der Erziehungswissenschaften – gehe es dagegen um „eine prognosefähige Aufschlüsselung der Wirkungen von Erziehungsmilieus und Erziehungsmethoden auf die Entwicklung der Individuen“.
- Man könne, so führte Hagemann-White weiter aus, an Sozialisationstheorien auch den Anspruch richten, „das Verhältnis von Individuum und Gesellschaft auf hoher Allgemeinheitsebene zu bestimmen“. Ginge es dabei darum, die Verhältnisse, die als kritikwürdig bewertet werden, zu erschüttern und sollten die Ideen, die diese Verhältnisse stützen hinterfragt werden, kämen hier „diese ständigen Fragezeichen zustande, die Andrea Maihofer anspricht“ und man müsse „bei jedem Wort sagen: Das setze ich in Anführungszeichen.“.
- Und schließlich, so Hagemann-White, könne sich mit der Frage nach Sozialisation auch die Neugierde verbinden, wie es „genau funktioniere“, so beispielsweise bei der Forschung unter dem Label ‚*doing gender*‘. Hier stünde die Frage im Vordergrund: „Wie kommen Menschen zu dem Leben das sie führen?“.

Den Begriff ‚Selbstsozialisation‘ (den sie ähnlich wie Maihofer mit einem starken Fokus auf ‚Selbst-‘ liest) wertete Hagemann-White dann allerdings als „wenig neu“ ab: Sozialisationstheorien, so postulierte sie, hätten bereits „von Anfang an“ zwischen der je unterschiedlichen Betonung von „Festlegungen und Gestaltungsräumen“ regelrecht gependelt:

> Immer dann, wenn die Sozialisationstheorie-Aussagen zu glatt wurden und den Eindruck erweckten, die Subjekte werden restlos entsprechend dem Bedarf an Stabilisierung sozialer Systeme geformt und geprägt, kam Widerspruch auf und immer wenn die Gestaltungskraft der Individuen zu sehr in den Vordergrund gelangte, wurden Zwänge und kollektive Zuweisungen zum Thema. Das geschieht, auch wenn es ein bisschen anstrengend ist, auch heute noch.

Anhand einer Reihe zugespitzter Beispiele zeigte sie, wie die derzeit verbreiteten soziobiologischen Erklärungen geschlechtstypischen Verhaltens durch ein konsequentes Zu-Ende-Denken ad absurdum zu führen sind. So bezog sie sich auf die Ausführungen des Bremer Soziologen und Völkermordforschers Gunnar Heinsohn, nach der ‚sozial nicht verwertbare' junge Männer im arabischen Raum todessehnsüchtig in den heiligen Krieg ziehen:

> Ein ähnliches Problem hat man bei den Theorien von Gunnar Heinsohn über die überschüssigen jungen Männer, die zu Krieg, Gewalt und Terrorismus neigen, weil sie zu viele sind im Verhältnis zu den älteren Männern und daher keine Chancen auf Ansehen, Geld und Macht haben. Evolutionär müsste das eigentlich selektiert sein, dass diejenigen die es schaffen, dass die anderen in den Krieg ziehen, überleben und sich fortpflanzen und diejenigen, die als junge Männer bereit sind in den Krieg zu gehen, müssten eigentlich evolutionär weg selektiert werden und es dürfte sie eigentlich nicht mehr geben.

Im Anschluss machte sie dann aber deutlich, dass es sich Gender-Theoretikerinnen bei ihrer Kritik ‚der Biologie' häufig zu einfach machten, indem sie eine Biologie kritisierten, die bei Weitem nicht mehr dem heutigen Kenntnisstand entspreche:

> Die Vorstellung der Gene als letzte Ursachen einer Art Homunculus-Gedanke, als atomare Träger von festgelegtem Verhalten, ja überhaupt die Idee einer linearen Kausalität zwischen Gen und Organismus ist längst der Erkenntnis von Wechselwirkungen – und zwar sehr komplexen Wechselwirkungen – gewichen. Deshalb ist das Theorem einer umfassenden, genetischen Verursachung allen Verhaltens mit dem heutigen Stand der Genetik eigentlich kaum vereinbar. Selbst die genetische Anlage für die Herausbildung der einzelnen Organe am Körper bedarf der Mitwirkung des Zellmaterials. Biologisch bedeutet also keineswegs ‚einseitig determiniert', von Gene auf Verhalten, sondern Wechselwirkungen.

Entsprechend hält sie es für sinnvoll, differenziertere Aussagen zu biologischen Voraussetzungen ernst zu nehmen und an diese anzuknüpfen. Dabei sei es jedoch wichtig, die Frage mitzuführen: „Wie kann man sozialisationstheoretisch die Bedeutung geschlechtsdifferenter Körper einfangen ohne auf überholte Modelle der mechanistischen Erklärung oder Stereotype zurückzugreifen? Die Lösung dafür sehe sie „in der dichten Beschreibung kultureller und sozialer Praxis als Brücke zwischen Sozialisation und Biologie."

Als Beispiele eines solchen Ansatzes referiert Hagemann-White zwei empirische Studien zum geschlechtstypischen Verhalten von Kindern:

Julia A. Sherman beschreibt die Herausbildung unterschiedlicher kognitiver Fähigkeiten ausgehend von zunächst geringfügigen Unterschieden in der Entwicklung: einer geringfügigen Tendenz von Mädchen früher zu sprechen stünde ein Vorsprung von Jungen im grobmotorischen Bereich gegenüber. Mädchen würden sich in der Folge bei der Problemlösung stärker auf ihre sprachliche Kompetenz verlassen, eine Strategie die zu einer entsprechenden Spezialisierung im Gehirn (höhere Sprachkompetenz) führe. Infolgedessen würden sie deshalb womöglich auch dazu neigen, mathematische Probleme zunächst sprachlich anzugehen – sofern sie es nicht anders beigebracht bekämen oder selbst darauf stießen, dass sich manche mathematischen Probleme auf diese Weise langsamer oder auch weniger gut lösen lassen.

Jungen dagegen seien geneigt, bei der Problemlösung ‚räumliche Strategien' anzuwenden. Entsprechend dieser Neigung würden sie Streit handfest austragen, ohne mühsam nach den richtigen Worten suchen zu müssen. Sie würden so ihre Muskeln trainieren und auch die entsprechenden Muster im Gehirn entwickeln, bis sie dann irgendwann doch noch darauf stießen, dass mit einer differenzierten Sprache manche zwischenmenschlichen Probleme befriedigender zu lösen sind. Vielleicht hätten diese Jungen aber trotzdem bei allem, was sich unmittelbar mit räumlichem Vorstellungsvermögen und experimentellem Handeln angehen lasse ohne in Sprache gefasst zu werden, einen gewissen Vorsprung und damit auch in einigen Teilen der Mathematik.

Wenn die Schule, so Hagemann-White, in keiner Weise die jeweiligen Stärken und Schwächen ausgleicht und diese einfach als geschlechtstypisch akzeptiert, komme es zu einer weiteren Verstärkung.

Im zweiten von Hagemann-White angeführten Beispiel geht es um die Entwicklung unterschiedlicher Spielstile in gleichgeschlechtlichen Gruppen, ausgehend von den oben angeführten geringfügigen Entwicklungsunterschieden. Einmal vorhanden, verstärken sie sich weiter – und tragen darüberhinaus zur Abgrenzung gegenüber dem jeweils ‚anderen' Geschlecht bei:

> Die Mädchen erscheinen den Jungen als überempfindlich und zickig, die Jungen den Mädchen dagegen rücksichtslos und unreif. Sie haben jeweils Spielstile in der gleichgeschlechtlichen Gruppe eingeübt, die nicht zueinander passen. Hier könnte man eingreifen und die Kinder dazu ermutigen gewisse Dinge zusammen zu machen. Wenn diese Stile jedoch statt dessen verstärkt und verfeinert werden, kann das allmählich zu einem Bild von Eigenschaften führen, die konstruiert werden um ‚dazuzugehören': Mädchen, die eigentlich gerne beim Fußball mitspielen möchten, schreiben sich dann gewissermaßen selbst vor, zu sagen: „Iih, das find ich gar nicht schön und ich möchte lieber Gummitwist spielen!". Und Jungen, die zuhause gerne beim Gummitwist mitmachen, sagen auf dem Schulhof plötzlich: „Igitt, ein Mädchenspiel!" So entsteht ein Kreislauf, der zur Konstruktion und Verstärkung von Eigenschaften führt. Diese müssen jedoch nicht unbedingt dauerhaft und

> zwingend fortbestehen und sind als solche natürlich nicht biologisch Gegebenes. Sie haben sich aber an bestimmte biologische Tendenzen anknüpfend entwickeln können.

Hagemann-White schränkt jedoch ein:

> Weder ist die Spezialisierung der Gehirnhälften, noch das räumliche Vorstellungsvermögen, noch die gezielte Bündelung von Körperkraft in Auseinandersetzungen eine angeborene Überlegenheit oder Disposition, sondern diese Differenzen entstehen aus einer Folge von aufeinander aufbauenden, geringfügig unterschiedlicher Präferenzen bei der Problembearbeitung.

Abschließend betonte Hagemann-White, dass ausgehend von solchen Beobachtungen „keine gesellschaftstheoretischen Allgemeinaussagen über Frauen und Männer" gemacht werden können. Verstanden werden könne darüber hinaus auch nicht, „wodurch und wie Differenz in Hierarchie eingebettet wird oder wie es zur Einwilligung in eigene Beschränkungen und Unterdrückungen kommt". Entscheidend sei es aber trotzdem, „zu gucken, wie entwickelt sich ausgehend von einem minimalen Unterschied zunächst eine Tendenz, dann eine Präferenz und schließlich ein eingeübtes Muster". Erklärt sei damit aber noch nicht „der Kontext, in dem diese Muster eine symbolische Bedeutung bekommen". Klar sei jedoch, dass dieses „viel zu tun [habe] mit einem symbolischen System von Zweigeschlechtlichkeit und mit der Notwendigkeit, die die Individuen erleben, sich darin plausibel zu platzieren und sich daran zu beteiligen."

An der Diskussion, die von Nina Degele geleitet wurde, war neben Andrea Maihofer und Carol Hagemann-White der Freiburger Soziologe Albert Scherr beteiligt, der mit seinem Vortrag, auf den weiter unten noch eingegangen wird, die Veranstaltungsreihe eröffnet hatte.

Allgemeiner Konsens bestand zwischen den Diskutierenden hinsichtlich der Sinnhaftigkeit, ja sogar Notwendigkeit, den Begriff ‚Sozialisation' in den Gender Studies wieder verstärkt zu verwenden – nicht zuletzt, da ansonsten

> die Soziobiologie auf die Fragen nach der Entstehung geschlechtstypischen Verhaltens und geschlechtstypischer Persönlichkeitsstrukturen Antworten geben, wenn die zerstrittene Sozialisationsforschung diese Antworten schuldig bleibe. (Nina Degele)

Die Renaissance soziobiologischer Erklärungen und die Bereitschaft, biologische Schicksale (nicht nur im Zusammenhang mit der Geschlechterthematik) glaubwürdig zu finden, stelle sich für Hagemann-White als geradezu „logische Kehrseite der zunehmenden Verantwortungsübertragung auf die Individuen" dar. Im Fortgang der Debatte machte Hagemann-White aber auch deutlich, dass ‚die Biologie' jedoch nicht nur als ‚Feind' begriffen werden dürfe.

Einigkeit bestand auf dem Podium weiterhin auch darüber, dass der empirischen Forschung bei der Auseinandersetzung mit Sozialisation große Relevanz zukommen müsse. So fragte Nina Degele nach Ansätzen für die konkrete Gestaltung einer seriösen Empirie. Diese dürfe – so ergänzte Andrea Maihofer – vor allen Dingen nicht „hinter das dekonstruktivistische Verständnis von Geschlecht zurückfallen".

Kontroverser wurde die Diskussion bezüglich der Frage nach einer geeigneten Begrifflichkeit: Während Andrea Maihofer die Klärung der Begrifflichkeit noch vor der Auseinandersetzung mit dem empirischen Forschungsfeld als notwendig erachtet, betonte Hagemann-White, dass sie vor Beginn der Untersuchung „nicht erst die Begriffe für alles" haben müsse. Sie ginge stattdessen eher umgekehrt vor: „Ich würde eher überlegen, was ist ein ergiebiges empirisches Feld für die Entdeckung von Sozialisationsprozessen und versuche, vom Material her zu arbeiten." Mit ihrem Hinweis, dass „unterschiedliche Begrifflichkeiten am Material entwickelt" wurden, verweist sie dabei vermutlich auf die Grounded Theory. Maihofer setzte dem entgegen, dass man, um überhaupt mit der Interpretation von empirischem Material beginnen zu können, eine entsprechende Begrifflichkeit benötige. Es sei nicht möglich diese „nur aus der Empirie" zu entwickeln, da sie auch in Verbindung mit theoretischen Überlegungen stehen müsse.

Albert Scherr machte den Vorschlag, aus alten Begriffen neue zu entwickeln, ein Vorschlag, dem sich Hagemann-White anschloss: Es sei, so führte sie aus, „immer wieder fruchtbar ältere Begriffe aufzunehmen" und deren Anwendbarkeit auf die untersuchte empirische Realität zu überprüfen. Hagemann-White kritisierte darüber hinaus, dass „eine Debatte, die ständig neue Wort-Tabus schöpfe, nicht als eine Errungenschaft zu sehen" sei. Stattdessen müsse sie ihrerseits durchaus auch kritisch betrachtet werden: „Worttabus", so Hagemann-White, seien „selten fruchtbar".

Irritationen

Im Anschluss an das diesen Text einleitende Zitat von Hagemann-White drängt sich die provokante Frage auf, ob nicht ausgerechnet eine radikale Veruneindeutigung der Geschlechtszugehörigkeit dieselbe für die nach der ‚geheimen Ordnung' suchenden Kinder geradezu zum Mysterium werden lässt. So findet sich in den Diskursen der Psychologie die Aussage, dass Menschen nicht ohne Kategorienbildungen auskommen, da sie die Welt strukturieren, die Massen an Informationen, die unaufhörlich auf die Sinne hereinstürzen, ordnen und damit erfass- und bearbeitbar machen. Wäre es theoretisch also denkbar und von manchen sogar als wünschenswert erachtet, die Kategorie Geschlecht uneindeutig zu machen, um die damit verbundenen sozialen Zwänge zu liquidieren, wäre es äußerst wahrscheinlich, dass stattdessen andere Kategorisierungen gefunden würden, um Menschen einzuordnen bzw. um Gruppenzugehörigkeiten zu bestimmen – und damit würden Kinder sich schlicht diese anderen sozial

relevant gewordenen Distinktionen aktiv aneignen wollen, um an Gesellschaft teilnehmen zu können.

Die Philosophin Hilge Landweer (1994) bezweifelt allerdings überhaupt die Möglichkeit, dass Geschlecht als soziales Bedeutungssystem auszuhebeln ist. Denn, so Landweer, Geschlechterdifferenz wird eben nicht nur rein diskursiv hergestellt (z.B. Butler 1990 deutsch 1991; 1993, deutsch 1994), sondern das Faktum menschlicher *Generativität* ist verantwortlich für die eminente Ideologieanfälligkeit des (binären) Geschlechterbegriffs und verursacht quasi den Geschlechtssymbolismus. Analytisch lassen sich Sexualität/Leiblichkeit (Sozialität) und Fortpflanzung/Körper (biologisches Ausgangsmaterial) zwar voneinander trennen. Aber es stellt sich das Problem, dass beides am selben Ort – dem Individuum – miteinander verschränkt ist, dass Sexualität nicht nur in der Leiblichkeit allein verankert ist, sondern auch im biologisch-substanziellen Ausgangsmaterial, das die Grundlage für den Fortbestand der menschlichen Art ist. Insofern gibt es nach Landweer keine völlige Beliebigkeit in der Geschlechtersymbolik, denn: nicht das Bezeichnete ist beliebig, sondern die Bezeichnung. Letztere beruht auf leiblich-affektiven, vorbegrifflichen(!) Prozessen (wie etwa Menstruation/Erektion), für die ein Vokabular gefunden wird. Soziale Geschlechtersymbolik wäre damit eine Antwort auf die Physiologie und die aus der Physiologie hervorgehende leiblich-affektive Betroffenheit entsprechend die Voraussetzung für soziale Symbolisierungsprozesse. Das heißt: Aufgrund der Generativität also sind die GeschlechtsagentInnen gerade *nicht* ‚geschlechtslos'. Jedoch sind sie in eine soziale Welt eingebunden, in der unaufhörlich symbolische Artikulationsprozesse ablaufen, die zu einer Kategoriebildung führen – und anhand derer die unterschiedliche Behandlung bzw. unterschiedlichen Zugänge von Geschlechtern in einer Gesellschaft legitimiert bzw. institutionalisiert werden. Insofern gibt es für Landweer auch kein biologisch eindeutiges Substrat im Sinne einer selbstverständlich vornehmbaren Natur/Kultur-Unterscheidbarkeit, gibt es für sie nichts Außerdiskursives (wie auch bei Butler), denn die (Sinnes-)Wahrnehmung vorsprachlicher, rudimentärer Typen ist von Anfang an ein bedeutungskonstituierender Akt. Aber daraus folgt *nicht*, dass es *keinen* Weltbezug für die Kategorie Geschlecht gibt. So lassen sich nach Landweer aufgrund der Generativität Mythenbildungen über Geschlecht bzw. Geschlechterdifferenz nicht verhindern, jedoch könnten diese Mythen mit alternativen Inhalten gefüllt werden. Lotte Rose (in diesem Band) bezieht sich zwar nicht explizit auf Landweer, doch sie hat eine ähnlich ‚pragmatische' Sichtweise: „Gruppen und Individuen brauchen (…) Distinktionsprozeduren", aber „die Ursache von sozialer Ungleichheit" sind „(n)icht diese Unterscheidungsakte an sich (…), sondern erst ihre soziale Codierung."

Sozialistionsdiskussion(en) außerhalb des Gender-Kontextes

Die obige Darstellung der Traditionslinie von Debatten um ‚Sozialisation', wie auch um die verschiedenen Varianten eines ‚Sozialisationstheorems' innerhalb des Gender-Kontextes zeigt streckenweise eine deutlich andere Schwerpunktsetzung, als sie beispielsweise im Kontext der bundesrepublikanischen ‚Jugendforschung' oder auch einer ‚jugendsoziologischen' Sozialisationstheorie (vgl. Hoffmann/ Merkens (2004)) zu beobachten ist. Während sich der Gender-Diskurs (mit Ausnahme von Hageman-White) zunächst einmal sehr stark an den psychoanalytisch grundierten Texten von Chodorow und Nachfolgerinnen orientiert, um dann poststrukturalistische Konzepte in den Vordergrund zu stellen, orientiert sich die jüngere bundesrepublikanische Jugendforschung stärker an im engeren Sinne ‚soziologischen' Konzepten. Dass es hier nicht immer ganz einfach ist, eine ‚Anschlussfähigkeit' (insbesondere zu systemtheoretisch inspirierten Konzepten) herzustellen, wurde nicht zuletzt auch in den Debatten im Rahmen des Freiburger Symposiums deutlich.

Einigkeit besteht allerdings bei der Bestimmung des historischen Ausgangspunktes: Émile Durkheims Schrift *Regeln der soziologischen Methode* gilt als erste grundlegende Formulierung einer ‚Theorie der Sozialisation'. Die unter dem Eindruck eines weitreichenden gesellschaftlichen Wandels – der Etablierung einer arbeitsteiligen Gesellschaft (vgl. Baumgart 2008) – entwickelte These, Gesellschaft

> werde nicht primär durch äußeren Zwang, durch Gesetze und polizeiliche Maßnahmen oder durch ein an den Tauschprinzipien des Marktes orientiertes Nützlichkeitsdenken der Individuen zusammengehalten. (Baumgart 2008, 32)

Die Individuen „müßten vielmehr die überlebensnotwendigen Regeln der Gesellschaft durch Erziehung und Sozialisation als zweite Natur verinnerlicht haben, wenn das gesellschaftliche Zusammenleben funktionieren soll" (Baumgart 2008, 32).

Diese aus heutiger Sicht unterkomplex und zu eindimensional (schließlich läuft es hier auf ‚Anpassung' der überwiegenden Mehrheit der Individuen an ‚die Gesellschaft' hinaus) angelegte Perspektive spielt spätestens seit den 1970er-Jahren eigentlich keine Rolle mehr – sieht man einmal davon ab, dass sie (wie auch das Freiburger Symposium zeigte) gelegentlich (neben Parsons) als ‚Pappkamerad' im Sinne von Hageman-White (s.o.) dienen muss.

Anfang der 1970er-Jahre beginnt dann endgültig die bis heute nicht abgeschlossene Ausdifferenzierung des Diskurses, die – wie (nicht nur) der Blick in einschlägige ‚Einführungen' zeigt (Baumgart 2008; Zimmermann 2003; Hurrelmann 2002) – von einer bisweilen kaum mehr zu überblickenden Gleichzeitigkeit in der Ungleichzeitigkeit, von unverbundenen Parallelismen wie auch von Rezeptionssperren und oft sehr verkürzten Leseweisen konkurrierender Theorieangebote geprägt sind.

Grundsätzlich ist dabei eine generelle Zunahme der Komplexität, die sich unter anderem aus der Erkenntnis, dass Sozialisationsprozesse immer auch rekursiv angelegt sind, ergibt. Auch lässt sich über die Zeit eine zunehmende Orientierung auf das ‚Subjekt' hin beobachten, die in einigen Fassungen des Konzepts ‚Selbstsozialisation' polemisch und irritierend auf die Spitze getrieben wird.

Neben den oben bereits erwähnten psychoanalytischen Ansätzen finden sich in einer eher psychologisch orientierten Linie der Debatte auch Anleihen an Lerntheorien (hier insbesondere an die Fassungen von Bandura), wie auch an entwicklungspsychologische Ansätze. Hier kommt den Konzepten von Piaget (kognitive Entwicklungspsychologie) und Bronfenbrenner (Sozialökologie) ein besonderer Stellenwert zu.

In der soziologischen Traditionslinie finden sich seit Ende der 1960er-Jahre zunächst einmal einige Importe aus der US-amerikanischen Debatte: Die frühe, strukturfunktionalistische Systemtheorie von Parsons, das Diskursfeld des (symbolischen) Interaktionismus (Mead, Goffman) und nicht zuletzt die auf ‚gesellschaftliche Konstruktion' zielende Neufassung einer Wissenssoziologie, die auch Sozialisation mit in den Blick nimmt (Berger/ Luckmann). Da die bei Berger/ Luckmann (1969 [2004]) vorliegende Grundlegung einer sozialkonstruktivistischen Perspektive für die Gender-Debatte – nicht nur bei Hagemann-White – von besonderer Bedeutung war (und ist), seien die in dem Werk angestellten sozialisationstheoretischen Überlegungen als ein Beispiel für den damaligen Diskurs kurz skizziert:

Der ‚Klassiker' der Soziologen Peter Berger und Thomas Luckmann, *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit* (1969 [2004]) bedient sich u.a. ethnologischer Theorien, um zu erklären, wie relativ stabile Sozialstrukturen gebildet und bewahrt werden (beispielsweise durch Rituale). In dem Werk gilt als die Voraussetzung des sozialen Lernens die emotionale Bindungsfähigkeit des Neugeborenen an die „signifikanten Anderen", die mit ihrem milieuspezifischen und individuellen Blick dessen Primärsozialisation bestimmen. Diese doppelt gefilterte, vorgegebene „Grundwelt" wird durch die emotionale Bindung quasi automatisch wesentlich fester im Bewusstsein des Individuums verankert als die Subwelten der sekundären Sozialisation. Letztere sind durch den höheren Grad an Anonymität leichter erschütter- bzw. austauschbar. Dementsprechend sind viele Prozesse der Sekundärsozialisation institutionell organisiert, um sich aus dieser Machtposition heraus dem Individuum gegenüber legitimieren zu können – oft beispielsweise unter Einbindung emotional einschneidender Erlebnisse, um die tiefer gehende Plausibilitätsstruktur der Primärsozialisation zu erreichen. Berger/ Luckmann insistieren aber nicht auf einem Individuum, das gesellschaftliche Vorgaben einfach passiv internalisiert. Soziale Wirklichkeit wird durch wechselseitiges Bestätigen und Alltagsroutine fortdauernd aufrechterhalten (wie etwa beim *doing gender*). Und zumal Individuen eine Gesellschaft, in der sie aufwachsen und leben, nicht als totales Ganzes, sondern immer nur Teilbereiche internalisieren, ist die durch SozialisatorInnen angestrebte Symmetrie zwischen der objektiv-gesellschaftlichen und der subjektiv-individuellen Wirklichkeit weder statisch noch unabänderlich. Ohne dass sie dabei Geschlecht

explizit thematisieren, wird bei Berger/ Luckmann die Interaktivität von Sozialisationsprozessen stark betont, als deren wichtigstes Instrument die Sprache fungiert. Diese dynamischen Aspekte hatten ohne Zweifel großen Einfluss auf sozialkonstruktivistische Theorien. Denn damit ist bei Berger/ Luckmann Sozialisation, die als grundlegende Einführung des Individuums in eine Gesellschaft oder eines Teils von ihr definiert wird, nie zu Ende; sondern Sozialisation bleibt ein fortwährender Balanceakt zwischen der „Identifizierung durch Andere und Selbstidentifikation, zwischen objektiv zugewiesener und subjektiv angeeigneter Identität" (142).

Kein Import ist das Theoriegebäude von Habermas, das in Ausschnitten auch als Sozialisationstheorie gelesen werden kann: Ausgehend von der Tradition der Frankfurter Schule und unter Einbeziehung u.a. der interaktionistischen Traditionslinie steht für Habermas außer Frage, dass es eine ‚Zielgröße' für den Prozess der Sozialisation gibt. So bedarf es zur dauerhaften Sicherung einer demokratischen Staatsordnung der Fähigkeit, an einer ‚idealen Sprechsituation' zu partizipieren, bzw. eine solche zu initiieren. Voraussetzung hierfür ist das Verfügen über ‚kommunikative Kompetenz' und die erfolgreiche Entwicklung einer ‚Ich-Identität'.

Mit dem 1980 erstmalig erschienen ‚Handbuch der Sozialisationsforschung' (Hurrelmann/ Ulich 1980) liegt für den deutschsprachigen Raum eine zentrale, zusammenfassende Darstellung der Debatte vor, verbunden mit der Publikation einiger richtungsweisender Texte (u.a. Bilden 1980). Das im Anschluss an die Vorbereitung des Handbuchs von Hurrelmann (1983) in der ‚Zeitschrift für Sozialisationsforschung' vorgestellte Modell des ‚produktiv Realität verarbeitenden Subjekts' stellt für die jüngere bundesrepublikanische Debatte eine zentrale Wegmarke dar. Folgt man Zinnecker, so liegt damit „für ein Jahrzehnt eine für viele Autoren und Leser konsensfähige Formel" (Zinnecker 2000, 274) vor, die erst ab Mitte/Ende der 1990er-Jahre wieder häufiger in Frage gestellt wird.

Mit dem Modell des ‚produktiv Realität verarbeitenden Subjekts' nimmt Hurrelmann zunächst einmal die Kritik an den frühen, allzu eindimensional auf eine gesellschaftliche Formierung des Individuums ausgerichteten Theorien auf und stärkt die Position des Subjekts – das sich den Sozialisationszumutungen eben auch entziehen oder widerständig reagieren kann.

> Das Modell lehnt diese [strukturfunktionalistische Rollen etc.] anpassungsmechanistischen Vorstellungen ab und fordert Raum für die individuelle Gestaltung der Persönlichkeit, für subjektive Autonomie. (Hurrelmann 2002, 20)

Rückblickend resümiert Hurrelmann:

> Entscheidend für die konzeptionelle Idee des Modells ist das Spannungsverhältnis zwischen den Polen der Fremdbestimmung (Heteronomie) und der Selbstbestimmung (Autonomie) der Persönlichkeitsentwicklung. Ein wichtiges erkenntnistheoretisches Ziel dieses Modells ist, solche sozialen Strukturen identifizieren zu

> können, die einem Menschen als handelndem Subjekt entgegentreten und ihm bei seiner selbst bestimmten Gestaltung der Persönlichkeit Restriktionen auferlegen. (Hurrelmann 2002, 21)

Der Begriff ‚produktiv' zielt, darauf macht Hurrelmann mehrfach explizit aufmerksam, aber nicht auf die Hervorbringung einer wie auch immer gearteten, in relevanten Diskursen positiv gelabelten Verhaltensweise (also beispielsweise Stillsitzen in der Schule). Vielmehr steht er für die Aktivitäten des Subjekts, mit denen dieses die ‚innere' und ‚äußere' Realität verarbeitet:

> Der Begriff soll ausdrücken, dass es sich bei der individuell je spezifischen Verarbeitung der inneren und der äußeren Realität um aktive und ‚agentische' Prozesse handelt, bei denen ein Individuum eine individuelle, den eigenen Voraussetzungen und Bedürfnissen angemessene Form wählt. (Hurrelmann 2002, 28)

Fraglos stellt Sozialisation unter diesen Prämissen einen lebenslangen Prozess dar, der immer unabgeschlossen bleibt. Eine Leseweise, die das Modell (durchaus plausibel) in der Nähe konstruktivistischer Diskurse verortet, lehnt Hurrelmann allerdings grundsätzlich ab, die Fundierung des Modells in handlungstheoretischen Traditionen führt hier zu einer Unvereinbarkeit.

Ab der Mitte der 1990er-Jahre kommt es dann zu einer erneuten, grundlegenden Irritation des Diskurses (soweit sich die Protagonisten nicht ganz vom Sozialisationskonzept verabschiedet haben (vgl. Zinnecker 2000). Streckenweise wird – insbesondere aus der Perspektive einer ‚neuen Kindheitsforschung' – mit einer beinahe ausschließlichen Zentrierung auf die Subjektsicht und dem Ziel, die bisherigen Ansätze zu dekonstruieren, das gesamte Konzept ‚Sozialisation' in Frage gestellt (vgl. Zinnecker 2000, 273). Parallel dazu kommt es zu einem stellenweise geradezu polemisch geführten Diskurs um das Modell der ‚Selbstsozialisation' (In der ‚Ordnung des Diskurses': Mansel/ Fromme/ Kommer/ Treumann 1999; Dollase 1999; Zinnecker 2000; Bauer 2002; Zinnecker 2002; Scherr 2004). Da sich die Auseinandersetzung um dieses Konzept auch auf dem Freiburger Symposium als besonders virulent erwies, werden im Folgenden einige wesentliche Aspekte der Debatte noch einmal vorgestellt.

Bei der Auseinandersetzung mit den relevanten Texten wird sehr schnell deutlich, dass der Terminus ‚Selbstsozialisation' wie auch das dahinter stehende Konzept zwei Rezeptionsfallen (oder zumindest Rezeptionserschwernisse) mit sich bringt: Zunächst einmal kann von einer – von den Inhalten abstrahierende – ‚semantischen Falle' gesprochen werden. Dies insbesondere mit Blick auf die jüngere Genese der Sozialisationsdebatte, die das Subjekt mit seiner je individuellen Perspektive zunehmend in den Mittelpunkt stellt. ‚Selbstsozialisation' kann dann als letzter Schritt in dieser Entwicklung verstanden werden, das Subjekt wird nicht mehr sozialisiert, sondern sozialisiert sich (idealerweise in postmodernen Gesellschaften) selber. Diese Leseweise liegt auch deshalb nahe, weil seit den 1990er-Jahren das Präfix ‚Selbst' in vielfältigen Kontexten (und

oftmals – darauf macht Maihofer in der Freiburger Debatte zu recht (aber mit der Adressierung an Scherr an das ‚falsche' Gegenüber) aufmerksam, mit neoliberalem Hintergrund) geradezu zu einem Modebegriff wird. So bedarf es der Selbstbildung durch selbstverantwortetes Lernen, der Selbstorganisation, um sich marktgerecht selbst zu formieren und nicht zuletzt der Selbstvorsorge für Krankheit und Alter etc. etc. ‚Selbstsozialisation' erscheint damit nur folgerichtig und befreit von den Zwängen der Fremdsozialisation durch die Familie, erlaubt es, der strukturellen Gewalt, die durch eine ‚legitime Kultur' (im Sinne Bourdieus) ausgeübt wird, zu entgehen – und vieles mehr. Auf den ersten Blick scheint es sich hier also um das adäquate Konzept (oder auch die Zielgröße) für die Sozialisation in einer individualisierten postmodernen Erlebnisgesellschaft zu handeln. Zinnecker (2000) spielt dann auch in seinem „erkundenden Essay" mit diesem Bedeutungshorizont – der auch in der von ihm zitierten Einladung zur Bielefelder Frühjahrstagung 1998 (vgl. auch Mansel/ Fromme/ Kommer/ Treumann 1999) aufscheint. Nicht ohne einen gewissen provokativen Verve stellt er Befunde und Konzepte vor, die traditionelle Sozialisationsagenten exkludieren oder zumindest in den Hintergrund treten lassen: ‚Selbstentwicklung' nach Krewer/ Eckensberger (1991), Peersozialisation (statt familialer Sozialisation), Selbsterziehung und Selbstbildung (statt institutionalisierter Bildungsveranstaltungen).

Reaktionen auf diese Provokation bleiben nicht aus. Neben der positiv gesinnten Übernahme eines solchen Verständnisses von ‚Selbstsozialisation' (z.B. Müller 1999) kommt es vor allem zu ablehnenden Reaktionen, die hier eine blinde Überspitzung der Subjektorientierung sehen, die nicht nur allen bisherigen Erkenntnissen widerspricht, sondern auch intendierte Erziehung und Bildung unmöglich macht (unter anderem: Bauer 2002, Geulen 2002).

Neben den Problematiken, die sich aus einer an der Alltagssemantik orientierten (und scheinbar zeitgeistigen) Leseweise des Begriffs ergeben, lauert eine zweite Falle: Die (zumindest in einigen Strängen der Debatte vorgenommene) Fundierung von ‚Selbstsozialisation' in der Luhmann'schen Systemtheorie (Mansel/ Fromme/ Kommer/ Treumann 1999; Zinnecker 2000; Scherr 2004). Diese hält – spätestens seit ihrer autopoietischen Wende – nicht nur ebenfalls eine Reihe von semantischen Fallen bereit (beispielsweise die autonomen, operational geschlossenen Systeme), sondern erscheint in ihrer Komplexität und Ausformulierung über weite Strecken kontraintuitiv. In der Folge wird die Luhmann'sche Fassung von ‚Selbstsozialisation' wiederum vor allem mit dem Fokus auf ‚Selbst-' rezipiert (Ausnahme: Scherr 2004). Die Funktion und die Leistungsfähigkeit des auf Maturana (Maturana/ Varela 1987) zurückgehenden (und zugegebenermaßen hoch abstrakten) Konzepts der ‚strukturellen Koppelung' wird dabei schlicht übersehen oder von der Fokussierung auf die *Autonomie* ‚autopoietische Systeme' verdeckt. So kommt es zu einer Leseweise, die dem Luhmann'schen Ansatz keineswegs gerecht wird. Ein solches *misreading* findet sich beispielsweise bei Zimmermann (2003), wenn er bei der Darstellung der konstruktivistischen Theorie Maturanas zunächst konzidiert,

> Ziel eines autopoietischen Systems ist es, in einer Umwelt zu überleben. (…) Ein überlebensförderndes Verhalten kann ein operational geschlossenes System lediglich durch strukturelle Koppelung erzeugen. (Zimmermann 2003, 73)

‚Strukturelle Koppelung' ist demnach überlebensnotwendig, keinesfalls also nebensächlich oder trivial. Eine Seite weiter führt er dann aber die (nicht aufgelöste) Kritik an, „dass diese Theorieperspektive eine Beliebigkeit des menschlichen Denkens und Verhaltens eröffnet" (Zimmermann 2003, 74). – Die gerade noch überlebenswichtige strukturelle Koppelung hat sich mithin inzwischen verflüchtigt. Zinnecker (2003) läuft in eine ähnliche Rezeptionsfalle, wenn er auf die dem Gesamtkonzept ‚Systemtheorie' geschuldeten, ansonsten zunächst hochgradig kontraintuitiven Systemgrenzen (Schüler sind für die Schule Umwelt etc.) und das eigenlogische Operieren der Systeme abhebt – und dabei ebenfalls die ‚strukturelle Kopplung' und die Möglichkeit der gegenseitigen ‚Irritation' aus dem Blick verliert.

Welche Potenziale das systemtheoretisch grundierte Konzept ‚Selbstsozialisation' bietet, zeigt Scherr (2004). Dabei gilt, dass das sozialisatorische Primat des Sozialen keineswegs negiert wird:

> Es macht also auch für die Luhmann'sche Systemtheorie einen sozialisationstheoretisch relevanten Unterschied, mit welchen sozialen Ereignissen Individuen konfrontiert sind und mit welchen nicht, welche Irritationen ihnen angeboten oder zugemutet und welche ihnen vorenthalten werden. *Sozialisation ist demnach zu fassen als die soziale Einschränkung des Möglichkeitsraums, in dem sich das individuelle Erleben und Denken, das Bewusstsein und das Unbewusste entwickelt.* (Scherr 2004, 227; Hervorhebungen im Original)

Jugendkulturen

Der Themenkomplex ‚Sozialisation' ist heute kaum mehr zu bearbeiten, ohne dass die vielfältigen ‚Jugendkulturen' mit in den Blick genommen werden. Die Teilhabe an einer solchen bestimmt nicht nur Musikgeschmack und Kleidungsstil, sondern prägt im Zweifelsfall für eine ganze Phase der Sozialisation auch die Einstellungen und Haltungen der Heranwachsenden. In den verschiedenen Sozialisationsmodellen der jüngeren Zeit kommt ihnen dann auch ein großer Stellenwert zu, gelegentlich wird gar angenommen, sie hätten einen höheren Stellenwert wie die primäre Sozialisationsinstanz ‚Elternhaus'.

Gesellungen von Jugendlichen (insbesondere auch der Studenten etc.) sind sicher kein exklusives Phänomen des 20. Jahrhunderts. Der Begriff ‚Jugendkultur' (damals noch im Singular) ist allerdings eng an die um 1900 herum entstehende ‚bürgerliche Jugendbewegung' mit ihren ‚aus grauer Städte Mauern' aufbrechenden Wandervogelgruppen und die Person des Reformpädagogen Gustav Wyneken geknüpft. Inspiriert von den Aktivitäten der Wandervögel und

in Ablehnung der wilhelminischen Schul- und Gesellschaftsstrukturen hofft er auf eine eigenständige ‚Jugendkultur', die eine ‚bessere Zukunft' begründen solle – allerdings unter der Prämisse, dass sich ‚die Jugend' seinen Ansprüchen (die weit über das reale Wandervogelleben hinausgehen) unterwirft. Die etwa zeitgleich entstehende ‚Arbeiterjugendbewegung' wird dann auch ebenso ausgeblendet wie der Gedanke, es könnten einmal medial formierte, sich über die Teilhabe an spezifischen Konsumkulturen definierende ‚Jugendkulturen' (nun im Plural) entstehen.

Mit der Machtübernahme der Nationalsozialisten ist sowohl für die sich eine mehr oder weniger ‚eigene' Kultur schaffende bürgerliche Jugendbewegung wie auch für die stärker von Konzepten der Arbeiterbildung und einer Einflussnahme der Arbeiterparteien geprägte Arbeiterjugendbewegung ein Schlusspunkt gesetzt. Die Hitlerjugend (und der BDM) als eine staatlich organisierte (und ideologisierte) Veranstaltung sind kaum als eine eigenständige Jugendkultur zu beschreiben – auch wenn sich möglicherweise in der ein oder anderen lokalen Gruppe zumindest zeitweise Überbleibsel einer autonomen Kultur regen konnten. Mit der – mehr oder weniger oppositionellen, auf jeden Fall aber nicht wohlgelittenen – ‚Swing-Jugend' entsteht in einigen Großstädten aber zugleich der Prototyp späterer Jugendkulturen. Dies gilt insbesondere für die Orientierung an einem spezifischen, kommerziell produzierten Musikstil wie auch die Widerständigkeit gegenüber elterlichen wie auch gesellschaftlichen Ansprüchen (und Kultur-Vorgaben).

Nach 1945 entsteht nicht nur das Bild des ‚Teenagers', die rasch zunehmende Verbreitung von Tonträgern, Radioprogrammen und anderen Verbreitungsmedien (erinnert sei an die wichtige Rolle der Zeitschrift *Bravo*) führt zu einer immer rascheren Abfolge verschiedener Jugendkulturen bis hin zu der vielfach zitierten ‚postmodernen Unübersichtlichkeit' am Ende des 20. Jahrhunderts. Wie auch immer man diese ob ihrer Ambivalenz zwischen Widerständigkeit, Avantgarde und Kommerzialisierung werten will, unbestritten ist, dass sie zunehmend zu einer relevanten Sozialisationsinstanz werden.

Zugleich werden sie immer häufiger Gegenstand einer sich etablierenden ‚Jugendforschung'. Erste Texte (z.B. Busse-Wilson (1925)) setzten sich – jenseits der eher ‚Szeneinternen' Postulate – bereits mit der frühen Jugendbewegung auseinander, spätestens mit dem Auftreten der ‚Halbstarken' gewinnt das Thema aber eine breitere Relevanz. Über weite Strecken steht dabei zunächst einmal ein eher auf die ‚Devianz' gerichtete Perspektive im Vordergrund, ‚populäre' Jugendkulturen werden vor allem als Verlust aller kulturellen Errungenschaften des Abendlandes empfunden.

Mit der Rezeption der Forschungen der ‚Chicago-School' und der frühen – zunächst vor allem auf die Erforschung der englischen Arbeiterjugendkultur fokussierten – Studien (und Theorien) der ‚Cultur Studies' setzt dann langsam ein Perspektivwechsel ein. Jugendliche ‚Subkulturen' verlieren – insbesondere aus der Sicht einer jungen Generation von WissenschaftlerInnen – ihren Hautgout und werden immer häufiger zum Gegenstand einer Forschung, die es oft nur noch mühsam schafft, sich gegen eher populären Texten entspringenden

Generationsbezeichnungen (‚Generation Golf' etc.) und dem immer schnelleren Wechsel der Moden zu behaupten. Spätestens in den 1990er-Jahren erregt (u.a. unter dem Label ‚Consumer Culture' (Featherstone (1991)) auch die durchgängige Kommerzialisierung keine Kritik mehr, die rasche Popularisierung des Punks (‚Punk jetzt auch bei Hertie') hat dazu beigetragen, die bisherige Authentizitätsfiktion als eine solche zu entlarven. Aber auch die allseits postulierte Hinwendung zu ‚ästhetischen Diskursen' (‚das Design bestimmt das Bewusstsein' oder auch: ‚Ich bin, was ich trage') lässt die Frage nach der ‚authentischen Quelle' jenseits der Trendscouts unwichtig werden.

Weniger ‚stylish', dafür pragmatisch ist ein anderer Teil der Jugend(kultur)-forschung, wie er sich unter anderem in den in mehr oder weniger regelmäßig erscheinenden ‚Shell-Studien' (zuletzt: Hurrelmann/ Albert/ Qeunzel/ Langness (2006)) manifestiert. Hier werden – insbesondere auch jenseits der besonders augenfälligen und medienwirksamen Events – längerfristige Trends und Entwicklungen sichtbar und in einem größeren Kontext analysiert.

Zu den Aufsätzen

Der Soziologe **Albert Scherr** führt den Stand der Debatte einer avancierten Theoriebildung zur Sozialisation vor Augen, indem er das auf Luhmanns systemtheoretische Überlegungen rekurrierende Konzept der Selbstsozialisation in das Zentrum seiner Ausführungen stellt. Folgt man Scherr, so lassen sich mit der Orientierung auf ‚Selbstsozialisation' die vielfach angemerkten Problematiken, die mit den älteren Sozialisationstheorien einhergehen, zugunsten einer neuen und übergreifenden Perspektive aushebeln. Denn:

> Gesellschaftstheoretische Theorien zur Ordnung der Geschlechter, sozialkonstruktivistische Analysen des institutionellen und alltäglichen *doing gender* und geschlechtsbezogene Sozialisationsforschung sind nicht als konkurrierende Unternehmungen, sondern als wechselseitig aufeinander verweisende Vorgehensweisen zu begreifen.

Damit steht außer Frage, dass es einer zeitgemäßen Sozialisationstheorie bedarf, um (nicht nur) die Frage nach Gender-Konstellationen überhaupt theoretisch und empirisch bearbeiten zu können.

Mit einer kurzen theoretischen Verortung des Konzepts ‚Selbstsozialisation' macht Scherr unmissverständlich deutlich, dass es hier nicht um die Unterstellung geht, Individuen könnten als autonome Subjekte ihres Sozialisationsprozesses (quasi im Sinne von Monaden à la Leibnitz) in beliebigen und vollkommen frei verfügbaren Bricolagen sich ihre (möglicherweise multiple) Identität (jederzeit neu) generieren. Die Verankerung des Konzepts in Luhmanns Systemtheorie bedeutet vielmehr, dass es sich hier um Prozesse ‚struktureller Kopplungen' von autopoietischen, operational geschlossenen, strukturdeterminierten etc. Systemen handelt. Beliebigkeit ist damit grundsätzlich ausgeschlossen. Das Konzept ‚Selbstsozialisation' „betont vielmehr (…), dass soziale Einflussnahme

eher als Begrenzung und Zumutung spezifischer Erfahrungen und Lernmöglichkeiten zu denken ist denn als direkte Einwirkung".

Dass auch andere – streckenweise unterkomplexe – Leseweisen des Terminus ‚Selbstsozialisation' möglich sind, lässt Scherr in der abschließenden Passage des Textes zumindest anklingen. Aus einer auf ‚Selbstformierung' zielenden zweiten Leseweise destilliert er dann aber eine Reihe von weiteren relevanten Fragestellungen, die der (empirischen) Bearbeitung harren.

Angesichts dessen, dass man sich vom Sozialisationsparadigma u.a. mit der Rezeption der Theorien von Judith Butler abwendete, mag es überraschen, dass die Freiburger Literaturwissenschaftlerin **Astrid Lange-Kirchheim** aus Butlers Arbeiten, wie etwa in deren kritischen Auseinandersetzung mit Freud, eine *implizite* Sozialisationstheorie – überzeugend – herausliest: denn Butler, so Lange-Kirchheim, „zeigt die Institutionen und Mechanismen auf, die das Gewordensein des/ der Einzelnen, besonders im Hinblick auf ihr/ sein Geschlecht, bedingen". Nach Butler setzt bei der Geschlechtsentwicklung das Inzesttabu bei Freud ein Homosexualitätstabu voraus, das zur Melancholie führt, weil das homosexuelle Begehren des (eigentlich bisexuellen) Objekts durch die heterosexuelle Matrix aufgegeben werden muss, ohne es betrauern zu können. Die heterosexuelle Melancholie repräsentierte sich besonders im Kleidertausch des Transvestiten, der damit sein unbefriedigtes homosexuelles Verlangen ausdrückt – und so wird der Transvestit zu Butlers Leitfigur einer quasi „missglückten Geschlechtersozialisation". Die weibliche Maskerade des Transvestiten ist für Butler der Beweis, dass Geschlechtsidentität nicht etwa ein ‚natürliches' Phänomen ist, sondern im Rahmen historisch-kultureller Imperative per Geschlechts*zuweisung* („Sei/werde ein Mädchen!") innerhalb der heterosexuellen Matrix hervorgebracht wird, Geschlechtsidentität auf Imitation beruht, *Darstellung* ist und die entsprechenden Normen erlernt werden.

Da sich Butler eher auf die geschlechtliche Entwicklung ‚im' Individuum konzentriert, beleuchtet Lange-Kirchheim mit Jaques Laplanche auch die Rolle des Unbewussten seitens der Eltern in der Sozialisation bzw. in ihrer Interaktion mit dem Kind. Laplanche greift die von Freud verworfene Verführungstheorie auf, um den Biologismus innerhalb der Psychoanalyse zu überwinden.

> Dem Zwang zur Annahme eines Geschlechts bei Butler korrespondiert bei Laplanche die notwendige, als Trauma konzipierte, Konfrontation mit dem individuellen, historisch und kulturell codierten Begehren der Pflegeperson(en),

das notwendig auf das Kind übertragen wird. So kann

> die Entwicklung der Geschlechtsidentität … mit Hilfe der Verführungstheorie als Prozess nachträglicher Aneignung beschrieben werden, ein Prozess, der mit der Geburt einsetzt, aber davor schon eingeleitet wird, denn das Kind wird gewissermaßen in die Phantasien der Eltern hineingeboren.

Sowohl bei Butler als auch bei Laplanche werden die Freiheitsgrade des Individuums als gering betrachtet, beide aber zeigen auch Auswege daraus auf:

> Butler durch die minimalen subversiven Akte abweichenden ‚Zitierens' der Normen auf dem Wege der Performanz [beispielsweise *Drag Show*], Laplanche durch die nachträglichen Umschriften der rätselhaften Botschaften, einer lebenslangen Bearbeitung des Traumas (…).

Um ein Beispiel für die Subversion des traditionellen Vaterbildes zu geben, stellt Lange-Kirchheim außerdem die *Vater und Sohn*-Bildergeschichten des Zeichners e.o. plauen aus den 1930er-Jahren vor. In Anbetracht der eher dürftigen individuellen Spielräume versteht Lange-Kirchheim es als

> leichtfertig und geradezu zynisch, wenn Albert Scherr die bloß imitativen Akte einer Auswahl angebotener Geschlechterrollen im Sinne eines *self-fashioning* (einer Selbstformierung) mit den Angeboten ärztlicher Therapie verknüpft, die dann zur richtigen Sozialisation verhelfen könne, wenn nichts mehr helfe (Scherr 2008, in diesem Band). Hier werden die Dezentrierung des Subjekts und seine Entmächtigungserfahrungen unterschlagen (…).

Thematisierte die ebenfalls psychoanalytisch orientierte Oldenburger Soziologin **Karin Flaake** in einer früheren Ausgabe dieser Zeitschrift Probleme von Frauen, die aus der spezifischen frühkindlichen Mutter-Tochter-Situation im patriarchalen Kontext resultieren (Flaake 2000), so widmet sie sich im vorliegenden Band der konfliktbehafteten Situation (nicht nur) jugendlicher Männer – und knüpft damit an die vorherige Ausgabe der *Freiburger GeschlechterStudien* „Männer und Geschlecht" an. Die Ursache für die von ihr fokussierte Misere liegt, so Flaake, ebenfalls in der nach wie vor hegemonialen patriarchalen Geschlechterordnung, die sich u.a. in der „noch immer häufige[n] Arbeitsteilung in Familien, durch die es die Mütter und damit Frauen sind, die die Rolle der körperlich und emotional nahen Bezugsperson übernehmen", einer generellen Abwertung alles ‚Weiblichen' sowie einer Tabuisierung von Homoerotik äußert.

Flaake fokussiert nun unter der Überschrift „Männliche Adoleszenz und Sucht"

> die bei Jungen und jungen Männern nicht selten zu findende Kluft zwischen demonstrierter Unabhängigkeit und Stärke einerseits und Gefühlen von Abhängigkeit, Selbstzweifeln, Angst, Hilflosigkeit und Schwäche andererseits.

Diese Gefühle, so Flaake, können „im Verlaufe des Heranwachsens zunehmend weniger gezeigt werden", finden „immer weniger Ausdruckmöglichkeiten" und müssen deshalb „zunehmend abgespalten und verdrängt werden". Wie Flaake deutlich macht, sind die oben angeführten gesellschaftlichen Dispositive sowohl im Kontext der (gleichgeschlechtlichen) *peer group*, denen bei männlichen Jugendlichen eine besondere Bedeutung zukommt, als auch im Rahmen

der Familie, die auch in der Adoleszenz eine „wichtige Hintergrundsquelle“ bleibe, von großer Relevanz. Sowohl hier als dort werden „alle Seiten [aber auch alle Interaktionen] einer Person, die mit Abhängigkeit und Schwäche, mit Unsicherheit, Angst und Hilflosigkeit verbunden sind“ als weiblich konnotiert – und bei männlichen Personen damit als ‚nicht normal‘ oder kurz: ‚schwul‘ wahrgenommen bzw. etikettiert.

Abschließend schlägt Flaake den Bogen zum Suchtverhalten, das „eine – aber eben nur eine – mögliche Verarbeitungsstruktur“ der aufgezeigten Problematik darstellen kann“: Die Abspaltung bestimmter Persönlichkeitsanteile könne zu depressiven Symptomen führen; Drogensucht könne eine Form der externalisierenden Abwehr darstellen.

Im Rahmen pädagogischer und sozialpädagogischer Arbeit sollte, so Flaake, ein Ziel darin liegen „[d]die innere Leere zum Sprechen zu bringen, den abgespaltenen Gefühlen Raum zu verschaffen“ um so bereits dem Entstehen einer Sucht vorzubeugen. Grundlegender müsse es aber, so Flaake, um eine Verflüssigung von Polaritäten und traditionellen Geschlechterbildern gehen. Und hier sieht Flaake, ähnlich wie Chodorow und andere ‚frühe‘ Sozialisationstheoretikerinnen, „Veränderungen [sowohl seitens Männern als auch von Frauen] in den geschlechtsspezifischen Arbeitsteilungen – insbesondere wenn es um beziehungsorientierte Tätigkeiten geht –“ als maßgeblich an.

Die von dem Pädagogen und Jugendforscher **Wilfried Ferchhoff** unternommene Überblicksdarstellung der aktuellen Debatten in der Jugendforschung folgt einem eigenen Sprachspiel. Ausgehend von einer breiten und vertieften Kenntnis der relevanten Diskurse zeigt er nicht nur ihren schwer zu überblickenden Vielklang (und oftmals mangelnden Anschluss aneinander), sondern auch ihre Grenzen und unbefriedigende Eigen-Reflexionen auf. Dabei steht für den Verfasser außer Frage, dass die (scheinbar?) klare Ordnung der Moderne längst abgedankt hat und wir es mit einer kaum mehr zu überblickenden Komplexität von Lebenslagen, Lebensstilen und Lebensentwürfen zu tun haben. Vertrautheits- und Schutzräume haben sich (nicht zuletzt im Zuge der Globalisierung) aufgelöst, begleitet von Existenzunsicherheiten und anderen Verunsicherungen müssen – und werden (erinnert sei nur an die vielfältigen christlichen Fundamentalismen) – neue Ruhepole geschaffen werden. Denn nur dann wird die „ontologische Bodenlosigkeit“, die die Menschen „im Freien“ stehen lässt, nicht zu einer destruktiven Überforderung.

Kenntnisreich führt er die vielfältigen Aspekte, Dimensionen und Varianzen einer ‚veränderten‘ Kindheit und Jugend – nicht nur, aber auch mit Blick auf ‚Gender‘ – vor Augen.

Passend zu den Debatten um Selbstsozialisation bzw. dem Eigenanteil von Individuen an ihrer (Geschlechter)Sozialisation zeigt die Freiburger Sprachwissenschaftlerin **Helga Kotthoff** anhand empirischer Daten vor allem aus Telefonaten, wie sich adoleszente Mädchen innerhalb ihrer Peergroup gegenseitig sozialisieren. In ihren Gesprächen handeln sie Gefühlsnormen, Verhaltens- und moralische Bewertungsstandards aus und zwar insbesondere für den roman-

tischen oder erotischen Kontakt mit Jungen. Demnach taucht Gender darin als eine bedeutsame Identitätskategorie auf, denn sie liefert den untersuchten Mädchen reichhaltigen Gesprächsstoff; das permanente Sprechen über romantische Beziehungen in der Öffentlichkeit ihrer Peergroup ermöglicht ihnen den Übergang in diese neue Alltagspraxis. Darüber hinaus deutet

> (d)ie Tatsache, dass diese Transitionsphase von der Kindheit zum Erwachsensein semiotisch so dicht gestaltet wird, … daraufhin, dass hier nicht einfach entwicklungsbedingte Veränderungen durchschlagen,

sondern es wird „von den Jugendlichen alles genutzt, um sich so zu entwerfen, wie man sein und gesehen werden will", wenngleich die Großindustrie ihre „außerordentlich reichhaltige symbolische Aktivität" mit antreibt – Adoleszenz wird also von den Jugendlichen selbst aktiv ausgeformt.

Als eine hinsichtlich der Selbstgestaltung von Jugendlichen weniger ‚positiv klingende' Ergänzung zu Kotthoff kann die gesprächsanalytische Untersuchung von **Janet Spreckels**, gleichfalls Sprachwissenschaftlerin in Freiburg, gelesen werden. Auch Spreckels stellt dar, wie in der Pubertät Geschlechtsidentität ausgehandelt wird, und zwar anhand einer Mädchengruppe, die sie über fast zwei Jahre hinweg sogar in deren Freizeitaktivitäten begleitet hat. Diese Jugendlichen, die die sozialpsychologische Forschungsliteratur darin widerlegen, dass es keine stabile Gruppenbildung gleichaltriger Mädchen gebe, definieren sich vor allem über die Abgrenzung zu anderen Mädchengruppen: Letztere sind ihrer Ansicht nach völlig verhaltenskonform mit den gesellschaftlichen Normen von Weiblichkeit – etwas, das sie selbst für sich ablehnen und das, obwohl sie sich äußerlich kaum von eben jenen ‚Anderen' unterscheiden. Dass den untersuchten Mädchen hingegen die Rollenstereotypen für Jungen wesentlich mehr Spaß und Freiheiten versprechen, macht deutlich, dass sich die Geschlechterrollen noch längst nicht so aneinander angenähert haben, wie oft behauptet wird, offensichtlich gilt nach wie vor: „Die Geschlechtsrolle determiniert… maßgeblich die Handlungsspielräume von Individuen".

Wie Jugendliche verschiedene soziale Distinktionslinien als quasi pragmatisch orientierte Interaktionsressource für ihre Selbstformierung einsetzen, demonstriert **Lotte Rose,** Professorin für Kinder- und Jugendarbeit an der Fachhochschule Frankfurt am Main, anhand einer ethnografisch ausgerichteten Studie in Jugendhäusern. So sind neben beispielsweise religiösen oder ethnischen Distinktionen auch die Gender-Inszenierungen von Jungen und Mädchen ein Mittel zur Selbst-Exponierung und damit ein wichtiges Interaktionssignal, das dazu dienen soll, in eine Gruppe aufgenommen zu werden, sie zusammenzuschweißen oder aber sie von ‚Anderen' abzugrenzen. So markieren etwa sexualisierte Gender-Inszenierungen den sozialen Aufstieg zum Jugendlichen: Nun kann man sich sicher im eigenen Geschlechterstatus bewegen, beherrscht die relevanten Symboliken und hat „das eigene Kind-Sein – und auch andere Kinder – biografisch hinter sich gelassen". Auf diese Art wird also der diffuse Raum

des Jugendhauses binnenstrukturiert und unterstützt die Selbstverortung der Jugendlichen.

Dabei aber stimmt u.a. bedenklich, so Rose, dass die Jugendlichen in ihren Geschlechterinszenierungen die traditionellen Stereotypen reproduzieren, wenngleich „die jugendlichen Inszenierungssymboliken filigraner und schwebender sind als die Diagnosen der patriarchalen Zeichenwirkung behaupten"; aber sie „markieren und schärfen" damit

> eine Differenz (...), die im Zuge der Gleichberechtigungsdebatte durchweg als brisant wahrgenommen wird. Die Differenz als solche erscheint als ‚Wurzel allen Übels'.

Gegen diese sorgenvoll-genderpädagogische Wahrnehmung wendet Rose ein, dass sie dem Adultozentrismus entstammt, der die Perspektive der Jugendlichen außen vor lasse. Damit schlägt sie den Bogen zu der kritischen Kindheitsforschung, die Kinder statt „aus der Perspektive der Erwachsenen (…), zu denen sie später einmal werden sollen" (Wetterer 2003a, 5), als Konstrukteure ihrer eigenen Lebenswelt sieht. Außerdem verweist Rose darauf, dass die Gender-Inszenierungen der Jugendlichen nicht „immer und überall reflexhaft gezeigt werden", als wäre das „als psychische Disposition" in sie eingeschrieben, sondern ihre Inszenierungen werden kontextuell und situativ gebunden ‚aufgeführt'. Damit kritisiert Rose im Prinzip – wie Hagemann-White und Wetterer u.a. – das Ausblenden von Gesellschaftsstrukturen, die solche Kontexte herstellen, deren Bedingungen die Jugendlichen jedoch „intuitiv sehr genau (…) reflektieren". Insofern plädiert Rose auch in pädagogischer Hinsicht dafür, „Mädchen und Jungen als ExpertInnen ihrer eigenen Kultur ernst zu nehmen" und darüber hinaus Möglichkeiten anzubieten, „Gender gezielt quasi hinter die sozialen Kulissen treten zu lassen", um den Jugendlichen „den Druck zur Genderinszenierung" zu nehmen.

Marion Schulze bietet in ihrem Text einen Einblick in ein noch unabgeschlossenes, größeres Projekt. Am Beispiel der Jugendsubkultur ‚Hardcore' untersucht sie Prozesse der geschlechtsspezifischen Sozialisation. Ausgangspunkt ist dabei die Feststellung, dass in älteren Untersuchungen bestenfalls konstatiert wird, Mädchen seien in Jugendsubkulturen (der Begriff wird hier nicht weiter hinterfragt) unterrepräsentiert und in die traditionellen Hegemonieverhältnisse eingebunden. „Die Frage nach dem *Wie* des Erlernens und Inkorporierens dieser jugendsubkulturellen Geschlechterordnung [wurde, S.K.] aber außen vor gelassen".

Wenn aber, so die Prämisse der Verfasserin, die Teilhabe an Jugendkulturen die Geschlechterbilder und -konstruktionen der Heranwachsenden verändert, so stellt sich die relevante und empirisch zu bearbeitende Frage, wie die dabei ablaufenden Prozesse im Detail aussehen. Anhand von Gesprächen und Interviews mit Mädchen aus der Hardcore-Szene gelingt es Schulze dann auch, drei – im vorliegenden Aufsatz theoretisch wenig untermauerte – Modi des ‚Lernens' von für Hardcore-Kultur relevanten Geschlechterkonstruktionen herauszuarbei-

ten. Der Fokus liegt dabei vor allem auf ‚Anpassung', die rekursiven Prozesse (wie sie Scherr in den Blick nimmt) treten dagegen in den Hintergrund.

Ausgehend von Beobachtungen und Befunden aus einem Forschungsprojekt unternimmt der Medienpädagoge **Sven Kommer** den Versuch, zumindest in einem kleinen Ausschnitt Prozesse des *doing gender* beim Umgang mit digitalen Medien zu beschreiben. Damit wendet der Verfasser den Blick von einer im Kontext ‚Medien' häufig zu beobachtenden Fokussierung auf die Rezeption kommerziell produzierter Inhalte ab und nimmt die medienbezogenen Handlungspraxen der Heranwachsenden in den Blick. Nur so – so die These des Verfassers – kann die ganze Breite der aus der zunehmenden Mediatisierung der Gesellschaft entstehenden Sozialisationsmächtigkeit der Medien erfasst werden.

‚Mediensozialisation' ist dabei aber keinesfalls als ein deterministischer Prozess zu verstehen, ähnlich wie Scherr argumentiert Kommer mit dem Konzept der ‚strukturellen Kopplung'. Dabei plädiert er auch für eine an Bourdieus Habituskonzept angelehnte Perspektive, die Unterschiede, die sich (mit Bourdieu) aus einer divergenten Kapitalausstattung ergeben – insbesondere im Bereich des kulturellen Kapitals – wieder stärker in den Blick zu nehmen.

Der Text von **Doris Katheder** bringt in Erinnerung, dass es neben allen theoretischen Diskursen unabdingbar ist, diese auch durch eine (reflektierte) Empirie abzusichern. Die von der Autorin vorgestellte Kurzfassung einer größeren Arbeit zeigt deutlich, welche Erkenntnisgewinne sich aus einer solchen ‚Erdung' der Debatten ergeben. Mit der Analyse von Mädchenzeitschriften (einem ob der immer allerneusten Medien ein wenig aus dem Blick geratenem Medium mit noch immer hoher Relevanz für eine bestimmte Altersgruppe) nimmt sie einen Ausschnitt der ‚Umwelt', an die gekoppelt Sozialisation stattfindet, in den Blick. Die Analyse von Fotogeschichten, Beratungsrubriken und Werbung in einigen der auflagenstarken Zeitschriften zeigt, wie eng diese drei Genres miteinander verknüpft und aufeinander bezogen sind – und damit insbesondere die ‚Beratungsrubriken' eben nicht nur eine ‚Dienstleistung' für die Mädchen darstellen, sondern auch Teil eines sich selbst verstärkenden und abschließenden *circus conclusius* sind. Manche der hier bearbeiteten Probleme gäbe es – so die Verfasserin – möglicherweise gar nicht (oder zumindest nicht in dem beobachtbaren Ausmaß), wenn diese Zeitschriften nicht ein hoch problematisches Bild (nicht nur) der Geschlechterrollen disseminieren würden. Den Publikationen gelingt die „gleichzeitige Schaffung von Begehren und des darauf gerichteten Angebots, dieses befriedigen zu können".

Mit einer pointierten Analyse der Inhalte kann die Verfasserin zeigen, wie weit die ‚Realität der Medienangebote' in diesem Sektor von den Idealen der theoretischen Diskurse entfernt sind:

> Die dominierenden textuellen und visuellen Angebote der Fotogeschichten in den kommerziellen Mädchen- und Jugendzeitschriften mit ihrer Konzentration auf symbolträchtige Körperkultivierung, Paarromantik, Kleinfamilie, eskapistische Reiseabenteuer und anderes belegen insgesamt die Gefahr einer Realitätsverschleierung.

Auch wenn das Konzept der ‚strukturellen Kopplung' darauf aufmerksam macht, dass diese Identifikationsangebote nicht zwangsläufig (und unbearbeitet) in die Identitätskonstruktionen eingehen, bleiben sie im Zweifelsfall nicht ohne Effekt. Die Frage, wie die RezipientInnen mit diesen ‚Irritationen' umgehen, bleibt bei der auf die Angebotsseite gerichteten Untersuchung von Katheder erst einmal offen – hier wäre ergänzende Empirie sicher erkenntnisträchtig, um Bedingungen und Prozesse der Sozialisation aufzuklären.

Ausgehend von einem historischen Sujet (zwei Bünden des völkischen Flügels der frühen ‚bündischen Jugend') unternimmt die Historikerin **Antje Harms** einen Anlauf, die neueren sozialisationstheoretischen Konzepte (vgl. Scherr im vorliegenden Band) empirisch zu unterfüttern. Dabei gilt es, so Harms, weder in deterministische Modelle zu verfallen noch zu übersehen, dass

> Aneignungsprozesse jedoch keinesfalls als beliebig oder frei wählbar betrachtet [werden müssen]. Politische Sozialisation muss immer vor dem Hintergrund der jeweiligen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die politisches Denken und Handeln strukturieren und ihnen Sinn verleihen, gedeutet werden.

Ziel der Studie ist es, den bisherigen Stand der Debatte zur ‚politischen Sozialisation' und Geschlecht mit ihrer Annahme, dass der Kategorie ‚Geschlecht' eine zentrale Rolle zukommt, zu hinterfragen. So verfolgt die Untersuchung einen „intersektionalen Ansatz, der verschiedene Achsen der Differenz berücksichtigt und miteinander verknüpfen will" und damit eine Deutungsoffenheit generiert, die auch andere Faktoren auf ihre Relevanz hin untersucht.

Vor dem Hintergrund der knapp skizzierten Entwicklung der bürgerlichen Jugendbewegung fokussiert Harms dann den Blick auf zwei (im Gesamtkontext der Jugendbewegung eher randständige) Bünde des ‚völkischen Flügels' und die Zeit um 1919, in der die Jugendbewegung einen grundlegenden Wandel erfährt und sich (zumindest streckenweise) zunehmend politisiert. Gegenstand der Analyse ist dabei vor allem die veröffentlichte Meinung, wie sie sich in den (in Eigenregie produzierten) Zeitschriften der beiden Bünde findet. Die dort versammelten Äußerungen und Diskurse zeigen zunächst einmal, dass politische Themen in dem Mädchenbund einen wesentlich breiteren Raum einnehmen als bei den ‚Fahrenden Gesellen'.

Auf der inhaltlichen Ebene gelingt es Harms herauszuarbeiten, wie sich in beiden Gruppierungen hinter der oberflächlichen Parteilosigkeit und dem Credo einer romantisch-revolutionären Überparteilichkeit eine diffuse völkisch-nationale Position manifestiert. „Man träumte von einem neuen Reich und einem

dritten Weg zwischen Sozialismus und Nationalismus“. Eine politische Sozialisation fand dabei, so Harms, vor allem in der alltäglichen Arbeit und Interaktion der lokalen Gruppen statt: „Über den emotionalen Zusammenhalt wurde hier überdies kollektive Identität gestiftet und politisch aufgeladen“. Die enge Verstrickung in die Interaktionen der jeweiligen Gruppe und die dabei identitätsstiftende Orientierung auf ‚Rasse‘, ‚Nation‘ und ‚Alter‘ führt nach Harms letztendlich dazu, dass ‚Geschlecht‘ (bei allen beobachtbaren Unterschieden) hier nicht die zentrale Kategorie der politischen Sozialisation darstellt.

Der emeritierte Soziologe **Herbert Schweizer** plädiert in seinem Text für eine eigenständige ‚Soziologie der Kindheit‘, da die bisherige ‚Sozialisationsperspektive‘ aus seiner Sicht ob der ‚veränderten Kindheit‘ heute nicht mehr ausreicht.

Um diese These zu unterstreichen, benennt Schweizer dann auch eine Vielzahl von Aspekten, an denen sich die fundamentalen Veränderungen der heutigen Kindheit gegenüber der Moderne festmachen lassen: Institutionalisierung, Medienkindheit, Konsumkindheit, Freizeitorientierung und nicht zuletzt die (erneute) Annäherung von Kindheit und Erwachsensein.

In der Folge macht der Autor – unter Rückgriff auf Ariès – auch noch einmal darauf aufmerksam, dass insbesondere das romantisch angehauchte Konzept von einem für Kinder unbedingt notwendigem ‚Schonraum‘ einer Epoche und einem spezifischen Kontext geschuldet ist, es sich also um eine voraussetzungsreiche Konstruktion von ‚Kindheit‘ handelt. Die heutige ‚Institutionalisierung‘ von Kindheit mit ihrer streckenweisen Exklusion aus der Welt der Erwachsenen zeigt sich so in der Analyse von Schweizer als durchaus zweischneidig. Was ‚zu ihrem Besten‘ gedacht ist, enthält den Kindern eben auch einen Teil der Welt vor.

Die Notwendigkeit einer Soziologie der Kindheit begründet der Soziologe aber auch über die Theoriegeschichte der Sozialisationstheorie, die er in einem komprimierten Durchgang kurz skizziert. Dabei kommen auch die aktuellen Kontroversen um das Konzept (bzw. eigentlich: die Konzepte) der ‚Selbstsozialisation‘ in den Blick, die knappe Darstellung der Luhmann’schen Perspektive übersieht allerdings etwas die Wirkmächtigkeit von ‚struktureller Kopplung‘.

Mit Blick auf die gesellschaftliche Konstruktion der kulturellen Zweigeschlechtlichkeit am Beispiel von Jungen und Mädchen hält Schweizer einige Überraschungen für die aktuellen Gender-Diskurse bereit. So macht er darauf aufmerksam, dass die Abkehr von ‚sicheren‘ und unhinterfragten Strukturen auch kaum reflektierte Nebenwirkungen zeigen kann:

> Die wirkliche Ursache verstärkter Körperbetonung [bei Kindern, S.K.] scheint soziologisch darin zu liegen, dass heute weder eine prägnante ‚Kinderrolle‘ noch unumstrittene ‚Geschlechtsrollen‘ ohne weiteres zur Verfügung stehen, Anfang und Ende der Kindheit verschwimmen und institutionelle ‚Entwicklungsaufgaben‘ stark umkämpft sind.

Anders ausgedrückt: Die Veruneindeutigung nicht nur von ‚Gender‘ führe eben auch zu Verunsicherung. Dies gilt natürlich auch für Institutionen wie die

Schule: Heute, so Schweizer, seien es nicht mehr die Mädchen, die der Hilfe für eine Bildungskarriere bedürfen, sondern die Jungen.

Frank Winter, Soziologe und Lehrer (und damit sowohl Theoretiker als auch Praktiker), nimmt die „‚literarischen Dramatisierungen' brodelnder innerer Erlebniswelten" zweier Jugendlicher, die auf einen (einmal realen und einmal imaginierten) Amoklauf zulaufen zum Ausgangspunkt, um die Frage nach der derzeitigen Situation von Jungen zu stellen:

> Auch wenn blutige Rachefeldzüge männlicher Jugendlicher auch in Zukunft nicht zum allerorts zu erwartenden schulischen Normalverhalten gehören werden, denke ich, dass diese Taten mehr Allgemeines enthalten als zumeist wahrgenommen wird.

Winter macht das Fehlen „sozialer Gefühlsresonanzräume" insbesondere in der Jungen-Peer-Group sowie ein „erschreckendes Maß an seelischer Gruppengewalt in vielen Klassen der Jahrgänge 5 bis 10", kurz: Mobbing, für die von ihm beobachteten „düstere[n] Seelenmelodien" und „Verzweiflungsmomente" maßgeblich verantwortlich. Einer Verarbeitung der Gefühle stünden nicht nur die „jungespezifischen Erziehungsparadigmen" (so beispielsweise „Jungen weinen nicht!") sondern auch die üblichen Selbstinszenierungen von Jungen in der Jungen-Peer-Group entgegegen: Hier gelte es vor allem als ‚cool' zu gelten. Die Abqualifizierung als ‚schwul' dagegen stelle nach wie vor die „wichtigste kulturelle Chiffre" dar. Gemeint sei damit in der Regel, wie auch Winter (ganz ähnlich wie Flaake) unterstreicht, nicht ‚homosexuell', sondern „alles was als unmännlich aufgefasst wird, und das ist viel". Wie Winter ausführt sind Gender-Inszenierungen für die meisten Jugendlichen dabei „absolut lebensdominant".

Seitens der Lehrer hält Winter einen sublimierenden Umgang oder auch eine „In-Dienstnahme" für Erfolg versprechender als die Strategie des „Cooling-down des Sexus", da durch erstere „soziale Resonanzräume für Gefühle" geschaffen und kultiviert werden können. Abschließend plädiert Winter dafür, über dem nicht zuletzt durch die PISA-Studien ausgelösten Eifer, kognitive Kompetenzen und Leistungen empirisch zu erfassen, den Blick auf die „jugendlichen Seelenlandschaften", auf deren psychisch-emotionale Verfassung nicht zu vernachlässigen. Winter hält es

> für dringend geboten, sich in der empirischen Bildungsforschung nicht weiter in erster Linie auf Schulleistungsvergleiche und kognitive Kompetenzvermittlungen zu konzentrieren, sondern auf die Weltintegration von Jugendlichen.

Die Freiburger Islamwissenschaftlerin **Roswitha Badry** hat sich mit unkonventionellen Zweierbeziehungen in muslimischen Ländern beschäftigt. Diese sind zwar vor allem auf demografische Entwicklungen, soziokulturelle und ökonomische Zwänge zurückzuführen, jedoch *könnten* sie möglicherweise einen Wandel der Sexualnormen und der Geschlechterverhältnisse einleiten. Soziale

Umwälzungen wie bessere Ausbildung, wachsende Partizipation am Arbeitsmarkt und Zugang zu Massenmedien u.a. geben insbesondere heranwachsenden Frauen heute wesentlich mehr Freiräume und haben damit bereits begonnen, die herkömmliche patriarchalische Ordnung zu untergraben – doch nichtsdestotrotz: ein Leben ohne Ehe und Familie bleibt weiterhin quasi undenkbar. So bleiben Gender-Asymmetrien in der weitaus höheren sozialen Kontrolle von Mädchen und jungen Frauen bestehen, die ständig um eine tief greifende Schädigung ihres Rufs fürchten müssen, was ihre Heiratschancen erheblich mindern würde.
Im Konflikt zwischen sozialen Erwartungshaltungen und persönlichen Bedürfnissen setzen sich aber immer mehr junge Menschen beispielsweise mittels scheinbar legitimierter Eheformen über das Verbot vorehelicher sexueller Kontakte hinweg. Allerdings geben, nach Badry, die rezenten Diskurse über Sexualmoral wenig Anlass für allzu viel Optimismus, denn sie bleiben „tradierten, überkommenen Redeweisen und Denkmustern“ verhaftet, „(a)ndrozentrische Diskurse über *Scharia*-Konformität und Ehre-Scham-Konzepte dominieren“. Dennoch ist „eine Sensibilisierung der Öffentlichkeit für Missstände und Skandale, die lange totgeschwiegen, heruntergespielt oder verharmlost wurden“, in Gang gekommen und die jungen Erwachsenen verlangen „mehr Autonomie, Eigenverantwortung und Selbstbestimmung in der Privatsphäre“. Obwohl es also partiell Anzeichen einer jugendlichen ‚Gegenkultur‘ gibt, die gewisse „Parallelen zur 1968er-Generation in Westeuropa aufweist“, bleibt fraglich, so Badry, „ob sich die ‚jungen Aufmüpfigen‘ nicht doch wieder in altbewährte Kanäle flüchten, um langfristig Problemen aus dem Weg zu gehen.“

Die Freiburger Romanistin und Kulturwissenschaftlerin **Eva Kimminich** widmet sich den „Ent-Individualisierungs- und Subjektivierungsprozesse[n] weiblicher Protagonistinnen im frankophonen Immigrationsroman“.

Exemplarisch stellt Kimminich Bücher von zwei westafrikanischen Autorinnen und einem Autor vor. Bei ihrer Analyse der „Problematik von Vorstellungen, Fremdzuschreibungen und Projektionen mit denen EinwanderInnen zu kämpfen haben, dem Erleben und der Verarbeitung von Xenophobie und Rassismen“ wendet Kimminich eine Reihe von Begriffen an, die der Migrationsforscher Mark Terkessidis geprägt hat, um häufig zu beobachtende rassistische Situationen zu charakterisieren: ‚Entfremdung‘, ‚Verweisung‘, ‚Entantwortung‘, ‚Entgleichung‘, sowie ‚Spekularisation‘.

Auf der Basis eines umfangreichen Textkorpus beobachtet Kimminich auch Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Autoren, „es scheint, dass Autorinnen eher mit Tabus brechen als männliche Schriftsteller und dass Autorinnen eher sich selbst entwerfende Protagonistinnen schildern.“ Als prominente Beispiele führt Kimminich Marima Ba, die weibliche Erfahrungen mit Polygamie zum Thema macht, sowie die aus Kamerun stammende Calixthe Beyla an, die „provokativ über Sexualität, Beschneidung und Gewalt gegen Frauen“ schreibt.

Auch der sich anschließende Beitrag stammt aus der Literaturwissenschaft und auch hier spielen die Themen Migration und Hybridität eine wichtige Rolle: Der neuerdings wieder in Braunschweig lehrende Anglist **Rüdiger Heinze** widmet sich mit Jeffrey Eugenides' *Middlesex* einem „Roman, der aus einer Vielzahl von Geschichten besteht, die immer wieder die Frage nach Identität und Hybridität aufwerfen", wobei Identität und Hybridität hier sowohl die Kategorie Geschlecht als auch das ‚typisch US-amerikanische' Einwandererschicksal betreffen: Cal, Enkelkind eines in die USA migrierten Geschwisterpaares, wird als Mädchen aufgezogen, nach einem Unfall im Teenageralter dann jedoch überraschend als (‚biologischer') Junge klassifiziert. Als der Arzt Dr. Luce nach einem psychologischen Test mit der Begründung, das Kind offenbare „trotz eines dem entgegenstehenden Chromosomensatzes" „[b]ezüglich Sprache, Gebaren und Kleidung (…) eine weibliche geschlechtliche Identität" eine ‚(re-)feminisierende', Operation empfiehlt, entzieht sich Cal diesem vereindeutigenden Eingriff. Seine/ihre uneindeutigen Genitalien zur Schau stellend, firmiert er/sie statt dessen in einem Sexclub als mythischer Gott Hermaphrodit und lernt in diesem Kontext durch eine befreundete Kollegin, dass Normalität keineswegs normal ist:

> Normalität war nicht normal. Das ging gar nicht. Wenn Normalität nicht normal wäre, dann könnte jeder damit leben. (…) Doch die Menschen – und vor allem die Ärzte – hatten in Bezug auf Normalität ihre Zweifel. Sie waren sich nicht sicher, ob die Normalität ihrer Aufgabe gewachsen war. Und daher halfen sie ihr ein wenig nach.

Cal lässt sich seine ‚Monströsität' jedoch nicht nehmen und ist auch für seine Familie, zu der er nach dem Tod des Vaters zurückkehrt, „dasselbe Kind, nur anders": „[Der] ... Wechsel vom Mädchen zum Jungen war weit weniger dramatisch als die Entfernung, die jeder von der Kindheit zum Erwachsensein zurücklegt." Wie Heinze unterstreicht, bietet der Roman keine beruhigende „epische Auflösung": „Zahlreiche Fäden werden nicht zusammengeführt, Entscheidungen nicht begründet, Motive nicht homogenisiert." Das Geschichtengeflecht bleibt dadurch „polyphon, heterogen und offen". Selbst der „selbstreferenzielle Verweis auf das Erzählen" als Antwort auf die Frage nach der Identität („So verstehen wir, wer wir sind, woher wir kommen. Geschichten sind alles.") wird, wie Heinze deutlich macht, durch die Wirkmächtigkeit der genetischen Mutation, die die erzählte Geschichte ja allererst in Gang setzte, konterkariert: „Was die Menschen vergessen, bewahren die Zellen." Wie Heinze abschließend konstatiert, erteilt der Roman mit dieser Aussage einem radikalen Konstruktivismus „eine Absage".

Im Gegensatz dazu zielen die beiden Skandinavistinnen **Svenja Blume und Angelika Nix** auf die Etablierung einer radikal-konstruktivistischen Perspektive in der Literaturwissenschaft im Zuge eines Age-Mainstreaming ab. Die Anerkennung der „generelle[n] Bedeutung der Generation als soziales Organisationsprinzip" wäre für ein solches zentral. Nix und Blume knüpfen hier an Ausführungen der finnischen Soziologin Leena Alanen an, die eine Integration eines „kindlichen Blickwinkels" in die Sozialwissenschaften nach dem Vorbild

der soziologischen Genderforschung fordert. Analog zu der für die Gender Studies entscheidenden Gegenüberstellung Sex und Gender stellen die beiden Autorinnen (in Anschluss an den Germanisten Reiner Wild) dem biologischen ‚Kindsein' das kulturelle Konzept ‚Kindheit' gegenüber. Sie knüpfen damit an eine der Grundaussagen der aktuellen Kindheitsforschung an, die auch im Aufsatz von Herbert Schweizer eine entscheidende Rolle spielt, dass nämlich „die Dichotomie Kindheit/Erwachsenheit kein statisches Konzept darstell[e], sondern sich im engen Zusammenhang mit den sich verändernden soziokulturellen Gegebenheiten immer wieder neu formier[e]". Um das zu veranschaulichen, stellen sie dem „relationalen", Kindheit in erster Linie als Übergangsstadium oder auch Vorstufe zum eigentlichen Menschsein begreifenden Kindheitskonzept der Aufklärung das „essentialistische" Kindheitsbild der Romantik gegenüber, das der Kindheit einen weitaus größeren Eigenwert beimisst, diese „geradezu als die immanente Kehrseite der Erwachsenenwelt, als das Magische, Fantastische, Irrationale, das im aufgeklärten Denken keinen Platz mehr hat" begreift.

Ein zentraler Punkt des Aufsatzes ist die Kritik an der noch heute verbreiteten Aussonderung der so genannten Kinder- und Jugendliteratur(wissenschaft) aus der ‚allgemeinen' als ‚Sonderliteratur'. Wichtiger als die Frage nach der Orientierung von Texten auf eine bestimmte Zielgruppe sei die Fokussierung auf kindliche oder auch erwachsene Perspektiven sowie Erzählverfahren. Zentrale Aufgabe literaturwissenschaftlicher *Age Studies* sei es, den Generationendiskurs sichtbar zu machen, der, wie sie ausführen, „jede[n] literarische[n] Text auf der Symbolebene explizit oder implizit (…) bestimm[e]", darüber hinaus gehe es um eine genaue Reflexion der Asymmetrie des noch immer hierarchisch gedachten Generationenverhältnisses.

Resümee und Ausblick

Eigentlich scheint es auf der Hand zu liegen: Wenn *gender* als ‚soziales Geschlecht' verstanden werden soll, ist ein Prozess, der im Allgemeinen als ‚Sozialisation' bezeichnet wird, die unhintergehbare Voraussetzung. Mit keinem anderen der in Frage kommenden Modelle (insbesondere der Rekurse auf Genetik oder Neuro-Sciences) lässt sich sinnvoller Weise erklären und analysieren, wie es im Verlauf der Ontogenese zur Ausprägung einer (wie auch immer gearteten, eventuell multiplen, prozessualen etc.) Geschlechtsidentität kommt. Das Konzept Sozialisation ist demnach aufs Engste mit der Kategorie *gender* verknüpft, was in den Anfängen der Frauen- und Geschlechterforschung und insbesondere für die Einführung des Begriffs Gender grundlegend war.

Während der Begriff Gender seit den 90er-Jahren zunehmend Karriere macht, wurde der Begriff Sozialisation zum ‚Schmuddelkind' der Debatte: Der Blick auf wie auch immer hervorgebrachte gender-induzierte Unterschiede und/oder auch die Frage nach deren Genese erschien unter der Prämisse einer Dekonstruktion von Geschlechterklischees und anderen Binarismen als nicht opportun. Die Hinwendung zu einer ausschließlich auf ‚Geschlecht als Strukturkategorie' orientierten BeobachterInnenperspektive erwies sich als Ausweg

aus dem Dilemma, sich im Feld mit den Gegebenheiten einer dann oftmals doch ‚nur' rhetorischen Modernisierung (Wetterer 2005) zu konfrontieren und deren Ursachen zu ergründen.

Ein jüngst in der Wochenzeitung *Die Zeit* erschienener Artikel (Bahnsen 2008) macht unübersehbar deutlich, wie wichtig es (ganz im Sinne von Hagemann-White) ist, lieb gewonnene Feindbilder immer wieder auf ihre Gültigkeit hin zu überprüfen. Folgt man Bahnsen, so müssen die bisherigen Gewissheiten der Genetik (das Genom als unveränderlicher Bauplan) radikal in Frage gestellt werden:

> In Wirklichkeit sind unsere Erbanlagen in ständigem Wandel begriffen. (…) Die Genetiker müssen sich von ihrem Bild eines stabilen Genoms verabschieden, in dem Veränderungen krankhafte Ausnahmen sind. Das Erbgut eines jeden ist in beständigem Umbau begriffen. (Bahnsen 2008, 33)

Die Sprengkraft der sich für den Autor ergebenden Schlussfolgerungen ist – weit über die fachinternen Diskurse der Biologie hinaus – kaum zu überschätzen:

> Zwar sind die Eigenschaften eines Menschen in seinem Genom begründet, gleichwohl aber ist im offenen System des embryonalen Erbguts keineswegs determiniert, welcher Mensch einmal aus ihm erwächst. (Bahnsen 2008, 34)

Vor einem solchen Hintergrund muss und kann auch die Gegenüberstellung von *sex* und *gender* neu gedacht werden. Was bereits in der frühen Neurobiologie (Maturana/Varela 1987) mit der Annahme des Gehirns als einem plastischen, geschichtlichem und strukturdeterminierten System (was im hier relevanten Kontext unter anderem bedeutet, dass bisherige Wahrnehmungen und Erfahrungen das Prozessieren der aktuellen Wahrnehmungen maßgeblich mitbestimmen) (vgl. auch Eliot 2003; Schmitz 2006) angelegt ist, gewinnt hier nochmals an Stellenwert: Die strukturelle Kopplung von sozialen und biologischen Phänomenen – oder eben: Sozialisation.

Die im Rahmen des Freiburger Symposiums leider kaum debattierte Frage nach der empirischen Unterfütterung der Diskurse macht auf einen deutlichen Mangel aufmerksam: Trotz einer vielfältig ausdifferenzierten forschungsmethodischen Landschaft (beispielsweise im Bereich der Jugendforschung), in der nicht nur der alte Gegensatz von qualitativer und quantitativer Forschung zumindest streckenweise aufgehoben ist, liegen bisher zur Frage nach dem ‚Prozessieren von Sozialisation' kaum belastbare Befunde vor. Nicht zuletzt die neueren, unter anderem an ethnologischen, phänomenologischen, rekonstruktiven etc. Konzepten orientierten Formen der Befragung, sowie auch die (videogestützte) Beobachtung böten hier vielfältige methodische Zugriffe, die es erlauben würden, Sozialisationsprozesse wie auch ‚Doing Gender' *in vitro* zu beobachten und zu rekonstruieren.

Gelegentlich entsteht beim Verfolgen der Debatten allerdings der Verdacht, dass es an Mut und vielleicht auch Bereitschaft fehlt, sich aus dem Elfenbeinturm der *scientific community* und den eigenen Diskurszirkeln herauszuwagen und in Kindergärten, auf Spielplätzen, in der Schule, im Jugendhaus, in der Disco – und natürlich auch in der Familie – sich den ‚alltäglichen' Sozialisationsprozessen beobachtend auszusetzen. Auch – oder gerade dann – wenn dort möglicherweise noch oft ein unreflektiertes heteronormatives Modell tradiert wird.

Anmerkungen

1 Nicht-Eltern sei an dieser Stelle zu ‚Bildungszwecken' die Lektüre der einschlägigen Werbung, Kataloge und Internetseiten empfohlen. Der Besuch von entsprechenden Fachabteilungen oder gar Spielzeug-Discountern sei dagegen nur den ‚robusten' Naturen unter den LeserInnen ans Herz gelegt.

2 Dieser Satz, der auf den französischen „O*n n'est pas née* femme, on le devient." Zurückgeht, wird oft als „Wir werden nicht als Mädchen/Frauen geboren, wir werden dazu gemacht." wiedergegeben.

3 Scheu bezog sich auch auf die in den 1960ern insbesondere bei Feministinnen populär gewordene Ethnologin Margret Mead, die anhand ihrer Forschungen auf Samoa erstmals die absolute Kulturbedingtheit von Geschlechterrollen durch Erziehung zu belegen schien. Zwanzig Jahre später allerdings wurde Mead innerhalb der Ethnologie in ihrer Methodik heftig kritisiert und in ihren Ergebnissen gründlich widerlegt.

Literatur

Baacke, Dieter (1973) *Kommunikation und Kompetenz: Grundlegung einer Didaktik der Kommunikation und ihrer Medien.* München: Juventa-Verlag.

Bahnsen, Ulrich (2008) „Erbgut in Auflösung." *Die Zeit* 12. Juni, 33 f.

Bauer, Ullrich (2002) „Selbst- und/oder Fremdsozialisation: Zur Theoriedebatte in der Sozialisationsforschung: Eine Entgegnung auf Jürgen Zinnecker." *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation (ZSE)* 2: 118-142.

Baumgart, Franzjörg (2008) Hg. *Theorien der Sozialisation: Erläuterungen, Texte, Arbeitsaufgaben.* 4., durchges. Aufl. Bad Heilbrunn: Klinkhardt.

Beauvoir, Simone de (1951) *Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau* Hamburg: Rowohlt. Aus dem Französischen von Uli Aumüller *Le Deuxiéme Sexe*, Paris: Librairie Gallimard 1949.

Berger, Peter/ Thomas Luckmann (1969) *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie.* Frankfurt/M.: Fischer. Aus dem Amerikanischen von Monika Plessner *The social construction of reality*. Garden City/New York: Anchor Books 1966.

Bilden, Helga (1980) „Geschlechtsspezifische Sozialisation *Handbuch der Sozialisationsforschung.*" Hg. Klaus Hurrelmann/ Dieter Ulich. Weinheim: Beltz, 777-812.

Bilden, Helga (2006) „Sozialisation in der Dynamik von Geschlechter- und anderen Machtverhältnissen." *Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte*. Hg. Helga Bilden/ Bettina Dausien. Opladen/ Farmington Hills: Budrich, 45-70.

Bilden, helga/ Bettina Dausien (2006) *Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte*. Opladen/ Farmington Hills: Budrich.

Busse-Wilson, Elisabeth (1925) *Stufen der Jugendbewegung: Ein Abschnitt aus der ungeschriebenen Geschichte Deutschlands.* 1. und 2. Tsd. Jena: Diederichs.

Butler, Judith (1991) *Das Unbehagen der Geschlechter.* Franfurt/M.: Suhrkamp. Übersetzt aus dem Amerikanischen von Katharina Menke *Gender Trouble,* New York: Routledge, Chapman and Hall 1990.

Butler, Judith (1997) *Körper von Gewicht: Die diskursiven Grenzen des Geschlechts.* Frankfurt/M.: Suhrkamp. Übersetzt aus dem Amerikanischen von Karin Wördemann *Bodies that Matter,* New York: Routledge 1993.

Chodorow, Nancy J. (1985) *Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und die Soziologie der Geschlechter*, München: Verlag Frauenoffensive. Übersetzt aus dem Amerikanischen von Gitta Mühlen-Achs *The Reproduction of Mothering* Berkeley/Los Angeles 1978.

Dausien, Bettina (2006) „Geschlechterverhältnisse und ihre Subjekte. Zum Diskurs um Sozialisation und Geschlecht." *Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte.* Hg. Helga Bilden/ Bettina Dausien. Opladen/Farmington Hills: Budrich, 17-44.

Dinnerstein, Dorothy (1979) *Das Arrangement der Geschlechter*. Stuttgart: Deutsche Verlags-Anstalt. Übersetzt aus dem Amerikanischen von Hilde Weller *The mermaid and the minotaur. Sexual arrangements and human malaise.* New York: Other Press 1976.

Dollase, Reiner (1999) „Selbstsozialisation und problematische Folgen." *Selbstsozialisation, Kinderkultur und Mediennutzung*. Hg. Johannes Fromme/ Sven Kommer/ Jürgen Mansel/ Klaus-Peter Treumann. Opladen: Leske + Budrich, 23-42.

Durkheim, Émile (2002) *Die Regeln der soziologischen Methode.* Frankfurt/M.: Suhrkamp. (Suhrkamp-Taschenbuch Wissenschaft, 464). Aus dem Franzö-

sischen von Rene König *Les règles de la méthode sociologique*. Félix Alcan, Paris 1895.

Featherstone, Mike (1991) *Consumer culture and postmodernism*. London: Sage Publ.

Eliot, Lise (2003) *Was geht da drinnen vor?: Die Gehirnentwicklung in den ersten fünf Lebensjahren*. 4. Aufl. Berlin: Berlin Verlag.

Flaake, Karin (2000) „Verführerische Nähe und die Grenzen der Gemeinsamkeit. Beziehungsstrukturen in Liebesbeziehungen unter Frauen." *Freiburger FrauenStudien* 6/2000, 47-62.

Fox-Keller, Evelyne (1998) *Liebe, Macht und Erkenntnis. Männliche oder weibliche Wissenschaft*. München: Hanser. Aus dem Amerikanischen von Bettina Blumenberg *Reflections on Gender and Science*. New Haven/London: Yale University Press 1985.

Fromme, Johannes/ Sven Kommer/ Jürgen Mansel/ Klaus-Peter Treumann (1999) Hg. *Selbstsozialisation, Kinderkultur und Mediennutzung*. Opladen: Leske und Budrich.

Geulen, Dieter (2002) „Subjekt, Sozialisation, ‚Selbstsozialisation': Einige kritische und einige versöhnliche Bemerkungen." *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation (ZSE)* 2: 186-196.

Gildemeister, Regine/Angelika Wetterer (1992) „Wie Geschlechter gemacht werden. Die soziale Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit und ihre Reifizierung in der Frauenforschung." *Traditionen-Brüche. Entwicklungen feministischer Theorie*. Hg. Gudrun-Axeli Knapp/ Angelika Wetterer. Freiburg i. Br.: Kore, 201-254.

Gilligan, Carol (1984) *Die andere Stimme. Lebenskonflikte und die Moral der Frau*. München: Piper. Aus dem Amerikanischen von Brigitte Stein. *In a different voice. Psychological theory and women's development*. Cambridge Harvard Univ. Pr. 1982.

Großmann, Ruth (1989) „Feminismus im Schoß der Familie. Kritische Überlegungen zu Chodorow's Erbe der Mütter.", *Feministischer Kompaß, patriarchales Gepäck*. Hg. Ruth Grossmann/ Christiane Schmerl. Frankfurt/M./ New York, 172-210.

Hagemann-White, Carol (1984) *Sozialisation: Weiblich – männlich?* Opladen: Leske und Budrich.

Hagemann-White, Carol (1988) „Wir werden nicht zweigeschlechtlich geboren…" *FrauenMännerBilder. Männer und Männlichkeit in der feministischen Diskussion*. Hg. Carol Hagemann-White/ Maria S. Rerrich. Bielefeld. AJZ, FF2: 224-235.

Hagemann-White, Carol (2006) „Sozialisation – Zur Wiedergewinnung des Sozialen im Gestrüpp individualisierter Geschlechterbeziehungen." *Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte*. Hg. Helga Bilden/ Bettina Dausien. Opladen/ Farmington Hills: Budrich, 71-88.

Hoffmann, Dagmar/ Hans Merkens (2004) Hg. *Jugendsoziologische Sozialisationstheorie: Impulse für die Jugendforschung*. Weinheim: Juventa.

Hurrelmann, Klaus/ Dieter Ulich (1980) Hg. *Handbuch der Sozialisationsforschung*. Weinheim: Beltz.

Hurrelmann, Klaus/ Mathias Albert (2006) Eine pragmatische Generation unter Druck – Einführung in die Shell Jugendstudie 2006. *Jugend 2006: Eine pragmatische Generation unter Druck*. Hg. Klaus Hurrelmann/ Mathias Albert. Frankfurt/M.: Fischer-Taschenbuch-Verlag, 31-48.

Krewer, Bernd/ Lutz H. Eckensberger (1991) „Selbstentwicklung und kulturelle Identität. *Neues Handbuch der Sozialisationsforschung*." Hg. Klaus Hurrelmann/ Dieter Ulich. Weinheim: Beltz, 573-594.

Landweer, Hilge (1994) „Generativität und Geschlecht. Ein blinder Fleck in der sex/gender-Debatte." *Denkachsen*.

Zur theoretischen und institutionellen Rede von Geschlecht. Hg. Theresa Wobbe/ Gesa Lindemann. Frankurt/M.: Suhrkamp, 147-176.

Maihofer, Andrea (2002) „Geschlecht und Sozialisation. Eine Problemskizze." *Erwägen Wissen Ethik*, 13. Jg., Heft 1: 13-26.

Maihofer, Andrea/ Klaus Theweleit/ Nina Degele (2007) „Das moderne männliche Subjekt im Anschluss an Adorno, Horkheimer und Foucault." *Freiburger GeschlechterStudien* 21, 329-367.

Mansel, Jürgen/ Johannes Fromme/ Sven Kommer/ Klaus-Peter Treumann (1999) „Selbstsozialisation, Kinderkultur und Mediennutzung." *Selbstsozialisation, Kinderkultur und Mediennutzung*. Hg. Johannes Fromme/ Sven Kommer/ Jürgen Mansel/ Klaus-Peter Treumann. Opladen: Leske + Budrich, 9-22.

Maturana, Humberto R./ Francisco J. Varela (1987) *Der Baum der Erkenntnis: Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens*. München: Goldmann. Aus dem Spanischen von Kurt Ludewig. *El árbol del concocimiento* 1984.

Müller, Renate (1999) „Musikalische Selbstsozialisation." *Selbstsozialisation, Kinderkultur und Mediennutzung*. Hg. Johannes Fromme/ Sven Kommer/ Jürgen Mansel/ Klaus-Peter Treumann. Opladen: Leske + Budrich, 113-125.

Olivier, Christiane (1991) *Jokastes Kinder. Die Psyche der Frau im Schatten der Mutter*. München: Dt. Taschenbuch-Verlag. Aus dem Französischen von Siegfried Reinke *Les enfants de Jocaste*. Paris: Editions Denoel 1980.

Penkwitt, Meike (2004) „Nancy Julia Chodorow" *Politische Theorie der Gegenwart in Einzeldarstellungen. Von Adorno bis Young*. Hg. Gisela Riescher. Stuttgart: Kröner, 92-95.

Popp, Ulrike (1999) „Von der Mädchensozialisation zur Sozialisation der Geschlechter. Theorien geschlechtsspezifischer Sozialisation, ihre sozialkonstruktivistische Kritik und empirische Studien zur Geschlechtersozialisation in der Schule" *Selbstsozialisation, Kinderkultur und Mediennutzung*. Hg. Johannes Fromme/ Sven Kommer/ Jürgen Mansel/ Klaus-Peter Treumann. Opladen: Leske und Budrich, 58-74.

Prodolliet, Simone (1995) *Feministische Ansätze in der Ethnologie – von den Anfängen bis Mitte der achtziger Jahre*. Universität Bern/Institut für Ethnologie, Arbeitsblätter Nr. 13. Sept. 2008 <www.ethno.unibe.ch/arbeitsblaetter/AB13_Pro.pdf>.

Reventlow, Franziska zu (1985) *Ellen Olestjerne. Roman*, Frankfurt/M.: Fischer-Taschenbuch-Verlag.

Rohde-Dachser, Christa (1992) *Expedition in den dunklen Kontinent. Weiblichkeit im Diskurs der Psychoanalyse*, Berlin/ Heidelberg/New York: Springer.

Scherr, Albert (2004) „Selbstsozialisation in der polykontexturalen Gesellschaft. Primat des Objektiven oder Autopoiese psychischer Systeme?" *Jugendsoziologische Sozialisationstheorie: Impulse für die Jugendforschung*. Hg. Dagmar Hoffmann/ Hans Merkens.Weinheim: Juventa, 221-235.

Scheu, Ursula (1977) *Wir werden nicht als Mädchen geboren, wir werden dazu gemacht*. Frankfurt/M.: Fischer.

Schmerl, Christiane (1992) Hg. *Frauenzoo der Werbung. Aufklärung über Fabeltiere* /1. Aufl. München: Frauenoffensive.

Schmitz, Sigrid (2006) „Frauen- und Männergehirne: Mythos oder Wirklichkeit?" *Geschlechterforschung und Naturwissenschaften. Einführung in ein komplexes Wechselspiel*. Hg. Smilla Ebeling/ Siegrid Schmitz. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 211 -243.

Schröter, Susanne (2002) *FeMale. Über Grenzverläufe zwischen den Geschlechtern*. Frankfurt/M.: Fischer.

Wetterer, AngelikA (2003a) „Die Krise der Sozialisationsforschung als Spiegel gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse." *Zeitschrift für Frauenstudien und Geschlechterforschung* 1: 3-22.

Wetterer, Angelika (2003b) „Rhetorische Modernisierung. Das Verschwinden der Ungleichheit aus dem zeitgenössischen Differenzwissen." *Achsen der Differenz. Gesellschaftstheorie und feministische Kritik 2*. Hg. Gudrun-Axeli Knapp/ Angelika Wetterer. Münster: Westfälisches Dampfboot, 286-319.

Wetterer, Angelika (2005) „Rhetorische Modernisierung und institutionelle Reflexivität. Die Diskrepanz zwischen Alltagswissen und Alltagspraxis in arbeitsteiligen Geschlechterarrangements." *Freiburger FrauenStudien. Zeitschrift für Interdisziplinäre Frauenforschung* 15, 75-96.

Zimmermann, Peter (2003) *Grundwissen Sozialisation: Einführung zur Sozialisation im Kindes- und Jugendalter*. 2., überarb. und erg. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss.

Zinnecker, Jürgen (2000) „Selbstsozialisation. Essay über ein aktuelles Konzept." *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation (ZSE)* 20(3): 272-290.

Zinnecker, Jürgen (2002) „Wohin mit dem „strukturlosen Subjektzentrismus"? Eine Gegenrede zur Entgegnung von Ullrich Bauer." *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation (ZSE)*(2): 143-154.

Aufsätze zum Thema
‚Kindheit, Jugend, Sozialisation'

Albert Scherr

Gesellschaftliche Prägung, Habitusformierung oder Selbstsozialisation? Sozialisationstheoretische Paradigmen und ihre Implikationen für die Genderforschung

Im Folgenden sollen einige Überlegungen zu den sozialisationstheoretischen Grundannahmen der Forschung über Geschlechtersozialisation entwickelt werden. Diesbezüglich werde ich aufzeigen, worin die mögliche Relevanz einer Perspektive zu sehen ist, die in der Sozialisationsforschung unter dem paradoxen Begriff der Selbst-Sozialisation diskutiert wird. Dabei gehe ich zum einen davon aus, dass eine sozialisationstheoretische Perspektive ein noch immer unverzichtbares Element der Kritik biologistischer und naturalistischer Sichtweisen ist, die vermeintlich offenkundige Unterschiede zwischen Mädchen und Jungen, Frauen und Männern als Folge angeborener Dispositionen ‚erklären'. Zum anderen sind meine Überlegungen durch die Beobachtung veranlasst, dass auch im wissenschaftlichen Diskurs über männliche und weibliche Sozialisation immer noch und immer wieder mit einem meines Erachtens eher traditionellen Verständnis von Sozialisation operiert wird, wie ich im Folgenden darlegen werde. So ist etwa in Pierre Bourdieus Studie *Die männliche Herrschaft* (2005) zu lesen:

> Da wir, Männer wie Frauen, Teil des Untersuchungsgegenstandes sind, den wir zu erfassen versuchen, haben wir in Form unbewusster Wahrnehmungs- und Bewertungsschemata die historischen Strukturen der männlichen Ordnung verinnerlicht. (14)

Und an anderer Stelle heißt es: „Da die auf Geschlechterdifferenzen gerichtete Sozialisation die Männer dazu bestimmt, Machtspiele zu lieben, und die Frauen dazu, die sie spielenden Männer zu lieben, ist das männliche Charisma zu einem Teil der Charme der Macht" (140).

Geschlechtsbezogene Sozialisation wird hier im Kern als ein Prozess der Unterwerfung unter die Strukturen der gesellschaftlichen Geschlechterordnung bestimmt, die männliche und weibliche Individuen in ihrer Körperlichkeit und den Tiefenstrukturen ihrer sozialen Kognition prägt (vgl. Meuser 1998, 108 ff; Engler 2003).[1] Damit wird ein Verständnis von Sozialisationsprozessen zu Grunde gelegt, das in der Sozialisationstheorie als obsolet gilt: Spätestens seit der

grundlegenden Studie von Dieter Geulen, die bereits 1977 unter dem Titel *Das vergesellschaftete Subjekt* erschienen ist, setzt sich dort die Einsicht durch, dass Sozialisation als widersprüchlicher Zusammenhang von Vergesellschaftung und Individuierung zu begreifen ist, als ein Prozess, der auch die Befähigung zu individuellem Eigensinn, zu Distanz und Kritik gegenüber sozialen Erwartungen und Festlegungen umfasst (vgl. Grundmann 2006; Scherr 2006). In bestimmter Weise radikalisiert wurden diese Überlegungen in einer Debatte, in der Sozialisation als Selbst-Sozialisation konzipiert wird, wie ich im dritten und vierten Teil dieses Aufsatzes zeigen werde.

Vor diesem Hintergrund richtet sich mein Interesse auf die Frage, worin für die Geschlechterforschung der mögliche Gewinn einer Perspektive liegt, die Sozialisation auch als Eigenleistung des sich sozialisierenden Individuums bzw. Subjekts zu begreifen versucht. Die mögliche Relevanz solcher Überlegungen sehe ich – in Übereinstimmung mit Andrea Maihofer (2002)[2] – nicht zuletzt darin, dass sie es ermöglichen, die inzwischen gängige „Kritik an essentialistischen Vorstellungen von einem fixen, homogenen weiblichen und männlichen Sozialcharakter" (Maihofer 2002, 15) *im Kontext von Sozialisationstheorie* „produktiv aufzunehmen" (ebd.). Denn eine Kritik simplifizierender Annahmen über gesellschaftliche Geschlechterverhältnisse und ihre subjektive Aneignung zwingt keineswegs zu einer Verabschiedung von einer sozialisationstheoretischen Forschungsperspektive, sondern ‚nur' zu einem hinreichend differenzierten und komplexen Verständnis von Geschlechterverhältnissen und Sozialisationsprozessen. Und eine sozialisationstheoretische Perspektive ist m.E. unhintergehbar, wenn nicht darauf verzichtet werden soll, die Verankerung von Geschlechterverhältnissen in der körperlichen und emotionalen Verfasstheit von Individuen, ihrem Selbstverständnis und ihren alltäglichen Praktiken zu analysieren.

Die zentrale These, die im Weiteren zu entfalten sein wird, lautet entsprechend: Gesellschaftstheoretische Theorien zur Ordnung der Geschlechter, sozialkonstruktivistische Analysen des institutionellen und alltäglichen *doing gender* und geschlechtsbezogene Sozialisationsforschung sind nicht als konkurrierende Unternehmungen, sondern als wechselseitig aufeinander verweisende Vorgehensweisen zu begreifen.

1 Geschlechterdifferenzen als legitimer Ausgangspunkt?

Geschlechterforschung ist in hohem Maße in gesellschaftspolitische Auseinandersetzungen involviert, so als Legitimation und Delegitimation etablierter politischer und rechtlicher Festlegungen und nicht zuletzt auch als Bezugspunkt pädagogischer Programme und Praktiken. In der Folge können Kontroversen über theoretische Grundannahmen und begriffliche Setzungen auch daraufhin beobachtet werden, was ihre möglichen politischen Implikationen sind. Entsprechend wird gegen eine Forschung, die Prozesse und Effekte einer geschlechtsdifferenten männlichen und weiblichen Sozialisation untersucht, eingewandt, dass sie zur Verfestigung der Vorstellung unveränderlicher und klar unterschiedener

Persönlichkeitsmerkmale führe und damit in Widerspruch zu dem Interesse stehe, gesellschaftlich gängige Annahmen über das vermeintlich typisch Männliche und typisch Weibliche konsequent zu hinterfragen und damit zu ihrer Flexibilisierung beizutragen (vgl. Dausien 2006, 18 ff). Dezidiert formuliert Helga Bilden: „Ich sehe immer noch, und dies sogar wesentlich schärfer als vor 10 Jahren, die Gefahr, dass die Geschlechterforschung – und auch die Forschung zu geschlechtsspezifischer Sozialisation – die Geschlechterpolarität, indem sie diese repräsentiert, mit festschreibt" (2002, 27). Dieser Hinweis ist als Kritik einer solchen Geschlechterforschung, die theoretisch begründete Differenzierungen und Reflexionsmöglichkeiten dahingehend unterläuft, dass theoretisch und empirisch vereindeutigende Aussagen über vermeintlich stabile und klar unterschiedene Geschlechtscharaktere präsentiert werden, zweifellos ernst zu nehmen. Er gilt in Hinblick auf auch wissenschaftlich nach wie vor gängige Trivialisierungen.[3] So ist etwa in einem neueren Lehrbuch der Sozialisationsforschung zu lesen:

> Maccoby (1998) führt aus, dass Männer und Frauen eine Tendenz zur Ausbildung geschlechtsspezifischer Handlungsweisen und Beziehungskulturen entwickeln, die lediglich zum Teil biologisch begründet sind. (....) In entsprechenden empirischen Untersuchungen zeigt sich, dass sich die soziokulturell bedingte Geschlechtersegregation im Alter von drei Jahren durch die Tendenz manifestiert, Beziehungen mit dem eigenen Geschlecht zu präferieren, eine Präferenz, die das ganze Leben anhält. (...) Bei Jungen dominiert ein Bezugsschema, das Maccoby als ‚rough-and-tumble play' bezeichnet. In ihm wird Durchsetzungsfähigkeit in einer Gruppe, mithin der soziale Status (also die Einordnung in hierarchische Beziehungsmuster) erprobt. (...) In Beziehungen unter Mädchen lassen sich eher dyadische, diskursive, soziale, regulative und selbstbezügliche Interaktionen nachweisen. Nicht die Hierarchisierung, sondern die affektuelle Bildung und die Popularität zeichnet weibliche Beziehungskulturen aus (…). (Grundmann 2006, 100 ff)

Eine solche Beschreibung operiert mit Generalisierungen und Vereindeutigungen, die nicht nur deshalb zu kritisieren sind, weil sie Stereotype des Alltagsdenkens als wissenschaftlich gültiges Wissen bestätigen. Sie ist aus mindestens zwei Gründen auch methodologisch zu kritisieren:

Erstens werden hier statistische Häufigkeiten und Wahrscheinlichkeiten übergeneralisiert und die abweichenden Fälle werden selbst nicht als theoretisch erklärungsbedürftig, sondern als vernachlässigbar betrachtet. Eine wissenschaftliche Theorie über den Zusammenhang von Geschlecht und Beziehungsmustern müsste aber auch systematisch berücksichtigen, warum ein relevanter Teil von Jungen und Mädchen die Geschlechtersegregation unterläuft und zu atypischen Interaktionsmustern tendiert. Wird hierauf verzichtet, erfolgt eine reifizierende Verfestigung von Vorannahmen, die, wie aus der Wissenschaftsforschung bekannt ist, einigermaßen irritationsfest sind.

Zweitens kommt dem Verweis auf frühkindliche Sozialisation in einer solchen Argumentation die gleiche Funktion zu wie dem Verweis auf biologische Festlegungen in einer verhaltensgenetischen Argumentation: Die lebenslange

Stabilität erworbener Präferenzen wird als nicht weiter zu analysierendes Faktum unterstellt.

Demgegenüber ist für eine Sozialisationsforschung, die auf das Postultat lebenslang stabiler Persönlichkeitseigenschaften verzichtet und Sozialisation auch als Befähigung zu Eigensinn begreift, Stabilität gleichermaßen erklärungsbedürftig wie Veränderung. Folglich sind die sozialen Prozesse und Arrangements in den Blick zu nehmen, in denen Individuen immer wieder erneut aufgezwungen bzw. nahe gelegt wird, sich auf eine bestimmte ‚Identität' festzulegen, bzw. in denen sich Chancen der Selbst-Veränderung eröffnen.[4]

Die u.a. von Helga Bilden formulierte Problematisierung legitimiert so betrachtet keine Generalkritik von geschlechtsbezogener Sozialisationsforschung; sie kann vielmehr als Aufforderung dazu verstanden werden, auf Übergeneralisierungen und subsumtionslogische Typisierungen sowie auf das Postulat prinzipiell stabiler geschlechtsdifferenter Eigenschaften zu verzichten.[5]

Das kann m.E. nun aber nicht dazu führen, dass auf die Untersuchung der Strukturen und Prozesse verzichtet wird, die zu geschlechtsbezogenen Festlegungen und Vereindeutigungen führen oder jedenfalls führen können. Denn neben der Kritik einer trivialisierenden, die Stereotype des Alltagsdenkens verfestigenden Geschlechterforschung ist gleichzeitig immer auch noch die Problematik vermeintlich geschlechtsneutraler Forschungen und Erklärungen relevant, die keineswegs durchgängig überwunden sind. So ist es etwa in kriminologischen Theorien immer noch nicht selbstverständlich, die empirisch offenkundige geschlechtsdifferente Ausprägung nahezu aller Formen von Kriminalität theoretisch zu berücksichtigen – und nicht nur als einen empirisch unstrittigen, aber theoretisch nachrangigen Sachverhalt zu betrachten (vgl. dazu grundlegend Messerschmidt 1993).[6]

2 Heterogene Formen von Männlichkeit und Weiblichkeit als notwendiger Ausgangspunkt

Für eine geschlechtsbezogene (Sozialisations-)Forschung, die dem Einwand entgehen will, sich naiv innerhalb der Prämissen einer dualen Ordnung der Geschlechter zu bewegen und dabei ihre eigenen Vorannahmen zirkulär zu bestätigen (vgl. etwa Degele/ Schirmer 2004), ist m.E. zudem eine gesellschaftstheoretische Fundierung unverzichtbar. Denn die alltägliche Darstellung und Herstellung von Geschlecht und die geschlechtsbezogene Sozialisation geschehen ersichtlich nicht voraussetzungslos, sondern setzen die gesellschaftliche Geschlechterordnung als Horizont voraus. Ohne ein theoretisch ausgewiesenes und differenziertes Verständnis gesellschaftlicher Geschlechterbeziehungen können Interaktionen und Sozialisationsprozesse folglich nicht analysiert werden und fallen dann auf die theoretische Naivität einer schlichten binären Unterscheidung zurück. Zudem ist die Frage, welche Relevanz geschlechtsbezogenen Unterscheidungen und Unterschieden zukommt, nicht mittels einer theorielosen Empirie entscheidbar.

Empirische Forschung bewegt sich bekanntlich in den Bahnungen der Aufmerksamkeiten, die mit expliziten oder impliziten theoretischen Vorannahmen eingeführt werden. Untersucht man etwa den Gegenstandsbereich Gewaltkriminalität und Kriminalisierung in einer geschlechtsdifferenzierenden Perspektive, dann zeigt sich empirisch eindeutig, dass die Täter und die Opfer von Gewalt überwiegend Männer sind. Daraus lässt sich nun aber keineswegs eine geradlinige Suche nach einem kausalen Zusammenhang von Männlichkeit, männlicher Sozialisation und Gewalt ableiten. Denn bekanntlich wird die überwiegende Zahl aller Männer nicht zu polizeilich auffälligen Gewalttätern. Diesbezüglich legen kriminalsoziologische Theorien nahe, von einer schichten- oder milieuspezifischen Ausprägung von Gewaltkriminalität auszugehen. Entsprechend wäre es also der Konnex von Männlichkeit und sozialer Lage, der als Erklärung für Gewaltkriminalität heranzuziehen ist. Aber auch aus der Kombination dieser beiden Perspektiven lässt sich kein hinreichendes Verständnis männlicher Gewalt ableiten. Denn die Fähigkeit und Bereitschaft zur Gewaltausübung kennzeichnet ersichtlich nicht nur sozial deklassierte junge Männer, sondern auch sozial etablierte Männer *und* Frauen, die etwa als PolizistInnen oder Vollzugsbeamte im Rahmen ihrer Berufsausbildung mehr oder weniger erfolgreich zu Expertinnen der rechtlich kontrollierten Gewaltanwendung sozialisiert werden (vgl. Scherr 2004b).

Ohne eine Theorie, die die gesellschaftliche Organisation der Gewaltverhältnisse sowie die sozialen Prozesse in den Blick nimmt, in denen die Befähigung zu Gewalthandeln erfolgt, lässt sich der Gegenstandsbereich also nicht sinnvoll erforschen. Und eine solche Theorie hätte zweifellos auch zu berücksichtigen, dass die geschlechtsbezogene Kodierung von physischer Gewalt einem Wandel unterliegt, in dem die historisch tradierte männliche Konnotation der physischen Gewalt an Eindeutigkeit verliert. Gleichwohl können Männer wohl immer noch Gewaltfähigkeit als Ausdruck und Indiz ihrer Männlichkeit erleben, während weibliche Gewaltfähigkeit dagegen nicht als Bestätigung der geschlechtlichen ‚Identität' dargestellt werden kann.

Mit diesen kursorischen Hinweisen war zu verdeutlichen, dass geschlechtsbezogene Sozialisationsforschung auf forschungsleitende Annahmen über die Relevanz oder Irrelevanz geschlechtsdifferenter Zwänge, Normen und Erwartungen in jeweiligen sozialen Kontexten und im Hinblick auf unterschiedliche Dimensionen sozialen Handels angewiesen ist, wobei ökonomische, sozialstrukturelle, kulturelle und institutionelle Aspekte in Rechnung zu stellen sind. Geschlecht, so kann diesbezüglich begründet argumentiert werden, ist keine umfassende und keine trennscharfe Kategorie. Sie kann – und dies akzentuieren Arbeiten aus dem Kontext der so genannten *diversity studies* sowie im Rahmen des Diskurses über Intersektionalität (vgl. Knapp 2005) – , auch nur begrenzt sinnvoll in Abstraktion von anderen Kategorien wie sozialer Klasse und Milieu verwendet werden, da Geschlechterordnungen und -verhältnisse davon nicht unabhängig sind. Entsprechend hat Robert Connell (1999) in seinen für die Männlichkeitsforschung grundlegenden Studien vorgeschlagen, von Männlich-

keiten konsequent im Plural und im Sinne eines relationalen Verständnisses von Männlichkeiten zu sprechen, das mit Machtbeziehungen und Ungleichheiten verschränkt ist.

Dies ist hier bedeutsam, weil damit in einer Perspektive, die nicht vom Postulat einer gesellschaftseinheitlichen Ordnung von Zweigeschlechtlichkeit ausgeht, ein Ansatzpunkt für eine gesellschaftstheoretisch fundierte Geschlechter- und Sozialisationsforschung entwickelt wird, die gerade nicht mehr postulieren muss, dass eine gesellschaftseinheitliche Kultur der Zweigeschlechtlichkeit Bezugspunkt der Sozialisationsprozesse ist, in denen Individuen ein Wissen über ihre geschlechtliche ‚Identität' erwerben (vgl. Hagemann-White 2006). Die Forderung nach Distanzierung von der Voraussetzung einer dichotomen Geschlechterordnung wäre entsprechend in eine solche Forschungsprogrammatik zu übersetzen, die von empirisch und gesellschaftstheoretisch ausgewiesenen Annahmen über sozial relevante Ausprägungen heterogener Formen von Männlichkeit und Weiblichkeit ausgeht und ihren jeweiligen Forschungsgegenstand auf dieser Grundlage bestimmt.

3 Sozialisation als Selbstsozialisation I: Psychische und soziale Systeme

Eine geschlechtsbezogene Sozialisationsforschung steht dabei zugleich vor der Anforderung, sich mit dem Veralten tradierter sozialisatorischer Paradigmen auseinanderzusetzen. Denn dass die Sozialisationsforschung generell an Bedeutung und Einfluss verloren hat und auch die Relevanz der Forschung über Geschlechtersozialisation kontrovers diskutiert wird, hängt zweifellos damit zusammen, dass die theoretischen Gewissheiten, mit denen die ältere Sozialisationsforschung operiert hatte, inzwischen in Frage gestellt sind. Damit meine ich primär ein etwa auf Emile Durkheim zurückführbares Verständnis von Sozialisation als gesellschaftliche Prägung, als tiefgreifende und dauerhafte Formierung der individuellen Persönlichkeit, wie es auch in den Sozialcharaktermodellen der älteren kritischen Theorie und in Varianten der psychoanalytischen Sozialisationsforschung vorzufinden ist (vgl. etwa Daniel 1980).

Es lassen sich zwei Zentraleinwände gegen dieses Grundmodell unterscheiden: Der empirisch begründete Einwand lautet, dass es, so insbesondere in der schichtspezifischen Sozialisationsforschung, nicht gelungen sei, den Nachweis zu erbringen, dass sich ähnliche soziale Lebensbedingungen zwingend in gleichartige psychische Dispositionen übersetzen. In analoger Weise werden auch Zweifel an der Erklärungskraft von Pierre Bourdieus Habituskonzept formuliert, das mit guten Gründen als eine zeitgenössische Variante der Idee einer milieuspezifischen Persönlichkeitsprägung verstanden werden kann (vgl. etwa Dubet/ Matucelli 1996). Der theoretische Einwand lautet, dass Sozialisationstheorien drei voneinander zu unterscheidende, aber in sich widersprüchliche Dimensionen zugleich berücksichtigen müssen: Erstens die soziale Beeinflussung der individuellen Entwicklung im Sinne der Entstehung sozial typischer Dispositionen; zweitens die Herausbildung einer Sprach- und Handlungsfähig-

keit, die die Fähigkeit zum Überschreiten sozialer Vorgaben einschließt; drittens die Formen und Prozesse der Individuierung, d.h. der Einzigartigkeit und Unverwechselbarkeit der Einzelnen (vgl. Habermas 1981).

Ein Formierungs- und Prägungsmodell kann ersichtlich nur den ersten Aspekt erklären – aber auch diesen nicht zureichend und angemessen. Denn auch das, was sich in einer gesellschafts-, kultur- oder milieuvergleichenden Perspektive als Ergebnis sozialer Prägung darstellt, ist auf der Prozessebene nicht als ein Prägungsvorgang analysierbar. Soziale und psychische Prozesse sind nicht kausal aneinander gekoppelt, es gibt keinen direkten, mit mechanistischen Modellen beschreibbaren Prozess der Einwirkung (vgl. Luhmann 1987). Folglich ist ein Verständnis von Sozialisation als soziale Prägung obsolet und eignet sich auch nicht zur Erklärung der Genese geschlechtsbezogener Unterschiede. Damit hat sich aber die Problematik, auf die die Sozialisationsforschung reagiert, keineswegs erledigt. Denn für die Grundannahme, dass es relevante Unterschiede im Bereich der grundlegenden psychischen Dispositionen gibt und dass diese mit den sozialen Bedingungen des Aufwachsens und der Lebensführung in nicht zufälliger Weise variieren, lassen sich nach wie vor bedeutsame empirische Belege finden.

Die Rede von Selbstsozialisation hat vor diesem Hintergrund zunächst einen durchaus provokativen Sinn: Sie akzentuiert, im dezidierten Gegensatz zur älteren Sozialisationsforschung, die Eigenaktivität des Individuums respektive des psychischen Systems im Sozialisationsprozess. Unterscheidet man – etwa mit der Luhmann'schen Systemtheorie – konsequent zwischen Kommunikationsprozessen und psychischen Prozessen, sozialen und psychischen Systemen, dann lässt sich begründet argumentieren, dass der Aufbau psychischer Strukturen nur als Eigenleistung psychischer Systeme zu denken ist und dass soziale Strukturen und Prozesse nicht direkt und nicht kausal in psychische Prozesse eingreifen können. Das impliziert aber nicht die Vorstellung wechselseitiger Unabhängigkeit, sondern ‚nur' die Annahme, dass anstelle von kausalen Mechanismen von strukturellen Koppelungen auszugehen ist. D.h. hier: Soziale und psychische Prozesse setzen sich wechselseitig voraus – ohne Sprache kein Bewusstsein, ohne Bewusstsein keine sprachliche Kommunikation; sie limitieren auch wechselseitig ihre Möglichkeiten. Sozial erreichbare sprachliche Möglichkeiten eröffnen und begrenzen auch Möglichkeitsräume des Denkens und der Artikulation. Sie schränken ein, was denkbar ist, legen aber nicht fest, was gedacht wird.

Die so skizzierte Grundannahme bestreitet also nicht die konstitutive Funktion sozialer Bedingungen für den psychischen Strukturaufbau und sie unterstellt auch nicht, dass Individuen als autonome Subjekte ihres Sozialisationsprozesses zu begreifen wären. Sie betont vielmehr einerseits, dass soziale Einflussnahme eher als Begrenzung und Zumutung spezifischer Erfahrungen und Lernmöglichkeiten zu denken ist denn als direkte Einwirkung. Anderseits weist sie darauf hin, dass eine rein soziologische Sozialisationstheorie nicht denkbar ist. Denn es bedarf einer eigenständigen Theorie psychischer Strukturen und Prozesse, damit Aussagen getroffen werden können, wie soziale Erfah-

rungen, Möglichkeiten und Limitationen psychisch verarbeitet wurden. Folglich stehen Sozialisationstheorie und Sozialisationsforschung vor der Aufgabe, sozialwissenschaftliches und psychologisches Wissen systematisch aufeinander zu beziehen.

Dass es dabei nur begrenzt hilfreich ist, zu versuchen vereinfachte Gesellschafts- und Sozialtheorien mit vereinfachten Theorien des Psychischen zu vermitteln, wird exemplarisch an der Diskussion um die Grenzen älterer Bemühungen, Marxismus und Psychoanalyse aufeinander zu beziehen deutlich. Gegen diese wurde und wird etwa eingewandt, dass sie die Struktur und Dynamik familialer Sozialisation allzu unmittelbar aus gesellschaftstheoretischen Annahmen deduzieren (vgl. etwa Simon 2000, 376 ff). Neuere Versuche, die in diese Richtung weisen, sind u.a. als Theorien der Anerkennung prominent, die darauf hinweisen, dass die soziale Strukturierung von Wertschätzung und Missachtung hoch folgenreich ist für die Herausbildung von Selbstwertgefühl und Selbstachtung (vgl. Honneth 2005; Todorov 1998).

Bezieht man solche grundlagentheoretischen Überlegungen auf die hier interessierende Thematik der geschlechtsbezogenen Sozialisation, dann folgt daraus zunächst die Forderung, bei der Untersuchung von Geschlechterbeziehungen, geschlechtsbezogenen Normen und Erwartungen usw. nicht von einer gesellschaftseinheitlichen Geschlechterordnung auszugehen, sondern genau in den Blick zu nehmen, welche Geschlechterordnungen sich in welchen sozialen Kontexten, also etwa in Familien, Kindergärten, Horten, Heimen, Schulen, Jugendkulturen usw. jeweils vorfinden lassen. Zweitens ist eine sozialwissenschaftliche Sozialisationsforschung aufgefordert, die individuelle Aneignung relevanter sozialer Vorgaben als einen Prozess des psychischen Strukturaufbaus und des Lernens zu begreifen, der sich allein mit den Mitteln sozialwissenschaftlicher Theorien nicht angemessenen beschreiben und erforschen lässt. Erforderlich wären folglich interdisziplinäre Kooperationen, die auf eine nicht reduktionistische Vermittlung bzw. Relationierung sozialwissenschaftlicher und psychologischer, nicht zuletzt entwicklungspsychologischer Theorien und Forschungsergebnisse ausgerichtet sind.

4 Sozialisation als Selbstsozialisation II: Sozialisation als Praxis der Selbstformierung

Der Terminus Selbstsozialisation umfasst noch eine zweite, von der bislang skizzierten systematisch zu unterscheidende Bedeutungsebene: Selbstsozialisation kann als unabgeschlossene und prekäre Eigenleistung von Individuen begriffen werden, sich selbst in einer Weise zu modellieren, die es ihnen erlaubt, sozialen Erwartungen und Zwängen gerecht zu werden, sich selbst als eine Person zu konstruieren, deren Empfindungen, Wahrnehmungen, Denkweisen, Bedürfnisse und Wünsche sozial anschlussfähig sind. Selbstsozialisation wäre entsprechend als Praxis der Selbstformierung zu begreifen, der das implizite oder explizite

Wissen um die Notwendigkeit zu Grunde liegt, mit sich selbst in vorgefundenen sozialen Verhältnissen und Abhängigkeiten irgendwie zurecht zu kommen. Als Selbstsozialisation wären also individuelle und kollektive Praktiken in den Blick zu nehmen, die – keineswegs notwendig intentional – darauf ausgerichtet sind, sich selbst in einer Weise zu beeinflussen und zu verändern, die auf in sozialen Kontexten vorgefundene Erwartungen und Festlegungen reagiert. Als ein mögliches Motiv solcher Praktiken können Bemühungen gelten, solche Spannungen, Unzufriedenheiten und ggf. solche Leiden zu reduzieren, die aus der eigenen Unangepasstheit an soziale Kontexte resultieren.

Diese Überlegung mag auf den ersten Blick trivial klingen. Sie hat jedoch eine theoretische Pointe und sie eröffnet eine eigenständige Forschungsperspektive: Die theoretische Pointe liegt darin, dass sie es ermöglicht, auf die Annahme einer durch primäre und sekundäre Sozialisation im Kindes- und Jugendalter identitär verankerten und stabilen Persönlichkeitsstruktur, durch die eine fundamentale Übereinstimmung mit sozialen Vorgaben gesichert ist, zu verzichten. Sozialisation tritt als ein biografisch unabschließbarer Prozess in den Blick, der auf Eigenaktivitäten der sich sozialisierenden Individuen verweist, die immer wieder vor der Aufgabe stehen, Balancen zwischen innerpsychischen Dynamiken und sozialen Prozessen herzustellen.

Empirisch zu untersuchen wären entsprechend vielfältige Bereiche und Praktiken, in denen die Modellierung der Psyche und des Körpers ein mitlaufendes oder gar intentional angestrebtes Moment ist und für die gilt, dass die Inszenierung von Gender eben nicht zureichend als Effekt sozialer Einflussnahme oder vorgängiger Sozialisation, sondern zugleich auch als selbstsozialisatorische Praxis zu betrachten ist. Dies erfordert die Entwicklung spezifischer Lesarten der vielfältigen Praktiken, die man als *doing gender* und/oder *doing sex* beschreiben kann. Diese sind immer zugleich als Praktiken der Einübung in bestimmte Formen der geschlechtsdefinierenden Selbstwahrnehmungen und Selbstbeschreibung, anders formuliert, als Identitätsarbeit zu interpretieren.

In seiner Ideologietheorie bezieht sich Althusser auf Blaise Pascal, der einem Zweifelnden auf die Frage, wie er zum Glauben zurückfinden könne, antwortet: Knie nieder und bete, dann wirst du glauben. Auch wer im Glauben an seine Männlichkeit und Weiblichkeit oder seine sexuelle Orientierung verunsichert ist, kann auf vielfältige Praktiken des Wiederlernens und der Selbstfixierung zurückgreifen. Verhalte dich gemäß einem bestimmten Männlichkeits- und Weiblichkeitsmodell, dann wirst du lernen, dich selbst diesem Modell anzupassen. Wie spielerisch dies gelingt oder nicht, welche Anstrengungen damit verbunden sind, was Zweifel veranlasst und wie diese abgewehrt werden, das wäre zu untersuchen. Passende Identitätsmodelle werden mit Vorschlägen zur Komplettausstattung von Kopf bis Fuß, zur Körperpflege und mit Hinweisen auf empfehlenswerte sexuelle Praktiken in einschlägigen Frauen- und Männerzeitschriften angeboten. Auch deren Lektüre ist als Identitätsarbeit zu analysieren. Die Praktiken, Inszenierungen und Rituale sind vielfältig. Sie umfassen auch das Schreiben wissenschaftlicher Texte und das z.B. Arrangement von Vortrags-

reihen wie derjenigen, die dieser Publikation zu Grunde liegt. Und wenn alles nicht hilft, bleibt immer noch die Therapie.

Mit der Krise tradierter Konzepte von Männlichkeit und Weiblichkeit, ihrer Ent-Verselbständlichung entstehen so betrachtet nicht nur Möglichkeitsräume für eigensinnige Entwürfe und Praktiken in Abgrenzung oder Distanz zu einer hierarchischen Ordnung heterosexueller Zweigeschlechtlichkeit. Zugleich, so der hier abschließend anzudeutende Verdacht, gewinnen Arrangements geschlechtsbezogener Selbstsozialisation an Bedeutung, deren Attraktivität darin begründet ist, dass sie von der Zumutung von Aushandlungsprozessen und reflexiver Selbst-Bestimmung entlasten.

Anmerkungen

1 Andrea Maihofer (2002, 18 f) hat darauf hingewiesen, dass sich auch Robert Connell (1999), den sie als einen der „sicherlich zur Zeit avanciertesten Theoretiker der Geschlechtertheorie" würdigt, keineswegs konsequent von der Vorstellung einer frühkindlichen sozialisatorischen Entstehung grundlegender und stabiler männlicher und weiblicher Persönlichkeitseigenschaften distanziert.

2 Die Überlegungen, die ich darstellen werde, habe ich zunächst in Unkenntnis der von Andrea Maihofer angestoßenen Debatte zur Notwendigkeit einer Wiederaufnahme geschlechtsbezogener Sozialisationsforschung entwickelt. Bei der Lektüre des Textes von Andrea Maihofer (2002) wurden dann erhebliche Konvergenzen deutlich, auf die hier nicht im Detail eingegangen wird.

3 Die kritische Distanzierung von der normativen Idee einer eindeutigen und heterosexuellen Zweigeschlechtlichkeit ist inzwischen jedoch keine Minderheitenposition mehr, sondern Bezugspunkt einer etablierten Politik, die in EU-Richtlinien sowie in Unternehmensstrategien des *diversity managements* die Überwindung von Diskriminierung aufgrund von Geschlecht sowie sexueller Orientierung auf die Tagesordnung setzt. Auch in pädagogischen Praxiszusammenhängen sind Resonanzen festzustellen. So erfolgte etwa im Kontext des Bundesmodellprogramms „Mädchen in der Jugendhilfe" (1997-2001; s. dazu v. Ginsheim/ Meyer 2002) eine explizite Bezugnahme auf den Diskurs des Dekonstruktivismus in Verbindung mit einer kritischen Abgrenzung zu Ansätzen, die sich programmatisch an Analysen der Konstruktionsprozesse von Zweigeschlechtlichkeit orientieren.

4 Damit ist die Schnittstelle von Sozialisationstheorien zu Bildungstheorien bezeichnet, insofern als (Subjekt-)Bildung im emphatischen Sinn des Begriffs solche Prozesse bezeichnet werden können, in denen eine reflektierende Auseinandersetzung mit den Grundlagen des eigenen Selbst- und Weltverständnisses erfolgt (vgl. Scherr 2004).

5 Gegen eine Kritik, die geschlechtsbezogene Sozialisationsforschung unter den Verdacht stellt, zur Verfestigung etablierter Ordnungsmuster beizutragen, ist weiter daran zu erinnern, dass Sozialisationsforschung ihre Bedeutung gerade daraus gewinnt, dass sie zur Kritik ahistorischer und naturalisierender Annahmen über vermeintlich natürliche Festlegungen beiträgt. Die Entstehung der Sozialisationsforschung ist eng mit der Beobachtung verknüpft, dass fraglos-selbstverständlich erscheinende Verhaltensweisen in Abhängigkeit vom jeweiligen sozialen Kontext variieren. Was den Individuen als ihre Natur erscheint, ist, so die klassische Kernannahme, Ergebnis sozialer Einflussnahmen. Soziale Festlegungen sind, und das ist eine zweite, m.E. nach wie vor aktuelle Grundannahme, individuell zwar überschreitbar, aber keineswegs beliebig verfügbar. Denn Überschreitungen sind potentiell mit angstbesetzten und krisenhaften Prozessen verbunden. Zudem sind Bildungsprozesse, in denen die eigene Sozialisationsgeschichte zur Biografie, d.h. zum Gegenstand bewusster Auseinandersetzungen und kritischer Reflexion werden kann, sozial nicht voraussetzungslos.

6 Die ältere Kritik einer vermeintlich geschlechtsneutralen Forschung hat, so etwa in der Jugendforschung und Gewaltforschung, darauf verwiesen, dass die Ausblendung und Ausklammerung von Geschlechterunterschieden erklärungsbedürftig ist. Denn, so ein zentrales Argument, offenkundige Datenlagen belegen die geschlechtsdifferente Ausprägung relevanter Ver-

haltensweisen und es sei entsprechend die Frage zu stellen, was dazu geführt habe, dass dies übersehen worden ist. In der Folge wurden Theorien, die vermeintlich geschlechtsneutrale Erklärungen anbieten, unter den Verdacht gestellt, eine für ihren Gegenstand zentrale Dimension auszublenden und entsprechend Teil eines Verblendungszusammenhanges zu sein, in dem eine implizite Gleichsetzung männlicher und menschlicher Eigenschaften erfolgt. Die Entdeckung der Relevanz von Geschlecht erfolgte hier also zunächst nicht als eine der gesellschaftlichen Ordnung der Zweigeschlechtlichkeit naiv verhaftete Setzung, sondern als empirisch fundierte Kritik einer für die herrschende Geschlechterordnung selbst grundlegenden Ausblendung von Geschlecht. Mit der Etablierung der Frauenforschung und der Männerforschung sowie der generellen Anerkennung der potentiellen Relevanz von Geschlechterunterschieden in der sozialwissenschaftlichen Forschung hat sich diese Kritik – jedenfalls im Prinzip – erledigt. Da die Sozialwissenschaften kein geheimes Wissen produzieren, sondern ihr Wissen öffentlich kommunizieren, ist die damit in Gang gekommene Etablierung der Geschlechterkategorie nun durchaus folgenreich: Wie in anderen Fällen gilt hier, dass zunächst analytisch relevante Kategorien sich als Beobachtungskategorien etablieren können und sich dabei in vermeintlich nicht mehr begründungsbedürftige Wahrnehmungs- und Erklärungsprämissen transformieren, die ihrerseits Ausblendungen und Blindstellen produzieren. Entsprechend sah sich Carol Hagemann-White bereits in ihrer 1984 erschienen Studie „*Sozialisation: Weiblich-männlich*“ veranlasst, darauf hinzuweisen, dass nicht nur Unterschiede zwischen den Geschlechtern, sondern auch Unterschiede innerhalb der Geschlechter empirisch beschreibbar und ebenso erklärungsbedürftig sind wie Gemeinsamkeiten jenseits der Geschlechterdifferenz.

Literatur

Benseler, Frank/ Bettina Blanck/ Reinhard Keil-Slawik/ Werner Loh (2002) Hg. *Erwägen – Wissen – Ethik* 1/2002.

Bilden, Helga (2002) „Sozialisationsforschung – mit Fokus auf einer dichotomen Geschlechterkategorie?" *Erwägen – Wissen – Ethik* 1/2002: 27-32.

Bilden, Helga/ Bettina Dausien (2006) Hg. *Sozialisation und Geschlecht*. Opladen/ Farmington Hills: Budrich.

Bourdieu, Pierre (2005) *Die männliche Herrschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Connell, Robert W. (1999) *Der gemachte Mann*. Opladen: Leske + Budrich.

Daniel, Claus (1980) *Theorien der Subjektivität*. Frankfurt/M./ New York: Campus Verlag.

Dausien, Bettina (2006) „Geschlechterverhältnisse und ihre Subjekte." *Sozialisation und Geschlecht*. Hg. Helga Bilden/ Bettina Dausien. Opladen/ Farmington Hills: Budrich, 17-44.

Degele, Nina/ Domique Schirmer (2004) „Selbstverständlich heteronormativ." *Gender methodologisch*. Hg. Sylvia Buchen/ Cornelia Helfferich/ Maja S. Maier. Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften, 107-122.

Dubet, François/ Danilo Martuccelli (1996) „Théories de la socialisation et définitions sociologiques de l'école." *Revue francaise de sociologie* 37/1996: 511-535.

Engler, Stefanie (2003) „Habitus, Feld und sozialer Raum." *Pierre Bourdieus Theorie des Sozialen*. Hg. Boike Rehbein/ Gernot Saalmann/ Hermann Schwengel. Konstanz: UVK-Verlagsgesellschaft, 231-250.

Geulen, Dieter (1977) *Das vergesellschaftete Subjekt*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Ginsheim, Gabriele von/ Dorit Meyer (2002): *Bundesmodellprogramm ‚Mädchen in der Jugendhilfe'. Endbericht*. Berlin: Stiftung SPI (Online-Version unter <www.stiftung-spi.de/download/stiftung/bmpmaedchen/bmpm_endbericht.pdf>).

Grundmann, Matthias (2006) *Sozialisation*. Stuttgart: UVK- Verlagsgesellschaft.

Habermas, Jürgen (1988) „Individuierung durch Vergesellschaftung." *Nachmetaphysisches Denken*. Hg. Ders. Frankfurt/ M.: Suhrkamp, 187-241.

Hagemann-White, Carol (1984) *Sozialisation: Weiblich-männlich*. Opladen: Leske + Budrich.

Hageman-White, Carol (2006) „Sozialisation – zur Wiedergewinnung des Sozialen im Gestrüpp individualisierter Geschlechterbeziehungen." *Sozialisation und Geschlecht*. Hg. Helga Bilden/ Bettina Dausien. Opladen/ Farmington Hills: Budrich, 71-88.

Honneth, Axel (2005) *Verdinglichung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Knapp, Gudrun-Axeli (2005) „‚Intersectionality' – ein neues Paradigma feministischer Theorie? Zur transatlantischen Reise von Race, Class, Gender." *Feministische Studien* 1/2005: 68-81.

Luhmann, Niklas (1987) „Sozialisation und Erziehung." *Soziologische Aufklärung 4*. Hg. Ders. Opladen: Westdeutscher Verlag, 173-181.

Luhmann, Niklas (1996) „Frauen, Männer und George Spencer Brown." *Protest*. Hg. Ders. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 107-155.

Maihofer, Andrea (2002) „Geschlecht und Sozialisation. Eine Problemskizze." *Erwägen – Wissen – Ethik* 1/2002: 13-26.

Messerschmidt, James W. (1993) *Masculinities and Crime*. Lanham: Rowman & Littlefield.

Meuser, Michael (1998) *Geschlecht und Männlichkeit*. Opladen: Leske + Budrich.

Scherr, Albert (2004a) „Selbstsozialisation in der polykontexturalen Gesellschaft. Primat des Objektiven oder Autopoiese psychischer Systeme?" *Ju-*

gendsoziologische Sozialisationstheorie. Hg. Dagmar Hoffmann/ Hans Merkens. Weinheim/ München: Juventa, 221-236.

Scherr, Albert (2004b) „Körperlichkeit und Gewalt." *Gewalt: Entwicklungen, Strukturen, Analyseprobleme*. Hg. Wilhelm Heitmeyer/ Hans-Georg Soeffner. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 202-226.

Scherr, Albert (2004c): „Subjektbildung." *Grundbegriffe der Ganztagsbildung*. Hg. Hans-Uwe Otto/ Thomas Coelen. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften, 85-98.

Todorov, Tzvetan (1998) *Abenteuer des Zusammenlebens*. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag.

Zinnecker, Jürgen (2000) „Selbstsozialisation – Essay über ein aktuelles Konzept." *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie* 3/2000: 272-290.

Astrid Lange-Kirchheim

Melancholie als Effekt heterosexueller Geschlechtersozialisation
Überlegungen im Anschluss an Judith Butler

Die dem Dekonstruktivismus zuzurechnende Philosophin Judith Butler hat mit *Gender Trouble* (1990) eine Theorie darüber vorgelegt, wie als männlich und weiblich erscheinende Wesen kulturell hervorgebracht werden. Obwohl es ihr vorrangig darum geht, die Begriffe Subjekt und Identität zu dekonstruieren bzw. die dem Subjekt im Verhältnis zur politischen Macht eignende dezentrale Position aufzuweisen – der Untertitel ihres Buches heißt: *Feminism and the Subversion of Identity*, legt sie implizit eine Sozialisationstheorie vor; denn sie zeigt die Institutionen und Mechanismen auf, die das Gewordensein des/ der Einzelnen, besonders im Hinblick auf ihr/ sein Geschlecht, bedingen. Außerdem hat sie die der Freud'schen Psychoanalyse eingeschriebene Entwicklungspsychologie, besonders was den Ödipuskomplex und die bisexuellen ‚Anlagen' betrifft, kritisch untersucht und die Folgen einer hier zu konstatierenden missglückten Geschlechtersozialisation mit dem Freud'schen Konzept der Melancholie zu fassen versucht. Insofern lässt sich ihre Bestimmung der Geschlechterordnung zugleich – rekonstruktiv und keineswegs präskriptiv – als Sozialisationsmodell fassen. Ich werde im Folgenden das Butler'sche Geschlechterkonzept sowie ihren Nachweis der melancholischen Identifizierung vorstellen. Da hiermit aber der Blick auf die geschlechtliche Entwicklung des einzelnen Individuums beschränkt bleibt, werde ich abschließend die Interaktion zwischen den Erwachsenen und dem Kind thematisieren und nach der Rolle des Unbewussten, vor allem der Rolle des Unbewussten der Eltern, für die Sozialisation fragen. Dabei greife ich auf Jean Laplanches Konzept einer „Allgemeinen Verführungstheorie" (1988) zurück.

1 Geschlechtsidentität und Geschlechterdichotomie

Im feministischen und besonders im poststrukturalistischen Denken sind die Begriffe der Geschlechtsidentität und der Zweigeschlechtlichkeit sowie deren Problematisierung zentral. Gemäß der Logik wird Identität über Ausschließungen hergestellt (vgl. u.a. Menke 1995). Männliche Geschlechtsidentität konstituiert sich über den Ausschluss des Weiblichen. So hat schon Otto Weininger um 1900 den Mann als das Etwas, die Frau als das Nichts bestimmt – Gegensätze, denen sich die von *forma* vs. *materia*, *kosmos* vs. *chaos*, Leben vs. Tod anschließen lassen. Insofern kann, wie Elisabeth Bronfen zeigt, behauptet werden, dass die gesamte männliche kulturelle Ordnung über dem Körper der Frau errichtet ist, „over her dead body" (Bronfen 1992).

Das Weibliche stabilisiert als Grenze und Gegensatz das Männliche. Insofern ist Identität tangiert vom Ausgeschlossenen, ja ist in dieses verwickelt. Psychologisch kann man von Projektionsvorgängen sprechen: Das aus der männlichen Selbstdefinition Ausgeschlossene wird auf die Frau projiziert, ist damit ein fremd gemachtes Eigenes. Insofern ergibt sich die Vorstellung, der Wunsch, ja die Forderung nach einer Wiederaneignung des Fremdgemachten. Dies würde der Stärkung der Integrationsfähigkeit dienen, da es sich bei den Projektionsvorgängen um unbewusste Abwehrvorgänge handelt. Denn mit der rigiden Abgrenzung vom Gegengeschlecht werden nicht nur die verworfenen weiblichen Wesen geschaffen, sondern es geschieht auch eine Selbstverstümmelung des Mannes: Die Angstgestalten, wie z.B. die *femme fatale,* enthalten eine utopische Potentialität und werden damit zu Sehnsuchtsgestalten. Insofern lässt sich beobachten, dass der Zwang, männliche Geschlechtsidentität durch die Errichtung des *Containers* Frau zu stabilisieren, bereits um 1900 nicht mehr ungebrochen herrscht (vgl. Rohde-Dachser 1991, 109 ff). Werden die durch die Identitätslogik zugefügten Verluste bei Bronfen mit ihrem Konzept der „schönen Leiche" vor allem auf weiblicher Seite wahrgenommen, erfordert die im Butler'schen Bildrepertoire zentrale Figur des Transvestiten bereits dezidiert den doppelten Blick für die im Prozess der Geschlechtersozialisation erlittenen Verluste: Das Männliche bzw. das Weibliche werden als gebotene bzw. verbotene, d.h. unter Zwang aufgegebene Identifizierungen sichtbar.

2 Geschlechtersozialisation im Zeichen von Zwang und Melancholie: Judith Butler[1]

Die sozialisatorisch erzwungenen, nicht reflektierten, nicht betrauerbaren Verluste verdanken sich laut Butler der rigiden Beachtung von einander ausschließenden Geschlechtsidentitäten, welche ihrerseits im Dienste der Erhaltung von Herrschaft stehen. Es ist vielfach aufgewiesen worden, dass Polarisierung mit Asymmetrie und Hierarchisierung einhergeht (Klinger 1995, 40 ff). Insofern ist das System der Heterosexualität eine Diskurs- und Machtformation, welche im Begriff der „heterosexuellen Matrix" dichotomisch die Einheit/ Kongruenz von

anatomischem Geschlecht (*sex*), sozialem Geschlecht (*gender*) und Begehren (auf das Gegengeschlecht gerichtete Objektwahl) organisiert und aufrechterhält.

> Die Instituierung einer naturalisierten Zwangsheterosexualität erfordert und reguliert die Geschlechtsidentität *(gender)* als binäre Beziehung, in der sich der männliche Term vom weiblichen unterscheidet. Diese Differenzierung vollendet sich durch die Praktiken des heterosexuellen Begehrens. Der Akt, die beiden entgegengesetzten Momente zu differenzieren, führt dazu, daß sich jeder der Terme festigt bzw. jeweils eine innere Kohärenz von anatomischem Geschlecht *(sex)*, Geschlechtsidentität *(gender)* und Begehren [*desire,* A.L.-K.] gewinnt. (Butler 1991, 46)

Butler bestreitet die Basisannahme, die Zweigeschlechtlichkeit sei ein präkulturelles, ‚natürliches' Phänomen. Ihre genealogische Kritik in der Nachfolge Foucaults will diese als historisches Ereignis nachweisen, so dass auch die Geschlechterdifferenz zu einer historischen und kulturellen Variablen wird, eine Auflösung der gesellschaftlichen Polarisierung und Hierarchisierung damit denkbar. Schlagwortartig zusammengefasst geht es Butler um die Entnaturalisierung normativer, substantialisierter Konzepte von Weiblichkeit und Männlichkeit, sodann um die Entkoppelung der Kategorien von *sex*, *gender* und *desire* (Begehren); d.h. ein anatomisch männliches Individuum muss nicht notwendig ein männliches soziales Geschlecht entwickeln und nicht notwendig ein heterosexuelles, also auf das Gegengeschlecht gerichtetes Begehren ausbilden. Schließlich geht es Butler „um die Destabilisierung des Binarismus von Hetero- und Homosexualität sowie um die Anerkennung bzw. Durchsetzung eines sexuellen und eines Geschlechterpluralismus" (Dannecker 2004, 122).

Der Zwang der heterosexuellen Matrix erfasst uns spätestens mit der Geschlechtszuweisung bei der Geburt, heute auch schon pränatal, d.h. es gibt kein Ich ohne die ‚Annahme' eines Geschlechts und diese ist „von Anfang an unfrei" (Butler 1997, 36). Die Situation der Geburt mit der obligaten Frage, „Ist es ein Junge/ ist es ein Mädchen", dient Butler immer wieder zur Veranschaulichung ihrer Kategorien, und insofern kann ihre Geschlechterkonstruktion zugleich als Sozialisationstheorie verstanden werden. Der Satz, „es ist ein Mädchen", ist weniger eine sprachliche Feststellung als ein performativer Akt: Er bringt das Mädchen als Mädchen hervor. Es handelt sich um eine diskursive, soziale Tatsachen setzende Hervorbringung, wird doch das Neugeborene als Mädchen in die Geburtsregister eingetragen mit allen Folgen dieses Aktenkundig-Werdens. Die ritualisierte Feststellung, „es ist ein Mädchen", zielt in Richtung Normierung, ist transitiv und präskriptiv, d.h. eine „Anweisung", ein weibliches Geschlecht zu sein (Butler 1997, 317 f). Butler nimmt an, dass durch solche diskursiven Feststellungen der Körper mit (Geschlechts-)Zeichen versehen wird, denen dann Akte der Verkörperungen, z.B. mittels Kleidung, Gestik, Körperpraxen, folgen. Diese Akte „richten sich nach den kulturellen Imperativen, also im Falle des Mädchens nach dem Imperativ: ‚Sei (oder werde) ein Mädchen'" (Bublitz 2002, 26). Ich zitiere: „Geschlechtsnormen wirken, indem sie die Verkörperung bestimmter Ideale von Weiblichkeit und Männlichkeit verlangen, die fast immer

mit der Idealisierung der heterosexuellen Bindung in Zusammenhang stehen" (Butler 1997, 318). Daher nimmt die anfängliche performative Feststellung, „es ist ein Mädchen", gewissermaßen die spätere Sanktionierung: „Ich erkläre euch zu Mann und Frau" (ebd.), vorweg. Diese normierenden heterosexuellen Zwänge erhellt Butler unübertrefflich mit dem Verweis auf eine *Comic strip*-Szene, in welcher der eben geborene Säugling mit dem Ausruf begrüßt wird: „Es ist eine Lesbe" (ebd.). Der Witz enthüllt die verquere/ *queere* Aneignung und Imitation der konventionell heterosexuellen performativen Äußerung. Das weist sowohl auf die Gewalt des heterosexualisierenden Gesetzes hin wie auf die Möglichkeit, ihm diese Macht zu nehmen. Der herangezogene Witz zeigt *in nuce* das Ziel von *queer politics* auf: die Ausschließungsprozesse des heterosexuellen Regimes sichtbar zu machen. Der Witz ist zugleich ein Beispiel für die Möglichkeit des durch die Diskursmacht unterworfenen Subjekts, dennoch Handlungsfähigkeit zu erlangen. Sie besteht in der Störung der Diskursivierung, z.B. durch Re-signifikation. Da die Macht der Normen auf zitierende Wiederholung angewiesen ist, ist sie labil und abhängig vom zitierenden Subjekt. Die Zitatförmigkeit und die inszenierte Performativität von Geschlecht ermöglichen daher streitbare Praktiken und politisches Handeln, wofür Butler selbst ein Beispiel ist (Bublitz 2002, 74).

Wenn also Geschlechtsidentität aus einer wiederholten Stilisierung des Körpers hervorgeht, einem

> Ensemble von Akten, die innerhalb eines äußerst rigiden regulierenden Rahmens wiederholt werden, dann mit der Zeit erstarren und so den Schein der Substanz bzw. eines natürlichen Schicksals des Seienden hervorbringen. (Butler 1991, 60)

wenn also Geschlecht „nicht länger ... eine ‚innere Wahrheit' der Anlagen und der Identität" ist, „sondern eine performativ inszenierte Bedeutung" (61), nicht länger etwas, das wir haben, sondern etwas, das wir alltäglich und in einem nicht-voluntaristischen Sinne tun, dann lassen sich hier Überlegungen zur Sozialisation anschließen. Als eines ihrer Ziele hätte zu gelten, die in die weibliche wie in die männliche Geschlechtsidentität eingegangene Melancholie zu überwinden. Hier greift Butler auf Freud zurück, den sie mit Hilfe seiner eigenen Kategorien kritisiert, denn sie arbeitet heraus, wie strikt er im Rahmen der Heterosexualität argumentiert. Im Hinblick auf die frühkindliche Sozialisation können Butlers Ausführungen über „Melancholisches Geschlecht/ Verweigerte Identifizierung" (2001) als Beitrag zum so genannten negativen Ödipuskomplex gelesen werden. Dieser bezeichnet die Beobachtung, dass die Kinder in der ödipalen Situation nicht nur – inzestuös – den gegengeschlechtlichen Elternteil begehren, also der Junge die Mutter, das Mädchen den Vater, sondern dass dieser positiven Variante die negative vorausgeht, nämlich die Liebe des Mädchens zur Mutter und die des Jungen zum Vater. Innerhalb der heterosexuell und phallozentrisch ausgerichteten Psychoanalyse Freuds gibt es zwei Tabus: erstens, dass das Mädchen sich aktiv begehrend der Mutter zuwendet, und dass zweitens, der Junge ein Begehrtwerden gegenüber dem Vater äußert. Denn das würde bedeuten, dass das Mädchen männlich wäre/ würde und der

Junge weiblich. Deshalb ist der negative Ödipuskomplex so konzipiert, dass das Mädchen das Begehren der Mutter zugunsten der Identifizierung mit ihr aufgibt und sich dadurch vor dem Schicksal der Vermännlichung rettet; dass der Junge den Wunsch überwindet, sich passiv-weiblich dem Vater hinzugeben, zugunsten der Identifizierung mit dem Vater, um die Position des aktiv Begehrenden und damit von Männlichkeit einzunehmen. Das Begehren des kleinen Mädchens bzw. des kleinen Jungen kann im Freud'schen Rahmen nicht als aktiv bzw. passiv homosexuell zugelassen werden. Da hilft auch das Konzept der Bisexualität nicht weiter, denn, so Butler: „Das kleine Mädchen oder der kleine Junge, die beide mit inzestuösen Absichten in das Ödipusdrama eintreten, sind immer schon Verboten unterworfen, die sie in verschiedene sexuelle Richtungen ‚ausrichten'" (Butler 1991, 102). Butler zeigt, dass es sich bei der Freud'schen Bisexualität – dem Zugleich von männlichen und weiblichen ‚Anlagen' – bereits um ein heterosexuell überformtes Konzept handelt: Es bezeichne die *„Koinzidenz zweier heterosexueller Begehren in einer einzigen Psyche"* (98, Hervorh. i.O.). Somit ist für Butler die Erkenntnis zentral, dass das Inzestverbot das Homosexualitätstabu bereits voraussetzt bzw. impliziert (102, 104).

Hinsichtlich der Melancholie bezieht sich Butler auf Freuds Überlegungen zur Identifizierung, welche einen produktiven Umgang – so scheint es – mit dem Verlust bzw. dem Verbot eines Objekts darstellt. Das geliebte/ begehrte Objekt, das nicht verloren gegeben werden kann, wird inkorporiert und im Ich wieder aufgerichtet, oder es verändert sich das Ich partiell nach dem Vorbild des Objekts, das nicht mehr mit dem Begehren besetzt werden kann. Mit den verschiedenen Formen der Verinnerlichung ist die Nicht-Anerkennung des Verlusts verbunden, das Objekt wird gleichsam magisch bewahrt, wenn auch nicht ohne beeinträchtigende Konsequenzen für das Ich. Die nicht gelingende Trauerarbeit führt zur depressiven Verstimmung, bei der man verschiedene Grade unterscheiden kann. In neueren Darstellungen – ich folge hier den Ausführungen von Ilka Quindeau (2005) – unterscheidet man innerhalb des Begriffs der Depression den melancholischen von einem im engeren Sinn depressiven Modus, um verschiedene Formen der unbewussten Verarbeitung von Verlusten zu beschreiben. In beiden Formen zeigt sich ein unterschiedlicher Umgang mit dem Verlust von Befriedigungsmöglichkeiten in Abhängigkeit von und Angewiesenheit auf den Anderen. Im Gegensatz zum psychiatrischen Begriff der Melancholie ist hier die schwerere Form der Beeinträchtigung des Trauerprozesses die Depression. Besteht die Verlusterfahrung vorrangig im Verlust der Befriedigungsmöglichkeiten durch den anderen, könne man, so Quindeau, von melancholischer Beeinträchtigung sprechen. Entscheidend sei, dass hier die Empfindung von Verlust bestehen bleibt, wenn er auch nicht genau benannt werden könne, sondern sich als ein dumpfes, undifferenziertes und zugleich umfassendes Gefühl äußere: D.h. der Verlust wird in der Form der Sehnsucht noch wahrgenommen. Demgegenüber beschreiben depressive PatientInnen häufig einen Zustand der Leere. Nimmt man an, dass im depressiven Modus Leere unbewusst inszeniert wird, dann ist auch kein Gefühl mehr spürbar. Somit geht es hier nicht mehr „um das Gefühl von Verlust, sondern um den Verlust des Gefühls selbst" (Quindeau 2005, 128). Das Ich kann sich sozusagen nicht dem Gefühl des Verlustes

stellen, deshalb wird der Verlust verleugnet und damit implizit behauptet, es gebe nichts, was verloren wäre. Damit ist die Depression eine radikale Abwehr von Verlust. Diese Verleugnung von Verlust ist zugleich eine Verleugnung von Abhängigkeit und Angewiesenheit auf den Anderen.

Der melancholische Modus kann zur Ich-Bildung und zur Bildung von Geschlechtsidentität beitragen. Butler sieht diese Situation gegeben, wenn die *Identifizierung* mit dem gleichgeschlechtlichen Elternteil die Forderung beantwortet, das gleichgeschlechtliche *Begehren* aufzugeben. „Das Mädchen wird Mädchen, indem es einem Verbot unterworfen wird, das ihr die Mutter als Objekt des Begehrens versperrt und dieses gesperrte (...) Objekt in einer melancholischen Identifizierung zu einem Teil des Ich macht" (Butler 2001, 128). Auf dem Wege der Identifizierung wird also sowohl das Verbot einer homosexuellen Bindung als auch das homosexuelle Begehren selbst konserviert, „zugleich wird der unbetrauerte Verlust inkorporiert" (Quindeau 2005, 136). Der Verlust ist umso weniger betrauerbar, als er durch die binäre Codierung erzwungen wird, also kaum durch eine aktuell liebevolle Mutter-Tochter-Beziehung aufgefangen werden kann. Da das Mädchen diesen Verlust am – weiblichen – Primärobjekt erfährt, ist es der Verlusterfahrung mit besonderer Härte ausgesetzt: Aufgrund der massiven Enttäuschung, von der Mutter abgewiesen zu werden, kann die geforderte Verwerfung des gleichgeschlechtlichen Begehrens die Verwerfung des weiblichen Körpers überhaupt nach sich ziehen. Dadurch wird auch das melancholische Begehren noch verleugnet, so dass eine heterosexuelle Frau z.B. von sich sagen kann, nie eine andere Frau geliebt und deshalb auch nie eine Frau verloren zu haben. In dieser Formel aber manifestiert sich, so Quindeau, die Depression, für die also Frauen in der gegebenen Geschlechterordnung eine größere Anfälligkeit besitzen. Zudem vollzieht sich der melancholische Prozess in der Beziehung zur Mutter in einer doppelten Negativität, denn als Frau bedeutet sie für das Mädchen nicht nur das tabuisierte homosexuelle Geschlecht, sondern auch das in der asymmetrischen Geschlechterordnung entwertete.

Als Entsprechung zur weiblichen melancholischen Identifikation mit der Mutter stellt Butler die Verwerfung der Identifizierung des Jungen mit der Mutter heraus. Auch diese erzwungene Zurückweisung von Weiblichkeit, in der psychoanalytischen Literatur als „dis-identifying from mother" bekannt (Greenson 1968, 136), wertet Butler als einen Verlust, für den die heterosexuelle Ordnung keine Trauer vorsieht. Sie zeigt damit, dass im Falle des Jungen die Geschlechtsidentität weniger von der Aneignung des eigenen, als vielmehr von der Verwerfung des Gegengeschlechts her konzipiert ist (Butler 2001, 129). Das heterosexuelle Begehren wird, so ließe sich nun verallgemeinern, sozialisatorisch sichergestellt, indem in der Entwicklung zur Geschlechtsidentität nur gleichgeschlechtliche Identifizierungen und gegengeschlechtliche Objektbesetzungen zugelassen werden. Da es keine kulturellen Konventionen gibt, die ein Bekenntnis zum Verlust homosexueller Liebe erlauben würden, werde eine Kultur heterosexueller Melancholie bzw. Depression erzeugt, „die an den übertriebenen Identifizierungen ablesbar" sei, so Butler, „mit denen sich banale heterosexuelle Männlichkeit und Weiblichkeit" wechselseitig bestätigten: „Der heterosexuelle Mann *wird* zu dem Mann (...), den er ‚niemals' liebte und um den

er ‚niemals' trauerte, die heterosexuelle Frau *wird* zu der Frau, die sie ‚niemals' liebte und um die sie ‚niemals' trauerte" (Butler 1997, 324). Dieses ‚Nie-und-Nimmer' stellt die Kehrseite der Idealisierung des heterosexuellen Paares dar.

Die unbetrauerbaren und unbewusst gemachten Verluste melden sich jedoch in Sehnsüchten, im Agieren, in der Darstellung von Geschlecht selbst. Da Geschlechtsidentität als *doing gender* gefasst ist, können Abweichungen von der Norm, wie z.B. Übertreibung, auf die verleugnete Trauer hinweisen. Butler nimmt psychoanalytische Abwehrstrukturen, wie Agieren, Überkompensation und Reaktionsbildung in Anspruch, um das Melancholische in der Performanz von Geschlecht sichtbar zu machen. Von hier aus kommt sie zu ihrer paradoxen Formulierung: „die ‚echteste' lesbische Melancholikerin [ist] die strikt heterosexuelle Frau und der ‚echteste' schwule Melancholiker der strikt heterosexuelle Mann" (323). Der Blick auf den Transvestiten bestätigt diesen Zusammenhang: In ihm sieht Butler die heterosexuelle Melancholie repräsentiert. Der Kleidertausch allegorisiert den Ausschluss bzw. die Verweigerung der gleichgeschlechtlichen Liebe und der gegengeschlechtlichen Identifizierung, und er allegorisiert die melancholischen Einverleibungsfantasien, welche die Geschlechtsidentität im Sinne von *gender* stabilisieren. Die Geschlechtszugehörigkeit kann somit selbst teilweise als ein Ausagieren von ungelöster Trauer verstanden werden, ebenso wie hinter der theatralischen Performanz des Transvestiten ein unbefriedigtes Verlangen spürbar wird.

Als eine der Möglichkeiten, das heterosexuelle Gefüge der Gesellschaft zu durchkreuzen, hat Judith Butler selbst die *Drag Show* herausgestellt, in welcher die ‚Drag Queen', eine als Frau auftretende Figur, die aber als Mann kenntlich ist, wiederum durch Übertreibung „die banalen imitierenden Darstellungen widerspiegelt, mit denen heterosexuell ideale Geschlechter performativ realisiert und naturalisiert werden" (Butler 1997, 317). Während wir auf diese Travestie mit Melancholie reagieren, erweckt die entsprechende komische Variante der Geschlechtertravestie, die mit Klamauk aufgeführte Fummelshow, Heiterkeit. Martin Dannecker hat als Grund für diese im Schwulenmilieu Begeisterung erzeugende Show die folgende latente Szene herausgearbeitet: Aus dem Blickwinkel der ödipalen Situation werde hier die Rivalität des prähomosexuellen Jungen mit der ödipalen Mutter dargestellt und zugleich ihre triumphierende Verleugnung. Anwesend sei „aber auch der szenisch immer abwesende Vater. Dieser, der von dem homosexuellen Begehren seines Sohnes nichts wissen und fühlen wollte, wird mit dem Fummel gleichsam geblendet" (Dannecker 2004, 124). In der Szenen-Travestie werde also, so Dannecker, die den Frauen zugeschriebene Anziehungskraft und das ausschließlich heterosexuelle Interesse der Männer für Frauen ins Lächerliche gezogen und zugleich die Macht des homosexuellen Begehrens vorgeführt. Diese Macht ist zwar illusorisch, aber insofern real, als „die Zahl der heterosexuellen Männer, die sich von einem Mann sexuell angesprochen fühlen, der eine Frau darstellt, inzwischen fast schon Legion" sei (120).

3 Geschlechtersozialisation im Zeichen von Verführung und Trauma: Jean Laplanche

Butler spricht im Hinblick auf die Herstellung der Geschlechtsidentität von Identifizierungs- bzw. Verwerfungsvorgängen. Wie lässt sich dieser Vorgang der Konstitution sexuierter Subjekte konkret fassen? Wie wird dem Imperativ: „Sei/ werde ein Mädchen!" sozialisationstheoretisch in der Aufzucht des Menschenkindes Folge geleistet? Hierzu kann man auf die „Allgemeine Verführungstheorie" (1988) von Laplanche zurückgreifen, der die ganz frühe Mutter-Kind-Interaktion als Ort dieser Sozialisierung herangezogen hat, um innerhalb der Psychoanalyse den Biologismus zu überwinden, der in der Annahme von Trieben oder den Entwicklungsphasen der Libido, kurz von hereditär Angelegtem besteht. Laplanche geht dabei von der zwischen 1895 und 1897 von Freud entwickelten, dann aber wieder aufgegebenen Verführungstheorie aus, die somit die ‚spezielle Verführungstheorie' wäre. Darin hatte Freud die Entstehung der Neurose durch ein infantiles Sexualtrauma erklärt, in dem das Kind reale sexuelle Annäherungen und Übergriffe durch einen Erwachsenen passiv erleidet. Er gab die Verführungstheorie auf, weil die Hinweise in der Rede seiner Patientinnen nicht ausreichten, ein äußeres Ereignis als Ursache der Traumatisierung anzunehmen. Aus dem Vater als realem Verführer wurde der fantasierte väterliche Verführer, der im Rahmen der Theorie von der infantilen Sexualität seinen Ort hat.

Was Laplanche vom Verführungskonzept beibehält und zur sozialisatorischen Grundtatsache erklärt, ist die „dissymmetrische Beziehung" (Bayer 2004, 75) zwischen dem Kind und dem Erwachsenen, in der sich das weitgehend hilflose und abhängige Wesen einer Erwachsenenwelt gegenübersieht,

> (...) die ihm von Anbeginn Botschaften schickt, die seinen Verständnishorizont und seine Auffassungsfähigkeit übersteigen. Das Kind wird von rätselhaften Botschaften affiziert, die es nach seinen Möglichkeiten übersetzen und assimilieren muss und die (...) notwendigerweise von unbewussten und sexuellen Bedeutungen durchdrungen sind. (ebd.)

Damit werde der Erwachsene grundsätzlich zum Verführer, da er seine Welt konflikthaften Begehrens in das Kind hineinträgt. Entscheidend ist also erstens das Traumakonzept, das besagt, „dass das Kind das, was ihm zustößt, nicht angemessen in seine psychisch-somatisch-affektive Organisation integrieren kann" (ebd.), und zweitens das in den Handlungen wirksame Unbewusste der Erwachsenen. Als Beispiel kann die Stillsituation gelten: Ausgangspunkt ist die Hilflosigkeit des Säuglings, seine Bedürfnisspannung selbst zu lindern. Erst die ‚fremde' Hilfeleistung des Erwachsenen ermöglicht die Erfahrung eines Befriedigungserlebnisses. Doch nicht allein auf Grund dieser dissymmetrischen Situation ist es dieser ‚Andere', der Priorität hat, sondern auch weil von ihm eine Botschaft ausgeht, die sich an das Ich, den Säugling, richtet. Unter diesem Aspekt wird nicht die Milch, sondern die Brust fokussiert als ein Organ, das nicht nur Nahrung spendet, sondern selbst auch erregbar ist. „In der Stillsi-

tuation vermischt sich daher das (Selbsterhaltungs-)Bedürfnis des Säuglings nach Nahrung mit dem bewussten und unbewussten sexuellen Begehren der Anderen, der Mutter" (Quindeau 2004, 175). „An der Frauenbrust treffen sich Liebe und Hunger", hatte bereits Freud formuliert (Freud 1900, 215). Von dieser Konzeption des primären Befriedigungserlebnisses her kann man ein genuin psychoanalytisches, nicht-biologisches Verständnis von Sexualität begründen (Quindeau 2004, 175). Denn die sexuelle Aktivität des Kindes, die Suche nach Lust und Befriedigung, ist zwar an das Nahrungsbedürfnis angelehnt, löst sich aber von dieser biologischen Funktion: auch ein Schmusetuch kann später zur Befriedigung führen. Der Wunsch oder das Begehren – bei Quindeau Ersatzbegriffe für den ‚Trieb' – entstehen im primären Befriedigungserlebnis (ebd.).

Um auf das ‚Rätselhafte' der Botschaft zurückzukommen: Die Stillsituation als Beispiel zeigt, dass die Botschaft nicht nur verbale, sondern auch mimische, gestische und andere Körper-Zeichen enthält, die „für sich selbst nicht durchsichtig sind, sondern kompromittiert durch die Beziehung des Erwachsenen zu seinem eigenen Unbewussten, durch die unbewussten sexuellen Fantasien, die durch seine Beziehung zum Kind mobilisiert werden" (Laplanche, zit. nach Quindeau 2004, 176). In gewisser Weise ist also auch er ein Verführter, d.h. es handelt sich um einen intersubjektiven Prozess, an dem beide beteiligt sind, jedoch nicht gleichermaßen. Die Macht, die Priorität liegt beim Erwachsenen, beim Anderen, von dessen Begehren, den unbewussten Fantasien, es sogar heißt, dass sie in ihn, den Säugling, ‚hineingeschoben' werden. „Das Wesentliche an dieser Theorie [Laplanches, A.L.-K.] ist die Intromission von etwas Anderem, Fremden in das Kind" (Quindeau 2004, 177). Damit wird der Anspruch auf Bearbeitung, Übersetzung gestellt, was zur Bildung der psychischen Struktur führt. Was als nicht assimilierbar in diesem Prozess der Bearbeitung des Fremden übrig bleibt, bildet das Unbewusste des Kindes. Es macht die Dynamik des Unbewussten aus, dass dieses Nicht-Assimilierte weiter auf Integration drängt, so dass es auf den verschiedenen Entwicklungsstufen gemäß den jeweils verfügbaren kognitiven, affektiven und sozialen Fähigkeiten des Kindes zu neuen Übersetzungsversuchen bzw. Umschriften kommt.

4 Geschlechtersozialisation unter dem Primat des Anderen: Symptomatiken

Entscheidend für eine Verknüpfung der Ansätze von Butler und Laplanche zu einer nicht-biologischen Theorie der Geschlechtersozialisation ist die bestimmte Sexuierung der Verführungsszene. Denn das Kind wird ja nicht mit allgemein erwachsener, sondern mit erwachsener weiblicher Sexualität konfrontiert, da unter den gegenwärtigen gesellschaftlichen Bedingungen zumeist die Mutter die primäre Bezugsperson ist. Nicht nur das Stillen, sondern allgemein die von ihr ausgehenden Pflegehandlungen, z.B. beim Wickeln des Kindes, beim Baden, bei jeglichem Hautkontakt, transportieren und implantieren das unbewusste sexuelle Begehren der Mutter. Das hat schon Freud gesehen, aber in seinen Konsequenzen nicht weiter ausgearbeitet.

> Der Verkehr des Kindes mit seiner Pflegeperson ist für dasselbe eine unaufhörlich fließende Quelle sexueller Erregung und Befriedigung von erogenen Zonen aus, zumal da letztere – in der Regel doch die Mutter – das Kind selbst mit Gefühlen bedenkt, die aus ihrem Sexualleben stammen, es (...) ganz deutlich zum Ersatz für ein vollgültiges Sexualobjekt nimmt. Die Mutter würde wahrscheinlich erschrecken, wenn man ihr die Aufklärung gäbe, daß sie mit all ihren Zärtlichkeiten den Sexualtrieb ihres Kindes weckt und dessen spätere Intensität vorbereitet. (Freud 1905, 126)

Ob die Mutter will oder nicht, in „der Körperpflege wird sie zur ersten Verführerin des Kindes" (Freud 1940, 115). Nehmen wir Butlers Überlegungen hinzu, dann werden die Fantasien der Mutter in ihrer Codierung durch die heterosexuelle Matrix, ihr Begehren samt den Ausschlüssen und Verwerfungen durch die herrschende Ordnung, also auch die binäre kulturelle Logik, in der Verführungssituation in die im Entstehen begriffene kindliche Struktur implantiert. Dem Zwang zur Annahme eines Geschlechts bei Butler korrespondiert bei Laplanche die notwendige, als Trauma konzipierte, Konfrontation mit dem individuellen, historisch und kulturell codierten Begehren der Pflegeperson(en). In ihrer neuesten Veröffentlichung formuliert Quindeau dezidiert:

> Versteht man Verführung als grundlegende Sozialisationsstruktur, gewinnt man ein Konzept menschlicher Sexualität, die ihren Ursprung im Anderen hat. Diese kehrt die gegenwärtig in Entwicklungstheorien vorherrschende kind- und subjektzentrierte Auffassung um, nach welcher das Kind ‚Gestalter seiner Entwicklung' ist und betont dagegen den Primat des Anderen. (Quindeau 2008, 289)

Auf Grund dieser Dezentrierung lassen sich Butler und Laplanche verbinden, denn der „‚Primat des Anderen' umfasst ebenso Sprache, Kultur wie soziale Strukturen und Funktionen bis hin zu konkreten Menschen. Das Andere [ist] dabei als dem Subjekt vorgängig [gedacht]" (Quindeau 2008, 39 f).

Die Entwicklung der Geschlechtsidentität kann mit Hilfe der Verführungstheorie als Prozess nachträglicher Aneignung beschrieben werden, ein Prozess, der mit der Geburt einsetzt, aber davor schon eingeleitet wird, denn das Kind wird gewissermaßen in die Fantasien der Eltern hineingeboren. Ganz wie Butler sieht Laplanche Geschlecht *(gender)* als Zuschreibung, als Botschaft, die sich z.B. in der Namengebung manifestieren kann. Laplanche diskutiert männlich eindeutige Namen, wie Hermann, sodann zweideutige wie Andrea, René, Claude und steuert folgende Anekdote bei:

> Mit nicht geringer Verwunderung habe ich letzthin am Fernsehen einen gesehen, der sich rühmte, sein Kind Orphée getauft zu haben. „Aber", fügte diese entzückende Person hinzu, „es ist ein Mädchen und ich nenne es Orphée". Das muss man wohl als ein außergewöhnliches Symptom, wenn nicht gar eine Perversion der Eltern bezeichnen. (Laplanche 2004, 27)

Am Beispiel der Namensgebung wird der Prozess des Identifiziertwerdens durch jemanden verdeutlicht. Sie stellt eine Dezentrierung des Subjekts dar, vergleicht man sie mit dem Identifizierungsbegriff von Freud, der davon ausging, dass sich das Kind mit den Erwachsenen identifiziert.

Die Fokussierung des Traumas in dem sich aus der Psychoanalyse herausentwickelnden Forschungsgebiet der Psychotraumatologie hat inzwischen zahlreiche Mechanismen isoliert, mit denen die Wirksamkeit und die Tradierung des elterlichen Unbewussten hinsichtlich des Kindes beschrieben werden können. Solche Tradierungen bzw. transgenerationale Weitergaben konnten besonders eindringlich in der Erforschung des Holocaust bzw. sexueller Gewalterfahrungen in der Familie aufgezeigt werden (Fischer/ Riedesser 1998, 258 ff). Da die Eltern über das Trauma nicht sprechen könnten, entstehe z.B. ein „Pakt des Schweigens" zwischen den Generationen, in dem die Kinder sich in die Erlebniswelt der Erwachsenen einfühlen und unbewusst verschiedene Rollen übernehmen. Solche Rollenübernahmen sind also von den Eltern unbewusst erzwungen und können sich auf die Kinder traumatisch auswirken. Dies ist z.B. der Fall, wenn das Kind versucht, sich dem verstört und unzugänglich wirkenden Elternteil zu nähern, um diesen zu entlasten, in seinen empathischen Bemühungen aber von der in ihr Leid verkapselten Elternfigur abgewiesen wird. Das Kind muss hier nicht nur die Erfüllung seiner eigenen Bedürfnisse nach Schutz und Verständnis durch die Eltern entbehren – es wird in die Rolle von Vater oder Mutter gegenüber der jeweiligen Elternfigur gedrängt, sondern wird auch noch zurückgewiesen. Damit sind die Voraussetzungen für die Entstehung eines kumulativen Beziehungstraumas im Kind erfüllt.

Ist Geschlechtersozialisation mit dem Begriff des Traumas zu theoretisieren allzu sehr an deren Misslingen ausgerichtet? Allerdings lässt auch Butler die derzeit gegebene quasi ‚normale' Geschlechtersozialisation auf Grund der Heterosexualität in die Melancholie münden, welche bei Frauen sich zu ihrer gravierenderen Form, der Depression, steigern kann – und diese ist ein Krankheitsbild. Von diesem Symptom der Depression her ergibt sich eine Verknüpfung zur oben dargestellten Beschädigung des Kindes durch das erfahrene Leid der Erwachsenen, das diese für die Bedürfnisse des Kindes unzugänglich macht. Die Auswirkungen solcher fehlenden Empathie von Seiten der Mutter sind etwa in der psychoanalytischen Literatur mehrfach beschrieben und zuletzt unter den Begriff der „toten Mutter" gefasst worden. Diese depressive und somit innerlich abwesende Mutter wird ihre Kinder nur unzulänglich versorgen können. Insbesondere wird die Tochter, falls die mütterliche Depression mit den Identifizierungsvorgängen hinsichtlich des Geschlechts zusammenhängt, Deprivationserfahrungen ausgesetzt sein, d.h. keine tragfähige Bestätigung ihrer weiblichen Identität erhalten. Wenn Eine-Frau-geworden-zu-sein, laut Judith Butler, unter die depressive Formel gebracht werden kann, nie eine Frau geliebt und nie eine Frau verloren zu haben, dann eröffnet sich auch für das weibliche Kind nur die Perspektive, nicht geliebt zu werden. Stattdessen rückt es in die Rolle des vergeblich Tröstungen anbietenden und auf diesem Wege vielleicht doch noch Zuwendung erhoffenden kleinen Mädchens in Mutterfunktion ein. Hier haben wir die aus der ‚schönen Literatur' hinlänglich bekannten symbiotischen Mut-

ter-Tochter-Beziehungen vor uns, in denen beide ineinander verklammert sind in der Suche nach der Liebe und der Bestätigung ihres Geschlechts samt ihres geschlechtlichen Körpers durch die weibliche Andere. Ich denke hier z.B. an das Mutter-Tochter-Verhältnis in Elfriede Jelineks Roman *Die Klavierspielerin* (1983).

Auch wenn jede Kindheit eine Quelle latenter, potentieller Traumatisierungen ist, muss dennoch denkbar bleiben, dass die Konfrontation mit der rätselhaften Botschaft des elterlichen Begehrens nicht notwendig in eine pathologische Entwicklung führen muss (vgl. Bayer 2004, 77 f). Daher präferiert Ilka Quindeau in ihrer neuesten Auseinandersetzung mit Laplanche statt der Metapher des Fremdkörpers diejenige der Spur, welche die rätselhafte Botschaft in den Körper einschreibt und damit zu Umschriften antreibt bzw. für diese prinzipiell offen ist (Quindeau 2008, 35). Das differiert vom strengen Traumabegriff, für den die Einkapselung des Fremdkörpers konstitutiv ist.

Wir können also mit Laplanche annehmen, dass in die Ausgestaltung der körperlichen Nähe zur kleinen Tochter von Anbeginn an Geschlechterbilder und um Körperlichkeit zentrierte unbewusste Fantasien der Mutter eingehen, welche die Körperwahrnehmung und das Körpererleben der Tochter beeinflussen. Ich spreche so betont von der kleinen ‚Tochter' hinsichtlich der frühen Körperkontakte mit der Mutter, weil diese Körperkontakte in der psychoanalytischen Literatur, auch der von Wissenschaftlerinnen, zumeist nur unter dem Namen der Mutter-*Sohn*- oder – neutral – der Mutter-*Kind*-Beziehung thematisiert werden. Besonders deutlich wird das am Beispiel der Stillsituation. So kann zwar von einer „explizit sexuellen Beziehung zwischen Mutter und *Sohn*" gesprochen werden (Chodorow, zitiert bei Hoeltje 1996, 7), eine Mutter aber, die beim Stillen ihrer Tochter lustvoll reagierte und sexuelle Gefühle erlebte, wird nicht beschrieben, darf quasi nicht gedacht werden. Hier ist bis in die von Frauen vertretene Psychoanalyse als Wissenschaft das Homosexualitätstabu wirksam, das mit der heterosexuellen Matrix mit gesetzt ist.

Umgekehrt ist, wie am abendländischen Bildreservoir abzulesen, die Mutter-Sohn-Beziehung privilegiert und, wie die zahlreichen Darstellungen der Madonnen mit dem Jesus-Knaben zeigen, hoch idealisiert. Entsprechend ist die Übertretung des Inzestverbots weniger ein Sakrileg als die Verletzung des Homosexualitätstabus. Da die traditionelle Psychoanalyse die Frau als Mängelwesen definiert, kann nur das männliche Kind in der Rolle gedacht werden, für den phallischen Mangel der Mutter genügenden Ersatz zu schaffen. Deshalb idealisierte Freud – ganz wie das Christentum – das Mutter-Sohn-Paar, verkörperte es ihm doch eine am ehesten ambivalenzfreie Beziehung. Die sich hierin bezeugende Entwertung der Frau, die eine Tochter geboren hat, ‚nur ein Mädchen', steht am Grunde der desaströsen Mutter-Tochter-Beziehung, welche Elfriede Jelinek mit ihrer *Klavierspielerin* entworfen hat. Gegen das heterosexuelle Vorurteil, das zugleich ein phallisches ist, bäumt sich hier die Mutter in krasser Hyperbolik auf, wenn sie sagt, mit der Tochter Erika habe sie ein Genie geboren: „Erika ist ein Genie (...). Die Geburt des Jesusknaben war ein Dreck dagegen" (Jelinek 1986, 27). Hier wird die in unserer Kultur immer noch zu beklagende fehlende Anerkennung des Weiblichen greifbar. Diese Anerkennung

fordert Quindeau implizit, wenn sie ihr Konzept des Konstitutionsprozesses der Sexualität und der gesamten psychischen Struktur unter dem Vorrang des Anderen anticartesianisch wie folgt auf den Punkt bringt: „‚desideratus [‚desiderata', A.L.-K.] ergo sum' (weil ich begehrt wurde, bin ich)" (2008, 289).

Indessen fällt es nicht schwer, traumatisierende Effekte der heterosexuellen Geschlechterordnung auch an männlichen Beispielen aufzuzeigen. Vorschub leistet dazu schon allein die wissenschaftliche Nomenklatur. So sprach Freud vom *negativen* bzw. *umgekehrten* Ödipuskomplex, eine abgeleitete und abwertende Begriffsbildung, welche eine Psychoanalytikerin zu ersetzen versuchte mit dem Vorschlag: „homosexueller oder gleichgeschlechtlicher Komplex" bzw. „lesbischer Komplex", womit speziell die weibliche Seite benannt wäre.[2] Beides konnte sich nicht durchsetzen, wahrscheinlich weil beide Bezeichnungen zu sehr an das Tabu rühren. Die fehlende positive Benennung kommt einem Verschweigen gleich. So konnte noch 2003 eine Publikation die Beobachtung mitteilen, dass der negative Ödipuskomplex in der psychoanalytischen Literatur stark unterbewertet sei (Aigner 2001 und 2003). Insofern bestehe die Aufgabe, „Ödipuskomplex und männliche Entwicklung" unter dem Stichwort ‚Vatersehnsucht' zu untersuchen, und die „Vaterferne in Gesellschaft und Psychoanalyse als Spiegel patriarchaler Vaterdeprivation" herauszustellen (Aigner 2003, 141). ‚Vatersehnsucht' ist ein anderes Wort für die durch Judith Butler aufgewiesene melancholische Identifizierung, ‚Vaterferne', wiewohl beklagt, dient auch dazu, den Kontakt zwischen Vater und Sohn als Personen des gleichen Geschlechts zu unterbinden, geriete doch dadurch, gemäß der Logik der heterosexuellen Matrix, einer von beiden in die weibliche Position.

5 Geschlechtersozialisation unter dem Primat des Anderen: die Chance der Subversion

Als Beispiel einer Durchkreuzung der Anforderungen der ‚heterosexuellen Matrix' an die Männlichkeit möchte ich den Zeichner e.o. plauen vorstellen, der in seinen *Vater und Sohn*-Bildergeschichten – zwischen 1934 und 1937 – eine Subversion des traditionellen Vaterbildes veranstaltet, und das paradoxerweise mit dem Auftrag, „unpolitische Zeichnungen" (Laubach 2000, 23) zu liefern. e. o. plauen ist ein Pseudonym (Erich Ohser aus Plauen), das notwendig wurde, nachdem Ohser mit politischen Karikaturen, z.B. über Goebbels, missliebig geworden war und Berufsverbot erhalten hatte. Der hier vorgestellte Vater erfüllt zahlreiche mütterliche Funktionen wie Kochen, Backen, eine Geburtstagsparty ausrichten oder das Kind zu Bett bringen, wird aber auch in seiner strafenden Funktion aktiv, leider indem er dem Sohn den Hosenboden versohlt. Vor allem aber ist er in der Welt des kleinen Sohnes in zahlreichen Unternehmungen, auch gemeinsamen Streichen, präsent und vermag ihn z.B. gegenüber den gesellschaftlichen Autoritäten wie Lehrern und Polizisten wirksam zu schützen. Das Ideal der großen heroischen, mit Waffen als wehrhaft ausgewiesenen, männlichen Führerpersönlichkeit wird von dieser Vaterfigur gründlich zerstört.

Abb. 1: „Die vergessenen Rosinen"[3]

Das bereits als Dekorationsstück an die Wand gehängte Gewehr darf noch einmal seine Funktion erfüllen, indem mit seiner Hilfe Sohn und Vater die vergessenen Rosinen in den Napfkuchen hineinbefördern. e.o. plauens Vaterfigur verkörpert eine fürsorglich-anerkennende, kindzugewandte Väterlichkeit, die sich weder durch Nähe zu unmännlicher Mütterlichkeit noch durch tabuisierte Gleichgeschlechtlichkeit kompromittieren lässt.

Abb. 2

Hier[4] werden Vater und Sohn beide de-hierarchisierend nebeneinander und in Tuchfühlung auf die Schaukel gesetzt, beide schwingen gemeinsam und doch verschieden, d.h. voneinander getrennt und nicht-symbiotisch, beide mit geschlossenen Augen in einer je anderen Fantasie- und Befriedigungswelt verweilend, die durch die Pfeife auf der erwachsenen, den Teddybär auf der kindlichen Seite angedeutet ist: ein Gegensatz, der vielleicht als der von Leidenschaft/ Genitalität und Zärtlichkeit/ primärer Liebe bezeichnet werden könnte. Die frühe Mutter-Kind-Beziehung ist mit dem Begriff der Rêverie (Bion, vgl. Bell 2000, 464), dem träumend unbewussten Gewahrwerden der Befindlichkeit des Säuglings und der entsprechenden Beantwortung seiner Nöte durch die Mutter, bezeichnet worden. Der blaue Hintergrund und die weiße Scheibe des Mondes scheinen eine analoge träumerische Einfühlung, hier eines Vaters in den Sohn, anzuzeigen. Zentral ist schließlich die Geste der schützenden und steuernd-ausgleichenden, kräftig die Seile betätigenden Arme des Vaters, die ein Halten, ein Bewegen und gleichzeitig ein Umarmen sind, eine Geste, die sich in der bergenden Umarmung des Teddys durch den Sohn wiederholt: eine transgenerationale Weitergabe von Fürsorglichkeit. Wiewohl die phallische Nase des Teddys sich in der Pfeife wiederholt und die Haarbüschel des Sohnes als buschiger Bart des Vaters wiederkehren, also die Männlichkeit des Paares signalisiert wird, verleihen doch die kokett überkreuzten Füßchen in den Sandalen dem Sohn etwas Weibliches. Ihm ist es gelungen, in der Rivalitätssituation mit der Mutter den Vater eine Weile für sich zu gewinnen: Duale Elternschaft (Aigner 2001, 336) scheint damit angezeigt, welche die aus Geschlechterdichotomie und -hierarchie resultierenden Traumata abfangen könnte. Es handelt sich um einen starken

Vater, der auch noch mit geschlossenen Augen zuverlässig Beschützer und Partner ist und das Kind/ den Sohn sowohl in die Rauschzustände – das Philobatische – wie das Gleichgewichthalten einführen kann. Nur für stereotypisierte Vorstellungen von Männlichkeit disqualifiziert sich dieser Vater durch seine weibliche Leibesfülle, die andererseits gerade seine dem Mütterlichen analoge Fürsorglichkeit anzuzeigen geeignet ist.

Erst vor dem Hintergrund der nationalsozialistischen Ideologie wird das subversive Potential dieser Vaterfigur voll erkennbar. Das Photo aus dem Buch *Heil Hitler, Herr Lehrer. Volksschule 1933-1945* (Arbeitsgruppe Pädagogisches Museum 1983, 147) stellt die Kontrastfolie für unser Paar von Vater und Sohn dar.[5]

Abb. 3

Hierarchie, Idealisierung, Gefolgschaft, Militanz im Zeichen des Phallischen kennzeichnen hier das Nacheinander von Heranwachsendem und stellvertretender Führerfigur. In der Uniform wird die gepanzerte Männlichkeit, von der Klaus Theweleit (1977/ 1978) gesprochen hat, sichtbar sowie die Desidentifizierung von der Mutter, die Verwerfung des Weiblichen als des Gegengeschlechts. Diese Figur hyperviriler Männlichkeit wird in einem systematischen Erziehungsprozess (Jungvolk, Hitlerjugend, SA oder SS oder Arbeitsfront) gewaltsam hergestellt, wenn notwendig im Arbeitsdienst „geschliffen", mit dem Symbol des deutschen Spatens (Arbeitsgruppe pädagogisches Museum 1983, 147).

Der Bildhauer Arno Breker meißelte dieses Männerbild analog aus dem Stein heraus. Er durfte sich aus der Olympiamannschaft des Deutschen Reiches 1936 den „‚bestproportionierten vollendetsten Sportler' und ‚herrlichsten

Körper' [aussuchen], die ‚Bestform', die ihm Modell stehen" sollte für das Ideal des Mannes, „den Körper des faschistischen Subjekts ‚Mann'. Der ausgesuchte Körper [der Sportler Gustav Stührk, A.L.-K.] wurde zu Breker abkommandiert und ihm jahrelang zur Verfügung gestellt" (Haug 1987, 96). Diesen durchtrainierten Körper ästhetisierte er zum Staatskörper, zum Vorbild für jedermann. Diesem Schönheitsideal widerspricht sichtlich der rundliche glatzköpfige Vater. Der herrschende Körperkult wird negativ unterlaufen. Dennoch waren die Bildergeschichten Erich Ohsers, zwischen 1934 und 1937 in der *Berliner Illustrierten Zeitung* wöchentlich veröffentlicht, ein ungeheurer Erfolg. Es ließe sich argumentieren (Neyer 2000, 85), dass die komischen Geschichten, im Innern der Illustrierten platziert und in Kontrast zu den modernen Fotografien einer Leni Riefenstahl auf den Titelseiten, den ‚normalen' Leser entlasteten, der die staatlich verordnete Körpernorm niemals erreichen konnte. In gleicher Weise passten offenbar die unorthodoxen Geschichten aus dem teilweise chaotischen Vater-Sohn-Haushalt, der im Übrigen auch das nationalsozialistische Mutterbild attackierte, indem er es mit Schweigen überging, in das nationalsozialistische Propagandakalkül, das Ventile vorsah, um die durch Massendrill und Rassenideologie bedingten Frustrationen abzufangen. Ähnlich hatte Judith Butler hinsichtlich der belachenswerten Gestalt des Transvestiten einräumen müssen, dass die Parodierung der heterosexuellen Norm nicht zwangsläufig der Subvertierung und damit der Entnaturalisierung von Geschlecht dienen müsse, sondern auch zu einer Re-idealisierung übertriebener heterosexueller Geschlechtsnormen beitragen könne.

Mit meinem Hinweis auf Erich Ohsers *Vater und Sohn*-Geschichten möchte ich für Vaternähe und fürsorgliche Vaterschaft plädieren sowie für eine Neubewertung des ‚negativen Ödipuskomplexes', womit eine Minderung des Maßes an Melancholie in den sozialisationsbedingten gleichgeschlechtlichen Identifizierungen einhergehen könnte. In die Vatergestalt ist gleichsam das Mütterliche und Weibliche eingegangen, so dass – bildlich – sogar auch die Dichotomie *zwischen* den Geschlechtern aufgehoben erscheint. An deren Stelle könnte – utopisch – die Geschlechterspannung *im* einzelnen Subjekt treten, dem sich sozialisationstheoretisch die Aufgabe stellte, nicht nur die männlichen und weiblichen Identifizierungen, sondern auch die polymorph-perversen Wünsche aus der Kinderzeit (auf dem Wege der nachträglichen Umschriften) zu integrieren. In dieser Perspektive verlören die Begriffe Polarisierung und Hierarchie ihre Macht, würde „Geschlecht als gesellschaftliche Ordnungsstruktur" obsolet (Quindeau 2008, 299).

***

Butler und Laplanche wurden vorgestellt, da sie beide sozialisationstheoretische Überlegungen mit einer dezidierten Ablehnung biologischer bzw. biologistischer Konzepte verknüpfen. Sie teilen mit diesen aber in gewisser Weise die geringen Freiheitsgrade, die hier der Entwicklung des Individuums zugestanden werden. Ist dieses bei Butler in die heterosexuelle Matrix eingespannt, so ist es bei Laplanche den intromissiven Akten der Elterngeneration ausgesetzt.

Trotzdem zeigen beide Auswege aus dieser Entmächtigungssituation auf, Butler durch die minimalen subversiven Akte abweichenden ‚Zitierens' der Normen auf dem Wege der Performanz, Laplanche durch die nachträglichen Umschriften der rätselhaften Botschaften, einer lebenslangen Bearbeitung des Traumas, das dieser individuellen Bearbeitung zugänglicher gedacht ist, als es der Traumabegriff im engeren Sinne erlaubt. Aufgrund dieser minimalen Spielräume ließe sich eine Nähe zum Begriff der Selbst- oder Eigensozialisation konstruieren, wobei jedoch beachtet werden muss, dass die performativen Akte Butlers nicht in einem voluntaristischen Sinne missverstanden werden dürfen (Butler 1997, 40) und die Umschriften Laplanches vor allem unbewusst über Erinnerungen und Fantasien erfolgen, nicht aber das über die unverstandenen Botschaften etablierte Unbewusste überhaupt aufheben können. Es ist leichtfertig und geradezu zynisch, wenn Albert Scherr die bloß imitativen Akte einer Auswahl angebotener Geschlechterrollen im Sinne eines *self-fashioning* (einer Selbstformierung) mit den Angeboten ärztlicher Therapie verknüpft, die dann zur richtigen Sozialisation verhelfen könne, wenn nichts mehr helfe (Scherr 2008, in diesem Band). Hier werden die Dezentrierung des Subjekts und seine Entmächtigungserfahrungen unterschlagen (und nur in Einzelfällen führen sie zur Inanspruchnahme therapeutischer Hilfe, deren Gelingen zudem offen ist), welche jedoch hinsichtlich der Geschlechtersozialisation bei Butler im Begriff der Melancholie, bei Laplanche im Begriff des Traumas unübersehbar festgehalten sind.

Anmerkungen

[1] Ich greife in diesem Abschnitt zum Teil auf Ausführungen in meinem Aufsatz über „Melancholie der Geschlechtsidentität. Zur Aktualität Freuds in den *Gender Studies*“ (2007) zurück.

2 Die erhellendsten Ausführungen zum ‚weiblichen negativen Ödipuskomplex‘ der letzten Jahre hat Eva Poluda vorgelegt (1996). Inzwischen hat nun Ilka Quindeau vorgeschlagen, von ‚gleich- oder andersgeschlechtlichem Ödipuskomplex‘ zu sprechen (2008, 265).

3 Bildnachweis: e.o. plauen 1993, Bd. 2.

4 Bildnachweis: e.o. plauen 1993, Bd. 2, vgl. Umschlagblatt.

5 Mit dieser Kontrastierung bzw. Kontextualisierung greife ich auf die Ausführungen von Hans Joachim Neyer (2000) zurück.

Literatur

AIGNER, JOSEF CHRISTIAN (2001) *Der ferne Vater. Zur Psychoanalyse von Vatererfahrung, männlicher Entwicklung und negativem Ödipuskomplex*. Gießen: Psychosozial-Verlag.

AIGNER, JOSEF CHRISTIAN (2003) „Vatersehnsucht, Ödipuskomplex und männliche Entwicklung. Vaterferne in Gesellschaft und Psychoanalyse als Spiegel patriarchaler Vaterdeprivation". *Koordinaten der Männlichkeit. Orientierungsversuche*. Hg. Silvia von Arx u.a. Tübingen: edition diskord, 141-156.

ARBEITSGRUPPE PÄDAGOGISCHES MUSEUM (1983) Hg. *„Heil Hitler, Herr Lehrer". Volksschule 1933-1945. Das Beispiel Berlin*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

BAYER, LOTHAR (2004) „Die allgemeine Verführungstheorie als Paradigma der Sozialisationstheorie". *Die unbewusste Botschaft der Verführung. Interdisziplinäre Studien zur Verführungstheorie Jean Laplanches*. Hg. Lothar Bayer/ Ilka Quindeau. Gießen: Psychosozial-Verlag, 74-89.

BELL, KARIN (2000) „Mutter, Mutterschaft, Mutter-Kind-Beziehung." *Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe*. Hg. Wolfgang Mertens/ Bruno Waldvogel. Stuttgart/ Berlin/ Köln: Kohlhammer, 462-467.

BRONFEN, ELISABETH (1992) *Over her Dead Body. Death, Femininity and the Aesthetic*. Manchester: Manchester University Press.

BUBLITZ, HANNELORE (2002) *Judith Butler. Zur Einführung*. Hamburg: Junius.

BUTLER, JUDITH (1990) *Gender Trouble. Feminism and the Subversion of Identity*. London/ New York: Routledge.

BUTLER, JUDITH (1991) *Das Unbehagen der Geschlechter*. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Kathrina (sic) Menke. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

BUTLER, JUDITH (1997) *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Karin Wördemann. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

BUTLER, JUDITH (2001) „Melancholisches Geschlecht/ Verweigerte Identifizierung". *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Aus dem Amerikanischen übersetzt von Reiner Ansén. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 125-141.

CHODOROW, NANCY (1985) *Das Erbe der Mütter. Psychoanalyse und Soziologie der Geschlechter*. München: Verlag Frauenoffensive.

DANNECKER, MARTIN (2004) „Von der Geschlechtsidentität zum sexuellen Selbst". *Geschlecht zwischen Zwang und Spiel*. Hg. Hertha Richter-Appelt/ Andreas Hill. Gießen: Psychosozial-Verlag, 113-128.

FISCHER, GOTTFRIED/ PETER RIEDESSER (1998) *Lehrbuch der Psychotraumatologie*. München: Ernst Reinhardt Verlag.

FREUD, SIGMUND (1900) *Die Traumdeutung. Sigmund Freud. Studienausgabe*. Hg. Alexander Mitscherlich u.a. 10 Bände und Ergänzungsband (1969-75). Frankfurt/M.: S. Fischer, Bd. II.

FREUD, SIGMUND (1905) „Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie". *Sigmund Freud. Studienausgabe*. Hg. Alexander Mitscherlich u.a. 10 Bände und Ergänzungsband (1969-75). Frankfurt/M.: S. Fischer, Bd. V, 37-145.

FREUD, SIGMUND (1940) „Abriß der Psychoanalyse". *Sigmund Freud. Gesammelte Werke* (1968). Unter Mitwirkung v. Marie Bonaparte hg. von Anna Freud u.a. Frankfurt/M.: S. Fischer, Bd. XVII, 63-138.

GREENSON, RALPH R. (1968) „Dis-Identification". *International Journal of Psycho-Analysis*. 49/1968: 370-374.

HAUG, WOLFGANG F. (1987) „Ästhetik der Normalität/ Vor-stellung und Vorbild. Die Faschisierung des männlichen Akts bei Arno Breker". *Inszenierung der Macht – Ästhetische Faszination im*

Faschismus. Hg. Neue Gesellschaft für Bildende Kunst. Berlin: Dirk Nishen Verlag, 79-118.

Hoeltje, Bettina (1996) *Kinderszenen. Geschlechterdifferenz und sexuelle Entwicklung im Vorschulalter*. Stuttgart: Ferdinand Enke Verlag.

Jelinek, Elfriede (1986) *Die Klavierspielerin. Roman* [1983]. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Klinger, Cornelia (1995) „Beredtes Schweigen und verschwiegenes Sprechen: Genus im Diskurs der Philosophie". *Genus. Zur Geschlechterdifferenz in den Kulturwissenschaften*. Hg. Hadumod Bußmann/ Renate Hof. Stuttgart: Kröner, 34-59.

Lange-Kirchheim, Astrid (2007) „Melancholie der Geschlechtsidentität. Zur Aktualität Freuds in den *Gender Studies*". *Jahrbuch für Literatur & Psychoanalyse. Freiburger literaturpsychologische Gespräche* 26/2007: 183-202.

Laplanche, Jean (1988) *Die allgemeine Verführungstheorie und andere Aufsätze*. Tübingen: edition diskord.

Laplanche, Jean (2004) „Ausgehend von der anthropologischen Grundsituation...". *Die unbewusste Botschaft der Verführung. Interdisziplinäre Studien zur Verführungstheorie Jean Laplanches*. Hg. Lothar Bayer/ Ilka Quindeau. Gießen: Psychosozial-Verlag, 17-57.

Laubach, Detlev (2000) „Erich Ohser – Leben und Schaffen". *Erich Ohser – e. o. plauen. Zeichnungen, Illustrationen, politische Karikaturen und alle Bildgeschichten „Vater und Sohn"*. [Ausstellungskatalog]. Hg. Hans J. Neyer. Konstanz: Südverlag, 11-33.

Menke, Bettine (1995) „Dekonstruktion der Geschlechteropposition – das Denken der Geschlechterdifferenz. Derrida". *„Verwirrung der Geschlechter": Dekonstruktion und Feminismus*. Hg. Erika Haas. München/ Wien: Profil, 35-71.

Neyer, Hans Joachim (2000) „Die Bildgeschichten *Vater und Sohn*". *Erich Ohser – e. o. plauen. Zeichnungen, Illustrationen, politische Karikaturen und alle Bildgeschichten „Vater und Sohn"*. [Ausstellungskatalog]. Hg. Ders. Konstanz: Südverlag, 83-299.

plauen, e. o. [Erich Ohser] (1993) *Vater und Sohn. Gezeichnet von e. o. plauen*. Neue Ausgabe. Bd. 2: *Noch 50 Streiche und Abenteuer*. Konstanz: Südverlag.

Poluda, Eva S. (1996) „Die Rolle des Homosexualitäts-Tabus für die weibliche Entwicklung. Ansätze zu einer feministischen Reformulierung der psychoanalytischen Weiblichkeitstheorie". *Widerspenstige Wechselwirkungen. Feministische Perspektiven in Psychoanalyse, Philosophie, Literaturwissenschaft und Gesellschaftskritik*. Hg. Ita-Maria Grosz-Ganzoni. Tübingen: edition diskord, 65-84.

Quindeau, Ilka (2004) „Lust auf Anderes – Die Implantation der heterosexuellen Ordnung in der allgemeinen Verführungstheorie". *Die unbewusste Botschaft der Verführung. Interdisziplinäre Studien zur Verführungstheorie Jean Laplanches*. Hg. Lothar Bayer/ Ilka Quindeau. Gießen: Psychosozial-Verlag, 170-193.

Quindeau, Ilka (2005) „Weiblichkeit und Depression – ein psychodynamischer Erklärungsversuch". *Depression – zwischen Lebensgefühl und Krankheit*. Hg. Stephan Hau/ Hans-Joachim Busch/ Heinrich Deserno. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht, 125-143.

Quindeau, Ilka (2008) *Verführung und Begehren. Die psychoanalytische Sexualtheorie nach Freud*. Stuttgart: Klett-Cotta.

Rohde-Dachser, Christa (1991) *Expedition in den dunklen Kontinent. Weiblichkeit im Diskurs der Psychoanalyse*. Berlin/ Heidelberg/ New York: Springer.

Scherr, Albert (2008) „Gesellschaftliche Prägung, Habitusformierung oder Selbstsozialisation? Sozialisationstheoretische Paradigmen und ihre Implikationen für die Genderforschung". *Frei-*

burger GeschlechterStudien 22. Freiburg i.Br., 61-74.

Theweleit, Klaus (1977 [Bd. 1], 1978 [Bd. 2]) *Männerphantasien*. Frankfurt/ M.: Verlag Roter Stern.

Weininger, Otto (1980). *Geschlecht und Charakter. Eine prinzipielle Untersuchung* [1903]. München: Matthes & Seitz.

Karin Flaake

Männliche Adoleszenz und Sucht

Vorbemerkungen

Zunächst eine Anmerkung zum Thema dieses Aufsatzes. Ich werde keine unmittelbaren Verknüpfungen zwischen männlicher Adoleszenz und Sucht herstellen, sondern für die Bundesrepublik Deutschland gesellschaftlich nahe gelegte Adoleszenzverläufe für junge Männer skizzieren, die mit spezifischen Problemkonstellationen verbunden sind, für die Suchtverhalten *eine* – aber eben nur *eine* – mögliche Verarbeitungsstrategie darstellen kann. (zum Thema Männlichkeit und Sucht vgl. auch die Beiträge in Jacob/ Stöver 2006 und Stöver 2007). Dabei werde ich mich auf eine *spezifische* für Suchtverhalten potentiell bedeutsame Facette von Entwicklungsverläufen konzentrieren: auf die bei Jungen und jungen Männern nicht selten zu findende Kluft zwischen demonstrierter Unabhängigkeit und Stärke einerseits und Gefühlen von Abhängigkeit, Selbstzweifeln, Angst, Hilflosigkeit und Schwäche andererseits, die im Verlaufe des Heranwachsens zunehmend weniger gezeigt werden können, immer weniger Ausdrucksmöglichkeiten finden und zunehmend abgespalten und verdrängt werden. Diese Kluft zieht sich wie ein Leitmotiv durch Sozialisationsprozesse von Jungen und jungen Männern und vertieft sich in der Adoleszenz.

Im ersten Teil dieses Beitrags wird es um die Bedeutung eines mit der Adoleszenz für Jugendliche besonders bedeutsamen sozialen Kontexts gehen, nämlich um die gleichgeschlechtliche *peer group*, im zweiten Teil steht dann die Familie im Zentrum. Abschließend werde ich Bezüge zum Suchtverhalten andeuten.

Bedeutung der *peer group*

Für adoleszente Männlichkeitsinszenierungen hat die gleichgeschlechtliche *peer group* eine besondere Bedeutung. Sie dient der Ablösung von der Familie und zugleich der kollektiven Aneignung von Männlichkeitsentwürfen – denn mit der Adoleszenz, der Zeit des Übergangs zwischen Kindheit und Erwachsensein,

werden gesellschaftliche Geschlechterbilder und die damit verbundenen Anforderungen für die Jugendlichen auf eine neue Weise bedeutsam: Erwachsenwerden heißt in westlich industriellen Gesellschaften immer auch *zur Frau oder zum Mann werden*.

Studien zur Adoleszenz von Jungen kommen übereinstimmend zu dem Ergebnis, dass sich mit Beginn der Pubertät schon vorher vorhandene Identitätspräsentationen und -inszenierungen verstärken und dass die gleichgeschlechtliche *peer group* dabei eine große Rolle spielt (vgl. Böhnisch 2004; Brandes/ Menz 2002). Obwohl gesellschaftliche Männlichkeitsbilder in öffentlichen Diskussionen zunehmend problematisiert werden, orientieren sich viele Jungen dennoch – und gerade in solchen Gruppen – stark an einem Ideal von Unabhängigkeit und Stärke, von Aktivität und Dominanz, das den Charakter eines Leitbildes von gelungener und sozial hoch bewerteter Männlichkeit hat (vgl. Budde/ Faulstein-Wieland 2005; Budde 2005; King 2000; Meuser 2005; Michalek 2007). Diese Orientierung ist umso ausgeprägter, je eingeschränkter die Perspektiven und Lebensbedingungen der Jungen und jungen Männer sind; sie gilt also in besonderem Maße für Jugendliche aus unteren sozialen Schichten und mit Migrationshintergrund. Verschiedene Studien zeigen jedoch eindrücklich, dass ein solches Leitbild für Jungen und junge Männer aller sozialen Milieus – mit jeweils unterschiedlichen inhaltlichen Ausgestaltungen und Schwerpunktsetzungen – eine zentrale Bedeutung hat (vgl. Helfferich 1994; King 2002). Gleichzeitig scheint dieses Leitbild gelungener Männlichkeit für die meisten Jungen den Charakter eines unerreichbaren Ideals zu haben, dem es jedoch möglichst nahe zu kommen gilt. Dieses ‚möglichst nahe kommen' geschieht über Prozesse der Hierarchisierung unter den Jungen und der Abgrenzung von den Mädchen. Zentrale Felder für Männlichkeitsinszenierungen sind dabei insbesondere die Bereiche „Sport" und „Technik" (Jösting 2005). Untersuchungen an Schulen – in Deutschland ebenso wie in England – zeigen eindrücklich, dass viele Jungen in Schulen aller Formen und Typen in ständige Abgrenzungs- und Selbstbehauptungskämpfe involviert sind, in denen es um die Demonstration einer möglichst großen Nähe zum Leitbild autonomer und überlegener Männlichkeit geht (vgl. Budde/ Faulstich-Wieland 2005; Budde 2005; Faulstich-Wieland u.a. 2004; Frosh u.a. 2002; Phoenix/ Frosh 2005). Erreichte Positionen in der Hierarchie der Jungen sind dabei immer bedroht und müssen gegen andere verteidigt werden. Dazu ein Zitat von Jürgen Budde und Hannelore Faulstich-Wieland bezogen auf die Situation in einer Gymnasialklasse:

> Der wichtigste Mechanismus zur Herstellung von Männlichkeit ist das Zusammenspiel von Inklusion und Exklusion innerhalb der geschlechtshomogenen Gruppe. Einige Jungen werden in der Schule mit unterschiedlichen Strategien ausgegrenzt, und durch diese Ausgrenzung gewinnen die anderen legitime geschlechtliche Zugehörigkeit. Die so entstehende „Wir-Gruppe" ist auf die Ausgrenzung anderer grundsätzlich angewiesen, denn nur so erhält Männlichkeit eine scharfe Konturierung, die es den Schülern erlaubt, zwischen männlich und unmännlich zu unterscheiden. (Budde/ Faulstich-Wieland 2005, 41)

Kernelement von Männlichkeitsinszenierungen ist die Abgrenzung vom und Entwertung des Weiblichen und all dessen, was als weiblich konnotiert ist. Nicht männlich ist all das, was weiblich ist und männlich all das, was nicht weiblich ist – darin besteht der Kern jugendlicher Männlichkeitsinszenierungen, der zugleich deutlich macht, dass Männlichkeit ein fragiles Gebilde ist, das durch als weiblich Konnotiertes ständig bedroht ist. Als weiblich konnotiert sind insbesondere alle Seiten einer Person, die mit Abhängigkeit und Schwäche, mit Unsicherheiten, Angst und Hilflosigkeit verbunden sind. Solche Eigenschaften werden Mädchen zugeschrieben und in ihnen verachtet, aber auch unter Jungen dienen sie als zentrales Ausgrenzungsmerkmal – verdichtet in dem wohl am weitesten verbreiteten Schimpfwort „schwul", das beliebig mit Inhalten gefüllt wird, sich z.B. auf die Kleidung, die Haare, den Klang der Stimme oder das Verhalten beziehen kann, immer aber auf als ‚mädchenhaft' Konnotiertes verweist. Für Jungen, die über solche Entwertungen ausgegrenzt werden, sind die damit verbundenen Kränkungen und Verletzungen nur schwer artikulierbar, denn auf diese Weise würden sie sich erneut als ‚zu weich' zeigen (vgl. Kindlon/ Thompson 2000).

Gegenüber Mädchen spielen in adoleszenten Männlichkeitsinszenierungen nicht selten sexualisierende und zugleich entwertende Kommentare eine Rolle. So stellen Georg Breidenstein und Helga Kelle (1998) in ihrer Studie zum Geschlechteralltag in einer in ein schulisches Reformklima eingebundenen Klasse bei den 10- bis 12-Jährigen einen „geradezu obsessiv wirkenden Gebrauch von Vokabeln und Metaphern aus dem Bereich des Sexuellen" (Breidenstein/ Kelle 1998, 155) fest, der geschlechtlich deutlich unterschieden ausgestaltet ist. Es

> verteilen sich die Rollen von Subjekt und Objekt ... eindeutig auf die Geschlechter: Überwiegend sind es Jungen, die Mädchen kommentieren. Die Kommentare beziehen sich meist auf körperliche Merkmale oder Details der Kleidung von Mädchen. (Ebd., 165; vgl. auch Schön 1999, 255 ff)

Nicht zufällig ist es dabei häufig der Körper von Mädchen, der sexualisierend und in spöttischer Absicht kommentiert wird. Die in der Pubertät mit neuer Heftigkeit sich Ausdruck verschaffenden sexuellen Wünsche und Erregungen verunsichern Jungen zunächst und können als bedrohlich erlebt werden. Es scheint dabei für Jungen eine in gesellschaftlichen Bildern weiblicher Körperlichkeit und Sexualität verankerte Verführung zu geben, ihre Probleme und Verunsicherungen auf Kosten des anderen Geschlechts zu bewältigen, sich psychisch durch Herabsetzen des weiblichen Körpers und der Sexualität zu stabilisieren, Schwäche also durch Demonstration von Stärke zu überdecken.
Auch wenn nicht alle Jungen und jungen Männer an adoleszenten Männlichkeitsinszenierungen beteiligt sind, haben diese Inszenierungen doch einen stark normierenden Charakter und schaffen einen Druck, durch den sich alle mit den dort vorherrschenden Männlichkeitsbildern auseinandersetzen und dazu positionieren müssen. Abgrenzungen können besonders für Jungen mit geringem

Selbstbewusstsein und fehlender Unterstützung durch soziale Kontexte mit flexibleren Geschlechterbildern – z.B. in der Familie – schwierig sein.

Zusammenfassend können adoleszente Männlichkeitsinszenierungen gekennzeichnet werden durch ein Nebeneinander von verborgener Fragilität und inszenierter Überlegenheit, die sexualisierende Grenzüberschreitungen gegenüber Mädchen als Potenzial enthält. Sie sind immer auch zu verstehen als widersprüchliche Prozesse der Etablierung von Machtpositionen, aber zugleich auch des Verlustes an inneren Möglichkeiten: Sie können für die Jungen mit dem Preis verbunden sein, dass der Zugang zu den eigenen weichen, verletzlichen Seiten – den Wünschen nach Nähe und emotionaler Zuwendung, den damit verbundenen Ängsten, Enttäuschungen und Kränkungen, den Gefühlen von Trauer und Leiden – zunehmend blockiert wird, dass die Fähigkeit, entsprechende Befindlichkeiten zu fühlen und auszudrücken in wachsendem Maße verloren geht. Es wird dann eine „zweite Wirklichkeit" (Streeck-Fischer 1997, 52) geschaffen, in der Unabhängigkeit von anderen und Unverletzbarkeit zu dominieren scheinen. In diesem Zusammenhang scheint mir ein Ergebnis der Londoner Studie von Stephan Frosh und Ann Phoenix (Frosh u.a. 2002; Phoenix/Frosh 2005) bedeutsam zu sein: Männlichkeitsinszenierungen finden wesentlich in *Gruppen* von Jungen statt, entsprechend zeigen sich die damit verbundenen Orientierungen insbesondere in Gruppensituationen. In den Einzelinterviews, einer persönlicheren Situation also, in der der Einzelne im Zentrum steht, war es einigen Jungen durchaus möglich, ihr Verhalten in der Gruppe kritisch zu sehen und auch weichere verletzlichere Seiten zu zeigen. Männlichkeitsinszenierungen sind zu verstehen als *kollektive Muster* der Aneignung und Darstellung von geschlechtlicher Identität, sie machen jedoch nicht alle Seiten einer Person aus (vgl. Michalek 2007).

Eine Studie von Michael Herschelmann (2008) zur Adoleszenz junger Männer zeigt, dass es Jungen durch Freundschaften mit anderen Jungen und insbesondere mit Mädchen, durch ‚beste Freunde' und ‚beste Freundinnen' also, möglich werden kann, sich dem Druck gleichgeschlechtlicher *peer groups* zu entziehen und anderen Seiten als denen, die in Gruppenzusammenhängen hoch bewertet werden, Raum zu geben. Um solche intimeren Beziehungen eingehen zu können, sind innere und äußere Ressourcen erforderlich, die zu stärken ein Ziel von pädagogischer Arbeit mit Jungen sein kann. So zeigt sich in der Londoner Studie von Stephen Frosh und Ann Phoenix, wie wenig selbstverständlich solche engen und intensiven Freundschaftsbeziehungen unter Jungen sind: In der gleichgeschlechtlichen *peer group* und in öffentlichen Selbstdarstellungen wird meist nicht von ihnen berichtet.

Bedeutung von Familienbeziehungen

Für die Ausgestaltung von Männlichkeitsentwürfen in der Adoleszenz sind – neben Beziehungen zu Gleichaltrigen – ebenso die Familienbeziehungen von Bedeutung. Auch wenn in dieser Lebensphase im Verhalten der Jugendlichen Distanzierungen von den Eltern vorherrschen, bleibt doch die Qualität der Beziehung zu ihnen eine wichtige Hintergrundquelle, aus der sich auch Männlichkeitsentwürfe speisen. So zeigt eine eigene empirische Untersuchung (vgl. Flaake 2005) mit jungen Männern, ihren Müttern und Vätern, dass die noch immer häufige Arbeitsteilung in Familien, durch die es die Mütter und damit Frauen sind, die die Rolle der körperlich und emotional nahen Bezugsperson übernehmen, für Jungen nicht unproblematisch ist und in der Adoleszenz zur Vertiefung der Kluft zwischen nach außen gezeigter Unabhängigkeit und Stärke einerseits und inneren Bedürfnissen und Befindlichkeiten andererseits beitragen kann. Deutlich wurde das für beide Seiten – Mutter und Sohn – Schmerzliche und Schwierige der mit der Adoleszenz endgültig anstehenden inneren Abgrenzung, wenn ihre Beziehung bis zur Pubertät eng war und nicht durch eine ebenso nahe und vertraute Beziehung zum Vater oder zu anderen Männern ergänzt wurde.

Zugleich erhält der Vater in der Adoleszenz als Repräsentant erwachsener Männlichkeit eine neue Bedeutung. Dabei liegt der Schwerpunkt der gemeinsamen Unternehmungen oft auf sportlichen, technisch orientierten und handwerklichen Aktivitäten, meist mit einer deutlich rivalisierenden Komponente. Das sich Miteinandermessen und körperliche Stärke spielen eine große Rolle. Auch für Fragen der beruflichen Zukunft haben die Väter häufig eine große Bedeutung. Selten zu finden ist jedoch eine selbstverständliche zärtliche und liebevolle körperliche Nähe zwischen Vater und Sohn, ebenso selten ist der Vater Ansprechpartner bei emotional stark berührenden Themen oder Problemen. In einigen Schilderungen der jungen Männer wird deutlich, dass die fehlende zärtliche und liebevolle körperliche Nähe zum Vater als Mangel empfunden wird. So beschreibt ein junger Mann im Interview diese Seite der Beziehung zu seinem Vater so: „Da war früher wenig und heute noch weniger."

In den Interviews mit den Vätern wird deutlich, wie wenig selbstverständlich die Vorstellung einer zärtlichen und körperlich nahen Beziehung zum Sohn für sie ist. So beschreibt ein Vater die Körperkontakte zu seinem Sohn: „Abends klopfen wir uns doch schon mal gegenseitig auf die Schulter, das ist also, ich möchte sagen, auch normal, nicht übertrieben." Die körperliche Kontaktaufnahme, die hier beschrieben wird, ist zwar getragen von Sympathie, aber kumpelhaft distanziert. Dennoch ist es wichtig, zu betonen, dass das „auch normal" ist, nicht „übertrieben". Das nicht Normale, Übertriebene, gegen das der Befragte sich in dieser Formulierung abgrenzt, könnte eine zärtliche, liebevolle körperliche Nähe zwischen Vater und Sohn sein, die möglicherweise mit Homoerotik verbunden und deshalb tabuisiert ist.

In einigen Interviews mit Vätern zeigt sich, dass sie selbst früher an einem Mangel an emotionaler Nähe zum Vater gelitten und eine solche nur mit der Mutter erlebt haben. So beschreibt der zitierte Vater seinen eigenen Vater als „verständnislos", die Mutter aber habe ihn – anders als der Vater – auch in der Adoleszenz bei „Problemen, zum Beispiel mit Mädchen, getröstet". So scheinen nicht wenige Väter an ihren Söhnen Selbsterlebtes zu wiederholen. Da sie selbst emotionale Einfühlung und körperliche Nähe wesentlich von ihren Müttern aber kaum von ihren Vätern erfahren haben, ist ihnen die Einfühlung in das emotionale Erleben des Sohnes und eine liebevolle körperliche Nähe zu ihm erschwert: Unter Männern haben solche Qualitäten dann wenig Raum.

So scheinen in vielen derzeitigen Vater-Sohn-Beziehungen liebevolle körperliche Nähe sowie Unsicherheiten, Selbstzweifel und als schmerzlich Erlebtes kaum einen Ort zu haben. Mit der Adoleszenz als lebensgeschichtlicher Phase, in der gesellschaftlich ein ‚Zum-Mann-Werden' gefordert ist, ist der Weg zurück zur emotionalen und körperlichen Vertrautheit mit der Mutter jedoch zunächst versperrt. Die mit der Beziehung zu ihr verbundenen Qualitäten müssen in Einklang gebracht werden mit dem Selbstbild und Selbstgefühl als Mann. Wenn eine entsprechende Integration nicht gelingt, müssen die mit der Beziehung zur Mutter verbundenen Seiten des Selbsterlebens vom eigenen Männlichkeitsentwurf abgespalten werden. Dabei haben die schon beschriebenen Männlichkeitsinszenierungen in den gleichgeschlechtlichen *peer groups* eine große Bedeutung: Sie können auch verstanden werden als kollektive Rituale einer Ablösung von all dem in der Mutter und allgemeiner in Frauen Repräsentierten (vgl. King 2006b). Nahe gelegt wird auf diese Weise eine Fortsetzung der Polaritäten in den Geschlechterbildern: Männer stehen dann weiterhin für Autonomie und für eine Selbstdarstellung, in der Unsicherheiten, Schwäche, Hilflosigkeit, Abhängigkeitswünsche und als schmerzlich Erlebtes keinen Raum haben; Frauen stehen für emotionale Nähe, in der diese Seiten des Selbsterlebens untergebracht werden können. Um solche Polaritäten und damit auch traditionelle Geschlechterbilder zu verflüssigen, sind von beiden Seiten – von Männern und Frauen – Veränderungen in den geschlechtsspezifischen Arbeitsteilungen – insbesondere wenn es um beziehungsorientierte Tätigkeiten geht – erforderlich.

Resumee

Ich habe bezogen auf zwei für adoleszente Sozialisationsprozesse wichtige soziale Kontexte – die gleichgeschlechtliche *peer group* und die Familie – ein für Suchtverhalten potentiell bedeutsames Element gesellschaftlich nahe gelegter Entwicklungsverläufe für Jungen und junge Männer dargestellt: Die in der Adoleszenz sich vertiefende Kluft zwischen nach außen gezeigter Unabhängigkeit und Stärke einerseits und Gefühlen von Abhängigkeit, Hilflosigkeit, Angst, Selbstzweifeln und Schwäche andererseits, für die immer weniger Ausdrucksmöglichkeiten gefunden und die zunehmend abgespalten oder verdrängt

werden. Eine solche Kluft ist schon in lebensgeschichtlich früheren Sozialisationsprozessen von Jungen angelegt, verstärkt sich jedoch in der Adoleszenz, da in dieser Entwicklungsphase Geschlechterbilder und damit die an ein Zum-Mann-Werden geknüpften gesellschaftlichen Vorstellungen und Fantasien auf neue Weise bedeutsam werden. Vera King weist hin auf die Nähe einer solchen Kluft zu depressiven Symptomen, die bei jungen Männern oft externalisierend, also in sozialen Inszenierungen zum Ausdruck gebracht werden und stellt Zusammenhänge zum Suchtverhalten her:

> Bestimmte Formen der Sucht, insbesondere die Drogensucht ... junger Männer, stellen Formen der Abwehr und Bewältigung depressiver Empfindungen dar. ... Alkoholismus und die Abhängigkeit von Rauschmitteln oder Medikamenten dienen dazu, einen Ausgleich zu schaffen, und können daher als Form der Selbstmedikation der Depression betrachtet werden. Die Erfüllung durch die Sucht ist die Kehrseite der Leere der Depression. Hier sind Männer bzw. männliche Adoleszente überproportional betroffen. (King 2006a, 230)

Die innere „Leere“ zum Sprechen zu bringen, den abgespaltenen Gefühlen Raum zu verschaffen, kann ein Ziel pädagogischer und sozialpädagogischer Arbeit mit Jungen und jungen Männern sein, die damit zugleich auch für Suchtverhalten präventiven Charakter hat.

Literatur

Böhnisch, Lothar (2004) *Männliche Sozialisation. Eine Einführung.* Weinheim/ München: Juventa Verlag.

Brandes, Holger/ Wolfgang Menz (2002) „Männliche Identität, Generation und Lebensalter." *Der männliche Habitus. Bd. 2: Männerforschung und Männerpolitik.* Hg. Holger Brandes. Opladen: Leske+Budrich, 135-159.

Breidenstein, Georg/ Helga Kelle (1998) *Geschlechteralltag in der Schulklasse. Ethnographische Studien zur Gleichaltrigenkultur.* Weinheim/ München: Juventa Verlag.

Budde, Jürgen/ Hannelore Faulstich-Wieland (2005) „Jungen zwischen Männlichkeit und Schule." *Männliche Adoleszenz. Sozialisation und Bildungsprozesse zwischen Kindheit und Erwachsensein.* Hg. Vera King/ Karin Flaake. Frankfurt/M./ New York: Campus Verlag, 37-56.

Budde, Jürgen (2005) *Männlichkeit und gymnasialer Alltag. Doing Gender im heutigen Bildungssystem.* Bielefeld: transcript.

Faulstich-Wieland, Hannelore/ Martina Weber/ Katherina Willems (2004) *Doing Gender im heutigen Schulalltag. Empirische Studien zur sozialen Konstruktion von Geschlecht in schulischen Interaktionen.* Weinheim/ München: Juventa Verlag.

Flaake, Karin (2005) „Junge Männer, Adoleszenz und Familienbeziehungen." Hg. Vera King/ Karin Flaake *Männliche Adoleszenz. Sozialisation und Bildungsprozesse zwischen Kindheit und Erwachsensein.* Frankfurt/M./ New York: Campus Verlag, 99-120.

Frosh, Stephen/ Ann Phoenix/ Rob Pattman (2002) *Young Masculinities. Houndmills, Basingstoke.* Hampshire/New York: PUB.

Helfferich, Cornelia (1994) *Jugend, Körper und Geschlecht – Die Suche nach sexueller Identität.* Opladen: Leske+Budrich.

Herschelmann, Michael (2008) *Nicht traditionelle Männlichkeitsentwicklungen bei jungen Männern in der Adoleszenz.* Universität Oldenburg: unv. Diss.

Jacob, Jutta/ Heino Stöver (2006) *Sucht und Männlichkeiten. Entwicklungen in Theorie und Praxis der Suchtarbeit.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Jösting, Sabine (2005) *Jungenfreundschaften. Zur Konstruktion von Männlichkeit in der Adoleszenz.* Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Kindlon, Dan/ Michael Thompson (2000) *Raising Cain. Protecting the Emotional Life of Boys.* New York: Ballantine Books.

King, Vera (2002) *Die Entstehung des Neuen in der Adoleszenz. Transformationen der Jugendphase in Generationen- und Geschlechterverhältnissen in modernisierten Gesellschaften.* Opladen: Leske+Budrich.

King, Vera (2006) „Adoleszenz und Depression – intergenerationale Dynamiken." *Kinderanalyse* 3: 213-243.

King, Vera (2006) „Adoleszente Inszenierungen von Körper und Sexualität in männlichen Peer-Groups." *Analytische Kinder- und Jugendlichenpsychotherapie* 130, XXXVII. Jg.,2/2006: 163-183.

Meuser, Michael (2005) „Strukturübungen. Peergroups, Risikohandeln und die Aneignung des männlichen Geschlechtshabitus." *Männliche Adoleszenz. Sozialisation und Bildungsprozesse zwischen Kindheit und Erwachsensein.* Hg. Vera King/ Karin Flaake. Frankfurt/M./ New York: Campus Verlag, 309-324.

Michalek, Ruth (2007) „‚Also, wir Jungs sind fies'. Perspektiven der Jungenforschung." *Freiburger Geschlechterstudien* 21/2007: 115-127.

Phoenix, Ann/ Stephen Frosh (2005) „‚Hegemoniale Männlichkeit', Männlichkeitsvorstellungen und -ideale in der Adoleszenz. Londoner Schüler zum

Thema Identität.“ *Männliche Adoleszenz. Sozialisation und Bildungsprozesse zwischen Kindheit und Erwachsensein.* Hg. Vera King/ Karin Flaake Frankfurt/M./ New York: Campus Verlag, 19-36.

Schön, Elke (1999) *„... da nehm' ich meine Rollschuh' und fahr' hin ...“. Mädchen als Expertinnen ihrer sozialräumlichen Lebenswelt.* Bielefeld: Kleine Verlag.

Stöver, Heino (2007) „Mann, Rausch, Sucht: Konstruktionen und Krisen von Männlichkeiten.“ *Suchttherapie* 3: 87-126.

Streeck-Fischer, Annette (1997) „Männliche Adoleszenz – Krisen und destruktive Verlaufsformen.“ *Lebensphase Adoleszenz. Junge Frauen und Männer verstehen.* Hg. Heinz Krebs/ Annelinde Eggert-Schmid Noerr. Mainz: Grünewald Verlag, 50-66.

Wilfried Ferchhoff

Aktuelle Trends aus der Jugendforschung: Jugend zwischen Globalisierung und Individualisierung

In diesem Beitrag werde ich zentrale Überlegungen zum Strukturwandel der Jugendphase in der ersten Dekade des 21. Jahrhunderts präsentieren. Die veränderten (verschiedenen) Lebenswelten und Lebensstile von Jugendlichen werden vor dem Hintergrund der typischen Kennzeichnungen (nach-)moderner Gesellschaften wie etwa Subjektivierungs-, Individualisierungs-, Pluralisierungs-, Medialisierungs-, Beschleunigungs-, Kommerzialisierungs-, Verdichtungs-, und Globalisierungsprozesse rekonstruiert. Analysiert werden differenzierte Lebensstile und Lebensmilieus als Chiffren der Identitätssuche sowie die komplexen Jugendkulturen als kulturelle Praxen auf Zeit. Auch wenn die Formen kultureller Praxen nicht beliebig sind und auch weiterhin von sozialstrukturellen Kategorien wie Schicht- und Milieuzugehörigkeit, Geschlecht, Bildungshintergrund, Nationalität etc. (mit-)bestimmt werden, so kann doch von einer Aufweichung (nicht Auflösung) ihrer determinierenden Bedeutungen gesprochen werden.

1 Gesellschaftliche Umbrüche und Hintergründe: Individualisierung, Pluralisierung, Flexibilisierung, Mobilisierung, Globalisierung, Internationalisierung, Verdichtung, Medialisierung und Kommerzialisierung scheinen die *catch-all-terms* zu sein, die im Zusammenhang vieler Enttraditionalisierungs- und Entritualisierungsprozesse nicht nur die Warenmärkte umschreiben.

Insbesondere bei Kindern und Jugendlichen entwickeln sich im Zusammenhang des experimentellen Umgangs mit unterschiedlichen Lebensentwürfen und der eigenen Biografie offene Interpretationspraxen der Sinnsuche. Heutige Jugendliche müssen mit historisch unvergleichlichen, vielfältigen Wahlmöglichkeiten und dem Überangebot von Lebensalternativen zurechtzukommen. Viele, zumindest diejenigen, denen die Lebenszukunft (Bildung, Berufs- und Arbeitsmärkte) nicht verbaut ist, navigieren mit Fleiß und Ehrgeiz relativ harmonisch und konfliktfrei durchs Leben. Neben den zweifelsohne vorhandenen Wünschen nach verlässlichen Bindungen, Sicherheit, Geborgenheit und eindeutigen Identitäten

in einer grenzenlosen, weiten Welt, die aber nicht mehr so ohne weiteres in einer stabilen Matrix garantiert werden können, gibt es heute eine Fülle von Variationen und Vermischungen verschiedener Stil- und Ausdruckselemente in einem eher künstlich orientierten und inszenierten Ganzen.

Das Aufweichen traditioneller Lebensbindungen – *von der schrumpfenden Arbeitsgesellschaft, von der Erosion der durch Arbeit sich integrierenden Wohlfahrtsgesellschaft, von den flexibilisierten und fragilen Arbeitsformen, von der sich aufweichenden Familien- und Verwandtschaftsorientierung über die Dorf- und Religionsgemeinschaft bis hin zu ständischen, zu klassen-, schicht- und geschlechtsspezifischen Lebensmilieus,* die das Zentrum des Lebens ausmachten – hat auch dazu geführt, dass ein sich ganz *fraglos zu Hause Fühlen* bei den meisten Menschen abgenommen hat. Vertrautheits- und Schutzräume wurden nicht zuletzt auch im Medium entfesselter wirtschaftlicher Globalisierungsprozesse eingeschränkt.

Wachsende Unsicherheiten sind für viele Menschen als Verlierer der Globalisierungsprozesse zu universellen Schlüsselerfahrungen geworden. Auf diese Weise erleben viele Jugendliche Existenzunsicherheiten in der so genannten Ersten Welt und treffen u.a. auf – mit noch viel größeren Existenzunsicherheiten aufwartende – migrationswillige Jugendliche mit Hoffnungen und Träumen, die aus den Armutsvierteln in die Wohlstandsregionen der Weltgesellschaft kommen.

Bei allen Turbulenzen erhalten die einzelnen Menschen immer mehr Wahlmöglichkeiten für ein *eigenwilliges oder eigensinniges* Leben. Die Zahl der möglichen Lebensformen und Lebensstile wächst ebenso wie die der Vorstellungen von Normalität und Identität. Vor diesem Hintergrund entstand und entsteht eine Art kultureller Supermarkt für Sinnangebote aller Art. Denn mit dem Verblassen der großen religiösen und säkularen Weltdeutungen wurden und werden Sinnangebote diffuser, unvollendeter, uneindeutiger, fragiler, kontingenter und auch zu immer kurzlebigeren Modephänomenen.

Der flotte Zeitgeist, die ökonomisch-instrumentelle, vornehmlich neo-liberale, rentabilitäts- und effizienzorientierte Logik und die noch viel schneller zupackende, ökonomisch grundierte konkurrenzkapitalistische Ellenbogenmentalität einer inszenierten Ich-Bezogenheit feiern mit dem selten reflexiv werdenden Singen des Hohelieds auf die globalisierte Weltgesellschaft nicht nur im Arbeits-, Dienstleistungs-, Verkaufs-, Werbe- und Marketingbereich eine rasante Entwicklung und dringen schleichend und porentief in nahezu alle Lebensbereiche ein.

Dies schließt auch ein, dass neben dem Aufweichen ehemals tendenziell verbindlich gelebter Sozialnormen wie Rücksichtsnahme, Toleranz, Herzlichkeit und Freundlichkeit gegenüber anderen Menschen, Meinungen und Deutungen der aus Traditionen und vielen Selbstverständlichkeiten entlassene Mensch heute mental typischerweise im Freien steht. Die verallgemeinerbaren Grunderfahrungen der Menschen sind vornehmlich eine ‚ontologische Bodenlosigkeit' mit vielen Entritualisierungen nicht nur in religiösen Bereichen. Es hat eine radikale Enttraditionalisierung sowie eine Aufweichung von ehemals

unstrittig akzeptierten Lebenskonzepten stattgefunden. Diese Entwicklung hat auf sämtliche traditionsmächtige gesellschaftliche Institutionen Auswirkungen: Gewerkschaften, Verbände, politische Parteien, Kirchen, Schulen und Vereine. Die traditionellen Instanzen der Sinnvermittlung bangen um ihre Glaubwürdigkeit und ihre Deutungsmonopole.

Die Sehnsucht nach Kohärenz, Anerkennung, Bindung und Sinn bleibt gerade auch im Kontext der Erfahrungsvielfalt und des multioptionalen Deutungs- und Weltanschauungspluralismus bestehen. Nichtsdestotrotz: Der individualisierte, hochflexible Sinn-Bastler gewinnt im Medium der gesellschaftlich generalisierten Norm der freien Selbstgestaltung an Bedeutung. Da es immer weniger Selbstverständlichkeiten etwa bezüglich des *guten* oder *richtigen* Lebens gibt, kann der Einzelne auch nicht mehr auf etablierte, ehemals gültige Verhaltens- und Denkmuster zurückgreifen, sondern muss sich für die eine oder andere Möglichkeit entscheiden.

Solche verheißungsvollen Normen zur Selbstgestaltung sowie solche vielschichtigen Sinn-Basteleien und Pluralisierungen von Lebensformen können zumindest bei fehlenden materiellen, sozialen und psychischen Ressourcen schwerwiegende Konsequenzen haben. Wer in Armut lebt oder in prekären Beschäftigungsverhältnissen steckt, wer in den vielen Endlos-Warteschleifen der Berufsausbildung vertröstet wird, wer in bestimmten Haupt- und Sonderschulen kaum Optionen für eine gelingende Lebenszukunft besitzt, für den sind die vielen angepriesenen Verheißungen und Selbstverwirklichungstendenzen im Rahmen ihrer riskanten Lebensführung außerordentlich begrenzt (vgl. Nolte 2006)[1]. So gesehen kann bei der Nicht-Bewältigung komplexer Wirklichkeits- und Möglichkeitsdimensionen ein Gegentrend entstehen, der durchaus fundamentalistische Züge annehmen kann.

Die Sehnsüchte nach Geborgenheit, Zugehörigkeit, Prägnanz und Abdichtung, nach Re-Mythisierung, nach verlässlichen Bindungen, nach fundamentalistisch austarierten Ordnungsprinzipien, nach stabilen Vereindeutigungen, aber auch die Sehnsüchte nach charismatischen Heroen, Helden, Stars, nach Licht- und Führergestalten (Musik, Film, Sport, Models etc.) sind spürbar. Der Dauerstress der ungebremsten Selbstverwirklichung, der extremen Ich-Bezogenheit und Ich-Suche birgt Risiken, kann nicht nur zu Gewaltausbrüchen, sondern auch zur Erbaulichkeit und zur Betroffenheitslyrik, aber ebenso auch zur mentalen Einigelung, zur Vorhut, zur Suche nach dumpfer Gemütlichkeit und Gemeinsamkeit werden.

Hier werden auszubalancierende Alternativen, Möglichkeiten, Ambivalenzen, Paradoxien und Beziehungsnetzwerke zugunsten von Eindeutigkeiten aufgegeben. Entweder dazugehören oder ausgeschlossen sein, entweder einheimisch oder fremd, entweder gut oder schlecht, entweder Freund oder Feind, entweder Liebe oder Hass usw. Auch (neue) fundamentalistische Strömungen verschiedenster Art, die vor allem Symbole des Selbstwert- und Zugehörigkeitsgefühls mittels Praktiken der Ab- und Ausgrenzung sowie der Intoleranz vermitteln, wären in diesem Zusammenhang zu erwähnen. Das permanente

Ausbalancieren von instabilen Werten und Welten (zuweilen mit Selbst-Ironie und paradoxem Humor), die Fähigkeit, verschiedene Sinnsysteme und Wirklichkeitskonstellationen auch als Mischformen wahrzunehmen und zwischen ihnen übergehen zu können sowie Dinge multiperspektivisch von mehreren Seiten aus zu betrachten, multiple Wahlmöglichkeiten zuzulassen oder gar zu leben, ist zumeist im starren, enggeführten, narzisstischen Interessenhorizont kaum möglich.

Jugendspezifische Erfahrungswelten werden biografisch komplexer und zugleich risikoreicher. Der Weg vom Schicksal zur freien Entfaltung ist auch ein Weg in eine zusehends ökonomische, soziale und kulturelle Ungewissheit, die teilweise die Lebensbewältigungskapazität zumindest von den bildungsfernen, wenig qualifizierten Jugendlichen überfordern kann. Dagegen haben viele Jugendliche (vornehmlich auch immer mehr Mädchen) das erfahrungsgesättigte Gefühl, mit Instabilitäten etwa im sozialen Nahraum Familie (Trennungen, Scheidungskinder, allein erziehende Elternteile, neue Väter, neue Mütter und neue Geschwister) und mit den flexiblen Anforderungen der Schule und der heutigen Erwerbsarbeit angemessen umzugehen. Sie können relativ souverän durch eine prinzipiell unwägbare Zukunft navigieren (vgl. von Streit 2004).

2 Gesellschaftliche Prozesse der Individualisierung, Entritualisierung und Enttraditionalisierung führen auch dazu, dass der Körper und das Körperbewusstsein (z.T. auch als Leib; Erfahrungen von Körperzuständen, die eine eng geführte Betrachtung und Wahrnehmung transzendieren können) in den Mittelpunkt gerückt werden.

- Das Design bestimmt das Bewusstsein.
- Es hat eine Popularisierung des Ästhetischen stattgefunden. Waren, Gebrauchsgegenstände, Medien und auch Körper werden wie alle anderen alltäglichen und nicht alltäglichen Dinge des Lebens im Medium von Zeichen, Symbolen, Codes etc. ästhetisiert.
- Verhübschungstendenzen von Körper, Seele und Geist. Die Modellierung weiblicher und männlicher Jugendkörper steht hoch im Kurs. Es ist zu einer Aufwertung des jugendlichen schmalen, knabenhaften, weiblich-dauerhaft-pubertierenden Körperkapitals gekommen. Auch die männliche Körperkultur erfährt eine deutliche sportive Ästhetisierung. Jenseits von traditionalen männlichen Subkulturen (Skinheads, bestimmte Metal-Szenen, Hardcore, bestimmte HipHop-Szenen, teilweise auch jugendliche Szenen mit Migrationshintergrund vornehmlich aus Ost- und Südosteuropa; vgl. Ferchhoff 2007) veralten die schwergewichtigen Arbeitskörper, obwohl insbesondere auch jenseits der historisch abnehmenden schweren körperlichen Arbeit gezielte Muskelaufbauprogramme in manchen anderen, vornehmlich männlichen jugendlichen Milieus ebenfalls sehr geschätzt werden.

Welche Persönlichkeit, welcher Habitus wird zu Beginn des 21. Jahrhunderts geschätzt? Der egotaktische, leicht aufgedrehte, kontaktfreudige, erlebnisbereite, gutgelaunte, optimistische und erfolgreiche Selbst-Animateur. Gut drauf sein, prima Laune ausstrahlen und gute Stimmung verbreiten scheint zum unhintergehbaren Lebensmotto geworden zu sein.

Dabei handelt es sich im Wesentlichen um einen Persönlichkeits- bzw. Charaktertypus, den David Riesman schon in den 1950er-Jahren als *außengeleiteten* umschrieben hat, der sich außerordentlich flexibel an die jeweiligen Lebenssituationen anpasst, der hellwach alles aufsaugt, was wichtig sein könnte, die bewegliche Jagd nach neuen Gelegenheiten souverän nutzt, die schönheitsoperierte Nase stets im Wind hat, immer genau und wohlfeil spürt, was angesagt, gefordert und verlangt wird, den Instant-Markt kontrolliert und beherrscht sowie das Instant-Erlebnis, den Instant-Genuss bevorzugt, das andauernde Wohlfühlen in Wellness-Oasen der Chillenden bzw. das gut gelaunte Loungen zur gesellschaftlichen Norm wird, und vor allem die Jagd nach dem hochgeschätzten kuscheligen und Harmonie versprechenden *Wohlfühlglück* (Wilhelm Schmid) permanent wiederholt.

Und wer heute im Zusammenhang des neuen Schönheitswahns nicht modisch gestählt und gestylt – übrigens auch in manchen Arbeitszusammenhängen – daherkommt, dem wird meistens Leistungsbereitschaft und Durchsetzungsvermögen etwa als Führungskraft oder als Liebhaber abgesprochen. Der dicke Bauch oder auch nur die kleinen Speckfalten oder Bauchringe haben schon längst als Zeichen und Vorbilder der Prosperität ausgedient und können vor dem Hintergrund des Bodykults auch nicht mehr allein durch Reichtum und Macht ausgeglichen werden, gleichwohl Reichtum und Macht wiederum Schönheit (mit)definieren. Die eingravierten Lebenserfahrungen und -spuren individueller Lebensgeschichten sind nicht erwünscht. Selbst die ehemals nicht als hässlich eingeschätzten Falten im Männergesicht, Speckwülste und große Bauchumfänge gehen im Zuge des gesellschaftlichen Jugendkults für Ältere nicht mehr als Reifezeugnis, Erfahrungsreichtum und Charakterausdruck durch.

Der Körper wird durch hohe Fitnessansprüche und durch die (Jugend-)Mode strengen Kontrollen unterworfen (vgl. Zybok 2005, 218). Die Anforderungen, Erwartungen, aber auch die Unterwerfungen an das Äußere, an das Outfit, an die Erotik, an das Schönheits- und Erfolgsideal in die Richtung konfektionierter Jugendlichkeit (attraktiv, schlank, sportiv, fit, gesund, wohlgeformt, dynamisch, vital, in Grenzen muskulös, makellos glatt rasierter Körper, manchmal mit Körperschmuck [Tattoos, Piercing]), Gel im Haar schon für achtjährige Jungen, garniert etc.) *beflügeln* und/oder quälen mittlerweile nicht nur Mädchen und Frauen, sondern gelten zunehmend auch für Männer.

Die ständige Provokation durch perfekte Körper in den audiovisuellen Medien, in der Werbung und in der Mode lösen nicht nur bei jungen Menschen Probleme, manchmal sogar Lebenskrisen aus. Neben Selbstkasteiung, verkniffener Askese und verkrampfter Kalorienzählerei quälen sich viele schon in jungen Jahren miesepetrig mit allerlei Diäten herum – ohne allerdings die lästigen Pfunde zu verlieren. Paradox genug: Der Anteil der übergewichtigen Kinder und Jugendlichen wird trotz Schlankheitswahn immer größer. Man ist auf der Hatz

nach der nie erreichbaren Perfektion. Diese Perfektion wird in einem neuen Schönheitsideal verherrlicht.

Magere Teenie-Stars und zumeist langbeinige und zugleich tendenziell flachbrüstige Models wie Nadja Auermann, Kate Moss, Eva Padberg und Gisele Bündchen oder Models mit prallen Brüsten (Körbchengröße D) haben rundliche, vollbusige Stars als Leit- und Vorbilder abgelöst. Schon elfjährige Mädels imitieren ihre Medienvorbilder und setzen sich oftmals, was Rollenmodelle und ideale Körpermaße angeht, massiv unter Druck. Ästhetisch-plastische Operationen werden in Schönheitsfarmen für Kinder und Jugendliche durchgeführt. Viele Teenager haben ohnehin das Gefühl, zu dick, nicht attraktiv, nicht schön, nicht sexy genug zu sein. Sie wissen ganz genau, welche Pop-, Medien- und Musik-Stars welche Diät- und Hungerkuren machen. Nahrungsverweigerung und Fressattacken wechseln sich ab. Anorexie (Magersucht) und Bulimie sind weit verbreitete Krankheiten unter zumeist weiblichen Teenagern, die ihren Idolen mit Kleidergröße 32 oder 34 nacheifern. Und auch die Zunahme des bei ebenfalls weiblichen Teenagern immer populärer werdenden Ritzens nicht nur bei den gegenwärtig oftmals unter Dauerbeobachtung stehenden Emos (Emotionalen) scheint ein Indiz für ein gestörtes Verhältnis zum Körper zu sein.

Medizinische Änderungsschneiderei respektive plastische Chirurgie (Schönheitschirurgie als Bildhauerei am Menschen) in allen denkbaren Varianten hat – medial durch Sezierungsprogramme unterstützt – selbst wenn immer häufiger der Pfusch am Körper nachgewiesen wird, Hochkonjunktur – Körpertuning, Face Styling, Lifting, Lid-Straffung, Sandstrahlung im Gesicht, Penisverlängerung, Waden- und Brustimplementation, Fettabsaugen der Hüften, der Oberschenkel und des Gesäßes. Hinzu kommt die nicht unproblematische Einnahme von Anabolika in einer dopingaffinen Gesellschaft zur Steigerung des Muskelwachstums. Man strebt zumindest äußerlich und vornehmlich mechanistisch den perfekten Body an, der das Ergebnis von Crash-Diäten, eigener Arbeit, Askese und Disziplin ist. Selbst das Ideal der traditionellen, von innen kommenden *wahren* Schönheit gilt nicht mehr als Trostpflästerchen für diejenigen, die beim Aufpolieren des äußeren Scheins nicht mithalten können und wollen.

3 Zäsuren der Entritualisierungsprozesse der Jugendphase – gleichwohl es nach wie vor ritualisierte Formen und Auseinandersetzungen gibt

- Die Metapher Jugend und vornehmlich das Jugendkulturelle wandern geschlechtsübergreifend in alle Altersklassen.
- Verjugendlichung der Gesellschaft/Jugendlichkeit in der Gesellschaft.
- Placebo Jugendlichkeit.

Erst die Konsum- und Medienwelten im 20. Jahrhundert haben ein Jugendleitbild entstehen lassen, das den Traum von der ewigen Jugend auch im eigentlichen Erwachsenenalter zumindest kompensatorisch ermöglichte – freilich mit dem Preis, dass eine beschädigte Utopie des Älterwerdens übrig blieb. Eine

quasi naturgesetzliche Notwendigkeit in der Abfolge von Erneuerungsleistungen auf der Basis der Generationenablösung scheint ebenso wie ein zukunftsorientiertes Sozialvertrauen abhanden gekommen zu sein.

Nicht nur im Vergleich zu vormodernen traditionellen, sondern auch zu modernen industriellen und postindustriellen Gesellschaften werden mittlerweile in der riskanten Moderne (Giddens) die Grenzen und Grenzziehungen zwischen Jugend- und Erwachsensein immer uneindeutiger. Kindheit, Jugend und Erwachsensein gehen manchmal ineinander über und können sich auf paradoxe Art vermischen. Die Übergangszäsuren in das Erwachsenenalter verschwimmen immer mehr. Die arbeitsgesellschaftliche oder industriegesellschaftliche respektive postindustrielle Definition von Jugend, wie es Walter Hornstein im ausgehenden 20. Jahrhundert ausdrückte, *steht in Frage*. Wenn generell die Arbeitsgesellschaft zum Problem wird, dann muss auch die Jugendphase als Phase der biografischen Vorbereitung auf diese Gesellschaft zum Problem werden. Der reduzierte Stellenwert der *Jugend* zeigt sich auch ganz praktisch-politisch: Wenn *Jugend* nicht mehr so viel wert ist, dann darf sie auch nicht mehr soviel kosten; dann heißt dies auch Reduzierung von BAföG, der Ausbildungsplätze, der Kosten für Schulen und Studienplätze. *Jugend* scheint auch deshalb zu Beginn des 21. Jahrhunderts nicht mehr so viel wert zu sein, weil ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung immer weiter abnimmt. *Jugend* hat ihren *Mehrheitswert* verloren und gewinnt an *Seltenheitswert* (Hondrich).

In Deutschland sind nur noch 20 % der Bevölkerung unter 20 Jahre alt. Und ihr Anteil wird in den nächsten Jahren noch weiter sinken. Dieser demografische Prozess der Altersklassenumschichtung beschleunigte sich noch erheblich schneller, wenn nicht die vergleichsweise vielen Jugendlichen mit Migrationshintergrund ihn ein wenig aufhalten würden. Gesamtgesellschaftlich nimmt der Anteil der Kinder und Jugendlichen ab, während der proportionale Anteil der Jugendlichen mit Migrationshintergrund zunimmt.

Diese Verschiebungen im Rahmen der gesellschaftlichen Altersgruppenverteilung haben zweifellos Auswirkungen auf alle gesellschaftlichen Lebensbereiche. Jugendliche durchlaufen heute eine Vielzahl von Statuspassagen, die aber inzwischen als Teilmündigkeiten immer mehr über institutionelle Verfestigungen und Einrichtungen (etwa über das variante Übergänge ermöglichende Bildungssystem, über globale Verschränkungen und mediale Verflüssigungen der komplexen Lebensverhältnisse) sehr abstrakt gesteuert werden und keine direkte soziokulturelle und moralisch-pädagogische Einwirkung mehr leisten wollen oder können. Dabei verschwinden traditionelle Initiationsriten, alte Rituale und Verbindlichkeiten. Im Vergleich zu den traditionellen Gesellschaften, in denen die Grenzziehungen zwischen Jugend- und Erwachsensein sehr klar und eindeutig geregelt waren, sind die heutigen Übergangszäsuren viel entritualisierter und verschwommener. Selbst die noch vor einigen Jahrzehnten gültigen Teilmündigkeiten (sexuelle, wirtschaftliche, mediale Mündigkeit, Ablösung vom Elternhaus, Heirat, Berufseintritt usw.) sind flexibler und kontingenter geworden.

Jugendliche Leitbilder strahlen – sicherlich durch den heutigen gesellschaftlich vermittelten Jugendkult unterstützt – was jugendlichen Lebensstil und jugendliches Aussehen angeht, mittlerweile als Placeboeffekte in alle Altersklassen hinein. Viele Erwachsene mit den positiven konnotierten Eigenschaften der Jugendlichkeit fühlen und empfinden sich als die *eigentlichen, ewigen* Jugendlichen.

4 Gegenwartsorientierung von Jugend

- Hedonistische, lust- und spaßorientierte Lebensgefühle.
- Wunscherfüllung sofort.
- Das traditionelle „deferred gratification pattern" respektive die Zukunftsbezogenheit treten in den Hintergrund.

Die meisten Jugendlichen sind mit ihrem gegenwartsbezogenen Jugendlich(en-Da)sein zufrieden. Die zukunftsorientierten Versprechungen und Verheißungen, später einmal Erwachsenenrollen einzunehmen, berühren sie im Augenblick der Gegenwart nicht so sehr. Sie haben Gründe dafür.

Riskante moderne westliche Gesellschaften stellen immer weniger institutionalisierte, formalisierte bzw. ritualisierte Übergänge von der Welt der Jugendlichen in die Welt der Erwachsenen bereit. In eine solche Lücke stoßen seit einigen Jahrzehnten die sich zeitlich entgrenzenden Jugendkulturen mit ihren vielfältigen Angeboten und Ausdifferenzierungen (vgl. u.v. Rink 2002).

Die Lebensphase *Jugend* hat sich von einer relativ klar definierbaren Übergangs-, Existenz- und Familiengründungsphase zu einem eigenständigen und relativ offenen Lebensbereich gewandelt. Die Übergänge von der Kindheit in die Jugendphase sowie in das Erwachsensein werden zunehmend entritualisiert und entkoppelt. Die Übergänge sind fließender geworden (vgl. etwa Hurrelmann 2004, 34 ff). Es ist zu einer so genannten Statusinkonsistenz der Jugendphase gekommen. Dies bedeutet, dass die Gestalt der Statusübergänge nach einem gestaffelten Muster erfolgt. Für heutige Jugendliche ist es typisch, dass sie lebensaltersspezifisch sehr früh bestimmte Teilselbstständigkeiten wie finanzielle, mediale, konsumtive, erotische, freundesbezogene und öffentliche Teilautonomie erreichen, während ökonomische und familiäre Selbstständigkeit mit reproduktiver Verantwortung zumeist, wenn überhaupt, sehr spät erfolgen.

Auch die Zielspannung *Erwachsenwerden* hat nachgelassen. Denn Jugendliche haben in der Regel spätestens seit den 1960er-Jahren nicht zuletzt via Medien und Konsum einen fast unbeschränkten Zugang zu den konkreten Wirklichkeitsbereichen der erwachsenen Welten. Und seit Jahren können wir beobachten, dass Jugendliche ihren hochgeschätzten Jugendstatus beibehalten möchten und nicht unbedingt mehr erwachsen werden wollen, während Erwachsene immer jugendlicher werden wollen. *Jugend* verjugendlicht und bleibt gewissermaßen unter sich.

Es scheint sich für viele Jugendliche nicht mehr zu lohnen, erwachsen zu werden. Denn auch der gesellschaftlich zugewiesene jugendliche Status des Sich-Vorbereitens (auf eine bessere Lebenszukunft) und des (Ab)Wartens hat an Bedeutung verloren, denn der traditionelle Sinn des Jugendalters, der lange Zeit durch Anstrengung, zunächst einmal Verzicht leisten, um später die Belohnungen einzustreichen, und durch Gratifikationsaufschub im Sinne des so genannten *deferred gratification pattern* bestimmt wurde, ist brüchig geworden.

Jugend kann so gesehen nicht mehr nur als Wartestand oder als bildungsbürgerliches und psychosoziales Moratorium verstanden werden, sondern weist (nachdem die Zukunft äußerst ungewiss erscheint, das Band von *Jugend und Fortschritt* zerrissen ist und der Dreiklang: *Jugend – neue Zeit – Zukunft* nicht mehr so ohne weiteres trägt) in wachsendem Maße gegenwartsorientierte Finalität auf.

Der „Sinn des Jugendalters" ist auch deshalb brüchig geworden, weil im Zusammenhang der globalisierten Weltwirtschaft und Arbeitsmärkte sowie der Transformation der Arbeitsgesellschaft eine zunehmende Entkopplung von Bildungs- und Beschäftigungsstatus stattgefunden hat. Nicht zuletzt mit der Masse der Vergabe von Bildungstiteln und -zertifikaten sowie den veränderten Konstellationen des Arbeitsmarktes geht auch die *statusverleihende Funktion* der Bildungszertifikate in Bezug auf den ehemals legitimierten Anspruch auf bestimmte Berufspositionen zurück. Auch die ehemals nicht reflexiv gewordene Hintergrundgewissheit, dass Zukunft schon irgendwie klappen würde, ist ebenfalls brüchig geworden. Dennoch suchen viele Jugendliche ganz pragmatisch nach Lösungen für Zukunftsfragen. Viele meinen, dass die großen gesellschaftlichen Zukunftsprobleme der Welt (Kriege, Armut, Umweltzerstörung, Arbeitslosigkeit) nicht zu lösen sind, privat ist aber einiges machbar: Zukunftspessimismus bei globalen Problemen der Welt ist nicht selten gepaart mit einem Optimismus für den eigenen Lebensweg.

Darüber hinaus ist Jugendzeit für einen Teil der heute Heranwachsenden nicht mehr primär Reifungs- und Übergangsphase (von der Kindheit zum Erwachsenen) oder/und *Vorbereitung auf etwas Späteres* (Karriere und Erfolg, materieller Wohlstand in der Zukunft etc., obgleich auch diese Wertvorstellungen mehrheitlich sehr geschätzt werden; Zinnecker 2005, 177). *Jugend* ist auch eine eigenständige, lustvolle und bereichernde Lebensphase, also Selbstleben, jetzt zu lebendes, gegenwärtiges, manchmal auch stark durch Markt, Konsum, Mode, Musik und Medien bestimmtes, hedonistisch genussreiches, manchmal aber auch (insbesondere in den von prekären Arbeitsverhältnissen, sozialen Marginalisierungen und Perspektivlosigkeiten bedrohten jugendlichen Lebensmilieus) nur ein durch die mühsame Bewältigung von Alltagsaufgaben geprägtes Leben.

Viele Jugendliche leben heute sowohl freiwillig als auch unfreiwillig betont *gegenwartsbezogen*, um sich Optionen offen zu halten, um flexibel auf ungewisse, nicht kalkulierbare, diffuse Lebenssituationen zu reagieren. Die Aktualität des

Augenblicks gewinnt Prominenz und Übergewicht gegenüber der ungewissen Zukunft.

Eine solche gegenwartsorientierte Struktur des Jugendalltags kommt vor allen Dingen den heutigen differenzierten und diversifizierten und nach dem *subito-Prinzip* des *sofort-Genusses* funktionierenden Angeboten des Jugendkonsum- und Medienmarktes entgegen. Denn diese weisen, vornehmlich unterstützt durch Werbung und Gleichaltrigengruppe, in der Regel einen hohen ausdrucks- und identifikationsintensiven sowie spiralförmigen Aufforderungscharakter zum Mitmachen und Kaufen auf. Die angepriesenen Angebote und Erlebnisse scheinen kleine und große *Träume* im Hier und Jetzt schnelllebig, aber auch transitorisch verbindlich und zugleich unverbindlich zu befriedigen.

Immerhin: *Jugend nur im Wartestand* scheint es vor dem Hintergrund solcher gesellschaftlichen Entwicklungstendenzen kaum noch zu geben. Die Sehnsucht von Jugendlichen während der Jugendzeit nach dem vollen Erwachsenenleben hat auch vor dem Hintergrund der Identifikation und Imitation der Gleichaltrigengruppen ihre treibende Kraft verloren. Man kann den Eindruck gewinnen, dass es sich nicht für alle Jugendliche nicht nur ökonomisch gesehen lohnt, sich im engen Arbeitsmarkt zu platzieren und sich vorbereitend in die konventionellen Formen des Erwachsenenlebens einzuüben.

5 Jugendliche sind heute auch Trendsetter für viele Erwachsene vor allem in den Bereichen Schönheit, Mode, Körperlichkeit (Körpergestaltung, Bewegung, Konsum, Medien, Werbung, Musik, Sport, Technik, Sprache etc.)

- Die Erfahrungsvorsprünge der Älteren gegenüber den Jüngeren haben sich relativiert.
- Weisheiten und Erfahrungen treten zurück.
- Retroaktive Erziehungs- und Sozialisationsprozesse.
- Aufzehrung und Schwächung der Verfügungsgewalt und der Autorität der Älteren und vornehmlich auch der traditionellen Institutionen (industrielle Arbeitsorganisation, Kirche, Militär, lokale Nachbarschaft, Verband etc.) in vielen Lebensbereichen (Eltern, Familie, Seitenverwandte; in Migrantenmilieus erheblich weniger, Nachbarschaft, Schule, Vereine, Freizeit etc.).

Schon im 19. Jahrhundert hatte sich in Bezug auf die Bewertung der Lebensalter ein Leitbildwandel vollzogen, in dem an die Stelle des Alters als des Zustands höchsten und ausgereiften Wissens das Bild des dynamischen, kräftigen und anpassungsfähigen, deshalb auch besonders leistungskräftigen jungen Menschen trat, der als Arbeitskraft und (später) als Konsument besonders umworben wurde.

Dieser Umwerbungsprozess von Jugendlichen hat sich dann in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts erheblich dynamisiert und tangiert bzw. relativiert immer mehr auch die ehemaligen Erfahrungsvorsprünge der Älteren.

Der Alleinvertretungsanspruch der älteren Generationen, mit Weisheit und Klugheit die Jüngeren anzuleiten oder gar zu prägen bzw. zu bestimmen, stößt an Grenzen, verliert vor allem infolge der Dynamik technischer und jugendkultureller Innovationen sowie der Allgegenwart der Medien an Bedeutung. Die Älteren können nicht mehr für sich in Anspruch nehmen, dass sie die einzige wichtige Instanz sind, die die Vermittlung und Deutung kulturell gültiger Wissensbestände bestimmen und bei Nichteinhaltung sanktionieren, was die *wahren*, *guten* und *richtigen* Normen und Werte sind, die sich Jugendliche heute aneignen sollen.

Traditionen, Erfahrungswissen, soziokulturelle Deutungsmuster und ehemals bewährte Lebensplanungskompetenzen werden den heutigen gesellschaftlichen Anforderungen keineswegs mehr gerecht. Der lebenszeitliche Erfahrungsvorsprung der Älteren schwindet, die Einwirkungen der älteren Generation auf die jüngere haben nachgelassen, und das Lebensalter ist kein Entscheidungskriterium für Kompetenzen. Noch Schleiermacher hatte in seiner Grundlegung einer Theorie der Erziehung und in seinem philosophisch-pädagogischen Denken zu Anfang des 19. Jahrhunderts das Generationenverhältnis als den Ort bestimmt, an dem das Erbe, die Tradition, von der älteren Generation an die nachwachsende durch Erziehung weitergegeben werden sollte.

Aber schon Kurt Tucholsky sprach davon, dass Erfahrung nicht alles sei: Erfahrung heißt gar nichts. Man kann eine Sache auch 20 Jahre falsch gemacht haben. Die Erfahrungsvorsprünge der Älteren gegenüber den Jüngeren haben sich sogar *doppelt relativiert*. Auf der einen Seite erlernen viele Jugendliche heute augenscheinlich nicht nur in schulischen Kontexten mehr Neues, das die Älteren nicht kennen und deshalb auch nicht weitergeben können, als zu früheren Zeiten. Auf der anderen Seite sind viele Wissenselemente und ist vieles von dem, was die Älteren früher gelernt haben – zumindest unter arbeitsmarktspezifischen, aber auch unter sonstigen lebenspraktischen Gesichtspunkten – heute veraltet und damit wertlos geworden. Die Veränderung, die explosionsartige Vermehrung, die hohe Umschlagsgeschwindigkeit und somit das schnelle Veralten des nicht nur technischen Wissens ist enorm. In diesem Zusammenhang verändert sich auch das „komplizierte Beziehungsmuster von Autorität und Gehorsam, von Wissen und Nachfrage, von Vorbild und Nachahmung." Zudem ist in den Beziehungen zwischen Eltern und auch anderen pädagogischen Bezugspersonen, Kindern und Jugendlichen eine Liberalisierung, Aufzehrung und Abschwächung – in „postautoritären pädagogischen Milieus" (Zinnecker 2005, 181) – der elterlichen und anderen pädagogischen Autoritäten in vielen Lebensbereichen zu konstatieren.

Es scheint kaum noch im Zuge der *Nivellierung der Generationsunterschiede* oder sogar der Umkehrung des *Generationengefälles ein Autoritätsgefälle* zu geben, in dem das Alter zum Entscheidungskriterium würde. Und auch die Wirksamkeit von ehemals selbstverständlichen Mustern der Lebensführung für Jugendliche wie Achtungs-, Höflichkeits- und Schweige-Regeln (bspw. das Reden oder das Urteilen und vor allem die Entscheidungen über bestimmte Dinge, die

früher nur den Erfahrenen und Älteren zugestanden wurde), hat abgenommen. Die Einordnungs- und Bescheidenheitskulturen sowie die Respektkulturen nicht nur in öffentlichen Räumen, Bussen, U- und Straßenbahnen gegenüber dem Alter haben nachgelassen.

Die Machtbalance zwischen Jüngeren und Älteren hat sich enorm gewandelt. Jugendliche, manchmal schon Kinder, sind etwa im familiären Lebenszusammenhang als gleichberechtigte Partner viel stärker am Aushandeln von Entscheidungen beteiligt – und dies nicht nur, wenn es um Ausgehzeiten, Geschmacksvorlieben, Kosmetik, Körperpflege, Kleidung, um die Zusammenstellung von Mahlzeiten, um Urlaubsziele, um Zeitrhythmen im Tagesablauf, sondern auch, wenn es um die Anschaffung von langfristigen Konsumgütern oder um das politische Engagement geht.

Im Zusammenhang der Aufzehrung traditioneller Konventionen und Sinnbestände ist daran zu erinnern, dass heute kaum noch eine Norm und kaum noch eine Konvention selbstverständlich ist und unhinterfragbar bleibt. Im Zuge der Durchsetzung gegenüber Kindern und Jugendlichen bleiben Konventionen revisionsfähig und müssen mindestens begründet werden. Sie werden zur Reflexion freigegeben.

Die Kluft zwischen den Generationen ist auch deshalb tendenziell eingeebnet worden, weil zentrale Wirklichkeitsausschnitte entweder (wie in vielen Erlebnisbereichen und im Freizeitsektor) in vielerlei Hinsicht übereinstimmen oder unterschiedliche Erfahrungsfelder (wie Schule und Arbeitsplatz) zumindest jenseits altersgruppenspezifischer Differenzen ähnlich strukturiert sind und vergleichbare Aneignungsprozesse und Überlebensstrategien nahe legen.

Hinzu kommt, dass im Zuge eines solchen Verblassens des Unterschiedes zwischen Jugendlichen und Erwachsenen – etwa in Stil- und Geschmacks-, aber auch in Moral- und Gewissensfragen – ein Prozess gegenseitiger Beeinflussung stattfinden kann. In gewisser Weise strahlen die Jüngeren auf die Älteren (so schon Mannheim 1928) zurück und es kommt zu einer *retroaktiven* oder *beiderseitigen* Sozialisation. In vielen Hinsichten haben sich die traditionellen pädagogischen Verhältnisse umgedreht. Eltern müssen von ihren Kindern lernen.

Mittlerweile sind in den Bereichen Mode, Geschmack, Konsum, Freizeit, Mobilität, Sexualität, Sport, Technikbeherrschung, Computer, Neue Medien sowie insbesondere im Rahmen der Gestaltung von Lebensstilfragen (Zeichenwelten, Codes, Symbole usw.) Jugendliche Erwachsenen gegenüber (initiiert und unterstützt durch Medien und Werbung) gar zu Vor-, Leitbildern und Meinungsführern geworden. Und in vielen Sport-, Mode-, Computer-, Sexualitäts- und Gesundheitsbereichen besitzen Jugendliche gegenüber Erwachsenen *unverkennbare Wettbewerbsvorteile*. Sie sind etwa im Computer-Bereich häufig die *Experten* und *Lehrmeister* der Älteren. Viele nutzen wie selbstverständlich und durchaus kreativ die elektronischen Kommunikationsmöglichkeiten der Computertechnik weltweit.

Ebenso üblich sind Downloads von Musikdateien, E-Commerce, YouTube, MySpace, der Abruf von Datenbanken, das Schreiben elektronischer Briefe (E-Mails), Erstellung von privaten Webseiten und Homepages, Chats, Videospiele

und Spielkonsolen, das SMS-Schreiben, das souveräne Surfen im Internet, die Nutzung interaktiver Programme, mit denen Texte, Grafiken, Bilder und Töne zusammengefügt (neudeutsch verlinkt) werden können. Jugendliche zeigen nicht nur im virtuellen Cyber-Space i. d. R. mehr Durchblick als ihre Eltern und Pädagogen. Zudem sind sie oftmals auch angesichts ihrer sportiven Motorik und ihres augen- und sinnfälligen ästhetisch-erotischen Gehalts und *Körperkapitals* die erfolgversprechenden und Jugendlichkeit verkörpernden Trendsetter, während den Älteren meistens nur die undankbaren Rollen von Sympathisanten oder ‚Nachzüglern' jenseits anderer, dem quasi-natürlichen Prozess des Alterns in der Regel nicht so sehr ausgesetzter und damit weniger gefährdeter Handlungsressourcen (Bildungs- und Berufstitel, Geld, Besitz etc.) verbleiben.

6 Die (Neuen) Medien (Videoclip, PC, Internet, My Space, You-Tube, Handy usw.) verändern Wahrnehmungsgewohnheiten und -muster

- Diversifizierungen der Medien, Zielgruppen, Szenen und Milieus (Print-, Audio-, Audiovisuelle Medien).
- Verhältnis von Realität und Virtualität.
- Virtuelle Spielwelten.
- Verhältnis von Tiefe und Oberfläche.
- Ortsgebundenheit und Ortsungebundenheit.
- Schnelligkeit, Überblendung, Fragmentierung.
- Sampling, (Re)Mixing, Switching, Hopping etc.

Die Welt der nicht pädagogisch bearbeiteten und gestalteten Jugendkulturen ist die der Pop-Songs und Pop-Stars, der Filmidole, der Videoclips und MP3-Player, der iPods, DVDs und der multifunktionalen Handys, der Fernseher und Diskotheken, der schönen neuen Online-World, der multimedialen PCs, der LAN-Partys, der Newsgroups, Chats, der selbstproduzierten digitalen Podcasts (akustische Dateien, die im Internet bereitgestellt werden), also der ganzen bunten Medienwelt, produziert und beherrscht zunehmend von den Sphären Konsum und Kommerz. Thrill, Events, stilvolle Selbstpräsentation und Selbstinszenierung, Motorisierung der Jugendphase, Surfen in allen Lebensvarianten und raffiniertes Styling sind wichtige Grundlagen dieser zumeist symbolisch und ästhetisch aufgeladenen Ausdrucks- und Erlebniswelten. In diesem Zusammenhang spielt vor allem die Bricolage-Metapher eine zentrale Rolle. Den Begriff Bricolage hat Levi-Strauss in seiner strukturalen Anthropologie zur Analyse von Stammesgesellschaften entwickelt. Er meint wörtlich (Stil-)Bastelei, die Neuordnung und Rekontextualisierung von Objekten, um neue Bedeutungen zu kommunizieren, und zwar innerhalb eines Gesamtsystems von Bedeutungen, das bereits vorrangige und sedimentierte, den gebrauchten Objekten anhaftende Bedeutungen enthält.

Auf diese Weise eignen sich Jugendliche die dominierende Kultur und deren Geschichte an, gehen dabei aber als Stilbastler dezidiert eigenwillig, eigensinnig und zweckentfremdend vor – oftmals ohne Respekt vor den traditionellen

historisch-kulturellen Zusammenhängen. Die Verwendung eines historischen oder kulturellen Gegenstandes, eines Stils oder einer Mode kann insbesondere in jugendeigenen Stilkreationen qua Um- oder Neucodierung jenseits traditioneller weltanschaulicher Zeichencodes, Wirklichkeitsausschnitte und Orientierungsmuster durch die Verbindung und Verwendung fremder Kontexte (Embleme, Symbole) gestischen, demonstrativen und auch provokativen Charakter annehmen.

Provokation gehört nicht selten zum kulturellen Spiel. Eine derartige Qualität besitzen etwa in Deutschland „tabubesetzte Zeichen vergangener sozialer Größe und Weltmachtansprüche, (Ritterkreuze), reichsdeutsche Fahnen oder das nationalsozialistische Hakenkreuz". Sie werden dann oftmals als „magische Zeichen beispielsweise von Hooligans, Skinheads" und, auf der Gegenseite, von (Punks, New Wavern, Gothics und) „Autonomen in ihre subkulturelle Zeichenwelt integriert" (Zinnecker/ Barsch 2007, 288).

Der große Reiz für Jugendliche besteht nun darin, durch solche Bricolagen raffinierter Zitat-Verweise zuweilen zu provozieren, öffentliche und gruppenspezifische Beachtung zu erzielen, Zugehörigkeit zu erwerben und auszudrücken. Es besteht der Wunsch, sich gesellschaftliche Wirklichkeit anzueignen und nicht davor zu stehen sowie Zugehörigkeiten zu einer Gruppe, zu einem Milieu oder zu einer Teilkultur auszudrücken oder auszuleben. Hinzu kommt, dass eine funktional-differenzierte, kalte Welt als zusammenhängend erlebt werden kann, um ein Stück Lebensbewältigung, Verortung, Sicherheit und Heimat über die wechselnden Sinnsysteme, Szenen und Ausdrucksmöglichkeiten (wieder) zu finden.

Indem der Jugendkultur alles, nicht nur das Sprachmaterial, zum Zeichen werden kann, darüber hinaus unsere Alltagsräume mit Zeichen durchsetzt sind (von den Verkehrssignalen über die Werbung bis zur Anordnung und Gestaltung von Straßen und Plätzen), ist eine Optionsvielfalt an Deutungen und Zeichen entstanden, die nicht mehr erlauben, sich bestimmte Deutungsobjekte in Ruhe auszuwählen und mit diesen zeitgenügsam umzugehen. Im Gegenteil: Dem Gestaltschauenden, aus der Tiefe der Bedeutung gehenden Blick der ‚zarten Empirie' Goethes hat sich heute der oberflächliche, ‚zerstreute Blick' oder der ‚schnelle Blick' hinzugesellt.

Der Alltag erfordert schnelle Entzifferungsleistungen – etwa im Verkehr –, aber auch die Vielzahl der Bilder lässt uns kaum Ruhe. Die Trickschnelligkeit verhindert Deutungszwischenräume; der interpretationsoffene Deutungshorizont, von dem jede hermeneutische Lehre ausgegangen ist, ist verstellt durch die Bilder, hinter denen keine Tiefe mehr vermutet werden muss. Gezeigte Wirklichkeit wird zum surrealistischen Vexierspiel. An die Stelle von Tiefendeutung ist damit das Signalentziffern getreten. Signale vermengen sich in Bricolagen, im Outfit, in den Straßenzeichen der Metropolen, in Fernsehserien, Action-Filmen usf. Während Tiefen-Deutung immer einen reflektierenden Rückbezug enthält, begnügen sich Signale damit, erkannt und entschlüsselt zu werden, und zwar kurzatmig für den jeweiligen Augenblick.

So oberflächlich sind übrigens nicht die Jugendlichen, die sich mit Signal-Lernen begnügen. Wenn ihnen nicht vermittelt wird, welche Orientierungen sinnvoll sind, welche Werte benötigt werden, welcher Kanon gilt, welche Deutungsmöglichkeiten nahe liegen, welche Verbindlichkeiten anzustreben sind, wozu sollen sie sich dann entscheiden und auf Dauer stellen, was ihnen keine Kontinuität verspricht? Unsere ästhetisch wahrnehmbare Welt ist in einem hohen Ausmaß bestimmt durch Unzuverlässigkeit und immer neue Überraschungen. Sichern können wir unsere Psyche dann nur noch durch die alltagsroutinierte Wiederkehr des Gleichen (darum die Beliebtheit der Serien), und die Lust an der Überraschung, die nicht immer auf ihren Tiefen-Sinn befragt werden muss. Das Prinzip dieser Schnelligkeit und dieser abundierenden Zeichenwelt ist von den Videoclips aufgegriffen, produktiv gestaltet und auf die Spitze getrieben sowie ins Ästhetische transformiert worden. Das wahrnehmende Subjekt selbst entzieht sich konventionellen Festlegungen, indem es patchwork-artig *orientierende Synthetisierungsleistungen* der *Ich-Konturierung* vollbringt, sein – über Kleidung und Körperaccessoires symbolisch inszeniertes und ästhetisch aufgeladenes – Outfit wechselt, von Szene zu Szene geht und auf diese Weise Identifikationsmuster erprobt, die im heutigen Wahrnehmungsreichtum angeboten werden.

Lebensstile, Ausdrucksrichtungen, Zielformulierungen sind bunt und widersprüchlich geworden. Viele Jugendliche gehen zwar heute in den Medienangeboten auf, sie entwickeln aber immer wieder zugleich, an unterschiedlichen Orten und in unterschiedlichen Szenen, einen spezifischen Eigensinn, der es ihnen erlaubt, sich die Ausdrucksmittel der Populärkultur als originell und ausdrucksstark anzueignen, zum Teil weiterzuentwickeln und auf diese Weise Möglichkeiten von oppositionell unabhängigen und alternativen Symbolisierungen des Selbst zu erzeugen.

Die Kultur- und Medienindustrie führt nicht umstandslos zur einfachen Unterwerfung ihrer Nutzer, selbst wenn – wie es im Fachjargon heißt – im heutigen Marketingmix die Produkte ein Feeling erzeugen und emotional positioniert werden, sondern sie macht durch ihre Allgegenwärtigkeit die Chance für Heranwachsende greifbar, die Alltagskultur, die common culture eigeninitiativ und aktiv mitzugestalten bzw. als Ausdrucksweise zu benutzen. Dem kommerziellen Sektor, so mächtig er ist, fällt es schwerer denn je – mit freilich immer subtileren Methoden – junge Konsumenten zu ködern und Vorschriften über Geschmack und Mode zu erlassen, geschweige denn, in ihnen Bedeutungen auf Dauer zu codieren.

Die Allgegenwart der Medien hat auch zu wichtigen kulturellen Verschiebungen auf einem anderen Gebiet beigetragen: *Hören* und *Sprechen*, also eher situationsgebundene Ausdrucksformen sind heute nicht nur für Jugendliche bevorzugte Ausdrucksmittel. Stattdessen wird weniger gelesen und geschrieben (obwohl keineswegs verdrängt, vor allem bei den bildungsaffinen Mädchen). Die Entwicklung geht also von der Literalität zur komplexen Zeichenhaftigkeit des Alltags, in dem die Literalität zunehmend aufgeht. Das sind sicherlich bemerkenswerte kulturelle Verschiebungen, deren Ambivalenz offenkundig ist.

Dennoch, solche Entwicklungen sind nicht zufällig und keineswegs allein von der elektronischen Technik- und Medienindustrie in Gang gesetzt und manipuliert.

Die bspw. über den heutigen Medienverbund von Pop-Musik, Pop-Film, Videoclips, Handy- und PC-und Online-Logik transportierten Stilelemente jugendlicher Identitätsbildung arbeiten jenseits geschlossener und uniformierter Sinnsysteme mit der heutigen ambivalenten Sinnpluralität, Sinn-Vervielfältigung und Sinn-Beliebigkeit. Sie sind nicht mehr umfassend oder *multifunktional*, sondern nur begrenzt verpflichtend. Sie sind stattdessen offener und beweglicher, nur lose miteinander verknüpft, relativ beliebig zusammenstellbar und können stets modifiziert werden. So gesehen kann es heute qua Erprobung neuer Lebensformen ohne geschlossene Sinngestalt bastelbiografisch und patchworkaffin zu einem schnellen Wechsel von Identitätsmontagen kommen, die aber materieller und sozialer Ressourcen und Abstützungen bedürfen. Es kann eine Art digitales Cloning stattfinden. In Zeiten des „Selbst-Design wird das *wahre Selbst* durch ein *interessantes Selbst*" ersetzt (Bolz 2008, B1).

Wem allerdings nicht stabile materielle, soziokulturelle Ressourcen und insbesondere seelischen und moralischen Halt gebende familiäre Behausungen (die Herzenswärme und die ehemals kraftspendenden Traditionen und Rituale zerbröseln in den familiären Strukturen vielerorts) zur Verfügung stehen, dem fällt es auch schwer, mit den differenzierten Möglichkeiten und Freiheiten der pluralen Sinn-, Wert- und Weltvorstellungen der Medien-, Pop- und Werbungskultur verantwortungsvoll, lebensdienlich und lebensadäquat umzugehen.

Ein weiterer Gesichtspunkt ist in diesem Zusammenhang zu betrachten: Jugendkulturen und Jugendszenen haben sich mit den und via Medien vervielfältigt, pluralisiert und individualisiert. Jugendliche und ihre inzwischen ausdifferenzierten Jugendkulturen (von den manieristischen Schönen und Coolen der Diskotheken, Dancefloors und Clubszenen, über die Action-Szenen der Supporters und wilden Cliquen, der Rapper, Surfer, Snowboarder und Skater ganz unterschiedlicher Couleur auf den Wellen, Pisten und Straßen, über die neoreligiösen und neopolitischen Fundamentalisten bis zu den sozialen Bewegungen der engagierten Globalisierungskritiker von Attac, den neuen, durch spektakuläre Selbstverletzungen Aufmerksamkeit erheischenden Emos und den institutionell-integrierten Jugendlichen der Vereine und Verbände) stellen sich freilich kulturell nie autonom oder puristisch dar. Denn insbesondere die Medien-, Musik-, Mode- und Geschmackskulturen durchdringen und durchmischen mittlerweile alle Jugendszenen, -kulturen und Lebensstilgemeinschaften. Ein Szenesurfing bzw. Szenesampling ist wie bestimmte Varianten des Crossover nicht nur in der Musik allgegenwärtig.[2]

Eine leicht handhabbare Veränderbarkeit und Vorläufigkeit medienvermittelter Identifikation scheint Medien im Lichte der Aufweichung alltagsweltlicher Traditionen und der Individualisierung der Jugendphase so attraktiv zu machen. Es handelt sich gerade nicht um verpflichtendes Engagement und totale Inanspruchnahme, sondern um das Gefühl distanzierter Zusammengehörigkeit.

Man will beides: die Sonnenseiten und Glücksverheißungen der ichbezogenen Zugehörigkeit – Selbstmarketing, öffentliche Zurschaustellung von Identität, „Broadcast yourself“ (Bolz) – und gleichzeitig die der ichbezogenen Distanz genießen. Übernehmen nun gar medial vermittelte Gemeinschaften, also design- und scheingemäß inszenierte virtuelle Gemeinschaften, Phantomgruppen oder Vorstellungswelten, die nicht mehr durch alltagsweltliche Milieueinbindungen erzeugt werden, für Jugendliche sinnstiftenden Heimatcharakter und ersetzen oder ergänzen damit tendenziell konkrete personale Lebensbezüge und Gemeinschaften?

Hierbei handelt es sich um posttraditionale, neue temporäre, zum Teil auch um virtuelle Vergemeinschaftungsformen in Chatrooms, bei YouTube und MySpace. Hier präsentiert man eine surfende, virtuelle Mobilität im Internet (Chatten, Bloggen etc.), ist vernetzt mit einer weltweiten Computergemeinde nimmt etwa virtuell teil an Pop-Events, die in die Wirklichkeit eingeschrieben werden können und *real* in Form konkreter Interaktionsbeziehungen zwischen Menschen gar nicht existieren müssen.

Anmerkungen

1 Vgl. dagegen Hartmut Böhme, der den Fetischismus der Konsumkultur nicht nur geißelt und auf den repressive Gestalt annehmenden ökonomischen Warenfetischismus reduziert. Alle Lebensmilieus sind in die fetischistischen Konsumkulturen involviert, zumal es nicht möglich ist, nicht zu konsumieren. Obwohl ihre Randbedingungen von der Ökonomie gesetzt sind, zirkulieren mit allen Waren nicht nur Geldwerte, sondern immer auch Bedeutungen, Symbole, Attitüden, Identifikationsmuster und vor allem Lüste, Gefühle und Phantasien. Wenn den Waren unter den Bedingungen des Massenkonsums Fetischcharakter zugewiesen wird, dann bezeichnet der Fetischcharakter der Ware nicht nur im Marxschen Sinne eine Verschleierung des Tauschwerts und eine Verklärung des Gebrauchswerts (also nicht nur bloße Verschleierungen der wahren Produktionsverhältnisse), sondern Waren werden oftmals mit erotischem Appeal und stets, ohne nur Manipulation zu betreiben, mit „Begehrlichkeiten und Identifikationssehnsüchten aufgeladen" und sind heute vornehmlich auch „reale Symbole", die „zugleich ein multiples Gewebe, aus visuellen, aber auch auditiven, taktilen, olfaktorischen, geschmacklichen wie semantischen Repräsentationen darstellen" (2006, 348). Hinzu kommt, dass neben der einschlägigen „vergesellschafteten Sozialisationsfunktion die Warenkultur für Menschen auch darüber mit entscheidet, ob die Menschen in der „Gesellschaft affektiv und praktisch eingebunden oder ausgeschlossen sind" (ebd. 351).

2 Prononcierte Vorüberlegungen zu den Übergängen und den Samplings der sehr komplexen und ausdifferenzierten Jugendszenen und Jugendkulturen finden sich vornehmlich in unterschiedlichen Facetten bei (Baacke 2004; Farin 2001; Hitzler/ Bucher/ Niederbacher 2001; Ferchhoff/ Neubauer 1997; Ferchhoff 2000; 2005; 2007; 2007a).

Literatur

Baacke, Dieter (2004) *Jugend und Jugendkulturen. Darstellung und Deutung* [1993]. Weinheim/ München: Juventa.

Beck, Ulrich/ Elisabeth Beck-Gernsheim (2007) „Generation global und die Falle des methodologischen Nationalismus." *Globale Jugend und Jugendkulturen. Aufwachsen im Zeitalter der Globalisierung*. Hg. Dirk Villanyi/ Matthias D. Witte/ Uwe Sander. Weinheim/ München: Juventa, 55-74.

Böhme, Hartmut (2006) *Fetischismus und Kultur. Eine andere Theorie der Moderne*. Reinbek: Rowohlt.

Bolz, Norbert (2008) „Das Design bestimmt das Sein. Die Spuren, die der Mensch im Netz hinterlässt, wird er nicht mehr los – die Lust an der Kommunikation hat Risiken." *Der Tagesspiegel*. Beilage „Sicherheit im Internet." 4. Mai 2008: 1.

Farin, Klaus (2001) *generation kick.-de. Jugendsubkulturen heute*. München: Beck-Verlag.

Ferchhoff, Wilfried (1990) *Jugendkulturen im 20. Jahrhundert. Von den sozialmilieuspezifischen Subkulturen zu den individualitätsbezogenen Jugendkulturen*. Frankfurt/M.: Lang-Verlag.

Ferchhoff, Wilfried (2000) *Jugendkulturen*. Berlin: Sozialpädagogisches Institut.

Ferchhoff, Wilfried (2005) „Gesellungsformen, Kulturen und Praxen von Jugendlichen." *Subjektdiagnosen. Subjekt, Modernisierung und Bildung*. Hg. Benno Hafeneger. Schwalbach/Ts.: Weltbild-Verlag, 111-134.

Ferchhoff, Wilfried (2007) *Jugend und Jugendkulturen im 21. Jahrhundert. Lebensformen und Lebensstile*. Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften,

Ferchhoff, Wilfried (2007a) „Geschichte globaler Jugend und Jugendkulturen." *Globale Jugend und Jugendkulturen. Aufwachsen im Zeitalter der Globalisierung*. Hg. Dirk Villanyi/ Matthias D. Witte/ Uwe Sander. Weinheim/ München: Juventa, 25-54.

Ferchhoff, Wilfried/ Georg Neubauer (1997) *Patchwork-Jugend. Eine Einführung in (post)moderne Perspektiven*. Opladen: Leske + Budrich.

Hitzler, Ronald/ Thomas Bucher/ Arne Niederbacher (2001) *Leben in Szenen. Formen jugendlicher Vergemeinschaftung heute*. Opladen: Leske + Budrich.

Hurrelmann, Klaus (2004): *Lebensphase Jugend. Eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Jugendforschung* [1994]. Weinheim/ München: Juventa.

Mannheim, Karl (1928) „Das Problem der Generationen." *Kölner Vierteljahreshefte für Soziologie* 2/1928: 157-185 + 3/1928: 309–330.

Nolte, Paul (2006) *Riskante Moderne. Die Deutschen und der neue Kapitalismus*. München: Beck-Verlag.

Rink, Dieter (2002) „Beunruhigende Normalisierung. Zum Wandel von Jugendkulturen in der Bundesrepublik Deutschland." *Aus Politik und Zeitgeschichte* 5/2002: 3-6.

Shell Deutschland Holding (2006): *15. Shell Jugendstudie. Jugend. Eine pragmatische Generation unter Druck*. Frankfurt/M.: Fischer-Verlag.

Streit, von Andreas (2004) „Einfach jung. Warum die Jugendlichen heute deutlich weniger zum Pessimismus neigen als ihre Eltern." *Frankfurter Rundschau* vom 2. März 2004: 15.

Zinnecker, Jürgen (2005) „Alles ist möglich und nichts gewiss. Deutschlands erste Jugendgeneration im 21. Jahrhundert." *Coolhunters. Jugendkulturen zwischen Medien und Markt*. Hg. Klaus Neumann-Braun/ Birgit Richard. Frankfurt/ M.: Suhrkamp, 175- 90.

Zinnecker, Jürgen/ Achim Barsch (2007) *Jugendgeneration und Jugendszenen im Umbruch. Mediennutzung, Identität und Identifikationen*. Hg. Lothar Mikos/ Dagmar Hoffmann/ Rainer

Wendt. Weinheim/ München: Juventa, 279-297.

Zybok, Oliver (2005) „Aussichtslose Unabhängigkeiten. Kein Ende des Jugendwahns." *Coolhunters. Jugendkulturen zwischen Medien und Markt*. Hg. Klaus Neumann-Braun/ Birgit Richard. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 207-221.

Helga Kotthoff

Konversationelle Verhandlungen des romantischen Marktes Adoleszente Freundinnen am Telefon

Im Zentrum dieses Artikels steht die Kommunikation von Mädchen über das Ver- und Entlieben, Anbandeln und Zurückgesetzt-Werden. Dazu werden Ausschnitte herangezogen, die aus einem seit vier Jahren sich entwickelnden Korpus von (derzeit zehn) Telefongesprächen unter guten Freundinnen stammen. Die Mädchen sind zwischen 13 und 16 Jahre alt, besuchen weiterführende Schulen und leben im alemannischen Sprachraum. Die Gespräche der Mädchen drehen sich oft um Beziehungen zu Jungen. Dieser Kontakt tritt nicht in Konkurrenz zur Mädchenfreundschaft, sondern liefert ihr reichhaltigen Gesprächsstoff. Da die Aushandlung von Gefühlsnormen und Verhaltensstandards im Bereich des romantischen oder erotischen Kontaktes mit Jungen von besonderem Interesse ist, werden die Unterhaltungen der Mädchen unter der Perspektive analysiert, wie sie sich darin gegenseitig als Agentinnen auf dem Markt der Paarbildung sozialisieren.

Neben den Telefonaten der Mädchen wird auch auf thematisch orientierte Gruppengespräche über Liebeskummer zurückgegriffen. Die unterschiedlichen Gesprächstypen beleuchten Spannungen in der alterstypischen Kommunikation von romantischen Interessen.[1]

1 Der romantische Markt als kulturelle Praxis

In diesem Artikel wird eine analytische Annäherung an die Ko-Artikulation von Alter, Geschlecht und Freundschaft versucht (Georgiakopoulos 2003, Kotthoff 2006a, 2008b). Die untersuchten Mädchen sozialisieren sich gegenseitig in bestimmten Umgangsformen mit romantischen Kontakten und verhandeln auch deren Bedeutung für die Mädchenfreundschaft und für das soziale Netzwerk der Clique. Die Mädchen positionieren sich, ihre Freundinnen und die Jungen in einem sozialen Kosmos, den sie laufend beobachten und kommentieren. Auffällig ist der hohe Grad an *common ground*, also die grundlegende Kollaboration in der Herstellung von sozialer Bedeutung, der in diesen Gesprächen kommuniziert wird.

Die Telefongespräche der Mädchen sind stilistisch markant: Es finden sich in ihnen viele Ausdrucksformen, die auf Alter, Geschlecht und vor allem auf den Beziehungsstatus Freundschaft verweisen. Solche Merkmale erzeugen einen gestalthaften, stilistischen Gesamteindruck (Eckert 2000), der aber trotzdem in einzelnen Komponenten feststell- und analysierbar ist.

Cahill (2003) schreibt in einer Studie über Zettel, die Mädchen sich im Unterricht schreiben, dass die dort thematisierten romantisch-sexuellen Beziehungen zu Jungen meist auch irgendwie für die Beziehung der Mädchen untereinander funktionalisiert würden. Genau das zeigen auch die im Folgenden diskutierten Telefongespräche. Am Telefon positionieren sich die Freundinnen in vergangenen und zukünftigen Dialogen mit Angebeteten und Anbetern, konstruieren Dialoge, in denen sie sich selbst und andere stimmlich inszenieren und präsentieren sich wechselseitig kleine, unterhaltsame Ausschnitte aus dem eigenen Alltag. Sie zeigen sich den Freundinnen als begehrt und selbst begehrend, begutachten gegenseitig ihre Emotionen und Präferenzen sowie das Verhalten der Jungen und gleichen in den Telefongesprächen durchaus miteinander Empfindungen ab.

Lust und Frust auf dem Paarbildungssektor gehören unter Mädchen zu einem offen bekundeten und geradezu forcierten psychischen Zustand, der in besonderer Weise an der Ko-Konstruktion der soziokulturellen *in-group* der gleichaltrigen FreundInnen und der Ausbildung von alters-, kultur- und genderdistinkten Gefühlsnormen teilhat (Spreckels 2006, Stenström 2003).

2 Gefühlsarbeit

In der Gefühlskommunikation generell – so auch in der romantischen – kann man Alters-, Schicht-, Geschlechts-, Zeit- und Kulturunterschiede ausmachen. Vor hundert Jahren gestalteten sich das Ver- und Entlieben junger Menschen anders als in der heutigen „Spaß- und Erlebnisgesellschaft mit ihrer Erfahrung von Flüchtigkeit und kaum zu stillendem Erlebnishunger“ (Bekes 2006, 6; vgl. auch Beck 1996, Luhmann 1982). Während das kulturelle Ideal noch vor nicht allzu langer Zeit die Einzigartigkeit des/der Geliebten betonte[2] und die romantische Beziehung als eine lebenslange konzipiert war, haben heutige Liebesbegegnungen oftmals Affärencharakter: Sie bestätigen damit eine konsumorientierte Definition von Liebesbeziehungen als eine Reihe von immer wieder aktualisierbaren Wahlmöglichkeiten (Illouz 1997). Mit ihrem transitorischen Charakter zielen sie auf Spaß und Spannung, Neuheit und Erregung (vgl. Bekes 2006, 6).

In der Interaktionsforschung geht man nicht davon aus, dass Gefühle einfach so aus dem Inneren ‚fließen‘, sondern dass Gefühle der Bearbeitung unterliegen, auch einer gemeinschaftlichen; das heißt nicht, dass sie beliebig manipulierbar sind (Bamberg 1996, Fiehler 2003). In den untersuchten Telefongesprächen kann man Zeuge kommunikativer Gefühlsgestaltung werden. Die Mädchen fokussieren ihr hohes Engagement in der Heterogeselligkeit, wodurch diese zur

Normalität des altersspezifischen Mädchen-Seins wird. Dabei geben sie sich oft ‚cool'.

In der späten Kindheit und frühen Jugend setzen Paarbildungsaktivitäten ein. Die emotionalen Standards dafür werden nicht einfach von außen, z.B. von den Eltern oder aus den Massenmedien, übernommen; die Standards sind so unterschiedlich, dass Jugendliche sich zu ihnen geradezu positionieren müssen. Mädchen betreiben den Austausch über ihre Gefühlslagen untereinander sehr aufwändig und etablieren unter Freundinnen ihr romantisches Aktionsfeld als ein unter ständiger Beobachtung befindliches, das der laufenden Kommunikation bedarf und unterhaltsam gestaltet wird. Zu den möglichen Gründen für das hohe Engagement gehört sicher, dass die Beziehungsorientierung als ein weibliches Refugium gilt. Dieses Refugium wird von den Massenmedien mit ihren Soaps und Vorabendserien, der Werbung, den Jugendzeitschriften mit ihren Fotoromanen und vielem mehr täglich gespeist (Illouz 1997, Jackson 2001).

Die Sachbuchautorin Barbara Sichtermann beschreibt in ihrem Buch *Frühlingserwachen* (2003) besonders eingängig, dass angesichts der gesellschaftlichen Rollenerwartung Pubertät für Mädchen und Jungen nach wie vor durchaus zweierlei bedeutet (und ich füge hinzu: auch Postpubertät). Mädchen müssten früh begreifen: Ihre Pubertät ist ein Wettkampf darum, wer die meisten Punkte im Ringen um erotische Attraktivität von den Männern bekommt. Jungen bliebe mehr Spielraum, sich zu beweisen. Ob beim Sport oder beim Programmieren – sie müssten erst in der Gruppe der Geschlechtsgenossen miteinander kämpfen, ehe sie dem Werben eines gleichaltrigen Mädchens nachgeben dürften. Sichtermann fragt, wie es beispielsweise für eine 13-jährige sei, die, noch ehe sie ihre eigene Attraktivität für sich annehmen konnte, erlebt, wie andere darauf begehrlich reagieren und sie mit Sprüchen belagern. Eine Katastrophe! In der Öffentlichkeit überspiele sie diese mit abgeguckten Posen, während sie im Verborgenen daran verzweifle. Alles Wissen um Sexualität helfe nicht über dieses Gefühlschaos hinweg. Pubertät bedeute einen Bruch mit dem bisherigen Leben und alle Versuche, diesen zu kaschieren oder mit Verständnis überbrücken zu wollen, führten zu nichts Gutem. Sichtermanns Buch hilft zu verstehen, warum postpubertäre Mädchen so viel und so intensiv über Jungen reden und jede Facette des Kontaktes zu ihnen ausleuchten. Sie gehen die neuen Wagnisse gemeinsam an. Die Gruppe bietet ihnen den Schutz, den sie brauchen.

Zwar wird in vielen Gesellschaften die Grundannahme vertreten, Verliebtheit und Zu- und Abneigungen wären psychische Zustände, die quasi über einen hereinbrechen, in der interdisziplinären Erforschung von Emotion geht man jedoch davon aus, dass sowohl die Tiefendimension des Fühlens als auch die Oberflächendimension der Gefühlsanzeige und -performance kultureller Beeinflussung unterliegen (Hochschild 1983).

Das romantische Liebesgeschehen ist eine kulturelle Praxis, die sich über Formen und Funktionen der *in-group* gemeinschaftlich angeeignet und bewertet wird. Besonders für Mädchen spielt in der Postpubertät der Eintritt in den Markt erotischer und romantischer Paarbildung eine herausragende, zeit- und gefühlsintensive Rolle (Holland/ Eisenhard 1990, Simon/ Eder/ Evans 1992). Romantische Geselligkeit wird in informellen Gesprächen unter Freundinnen

laufend thematisiert, wobei sich gemeinschaftlich neue Identitätsfacetten ausformen. Dabei fällt eine Diskrepanz zwischen dem proklamierten Interesse an einer stabilen Liebesbeziehung und konversationellen Praktiken der Labilisierung solcher Beziehungen auf, die von Mädchen (und auch von Jungen) viel Energie absorbieren können.

Illouz (1997) sieht vor allem die Kultur des ‚*dating*' mit ihren Ausgehritualen als zutiefst im Konsumismus verankert:

> In contemporary culture, two equally powerful repertoires are used to make sense of, express, or control the various stages of the romantic bond: in the main, the initial stages of attraction and the romantic sentiment are expressed in the cultural institution of „dating" and are imbricated with hedonist values of postmodern culture. On the other hand, the stability (…) and long-lasting love are associated with the institution of marriage. (Illouz 1997, 4)

Aus soziolinguistischer und gesprächsanalytischer Perspektive sind zum einen Konzepte von Annäherung, Verlieben, Verlassen- und/ oder Nichtbeachtetwerden, und zum anderen die konversationellen Erzählstrategien von Interesse, die am Telefon und in themenzentrierten Interaktionen eine Rolle spielen, außerdem bestimmte kommunikative Praktiken.

Einige Episoden in den Telefonaten geben nicht nur Einblick in eine ‚*community of practice*' (Handlungsgemeinschaft), sondern repräsentieren selbst bestimmte kommunikative Praktiken, z.B.:

- die Weitergabe von Telefonnummern,
- strategisches Bekanntmachen von Mädchen und Jungen untereinander,
- Vermitteln von romantischem Interesse, z.B. über Grüßen,
- Annäherungsinitiativen,
- und ‚Reinen-Wein-Einschenken'.

‚*Community of practice*' ist ein für die Soziolinguistik wichtiges Konzept, weil innerhalb der Handlungsgemeinschaft soziolinguistische Bedeutung ausgehandelt wird. „The value of the concept is in the focus it affords on the mutually constitutive nature of the individual, group, activity and meaning" (Eckert 2000, 35, vgl. auch Spreckels 2006).

Im Zusammenhang mit dem Selbstentwurf als romantische(r) Agent(in) steht für Mädchen und Jungen eine neue Konturierung von *gender* auf der Tagesordnung. Damit ist oft eine Traditionalisierung ihres Selbstentwurfs verbunden, eine zeitweise Überbetonung differenter Femininitäten und Maskulinitäten (Connell 1995). Paarbildungspraktiken führen zu neuen Distinktionen im Bereich von Alter, Ethnizität und *gender*, die in den Erzählungen der Jugendlichen deutlich werden.[3]

3 Verschiedene Datensets

Dem Projekt „Freundschafts- und Verliebtheitsdiskurse unter Jugendlichen" der PH Freiburg (2005-2006) liegen verschiedene Datensets zugrunde, die zwischen 2003 und 2006 aufgezeichnet wurden und sich derzeit noch in Auswertung befinden:

- 10 Telefongespräche von 13-16-jährigen Freundinnen (10-35 Minuten)
- 5 Telefongespräche von 16-18-jährigen Jungen (7-12 Minuten)
- 5 Telefonate von 13-16-jährigen Jungen (5-12 Minuten)
- 10 themenzentrierte Gespräche über Liebeskummer (jedes etwa 40 Minuten)
- die Fernsehserie „Abschlussklasse" (Doku-Soap, ausgestrahlt auf Pro 7 von 2005 bis 2006; prosieben.de 2005)[4]

4 Methodenkombination

In der Datenanalyse werden hauptsächlich drei methodische Herangehensweisen verbunden:

1) Inhaltsanalyse: inhaltliche Beschreibung der Aktivitäten und Verhaltensweisen.

2) Gesprächsanalyse in der Art der interpretativen Soziolinguistik: Sequenz- und Inferenzanalyse; dabei werden relevante Konzepte der Gruppe, ihre Ideologien und Metaphern gedeutet.

3) Positionierungsanalyse: Analyse von Beziehungskonstellationen in Handlungsgemeinschaften; dabei wird Subjektivität als Produkt einer Diskursgeschichte aufgefasst. Die Analyse von „*storylines*" (Identitätszuordnungen) zeichnet nach, wie Interagierende sich und ihr Umfeld in den Geschichten positionieren. Diese Positionen werden als flexibel gesehen (Harré 1986, Davis/ Harré 1990, Lucius-Hoene/ Deppermann 2004).

Die 20 untersuchten Mädchen telefonieren fast täglich miteinander (Winterhalter-Klatt 2004). Das ausgedehnte Telefongespräch scheint ein wichtiges Medium für das Praktizieren ihrer Freundschaft darzustellen. Am Telefon spricht man bekanntlich zu zweit. Zweiergespräche spielen in Mädchenfreundschaften eine zentrale Rolle (Eder 1995, Branner 2003, Spreckels 2006). Sie scheinen die Art von Intimität und Austausch zu ermöglichen, die weibliche Jugendliche suchen. Die Gespräche der gleichaltrigen Jungen sind nicht einmal halb so lang. Kontakte zu Mädchen werden darin nicht thematisiert.

Für Außenstehende ergeben Inhalt und Stil der Telefongespräche der Mädchen eine ungefähre altersgemäße und geschlechtsbezogene Zuordenbarkeit. Alle Studierenden, denen ich Ausschnitte aus den Transkripten des Korpus ohne Angaben zu den Sprechenden gegeben habe, charakterisierten diese Gespräche als freundschaftliche Mädchengespräche oder Gespräche junger

Frauen. Es wird, ethnomethodologisch ausgedrückt, in den hier vorgestellten Ausschnitten ‚*doing friendship*' praktiziert, und zwar auf eine sehr spezifische Art und Weise, einhergehend mit ‚*doing being an adolescent girl*'. In der Debatte um ‚*doing gender*' wurde deutlich (Hirschauer 1994, Kotthoff 2002), dass wir aus der Forschungsperspektive ‚gradierbare Relevanzen' möglicher Identitätskategorien rekonstruieren müssen. *Gender* ist in den untersuchten Episoden eine bedeutsame Identitätskategorie, denn sie drehen sich um Allianzbildungen auf dem heterosexuellen Markt.

Die altersspezifische, konversationelle Inszenierung von Freundschaft und Zusammengehörigkeit zeigt stilistische Kohärenzen über verschiedene Aktivitätstypen hinweg. Mit Eckert (2003) sehe ich Adoleszenz als eine Lebensphase, die sich nicht einfach aus körperlichem Wachstum ergibt, sondern kommunikativ gestaltet wird. Die Tatsache, dass diese Transitionsphase von der Kindheit zum Erwachsensein semiotisch so dicht gestaltet wird, deutet daraufhin, dass hier nicht einfach entwicklungsbedingte Veränderungen durchschlagen. Von der Frisur über die Kleidung und den Musikstil bis zum Gang und Sprechstil wird von den Jugendlichen alles genutzt, um sich so zu entwerfen, wie man sein und gesehen werden will. Eine gigantische Industrie stachelt die im Vergleich zu anderen Lebensphasen außerordentlich reichhaltige symbolische Aktivität der Jugendlichen an. Thorne (1993) hat darauf verwiesen, dass sich im Übergang vom Teen zum Twen „striking shifts in kids' gender relations and systems of meaning" ergeben. Romantische und heterosexuelle Interessen „begin to eclipse other definitions of cross-gender relations, and some kids start to publicly affirm themselves as sexual or at least romantic actors" (151). Genau das können wir in den Gesprächen verfolgen. Die Mädchen beobachten sich gegenseitig in ihrem romantischen Agieren.

Datum 1 (Gespräch Anna – Bernie)

53 A: [aber lutzi ist nicht
54 wieder mit jO zusammen oder?
55 B: ahA::
56 A: ah?
57 B: schön wÄr=s.
58 A: wieso schö:n wÄr=s?
59 B: °°(? ?)sie macht (? mit nEl rum ?)°°
60 A: jA?
61 B: ehe
62 A: hÄ? (.) bei dEr frau blick ich au: nich dUrch.

Anna und Bernie koordinieren in Datum 1 ihre Beobachtungen und vor allem ihre Ansichten über das Zusammensein des Mädchens Lutzi mit den Jungen Jo oder Nel. Sie bemühen sich um einen interpretativen Nachvollzug der Paarbildungsprozesse in ihrem Umfeld. Wir werden sehen, dass die Praktiken der Paarbildung in der Altersgruppe auf soziale Beobachtung angelegt sind.

Cahill (2001) und Ziegler (2006) schreiben über die Briefchen, die adoleszente Mädchen sich im Unterricht gegenseitig zuschieben, dass die dort stattfindende Verhandlung von Heterosexualität im System der Freundinnen so positioniert werde, dass dieses System nicht bedroht sei. Ich glaube anhand der Telefongespräche zeigen zu können, dass das Freundinnennetzwerk davon sogar auf besondere Weise ‚miternährt' wird. Im Freundinnennetzwerk werden die Gefühle für die heterosexuellen Beziehungen formiert und sie werden zum permanenten Unterhaltungsstoff.

Man kann die hochgradig kooperativ vonstatten gehenden Sprechaktivitäten der telefonierenden Mädchen durchaus als Ausweis ihrer Beziehungsorientierung interpretieren, wie in der traditionellen feministischen Forschung geschehen (Gilligan et al. 1990), denn in der Tat stricken sie fortlaufend Geflechte von Beziehungen, verhandeln Allianzen, marginalisieren die einen und erhöhen die anderen. Sie bewerten die Aktivitäten ihres sozialen Umfelds, einschließlich Schule und Elternhaus, Jungen und die moralischen Standards romantisch-erotischer Beziehungen, Mädchen und deren (un)mögliche Zugehörigkeit zur eigenen Gruppe. Essentialisierung der hohen Kooperativität unter weiblichen Wesen (eine Lesart, die man Gilligan et al. durchaus zuschreiben kann) muss man nicht betreiben, wenn man verfolgt, *wie* die Mädchen Allianzenbildung und Netzwerkformation fokussieren. Die feministische Idealisierung dieser Beziehungsorientierung als prinzipiell unterstützend (wie wir sie z.B. bei Coates 1996 und 1997 finden) greift zwar zu kurz, hat aber für die Phänomenologie der Diskurse schon einige Beschreibungen geliefert. Wie stark wer mit wem kooperiert, ist eine Frage der Wahl; sie ist nicht schlichtes Produkt einer psychologischen Prägung, sondern Gegenstand sozialer Netzwerkherstellung, wie es in den Transkripten deutlich wird.

Datum 2 (Gespräch Anna – Bernie)

Anna und Bernie solidarisieren sich in ihrer Ablehnung eines Jungen

10 A: aber des wird lUschtig. glAUb ich.(.)
11 aber kommt dieser EIne da auch?
12 dieser fAbI?
13 B: a wA.
14 A: gUt. den den mag ich nämlich [nIch.
15 B: [ich AUch nich.
16 A: wieso magsch den jetzt AU: nicht?
17 B: ich=hab=ich=hab schon sein (.) seit (.)
18 seit der was von mir wollte hAss ich ihn.
19 A: gUt. ich hAss ihn nämlich auch.

Die Freundinnen bestätigen sich gegenseitig in den Zeilen 14 und 15 ihre Gefühle bezüglich des Jungen Fabi. Der Gefühlsausdruck wird in Kooperation

gesteigert (von „ich mag ihn nicht“ auf „ich hass ihn“) und wieder bestätigt (19). Die Freundinnen sind sich einig.

Zur Freundschaftsinszenierung der 14-16-jährigen gehört die Verhandlung von Paarbildungen mit sehr konkreten performativen, moralischen und gefühlspolitischen Standards. Paarbildungen sind in der Altersgruppe, aus der die Aufnahmen stammen, unstabil und bieten gerade deshalb Stoff für laufende Einschätzungen von Zu- und Abneigungen, Fehlverhalten und Gunstbeweisen. *Dating* hat durchaus den „*spirit of consumerism*“ (Illouz 1997, 10), den Illouz in medialen Kontexten ausgemacht hat. Nähren die Unterhaltungsbedürfnisse der Peer-Gruppe die Instabilität der sich anbahnenden Zweierbeziehung? Zumindest nähren sie eine Beobachtungs- und Interpretationsgemeinschaft. Im genauen Ausleuchten der mehr oder weniger flüchtigen Begegnung von Jungen und Mädchen liefern sich die Mädchen Orientierungen für die Gestaltung der Beziehungen, für das eigene Fühlen und Bewerten. Freundinnen leisten einander auch Freundschaftsdienste, indem sie strategisch miteinander Bekanntschaften mit Jungen ausklügeln und ein ständig offenes Ohr haben für die Entwicklungen dieser heterosexuellen Bekanntschaft. In der Mädchenpeergroup befindet sich das nähere Beziehungsumfeld unter dauernder Kommentierung, einer Art ‚*social monitoring*‘.[5]

Immer wieder werden dritte Personen in die Kontaktherstellung involviert. Die Mädchen erteilen sich z.B. gegenseitig Aufträge, wer wem etwas ausrichten soll. In Datum 3 geht es darum, dass Regina Nena bei Timo ins Gespräch bringen will. Nena selbst unterstützt diese Idee aber nicht (333). Regina sitzt neben ihr am Telefon. Sie will offensichtlich Nenas Kontakt zu Timo forcieren, indem sie Mia einen Gruß- und Erkundigungsauftrag ausführen lässt.

Datum 3 (Gespräch Mia – Nena)

329 M: hE?
330 N: ich soll dir von regIna sagen,
331 du sollst timo en grUß sagen,
332 und sagen, was geht mit nEna (h).
333 sAgs [aber ni:ch.
334 M: [soll ich mACHe:n?
335 N: nEI::↑n. hahaha h .h h
336 regina sagt: dOch doch. sAgs. haha
337 die hAut mir die ganze zeit auf meine
338 schEnkel.

Mit Überlegungen, ob bestimmte Erkundigungen eingeholt oder Grüße übermittelt werden oder nicht, können die Freundinnen sich eine Weile beschäftigen. Unterschiedliche Studien zur Erforschung der Kommunikationsformen unter jungen Männern (z.B. Axel Schmidt 2005) zeigen, dass diese unter Mädchen übliche Praxis des dauernden sozialen *monitorings* bei jenen weniger der Fall ist. Natürlich sozialisieren sich auch Knaben gegenseitig in Verhaltensstan-

dards des romantischen Marktes hinein,[6] aber weniger ausführlich, weniger interpretativ und weniger zeitintensiv (Hey 1997).

5 Das Potential von Jungenbeziehungen für die Mädchenbeziehungen

Die Transkriptauszüge der Telefongespräche, auf die ich hier eingehe, zeigen, dass die Verhandlung von Paarbildung vor den Augen der Cliquenöffentlichkeit stattfindet. Es ist auffällig, dass Telefonate oft so beginnen, als setzten die Gesprächspartnerinnen ein nur für kurze Zeit unterbrochenes Gespräch fort. Es wird *vordiskursive Selbstverständlichkeit* kommuniziert. Dies verweist auf intensiven Kontakt und dessen fortlaufende Intimisierung.

Datum 4 (Gespräch Olga – Paula)[7]

001 (Das Telefon klingelt)
002 O: okay hehehe
003 (- -)
004 O: du, wo hasch=n die nUmmer?
005 (- -)
006 P: wAs?
004 (-)
007 O: die nUmmer?
008 (-)
009 O: hAsch sie?
010 (- -)
011 P: Ich?
012 (-)
013 O: jA.
014 (-)
015 P: was für ne nUmmer?
016 (-)
017 O: ich hab- ich hab=s dir doch im
018 exil gesAgt,
019 (-)
020 O: ich hab gewusst dass du=s
021 vergEssen hasch.
022 (-)
023 P: (?in was für nem exIl?) hehehe
024 (- -)
025 wann.
026 O: warsch du- warsch du besOffen
027 oder was.
028 P: wann (-) lEtztes mal?
029 O: jA:.

030 P: °was hast du da gesAgt.°
031 O: <<(gedrängt)>da war doch der
032 tY:p vom von von kOrsika, vom cAmp.>
033 P: ja:. ach sO:::. natürlich. natürlich. der tYp.
034 O: hAsch du die nummer?
035 P: nEI:n.
036 O: ouh.
037 P: [hehehe.
038 O: [hehehe.
039 P: jetzt weiß ich nicht,
040 sie schrEIbt ihm noch.

Olga hält sich nicht mit Begrüßungen auf und erläutert auch gar nicht, wessen Telefonnummer sie haben möchte (4). Das sollte Paula aus ihren eigenen Beobachtungen in der Diskothek ‚Exil' inferiert haben (17 f). Damit wird eine Anforderung an die Beziehung kommuniziert: Die Freundin hat die Relevanzen der Freundin selbst in Beobachtung der Szenerie zu entschlüsseln. Die Unterstellung gemeinsamen Wissens um persönliche Zusammenhänge ist bei den Mädchen jeweils sehr hoch. Dies ist *ein* Kennzeichen der besonderen Stilistik dieser Gespräche, das auf die Stabilität der Mädchenbeziehung verweist (*indexing friendship*). Da Paula nicht sofort im Bilde ist, bekommt sie einen Rüffel (20 f, 26 f) und Olga hilft ihrem Gedächtnis nach („da war der Typ von Korsika", 32). Zeile 40 („sie schreibt ihm noch") bedeutet, dass der Junge, für den Olga sich zu interessieren beginnt, noch in amouröser Verbindung zu einem anderen Mädchen steht. Die Knappheit der Information verweist darauf, dass die soziale Bedeutung dessen nicht verhandelt werden muss, indexikalisiert Vertrautheit und eine bekannte und geteilte Beziehungsethik. Solange ein Junge mit einem anderen Mädchen in engem Kontakt steht, unterstützt man keine neue Kontaktanbahnung. Paula wird von Olga in einen Loyalitätskonflikt gebracht. Paula entscheidet, dass Olga die Nummer nicht bekommt.

Die Sequenz geht dann so weiter, dass Paula Olga bittet, sich selbst mit diesem Mädchen in Kontakt zu setzen, um den Stand von deren Beziehung zu dem Jungen ihres Interesses herauszufinden. Das Spiel ‚wer wann wie lange mit wem' verlangt vielfältige Kontakte. Olga kann problemlos inferieren, dass Paula die Nummer für sie nur deshalb nicht hat, weil der Junge noch ‚besetzt' ist. Mehr muss nicht explizit gemacht werden. Paula ordnet Olgas Interessen innerhalb eines Netzwerks Berechtigung zu oder spricht sie ihr ab (wie hier). Wir erleben in den Gesprächen dauernd einen hohen Grad an Implizitheit. Als Handlungsgemeinschaft können die Freundinnen die adäquaten sozialen Bedeutungen zuordnen.

In Datum 5 beschwert sich Olga vordergründig über einen Etikettefehler, den Bernd ihr gegenüber beging. Bernd hat eine ‚Neue' und setzte von der Ideologie, dass man nach Beendigung einer Romanze eine Freundschaft aufrechterhält, zu schnell zu viel in die Praxis um. Olga verurteilt sein Verhalten in der Neuregelung der Beziehung zu ihr. An keiner Stelle kommt im Telefonat mit

Paula ein Gefühl von Verlassen-Sein zum Ausdruck. Faktisch ist sie aber von Bernd in ihrer sozialen Bedeutung für ihn zurückgestuft worden, eine Begebenheit, die auch andere Gefühle wecken könnte. Sie nimmt Bernds Weggang zum Ausgangspunkt für neue Allianzenbildung.

Datum 5 (Gespräch Olga – Paula)

068 ich wollt fragen, kommen die-
069 kommen die Öfters ins exil?
070 P: (? ?) alle zwei wOchen.
071 O: Alle zwei wochen?
072 P: ja.
072 O: die kommen Alle zwei wochen.
073 P: [hehehe
074 O: [hehehe
075 P: hehehehehe
076 O: doch. die sind cOOl.
077 P: ja ja. warUm denn?
078 O: hm. ich will bernd
079 noch eins AUswischen.
080 P: was?
081 O: ich will bernd noch
082 eins AUswischen.
083 P: ah.
084 O: er isch wieder mit seiner
085 Exfreundin zusammen.
086 P: ja.
087 O: und jEtzt sind wir frEUnde.
088 P: hehehe oh.
089 O: ja. also (-) er traut sich
090 sogar wIrklich noch,
091 (- -)
092 ich hab gedacht, ich hÖr nicht recht.
093 er ruft bei mir An.
094 P: hehehe
095 O: und labert mich vOll,
096 P: hehehe
097 O: als wär er wirklich so (-) ↑n
098 frEUnd halt. n frEUnd, n kUmpel
099 von mir.
100 P: mhm (-) ohje.
101 O: ich hab, weisch du. so am
102 tElefon halt. hAmmer. so jA
103 und so. kOmm, wir sind jetzt
104 frEUnde und so.

(-)
O: ich dann em- er hat sogAr noch
em em, kurz bevor er aufgelegt
hat (-) hat er noch so gesagt
ich hab dich lIEb und [so=n
P: [hihihi
O: schEIssdreck. ich so, ↑jA, jA:.
(? und so?)
P: hehehe
O: und
(- -)
O: und em
(1.0)
O: da hab dann hab ich hab
gedAcht, ha jA, der isch
jetzt wieder mit seiner
frEUndin zusammen. der ruft
schon nicht mehr An. des war-
isch jetzt nur so, jA ja wir
sind frEUnde bla bla. (’h) und
plötzlich ruft der echt An.
P: °hehehe°
O: ich so, ehe ↑hI.
P: hehehe (?abgefahren?)
O: em eh. ha ja ich musst dann noch
so voll des halt- machen als
wär ich Echt mit ihm
befreundet. weißt du? als würd
ich ihn Echt noch als freund
mögen und so. (’h)
P: mhm?
O: hab mir des vOll angehört, was
der mir erzählt hat. so ja:
(- -)
hm (-) und
(- -)
wie gEht=s? und so hehehe?
P: °hehehe°
O: °ach komm.° und wo er a-
Angerufen hat. ich hab Ewig
nicht damit gerechnet. und dann
ich geh so dran,
(-)
O: er so, fAlle,
P: °hihihi°
O: und ich so (-) wer isch drAn?

150 P: (h)
151 O: er so. bE::rnd. ja
152 dAnke.
153 P: hehehe
154 O: (h)entsch(h)Uldigung hehehe
155 P: hehehe

Über mehrere Zeilen hinweg schwärmt Olga von den Jungen, die sie in der Diskothek ‚Exil' kennen gelernt hat und bringt diese Schwärmerei auf das jugendsprachliche *allround*-Adverb für alles Positive: „cool" (76), ein stilistischer Verweis auf Jugendlichkeit. Paulas Nachfrage (77) legt die Vermutung nahe, dass es beim Schwärmen um mehr geht, dass das Schwärmen nur den Kontext für einen anderen Aktivitätstyp abgibt: die Knappheit ihrer Nachfrage deutet auf vordiskursive Selbstverständlichkeit hin.

076 O: doch. die sind cOOl.
077 P: ja ja. warUm denn?
078 O: hm. ich will bernd
079 noch eins AUswischen.

Normalerweise erhält man auf die Frage, warum jemand ‚cool' sei, die Begründung dafür, was diese Prädikation berechtigt erscheinen lässt. Olga beantwortet die Frage aber so als hätte sie gelautet: Warum bemühst Du Dich so darum, die Jungen cool zu finden? Die Antwort verweist auf Arbeit im emotionalen *deep acting* (Hochschild 1983). Aber Paula versteht nicht sofort, was Olga zu einer Wiederholung nötigt und verlangt nach einer weitergehenden Begründung für Olgas Bedürfnis nach Auswischen. Nachdem Olga erklärt: „er isch wieder mit seiner Exfreundin zusammen" (84 f), präsentiert sie unvermittelt eine sehr deutlich gesprochene Zitation: „und jEtzt sind wir frEUnde." (87). Hier animiert sie Bernds Worte, erkennbar nur am leichten Mokierton einer stark artikulierten Sprechweise (Christmann 1996). Diese Überartikulation weist Bernds Äußerung als künstlich aus. Paula rezipiert das Zitat lachend. „Oh" kann man wohl mit ‚auf *die* Tour kommt er jetzt' übersetzen oder mit ‚das ist seine Nummer'. Dann empört sich Olga über mehrere Zeilen hinweg über Bernds Anruf.

Die Jugendkultur bildet Standards in der Reorganisation der Paarbildung aus.[8] – Man kann PartnerInnen aus dem Status der oder des Geliebten durchaus in den einer Freundin bzw. eines Freundes zurücksetzen. Das soll die Zurückweisung abmildern, ist aber auch heikel und potentiell verletzend. Die stilistische Machart der Zurückstufung wird in Datum 5 als *performance* inszeniert und beurteilt, nicht die Zurückstufung als solche. Olga gibt sich sehr überrascht über Bernds Anruf (126) und markiert damit Bernds Verhalten (den Anruf) als ungewöhnlich. Als Gipfel von Bernds überzogenem Anspruch auf weiteres Befreundetsein präsentiert Olga seine Aussage „ich hab dich lIEb" (108), die sie mit einem Kraftausdruck quittiert („schEIssdreck", 110). Paula lacht. Olga mokiert sich darüber, dass Bernd von dem subkulturellen Anspruch, Geliebte wieder in den Status von Freundschaft bugsieren zu können, zu schnell und zu

tief greifend praktiziert. Er lässt es nicht beim bloßen Spruch bewenden, sondern verlangt Freundschaftspraxis. Olgas Äußerung „so vOll des halt machen als wär ich Echt mit ihm befreundet“ (129) weist den Anspruch zurück. Sie ist am Telefon wohl minimal darauf eingegangen, verdeutlicht aber nun, dass sie von solchen Transformationen nichts hält.

Der Freundin gegenüber überwiegt eine heiter-empörte Präsentationsart, die nicht auf deren Ko-Empörung setzt, sondern auch mit leicht erheiterter Rezeption goutiert werden kann. Christmann (1996) hat Ähnliches für die Gattung des Sich-Mokierens unter Umweltbewegten beschrieben. Sich Mokieren kommuniziert emotionale Distanz und Coolness. Der Verzicht auf Ko-Empörung weist die Haltung als von vorn herein geteilte aus. Beide geben sich cool (‚*doing being cool*‘).

Die Information, dass Bernd wieder mit seiner Exfreundin zusammen ist, findet sich integriert in eine Interessenbekundung für andere Jungen. Damit wird schnelle Verarbeitung ikonisiert, nicht etwa Liebeskummer. Olga sucht bei Paula keine Tröstung, sondern Kooperation bei Kompensationsstrategien.

In den Telefonaten wird ständig auf interne Wissensbestände, wie z.B. Gruppenpraktiken und Bewertungsstandards, angespielt. Sprechen und Hören funktionieren umso kollaborativer, je stärker sie im Kontext einer gemeinsamen Diskursgeschichte stehen. Üblicherweise teilen Familien, Cliquen und sonstige Netzwerke eine Diskursgeschichte, die mühelos beim Verstehen aktueller Sprechaktivitäten mit aktiviert wird. Die Kommunikation der Freundinnen klappt so auch bei idiosynkratischen Praktiken, z.B. strategischem Anbandeln.

In Datum 6 werden wir ZeugInnen der strategischen sozialen Praxis des ‚sich für andere mit jemandem anfreunden‘ und der Komplizinnenbildung. Strategische Bekanntschaften im Dienste der Freundin positionieren auch hier wieder verschiedene Figuren im sozialen Kosmos.

Datum 6 (Gespräch Olga – Paula)

P: äh [wenn der jErry
O: [flOrian
P: was? O
O: sieht der eigentlich gUt aus?
P: des is der mit der mÜtze da.
O: ach des is flOrian.
(- -)
O: (’h) dEn hat-
(-)
O: dE:n hat bernd gemeint.
den kann er E:wig nicht leiden.
dann muss ich mich mit dem
jetzt AUch anfreunden.

214 (-)
215 P: oh jA. nimm mich mit.
216 (-)
217 P: bitte. hehehe.
218 O: soll ich mich für dich mit ihm
219 Anfreunden. dann will Ich aber
220 die nummer von dem anderen.
221 (- -)
222 P: ja.
223 (-)
224 O: Also. des isch ein dEAl.
225 P: okay. ich wollt- eigentlich wollt
226 ich des übern chArlie
227 machen, aber (-) so isch AUch
228 in ordnung. hehehe

Hier wird eine indirekte Verletzung von Bernd angebahnt. Olga will sich mit Florian befreunden, um Bernd eins auszuwischen und um Florian in Kontakt mit ihrer Freundin Paula zu bringen.

Paula selbst bringt in Zeile 215 ihr eigenes Interesse an dem Jungen Florian vor. Olga zeigt ihre Bereitschaft, sich Florian strategisch anzunähern, damit Paula ihn kennenlernen kann. Beide inszenieren sich so als Macherinnen ihrer sozialen Verhältnisse. Übertriebener Gefühlsduselei erliegen sie demonstrativ nicht. Sie behalten die Fäden des ‚Wer mit Wem' in der Hand, obwohl sie diese objektiv nicht beeinflussen konnten. In Zeile 224 bekräftigt Olga den ‚*deal*' (*doing friendship*). Die beiden Mädchen verschränken hier also ihre Interessen. Paula hätte in ihre Strategien zwar auch andere Mitglieder der Clique involvieren können (Charlie), aber die Allianzbildung scheint ihr wichtiger zu sein.

Auch in Datum 7 problematisieren Olga und Paula das ‚Wer mit Wem': sie besprechen die Kriterien einer coolen Partnerwahl und geben weitere Hinweise darauf, wie wichtig ihnen die Beobachtung der heterosexuellen Verbindungslinien in ihrer Peer-Umwelt ist.

Datum 7 (Gespräch Olga – Paula)

400 O: der Arme. der läuft auch immer
401 alleine rUm und so. (-) der
402 Arme.
403 P: hehehe
404 O: svenja wollt ihn ja
405 nicht weil er zu klEIn isch.
406 P: ja da haben die rUmgemacht gell?
407 oder? der hat mal so mit einer
408 rUmgemacht?

409 O: ja ja. aber dAnn wollte sie
410 nicht mehr. Isch ihr zu klein.
411 (’h) die hat wahrscheinlich
412 Erst gedacht jA: efce-spieler,
413 kAnn man ja mal. aber dann hat
414 sie gedacht, Ach ne: der
415 [isch mir dOch zu klein.
416 P: [aber am (-) samstag haben sie
417 rUmgemacht gEll?
418 O: Echt?
419 P: ja.
420 O: oh dann muss ich ihn gleich
421 mal lÖchern.

Es geht um die Freundin Svenja und mögliche Gründe für deren ‚Rummachen‘ mit einem Spieler eines renommierten Fußballvereins. In ihren Erzählungen verwenden die Mädchen viele Involvierungsstrategien (Tannen 1989), d.h. sie lassen die Andere etwa über Gedankenzitate in direkter Rede an ihrem Erleben teilhaben.[9]

Außerdem bedauern die Mädchen den Jungen, der der Freundin „zu klein“ ist und lassen ein Kriterium erkennen, das ‚Rummachen‘ aber trotzdem ermöglicht: Status. Die in den Daten 5, 6 und 7 verhandelten ‚strategischen Annäherungen‘ zeigen Emotionen als mehrfach situierte Aktivitäten (Goodwin/ Goodwin 2001), als Emotion in der Erzählung und Emotion beim Erzählen. Da die beiden Mädchen einer ‚*community of practice*‘ (Holmes/ Meyerhoff 1999) angehören, gelingt die Verständigung auch hier bei hohem Verlass auf implizites Wissen.

Das positive Endergebnis des Telefonats zwischen Olga und Paula besteht darin, den ‚*deal*‘ noch einmal festzuklopfen:

Datum 8 (Gespräch Olga – Paula)

480 O: bErnd hasst ihn ewig.
481 ich weiß des nämlich.
482 des kommt sO gut wenn ich mich
483 mit ihm anfreunde. (’h) okay.
484 (-)
485 P: ja: ich wIll ihn. hehehe
486 O: also.
487 (-)
488 O: wir mAchen des.
489 (-)
490 O: deal.
491 P: okAy.
492 O: okAy. bis dAnn.

493 P: jo.
494 O: tschAU.
495 P: tschAU.

Indem Olga und Paula ihre Praxis mehrmals im Telefonat explizit als „dEAL“ bewerten, verweisen sie auf Praktiken der Geschäftswelt. Der Kontakt findet seinen Sinn nicht schlicht in sich selbst, sondern ist für Weiteres nützlich. Das ist auch ‚cool‘.

Gefühlsbearbeitung wird in diesem Telefongespräch in den Dienst hoher Effizienz und Nützlichkeit gestellt. Das Herstellen von ‚*deals*‘ macht die flexiblen Paarungen unterhaltsam. Die Mädchen lassen einander vielfältig an Paarungsspielen teilnehmen. Diese ‚coole‘ Art der Kommunikation von gefühlsträchtigen Begegnungen steht traditionell nicht für das, was als ‚typisch weibliche‘ Beziehungskommunikation gesehen wird. Explizite Gefühlskommunikation findet kaum statt, obwohl laufend über Beziehungen gesprochen wird und implizit Empfindungsnormen von Coolness ausgehandelt werden. Vor allem aber halten sich die Mädchen auf dem Laufenden über ihre amourösen Interessen und binden sich dabei gegenseitig ein. Die Implizitheit deutet wiederum auf einen hohen Vertrautheitsgrad hin.

In dem Datenkorpus zeigen sich aber auch stärker bedauernde Verhandlungen von Zurückweisung.

Datum 9 (Gespräch Cora – Dora)

059 C: ah ne: auf jEden fall
060 da bin ich zu ihm
061 gegangen, ne?
062 D: mhm
063 C: und dann hat er mich- nicht
064 EInmAl auf mich geachtet.
065 der hat zwar [hallO gesagt
066 D: [ja Echt?
067 C: (h.)ja schO(h)n
068 und dann hat nur
069 der sAscha halt mit mir geredet, ne? (.)
070 un dEr be AchtEt einen nich mehr.
071 der sascha un un
072 der ruft mich auch immer An.
073 und schrEIbt mir es em Es. aber Er? nE: nE:
074 D: ah der sascha is ja eh so en vOll lieber.
075 C: ja: und (.) wir dachten auch erst
076 der würd- der kai is auch en lIEber.
077 aber jetzt tÄUscht wohl sein gutes
078 ausse(h)hen. (h.) wa? hehehe

Cora bemüht sich hier, das Desinteresse des Jungen Kai ihr als dessen Charakterfehler zu interpretieren. So wehrt sie einen möglichen Gesichtsverlust ab.

Welche Gestaltungsprinzipien ihrer sozialen Welt lassen also die telefonierenden Freundinnen erkennen?

- Das Bedürfnis, immer am Geschehen im romantischen Markt beteiligt zu werden.
- Anbandeleien mit Jungen sind variabler als die Mädchenfreundschaft.
- Paarbildung hat eine Funktion in der Netzwerkbildung.
- Gemeinsame Haltungen werden entwickelt.
- Über Abgrenzungsdiskurse wird zu ‚anderen' Mädchen (z.B. ‚Flittchen') Distanz hergestellt.
- Vordiskursive Selbstverständlichkeiten verweisen auf die hohe Vertrautheit mit bestimmten Praktiken.
- Verlassen-Werden kann durchaus unterhaltsam funktionalisiert werden.
- Unterhaltsame Geschichten aus dem romantischen Geschehen haben einen Wert im Netzwerk.

Die Herstellung von *in-group* und *out-group*, die Ziehung sozialer Grenzlinien, die Aushandlung von Moral und Gefühlsdarstellung, Selbst- und Fremdbild laufen im Wesentlichen performativ und weniger diskursiv.

Wir erfahren in den Telefongesprächen nicht, wie weit Mädchen und Jungen in der sexuellen Begegnung miteinander gehen. Dass sexuelle Praktiken nicht thematisiert werden, dürfte vermutlich etwas mit dem ‚Aufzeichnungseffekt' zu tun haben.

6 Erzählungen aus den themenzentrierten Gruppen

Zum intimen Feld romantischer Begegnungen von Jugendlichen bekommen wir als ForscherInnen nur über ihre Erzählungen Zugang. Die übliche Ethnografie der Kommunikation, welche auf Teilnahme am zu analysierenden Geschehen setzt (Neumann-Braun/ Deppermann 2004), versagt hier.

Um mehr Einblick in romantische Praktiken und deren kommunikative Bearbeitungsformen durch Adoleszente zu bekommen, wird im Folgenden auf zwei Geschichten eingegangen, die in den themenzentrierten Gruppen erzählt wurden.

Auf die Frage, ob sie schon einmal Liebeskummer erlebt hätten, erzählen die meisten Mädchen und einige Jungen Geschichten zu diesem Thema (Kotthoff 2006b). Die Geschichten der Mädchen drehen sich oft um die Untreue der Jungen. Es ist geradezu ein Topos unter ihnen, dass Jungen nicht treu sein können. Als Hauptgrund für Liebeskummer geben sie an, dass der Junge mit einem anderen Mädchen ‚herumgemacht' habe. Solche Arten von ‚Untreue' ereignen sich oft vor den Augen der Netzwerköffentlichkeit, wie z.B. auf Parties. Eine

enorme Bedeutung wird dem Aussprechen der Tatsache eines Untreuevergehens gegenüber der ‚Betrogenen' zugesprochen. Das gilt als Freundschaftsbeweis.

Mädchen, mit denen der Junge ‚fremdging', werden gelegentlich auch als ‚Flittchen' bezeichnet (vgl. Datum 10). Überhaupt werden immer wieder Grenzlinien zwischen moralisch akzeptablen Mädchen und Jungen gezogen, so dünn diese auch sein mögen.

Datum 10 (S, die Interviewerin – Lia (im Kreis von drei Freundinnen))[10]

S: du hast erzählt dass deine schwEster dich ä:hm (.)
betrOgen hat- (-)
wie is=n das dazu gekOmmen? (-)
L: .hh das war SO;=
=kurz bevor ich mit meinem freund zusAmmen gekommen
bin waren die schon gude frEUnde;=
=weil meine schwEster wollt mich eigentlich mit ihm
verkUppeln(-)
dann BIN ich mit ihm zusammen gekommen? (---)
meine schwEster sag ich jetzt mal Isch=en kleines
flIttchen, (--)
wEIß eigentlich die ganze wElt, (--)
un::d die hat sich nicht zurÜckhalten können, (1.0)
ich hab das: nU::r mitgekriegt weil (.)
das war (.) EIn tag wo ich mit meiner beschten
frEUndin nen schönen Abend (.) mit meinem
freund machen wollte-=
=ham wir alles hErgerichtet,(-)
.h klar (.) in diesi' in dEr zeit hab ich ihn halt
aus meinem zImmer geschmissen, (.)
.h er isch hoch zu meiner schwEster, (-)
als ich dann fErtig war, (--)
hab ich gesagt er soll rUnder kommen,(-)
tÜre war oben abgeschlossen, (--)
.h ich hab mich dann in die küche gesetzt-=
=hab gewArtet-=
=ich hab (-) glaub drEI stunden gewArtet,=
=der kAm nich und kAm nich; (--)
.h ähm (.) JA (-)
und ähm der frEUnd von meiner beschten freundin war
mIt dort oben, (--)
der hat mir das aber danach AUch ni:e gesagt
gehabt,(-)
.h der hat das aber Eben dann meiner beschten
frEUndin gesagt-=
=und IRgendwann hat meine beschte freundin gesagt

37 nee (.) jetzt mUss es raus- (-)
38 hat sie=s mir gesAgt (--)
39 .h ich: hey ich war auf hUndertachtzich; (--)
40 der isch mi:r (-) eineinhalb WOche lang (-)
41 grad als wir zusAmmen gekommen sin
42 (.) ist der mi' mir schon frEmdgegang=n-

Lia erzählt, dass sie zusammen mit ihrer besten Freundin alles für einen Abend mit ihrem Freund „hergerichtet" hat – mit Kerzen, romantischer Musik etc. Konsumistische Elemente nähren die romantische Fantasie ganz so, wie Illouz (1997) es beschreibt. Intimität mit dem Jungen ereignet sich nicht einfach, sondern wird mit der Freundin zusammen vorbereitet. Damit ist diese ins Geschehen eingebunden und die Intimität wird öffentlich.

Während der Vorbereitungen schließt sich Lias Freund mit ihrer Schwester in deren Zimmer ein. Vor der Tür sitzt aber der Freund von Lias Freundin. Damit ist auch für die illegitime Aktivität Öffentlichkeit hergestellt. Lia berichtet, sie habe drei Stunden lang gewartet, dass ihr Freund herunterkomme. Er ließ sich jedoch nicht blicken. Anscheinend kam sie nicht auf die Idee, ihr Freund könne im Zimmer ihrer Schwester sein. Der Logik der Geschichte entspricht Lias Überraschung.

Später ereignet sich die in der Altersgruppe so häufig stattfindende Informationsweitergabe, die in der obigen Geschichte nach Nähegraden gestaffelt verläuft. Der Freund von Lias Freundin verrät zunächst eben dieser das wenig geheime Geheimnis, die es dann ihrerseits an Lia weitergibt. Lia inszeniert für das Aussprechen der Wahrheit ein dramatisches Ringen darum: „nee (.) jetzt MUSS es raus- (-)" (37). Im obigen Fall hätte Lia sich jedoch durchaus auch selbst denken können, wie sich ihre Schwester und ihr Freund die Zeit vertreiben. Es sind gerade solche Geschichten, die zeigen, dass die Dramatisierung innerhalb der Netzwerkkommunikation Funktionen übernimmt. Vielfältige Allianzenbildung ist genauso wichtig wie die Intimbeziehung in deren Zentrum. In der Altersgruppe nimmt die Clique maximalen Anteil am romantischen Geschehen und wird vielfältig eingebunden, als Zeuge legitimer und illegitimer Aktivitäten, wie auch im Rahmen von Vorbereitungen.

Jungen gehen in ihren Geschichten über Liebeskummer nicht annähernd so ins Detail wie die Mädchen. Sie bagatellisieren eher.

Datum 11 (L, die Interviewerin – Daniel (in Anwesenheit eines Freundes))

001 D: es war bei mir auch SO; (---)
002 meine erste frEUn(h)din, (-)
003 da war ich in Urlaub (.) in stuttgart –
004 und da hab ich (.) halt das mÄdchen kennen gelernt;
005 und DANN
006 (1.0)

007 dann bin ich halt zurÜck gefahren,=
008 = und dAnn haben wir uns nur telefo:nisch-
009 ah: (-) äh:, (1.0)
010 ja,=
011 L: =kOntakt [gehabt.
012 D: [kontakt=
013 =ja genAU,
014 und (.) äh: (--) ja und dAnn-
015 äh:,
016 (--)
017 und irgendwann dann hammer gAr net von einander gehört;
018 also so.=
019 =wir haben immer sO gedacht, (-)
020 ja: (--) ich rUf dich dann so in einer woche an (.) oder so; (.)
021 und von (.) bis da:,
022 so: (--) die zEIt und so-
023 das war dAnn=
024 =da hab ich immer gedacht-
025 sch=scheiße (.) warum kannst du nicht hIEr sein,
026 warum kann ich nicht dOrt sein?
027 irgendwann hammer dann gAr nichts mehr gehört; (1.0)
028 ja:- (3.0)
029 ja:. (1.0)
030 L: hm.

Daniel erzählt, er habe von seiner Urlaubsbekanntschaft irgendwann nichts mehr gehört. Er sagt wenig über dieses Mädchen. Er dramatisiert aber durchaus seine Sehnsucht im Gedankenzitat:

025 sch=scheiße (.) warum kannst du nicht hIEr sein,
026 warum kann ich nicht dOrt sein?

Direkt danach berichtet er vom Kontaktabbruch. Er positioniert beide Beteiligte als unschuldig. Die Beziehung verlief sich einfach im Sande. Die anderen Geschichten der Jungen sind gleichfalls detailarm und undramatisch.

Schluss

Die telefonierenden 14-16-jährigen Mädchen kreieren eine Gesprächskultur, in der sie ihr soziales Umfeld fortlaufend beobachten und bewerten. Bei Bewertungen setzen sie darauf, dass diese von ihrer Freundin geteilt werden, was auf eine starke Orientierung aneinander und auf die Formation von *in-groups* verweist. Auch Abgrenzungen von *out-groups* müssen nicht argumentativ vollzogen werden, sie basieren auf ‚*common ground*'.

Die Bewertungen sind oft in unterhaltsame Erzählungen integriert, die viel direkte Redewiedergabe enthalten (diskursive Involvierungsstrategie). Sie lassen die Andere am eigenen Alltag, auch dem des Paarlebens, teilnehmen.

Die vorgestellten, sich um den romantischen Kontakt drehenden Sprechaktivitäten verhandeln das, was in der Peer-Gruppe für gut oder schlecht befunden wird oder werden soll. Alle Aktivitäten der Beteiligten spielen eine Rolle in der Aushandlung einer intersubjektiven Peer-Moral. Die Aushandlung geht in hoher Kooperation vonstatten, nicht immer im engen Sinne diskursiv, sondern oft über Evokation. *Performance*, z.B. als Reinszenierung der Gespräche mit den Jungen, hat einen zentraleren Stellenwert als explizite Beurteilungen abzugeben.

Vordiskursive Gewissheit spielt in der Intimisierung von Diskursen immer eine Rolle. Das ist nicht per se als jugendtypisch und erst recht nicht als mädchentypisch zu sehen. Axel Schmidt (2005) zeigt ähnliche Verfahren in „*Doing peer group*"-Prozessen.

Die Mädchen ziehen unterschiedliche Grenzlinien. Eine explizit thematisierte verläuft zwischen Freundinnen und Freunden. Einerseits bestätigen sich die Mädchen gegenseitig die hohe Relevanz des heterosexuellen Paarbildungsmarktes, andererseits präsentieren sie sich als strategische Spielerinnen mit den Gesetzen dieses Marktes. Sie lassen sich dabei in die Karten schauen, beteiligen sich gegenseitig an Spielzügen und beweisen sich damit Vertrauen. Jungen schreiben sie eine hohe Relevanz zu, gleichzeitig jedoch positionieren sie diese variabel. Bezüglich ihres ‚Emotionenmanagements' sozialisieren sie sich in manchen Kontexten in Richtung *Coolness* – etwa, wenn sie von ihrem Freund verlassen werden.

Für Mädchen scheint die Kommentierung der amourösen Bewegungen im Netzwerk sehr bedeutsam. Sie teilen viele Praktiken, die ein heterosexuelles Geselligkeitssystem am Leben halten und regen damit vor allem die Peerkultur der Mädchen untereinander an.

Bestimmte Praktiken sind unter ihnen standardisiert und mit einem moralischen Wert versehen (Telefonnummernweitergabe, sich für jemanden mit einem Jungen bekannt machen, jemandem die Wahrheit über den fremdgehenden Partner vermitteln, Distanzierung von Mädchen mit abweichenden Praktiken und einer zu losen Sexualmoral). Bestimmte andere Praktiken verlangen ein strategisches Vorgehen, das man in vielen Gesprächen vorbereiten kann. Dazu gehören Initiativen (Interesse an einem Jungen zeigen) oder halbwahre Ausrichtungen mit Provokationstendenz (Grüßen mit Hintergedanken). Romantische Intimität wird in der Cliquenöffentlichkeit kommunikativ verhandelt. So können Jugendliche sich im Austausch miteinander in ein neues Feld der Alltagspraxis begeben.

Die Telefonate der Mädchen stehen in einem Spannungsverhältnis zu den Gesprächen in den Fokus-Gruppen, da sich die Mädchen in den Fokusgruppen empfindsamer zeigen. In den Geschichten, die in den Fokus-Gruppen erzählt werden, fallen außerdem sehr standardisierte Sprechweisen in Extrem-Formulierung auf: ‚ich liebe ihn' – ‚ich hasse ihn'. Das Vokabular für ihre Gefühlslagen ist nicht besonders nuanciert.

Inwiefern sich Adoleszente in der Ausbildung ihrer romantischen Verhaltensstandards an Medienprodukten orientieren, kann nur vermutet werden. Die Medien bieten dieser Altersgruppe ‚*real life soaps*', die viele der geschilderten Praktiken zuspitzen, z.B. „Abschlussklasse". Die Wechselspiele des ‚Wer mit Wem' machen hier den Großteil der Sendezeit aus. Dauernd befinden sich die jeweilige Abschlussklasse und ihr ansonsten kleines soziales Umfeld (denn die Jugendlichen verkehren aus filmpraktischen Gründen weitgehend untereinander) in emotionalem Aufruhr. Eigentlich sind alle Beziehungen ständig bedroht, fortwährend finden neue erotische Annäherungen und Abstoßungen statt und werden von anderen Jugendlichen breit erörtert. Laufend wird jemand verlassen oder verlässt selbst jemanden und bietet dadurch Gesprächsstoff für die Clique. Bei romantischen Annäherungs- und Distanzierungsverfahren gelten große Ansprüche an das stilistische *surface acting*. Trennungen, Anbahnungen von neuen Beziehungen, Überführungen von Freundschaft in Liebe und umgekehrt bedürfen eines ausgeklügelten stilistischen Designs,[11] das über allgemeine Sympathiewerte in der Gruppe entscheidet. Vermutlich sprechen solche Sendungen in diesem Punkt ein Orientierungsbedürfnis von Jugendlichen an.

Es gibt Ähnlichkeiten zwischen den Inhalten dieser sogenannten Doku-Soaps und den am Telefon und in den Gruppen verhandelten Themen. Wie so oft reagieren die Medien auf Alltagspraktiken der Jugendlichen und wirken dann verstärkend auf diese zurück. Es wäre aber vorschnell, von der Feststellung gewisser Parallelen auf eine Ausrichtung der Jugendlichen an solchen Medienprodukten zu schließen.

Abschließend sei hier noch einmal ein Gedanke von Sichtermann (2003) aufgegriffen: Wie alle großen Veränderungen erzeugt die Pubertät Angst. Und auf Angst reagieren Menschen u.a. mit Ritualen. Es wäre „ein Fehler anzunehmen, es gäbe keine Initiationsrituale für Jugendliche mehr" (123). Jugendliche organisieren ihre eigene Subkultur, mit eigenen Regeln, sozialen Rangstufen und moralischen Wertmassstäben. Manche Rituale machen sie sich selbst.

Anmerkungen

1 Ich danke Mona Hanafi El Siofi für wertvolle Strukturierungsvorchläge.

2 Das von Eva Lia Wyss analysierte Korpus des Zürcher Liebesbriefarchivs zeigt für die Textsorten Brief und E-Mail auch einen Wandel in Art und Verhandlung von romantischer Annäherung (Wyss 2008).

3 Auf den Faktor Ethnizität kann hier allerdings nicht eingegangen werden. Es sei nur angemerkt, dass Jugendliche, deren Eltern aus der Türkei oder aus der ehemaligen Sowjetunion migriert sind, sich häufig vehement von den ‚lockeren' Paarbildungsaktivitäten der deutschen Jugendlichen abgrenzen.

4 Die Daten- und Materialbeschaffung speist sich aus verschiedenen Kanälen: Studierende (v.a. Corinna Winterhalter-Klatt) haben von den Jugendlichen die Telefongespräche bekommen, die diese selbst mitgeschnitten haben. Prof. Margret Selting (Potsdam) hat mir dankenswerterweise Telefongespräche junger Männer aus Berlin zur Verfügung gestellt. Lili Schultz und Julia Weiss führten narrative Interviews mit gleichgeschlechtlichen Fokusgruppen über Liebeskummer. Am Schluss des Artikels werden zwei der Liebeskummergeschichten präsentiert.
Ein Vorteil der Kooperation mit Studierenden liegt darin, an so heikle und delikate Gespräche überhaupt heranzukommen. Da der Altersunterschied gering ist, willigen die Jugendlichen erfahrungsgemäß eher ein, ihre alltäglichen Telefonate mit der Freundin zur Verfügung zu stellen. Mir als Professorin würden Jugendliche solche Gespräche vermutlich nicht zur Verfügung stellen.

5 Solche Bewertungen des Beziehungsumfelds zeigt auch das von Ziegler (2006) analysierte Zettelkorpus aus derselben Altersgruppe.

6 Gary Fine (1980) beschreibt z.B. wie eine Jungenclique die Freundinnen ihrer Mitglieder bewertet. Schönheit ist hier ein herausragendes Kriterium.

7 Ich danke vor allem Corinna Winterhalter-Klatt für die Aufnahmen sowie ihr und Thomas Steuber für die Arbeit an der Transkription.

8 Helga Kelle und Georg Breidenstein beschreiben für 10-11-jährige völlig andere Muster der Paarbildung, die von denen der Erwachsenenwelt noch weiter entfernt sind als die der 14-jährigen. Sie erwürfeln z.B. Paarbildungen und sind in ihrer Kombinierungslust kaum zu bremsen. In diesem Alter spielt Heteroromantik schon eine Rolle.

9 In Kotthoff 2008b gehe ich auf die Redeeinleitungen „ich so"- „er so" ein, die im gesamten Korpus hochfrequent sind.

10 Ich danke Lili Schultz für die Aufnahmen und Pauline Viehmann und Olga Ratuschna für die Arbeit an der Transkription.

11 Reichertz (1998) diskutiert die im letzten Jahrzehnt beobachtbaren, aufwändigen Inszenierungspraktiken von öffentlichen Liebeserklärungen und anderen Bekenntnissen und zeigt dabei Verschränkungen von massenmedialen und alltagspragmatischen Diskursen.

Literatur

Bamberg, Michael (1996) „Emotion talk(s): The role of perspective in the construction of emotions." *The Language of Emotions*. Hg. Susanne Niemeyer/ Renée Dirven, Amsterdam: Benjamins, 209-227.

Barthes, Roland (1988) *Fragmente einer Sprache der Liebe*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Beck, Ulrich (1996) *Die Erlebnisgesellschaft*. Frankfurt/M.: Campus.

Bekes, Peter (2006) „Erklär mir Liebe – ein schwieriges Gefühl im Deutschunterricht." *Deutschunterricht* 3: 4-9.

Branner, Rebecca (2003) *Scherzkommunikation unter Mädchen*. Frankfurt/M.: Lang.

Breidenstein, Georg/ Helga Kelle (1998) *Geschlechteralltag in der Schulklasse*. Weinheim: Juventa.

Cahill, Spencer (2001) „Notably gendered relations. Relationship work in early adolescents' notes." *Gender in Interaction* Hg. Bettina Baron/ Helga Kotthoff. Amsterdam: Benjamins, 75-97.

Christmann, Gabriele (1996) „Die Aktivität des ‚Sich-Mokierens' als konversationelle Satire. Wie sich Umweltschützer/innen über den ‚Otto-Normalverbraucher' mokieren." *Scherzkommunikation. Beiträge zur empirischen Gesprächsforschung*. Hg. Helga Kotthoff. Opladen: Westdeutscher Verlag, 49-80 (2nd ed. im Internet-Verlag für Gesprächsforschung).

Coates, Jennifer (1996) *Women talk: Conversation between women friends*. Oxford: Blackwell.

Coates, Jennifer (1997) „Women's Friendship, Women's Talk." *Gender and Discourse*. Hg. Ruth Wodak. London: Sage, 245-263.

Connell, Robert (1995) *Masculinities*. Oxford: Polity Press.

Davies, Bronwyn/ Rom Harré (1990) „Positioning: The Discursive Production of Selves." *Journal for the Theory of Social Behaviour* 20/1: 43–63.

De Fina, Anna/ Deborah Schiffrin/ Michael Bamberg (2007) *Narrative and Identity*. Cambridge University Press.

Eckert, Penelope (2000) *Linguistic Variation as Social Practice*. London: Blackwell.

Eckert, Penelope (2003) „Language and Gender in Adolescence." *The Handbook of Language and Gender*. Hg. Janet Holmes/ Miriam Meyerhoff. London: Blackwell, 381-401.

Eder, Donna (1995) *School Talk. Gender and Adolescent Culture*. New Brunswick: Rutgers University Press.

Eder, Donna (1985) „The cycle of popularity: Interpersonal Relations among female adolescents." *The Sociology of Education* 58: 154-165.

Fiehler, Reinhard (2003) „Emotionalität im Gespräch." *Text- und Gesprächslinguistik*. Hg. Klaus Brinker et al. Berlin/ New York: de Gruyter.

Fine, Gary A. (1990) *With the Boys. Little League Baseball and Preadolescent Culture*. Chicago: University of Chicago Press.

Frank, Karsta (1996) „„Sexualität" in Jugendmagazinen. Zur medialen Konstruktion der Zweigeschlechtlichkeit." *Deutschunterricht* 1: 42-54.

Georgakopoulou, Alexandra (2003) „Looking back when looking ahead: On adolescents' identity management in narrative practices." *Discourse Constructions of Youth Identities*. Hg. Jannis Androutsopoulos/ Alexandra Georgakopoulou. Amsterdam: Benjamins, 75-93.

Gilligan, Carol/ Nona P. Lyons/ Trudy Hanmer (1990) Hg. *Making Connections: The Relational Worlds of Adolescent Girls at Emma Willard School*. Cambridge/MA: Harvard University Press.

Goodwin, Marjorie H./ Charles Goodwin (2001) „Emotion as Situated Activity." *Linguistic Anthropology. A Reader*. Hg.

Alessandro Duranti. London: Blackwell, 239-259.

Griffiths, Vivienne (1995) *Adolescent Girls and Their Friends. A Feminist Ethnography*. Avebury: Ashgate.

Harré, Rom (1986) *The Social Construction of Emotions*. Oxford: Basil Blackwell.

Hey, Valerie (1997) *The Company She Keeps: An Ethnography of Girls' Friendship*. Bristol, PA: Open University Press.

Hirschauer, Stefan (1994) „Die soziale Fortpflanzung der Zweigeschlechtlichkeit." *Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie* 4: 668-693.

Hochschild, Arlie Russell (1983) *The Managed Heart. Commercialization of Human Feeling*. Berkeley: University of California Press.

Holland, Dorothy/ Eisenhard, Margaret (1990) *Educated in Romance: Women, Achievement and College Culture*. Chicago/Ill: Chicago University Press.

Holmes, Janet/ Miriam Meyerhoff (1999) „The community of practice: theories and methodologies in language and gender research." *Language in Society*. 28/2: 173-185.

Illouz, Eva (1997) *Consuming the Romantic Utopia. Love and the Cultural Contradiction of Capitalism*. Berkeley: The University of California Press.

Jackson, Sue (2001) „Happily Never After: Young Women's Stories of Abuse in Heterosexual Love Relationships." *Feminism & Psychology* 11: 305-321.

Jacoby, Sally/ Elinor Ochs (1995) Hg. *Research on Language and Social Interaction. Special Issue: Co-Construction*. Vol. 28, No. 3.

Kataoka, Kuniyoshi (2003) „Emotion and youth identities in personal letter writing." *Discourse Constructions of Youth Identities*. Hg. Jannis Androutsopoulos/ Alexandra Georgakopoulou. Amsterdam, Benjamins, 121-149.

Kotthoff, Helga (2002) „Was heißt eigentlich ‚doing gender?'" *Wiener linguistischer Almanach*. Sonderband 55. Hg. Jiřina van Leeuwen-Turnovcova.

Kotthoff, Helga (2006a) „Gender in der angewandten Linguistik." *Handbuch der Sprach- und Kommunikationswissenschaft. Soziolinguistik. Band* 3,3. Hg. Peter Trudgill et al. Berlin/ New York: de Gruyter, 2494-2523.

Kotthoff, Helga (2006b) „Vom zerbrochenen Herzen zur Investition, die sich nicht lohnt. Zur Metaphorik des Liebeskummers in der Jugendkommunikation." *Deutschunterricht* 1: 7-17.

Kotthoff, Helga (2008a) „Intimacy in Girls' Friendship Talk on the Phone." *Communicating intimacy*. Hg. Eva L. Wyss. Amsterdam: Benjamins (erscheint).

Kotthoff, Helga (2008b) „Potentiale der Redewiedergabe im Spannungsfeld von Mündlichkeit und Schriftlichkeit, Spracherwerb, Jugendsprache und Sprachdidaktik." *Muttersprache*. Jahrgang 118. *Vierteljahresschrift für deutsche Sprache* 1, 1-26.

Lucius-Höhne, Gabriele/ Arnulf Deppermann (2002) *Rekonstruktion narrativer Identität*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Luhmann, Niklas (1982) *Liebe als Passion. Zur Codierung von Intimität*. Frankfurt/ M.: Suhrkamp.

Neumann-Braun, Klaus/ Arnulf Deppermann (1998) „Ethnographie der Kommunikationskulturen Jugendlicher. Zur Gegenstandskonzeption und Methodik der Untersuchung von Peer-Groups." *Zeitschrift für Soziologie*, 27/ 4, 1998: 239-255.

Prosieben.de (2005) ProSiebenSat.1 Group. <http://www.prosieben.de/sielfilm_serie/ ak 2005>.

Reichertz, Jo (1998) „Vom lieben Wort zur großen Fernsehinszenierung. Theatralisierungstendenzen bei der (Re)Präsentation von Liebe." *Inszenierungsgesellschaft*. Hg. Herbert Willems/ Martin Jurga. Opladen: Westdeutscher Verlag, 385-403.

Schmidt, Axel (2005) *Doing peer-group. Die interaktive Konstitution jugendlicher Gruppenpraxis*. Frankfurt/M.: Lang.

Selting, Margret et al. (1998) „Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem." *Linguistische Berichte* 173: 91-122.

Sichtermann, Barbara (2003) *Frühlingserwachen*. Rowohlt: Hamburg.

Simon, Robin W./ Donna Eder/ Cathy Evans (1992) „The Development of Feeling Norms Underlying Romantic Love Among Adolescent Females." *Social Psychology Quarterly* 55: 29-46.

Spreckels, Janet (2006) *Britneys, Fritten, Gangschta und wir*: *Identitätskonstitution in einer Mädchengruppe. Eine ethnographisch-gesprächsanalytische Untersuchung*. Frankfurt/M./ Bern/ New York: Lang.

Stenström, Anna-Brita (2003) „It's not that I really care about him personally you know: The construction of gender identity in London teenage talk." *Discourse Constructions of Youth Identities*. Hg. Jannis Androutsopoulos/ Alexandra Georgakopoulou. Amsterdam, Benjamins, 93-117.

Tannen, Deborah (1989) *Talking Voices: Repetition, Dialogue, and Imagery in Conversational Discourse*. Cambridge: Cambridge University Press.

Thorne, Barrie (1993) *Gender Play: Girls and Boys in School*. New Brunswick/NJ: Rutgers University Press.

Walton, Marsha D./ Ann Weatherall/ Sue Jackson (2002) „Romance and friendship in pre-teen stories about conflicts: ‚we decided that boys are not worth it.'" *Discourse & Society* 13/5: 673-691.

Winterhalter-Klatt, Corinna (2004) *Telefongespräche von Mädchen und Jungen*. Wiss. Hausarbeit an der PH Freiburg.

Wyss, Eva Lia (2008) „Form the Bridal Letter to Online Flirting: Changes in Text and Writing Practice from the 19th Century to the Internet Era." *Journal of Historical Pragmatics* (erscheint).

Ziegler, Evelyn (2006) „Identitätskonstruktion und Beziehungsarbeit in bayrischen Schülerzetteln." *Perspektiven der Jugendsprachforschung*. Hg. Christa Dürscheid/ Jürgen Spitzmüller. Frankfurt/M./ Bern: Lang, 165-183.

Anhang: Transkriptionssystem GAT (nach Selting et al. 1998, gekürzt)

(-)	kurze Pause
(- -)	längere Pause (weniger als eine halbe Sekunde)
(1.0)	Pausen von einer Sekunde und länger
(?was soll das?)	unsicheres Textverständnis
(? ?)	unverständliche Stelle
..[....	
..[....	der Text in den untereinanderstehenden Klammern überlappt sich
..[[...	Mehrfachüberlappung verschiedener Sprecher/innen
=	ununterbrochenes Sprechen
hahaha	lautes Lachen
hehehe	schwaches Lachen
hohoho	dunkles Lachen, den Vokalen der Umgebung angepasst
(.h)	hörbares Ein- oder Ausatmen
(h)	integrierter Lachlaut
:	Lautlängung
?	steigende Intonation
,	kontinuierliche bis leicht steigende Intonation
.	fallende Intonation
;	leicht fallende Intonation
°blabla°	leiser gesprochen als Umgebung
°°bla°°	sehr leise
der is dOOf	Großgeschriebenes trägt den Satzakzent
COME ON	Emphaseintonation (lauter und höher)
<↑blabla>	höhere Tonlage des innerhalb der spitzen Klammern stehenden Textes
↑	hoher Ansatz bei einem einzelnen Wort Tonsprung nach oben, Tonabfall noch im Wort)
↓	Tonsprung nach unten
<↓blabla>	tieferes Tonhöhenregister innerhalb der spitzen Klammern
((liest))	Kommentar zum Nonverbalen
<((rall))>	rallentando, Verlangsamung, Kommentar vor oder unter der Zeile
<((acc))>	accelerando, zunehmend schneller,
<((staccato))>	Wort für Wort
<((affektiert))>	impressionistische Kommentare unter der Zeile

Janet Spreckels

„Mann zu sein, ist einfach besser" – Aushandlungen von Geschlechtsidentität in einer Mädchengruppe

I come home in the morning light
My mother says
when you gonna live your life right
Oh mother dear we're not the fortunate ones
And girls they want to have fun
Oh girls just want to have fun …
Cindy Lauper

Einleitung

Im Rahmen eines größeren Forschungsprojektes[1] begleitete ich zu Beginn des neuen Jahrtausends eine Mädchengruppe im Teenageralter über einen Zeitraum von fast zwei Jahren bei ihren Freizeitaktivitäten und zeichnete dabei – mit ihrem Einverständnis – ihre Gespräche auf. Mein Forschungsinteresse war ursprünglich ein anderes, aber nach einigen Monaten der teilnehmenden Beobachtung kristallisierte sich ein Aspekt, den die Mädchen in ihren Gesprächen immer wieder verhandelten, ganz deutlich heraus: ihre Identität als Mädchen. Dabei trat deutlich das Dilemma zutage, das Cindy Lauper in ihrem 80er-Jahre-Hit „Girls just want to have fun" besingt, nämlich die Zerrissenheit der Mädchen zwischen ihren eigenen Bedürfnissen und gesellschaftlichen Normen. Dieser Konflikt lässt sich (in unterschiedlicher Ausprägung) auch in den Biografien anderer Mädchen und Frauen beobachten (vgl. z.B. Schad 1996, Woltemate/ Lucius-Hoehne 2002), wobei es an empirischen Untersuchungen mit authentischem Gesprächsmaterial zu diesem Thema bis heute mangelt. Die vorliegende gesprächsanalytische Untersuchung von Abgrenzungsprozessen und Identitätskonstitution in einer Mädchengruppe knüpft an dieses Forschungsdesiderat an und richtet sich auch an Interessierte aus anderen Disziplinen. Vor der Analyse einzelner Gesprächssequenzen sollen zunächst der theoretische

Rahmen, die Methode der ethnografischen Gesprächsanalyse und einige ethnografische Informationen zu der Mädchengruppe skizziert werden.

Identität heute: Patchwork-Identitäten

Identität ist kein ‚Zustand' der Persönlichkeit, der an einem bestimmten Punkt im Leben erreicht wird, sondern die Identitätsaushandlung ist ein dynamischer Prozess, der viele Facetten umfasst und ein Leben lang anhält (vgl. Keupp et al. 2002). Unsere heutige Welt ist geprägt durch beschleunigte Wandlungsprozesse, größere geografische und soziale Mobilität, Bindungsfreiheit, Pluralisierung von Lebensformen und Weltauffassungen sowie fortschreitende Individualisierung. Dadurch hat sich das mögliche Identitätsspektrum von Individuen erheblich vergrößert, so dass ein Schlüsselwort heutiger Identitätsfindungsprozesse ‚Wahlmöglichkeit' heißt: „modernity confronts the individual with a *complex diversity of choices* and (...) at the same time offers little help as to which options should be selected" (Giddens 1991, 80, Hervorhebung von J.S.).

Wo früher wenig Wahlmöglichkeit bestand, dort stehen Individuen heute einer lebensweltlichen Erfahrungsvielfalt gegenüber, die sie einerseits befreit, andererseits zutiefst verunsichert und teilweise überfordert. Heiner Keupp et al. (2002, 87) sprechen daher von einer „Auflösung von Kohärenzgarantien" und konstatieren, dass „selbst die Kernbestände unserer Identitätskonstruktionen (...) ihre quasi ‚natürliche' Qualität als Identitätsgaranten verloren" haben. Giddens (1991, 81) beschreibt diese Situation treffend mit den Worten: „[W]e have no choice but to choose".

In der so genannten „Spaßgesellschaft" spielen hedonistische, medien-, erlebnis- und konsumorientierte Werte eine übergeordnete Rolle und bringen gleichzeitig eine Vielzahl neuer möglicher Identifikationen mit sich. Penelope Eckert (2000, 14) schildert die Situation von Jugendlichen in jüngerer Zeit als einen „marketplace of identities". Das Ergebnis dieser erweiterten Wahlmöglichkeiten sind moderne Identitäten, die man als *patchwork identities* bezeichnet. Eine solche Identität ist, wie der metaphorische Begriff verrät, aus einzelnen ‚Flicken', nämlich Teilidentitäten, zusammengesetzt und besitzt keinen einheitlichen Identitätskern. Oerter/ Dreher (1995, 354 ff) weisen darauf hin, dass Personen mit Patchwork-Identität sehr erfolgreich sein können, aber nicht mehr „die ‚klassischen' Kriterien einer erarbeiteten integrierten Identität" erfüllen. Beim *Patchwork*-Selbst stehen „Werthaltungen und Gewohnheiten (...) unverbunden nebeneinander und widersprechen sich teilweise" (ebd.). Die klassische Frage der Identitätsforschung, wie es dem Individuum gelingt, aus der Vielzahl an Möglichkeiten für sich stimmige Identitäten zu realisieren und sich dabei trotz aller Verschiedenartigkeit als nicht zerrissen, sondern kohärent zu erleben, gewinnt in moderner Zeit zunehmend an Bedeutung. Moderne Identitäten sind einerseits geprägt von mehr Wahlmöglichkeiten, zu denen nicht unwesentlich die virtuellen Gemeinschaften des Internets beitragen, andererseits aber auch von mehr Unsicherheiten. Die Identitätsbildung bei Jugendlichen kann sich

daher als „offener und oftmals chaotischer Suchprozeß“ gestalten (Eckert et al. 2000, 17).

Patchwork-Geschlechtsidentitäten?

Die Heterogenität bei der Identitätssuche und -ausbildung trifft selbstverständlich auch und vielleicht ganz besonders auf die Geschlechtsidentitäten zu. Geschlechtsidentität liegt laut Goffman (1994, 110) dann vor, wenn das Individuum durch die Bezugnahme auf seine Geschlechtsklasse ein Gefühl dafür entwickelt, „was und wie es ist“, „und sich selbst hinsichtlich der Idealvorstellungen von Männlichkeit (oder Weiblichkeit) beurteilt“. Goffman weist darauf hin, dass diese Quelle der Selbstidentifikation eine der wichtigsten sei, die unserer Gesellschaft zur Verfügung stellt, „vielleicht noch wichtiger als Altersstufen“ (ebd.).

Es ist kein Zufall, dass gerade das Geschlecht ein, wenn nicht *das* entscheidende Differenzierungsmerkmal von Individuen ist. Die Geschlechtszugehörigkeit, welche bereits vor der Geburt eines jeden Individuums feststellbar ist, ermöglicht es, die Menschheit in zwei Basiskategorien zu unterteilen: männlich und weiblich. Obwohl diese Dichotomie auch zu Problemen führt (s.u.), haben die meisten Menschen ein großes Interesse an einer eindeutigen Geschlechtsidentität, denn es erleichtert ihnen eine Selbstverortung innerhalb eines soziokulturellen Systems der Zweigeschlechtlichkeit (vgl. Hagemann-White 1984). Die Vorgabe typischer Muster von männlichem bzw. weiblichem Verhalten in sämtlichen Gesellschaftssphären gibt den Individuen eine Art Handlungsschema an die Hand und bietet daher eine gewisse Verhaltenssicherheit.

Aber auch vor der Geschlechtsidentität haben die oben geschilderten Modernisierungsprozesse nicht Halt gemacht. Die dramatische Veränderung der Geschlechterrollen wird als eine der zentralen Umbruchserfahrungen der spätmodernen Gesellschaften aufgefasst (vgl. Keupp et al. 2002, 46), weil damit die Stabilität einer unserer entscheidenden Identitätsquellen abhanden gekommen ist. Das einst klar umrissene binäre Modell der Geschlechter löst sich auf in ein Gewirr von Fragen und Unsicherheiten (ebd., 88), zumal sich das Umdenken weder in der gesamten Gesellschaft durchgesetzt hat, noch abgeschlossen ist. Dadurch ergibt sich zu Beginn des 21. Jahrhunderts ein Nebeneinander von Bildern traditioneller und individuell ausgestalteter Geschlechtsrollen:

> Bei der Suche nach Identität als Männer und Frauen werden einerseits schmerzlich die tief eingeschliffenen Muster spürbar, und sie sind oft genug nicht zu überwinden; andererseits eröffnen sich offene Horizonte der Konstruktion neuer und weniger starrer Identitäten. (Keupp et al. 2002, 51)

Obwohl populärwissenschaftliche Bücher über Geschlechterstereotypen (wie die von Alan und Barbara Pease) sich großer Beliebtheit erfreuen, ist es heutzutage alles andere als einfach, eindeutig zu bestimmen, was denn nun typisch weiblich bzw. typisch männlich sei.[2] Sowohl die frühen als auch die jüngeren

Emanzipationsbewegungen haben zwar zu einem gewissen gesellschaftlichen Umdenken beigetragen, daneben existieren jedoch auch noch traditionelle Auffassungen von Geschlechtsrollenbildern. Heute prasseln auf uns daher gleichzeitig Bücher wie die der konservativen Eva Herman und das Buch der frechen Charlotte Roche, die sich für die Befreiung weiblicher Sexualität und gegen die „Verklemmung" des weiblichen Geschlechts ausspricht, ein.[3] Das Resultat ist ein Nebeneinander sehr unterschiedlicher Geschlechtsrollenbilder und damit einhergehend eine Verunsicherung beider Geschlechter, wie sie sich jeweils ‚angemessen' zu verhalten haben.[4] Ein und dasselbe Verhalten kann, je nachdem, wer das Gegenüber ist, Zustimmung oder Empörung hervorrufen. Mit dem Aufweichen der Geschlechtsrollenbilder bricht eine der wichtigsten Bastionen im Identitätsbildungsprozess weg.

Die Ausbildung einer stabilen und in sich stimmigen Geschlechtsidentität stellt daher heute eine extrem schwierige Aufgabe dar. Obwohl der Forschung dieses Problem in der Theorie bekannt ist, liegen bis heute wenige empirische Untersuchungen zu der konfliktreichen Konstitution der Geschlechtsidentität vor (vgl. McRobbie 1997, 193). Die vorliegende Untersuchung knüpft an dieses Forschungsdesiderat an, indem sie durch die Analyse der Freizeitgespräche in einer Mädchengruppe nachzeichnet, wie Geschlechtsidentität in der Lebenswirklichkeit dieser Mädchen zu Beginn des neuen Jahrtausends immer wieder thematisiert und verhandelt wird.

Identitäts- und Jugendforschung = Jungenforschung?

Die Identitätsforschung differenzierte lange Zeit kaum zwischen männlich und weiblich. Stattdessen wurde, wie in vielen anderen Bereichen auch, die männliche Erfahrungswelt zur Norm erklärt und weibliche Sichtweisen, wenn sie überhaupt Berücksichtigung fanden, wurden als Abweichung von dieser Norm betrachtet. Die Feminismusforschung kritisiert, dass „die Spezifität weiblicher Identitätskonstruktionen in den gängigen Konzepten regelmäßig beiseite gelassen wird" und Identitätsforschung „bislang wesentlich Forschung über die männliche Identitätsbildung [war], ohne daß dies so ausgewiesen worden wäre" (Keupp et al. 2002, 88, vgl. auch Hagemann-White 1984, 5).

Diese Kritik an der Identitätsforschung lässt sich auch auf die Jugendforschung übertragen. So beklagt z.B. Rebecca Branner (2003, 3), dass Jugendforschung lange Zeit ausschließlich Jungenforschung meinte. Becker-Schmidt und Bilden (1995) propagieren Impulse aus der Frauenforschung für die qualitative Sozialforschung, da der Jugend-Begriff der Jugendforschung lange Zeit ausschließlich vom Blick auf männliche Jugendliche bestimmt war (ebd., 28). Erklärt wird dieses Ungleichgewicht häufig mit der Tatsache, dass männliche Cliquen in der Öffentlichkeit präsenter seien, weil Mädchen weniger häufig in Gruppen auftreten, sondern es bevorzugten, sich mit der besten Freundin in privaten Räumen zu treffen (vgl. Eckert et al. 2000, 402).[5]

Die Beschränkung der empirischen Grundlage auf Jungengruppen führte dazu, dass einerseits Aussagen für Jugendliche allgemein gemacht wurden, die

für das weibliche Geschlecht aber unter Umständen nicht zutreffen, und dass andererseits gewisse Interaktionspraktiken kurzerhand als „typisch männlich“ deklariert wurden und werden, obwohl diese unter Umständen ebenso bei Mädchen zu beobachten wären, wenn es entsprechende empirische Untersuchungen gäbe.[6] Um diesen „male-stream“ (Becker-Schmidt/ Bilden 1995, 26) der Forschung zu durchbrechen, sei es notwendig, im vermehrten Maße weibliche Lebenserfahrungen und Lebenspraxen analytisch herauszuarbeiten, weshalb die vorliegende Untersuchung bewusst auf einer Mädchengruppe basiert.

Die Untersuchungsmethode der ethnografischen Gesprächsanalyse

Seit den 80er Jahren haben viele Forschende aus der Jugendspracheforschung, der Identitätsforschung und der Genderforschung[7] zunehmend auf die Unverzichtbarkeit der Ethnografie bei gesprächsanalytischen Arbeiten hingewiesen. Laut Neumann-Braun und Kollegen (2002) sind die gängigen jugendsoziologischen Forschungsmethoden wie Fragebögen, Interviews, Gruppendiskussionen und teilnehmende Beobachtung zwar in der Lage, einige identitätsrelevante Aspekte zu erheben, aber sie können einen zentralen Bereich nicht zufrieden stellend erfassen: „die vergleichsweise mikroskopischen Prozesse alltagsweltlicher sozialer Interaktionen, in denen Identität permanent zum Ausdruck gebracht, beansprucht, zugeschrieben und ausgehandelt wird“ (Neumann-Braun et al. 2002, 2).

Für die Untersuchung alltäglicher, diskursiver Aushandlung von Geschlechtsidentität hat sich daher die Verquickung von Gesprächsanalyse und Ethnografie als effektivste Untersuchungsmethode erwiesen. Konkret bedeutet dies, dass ich ca. zwei Jahre lang eine Gruppe von fünf befreundeten Mädchen bei ihren verschiedensten Freizeitaktivitäten (gemeinsames Video gucken, ‚Abhängen‘, Stadtbummel, Kinobesuche, Abendessen, Ausgehen etc.) begleitet habe. Von den dabei ablaufenden Gesprächen wurden Audioaufzeichnungen angefertigt. Es handelt sich daher um natürliche, nicht zu Untersuchungszwecken durchgeführte Alltagsgespräche. Die teilnehmende Beobachtung erlaubt es der Forscherin, ethnografisches Wissen zu erwerben, welches in Beobachtungsprotokollen festgehalten wurde. Durch die regelmäßige und intensive Auseinandersetzung mit der Gruppe erlangt man Einsichten in gewisse Regelmäßigkeiten des individuellen, sozialen und Gruppenverhaltens, Informationen aus der gemeinsamen Interaktionsgeschichte, Routinen, Interessen, Vorlieben etc. Ein solches ethnografisches Wissen stellt bei der Analyse von Gesprächen häufig eine große Bereicherung dar, weil es zu einem fundierten Verständnis der verbalen und paraverbalen Prozesse beiträgt.

Diejenigen Gesprächssequenzen, die mir für meine Fragestellung interessant erschienen, wurden transkribiert, d.h. verschriftlicht und – unter Zuhilfenahme ethnografischen und Kontext-Wissens – detailliert analysiert.

Identity-in-interaction – die diskursive Gestaltung von Identität

Will man ein vielschichtiges Phänomen wie Identität mit Hilfe der Gesprächsanalyse als interaktiv hervorgebrachtes Phänomen untersuchen, so muss Identität anders konzeptionalisiert werden als es lange Zeit in der Sozialpsychologie der Fall war. „Wer Identität untersucht, muß sich notwendig für Interaktion interessieren, denn die Einschätzung seiner selbst und anderer vollzieht sich weitgehend in und wegen der Interaktion", erkennt Anselm Strauss bereits 1959 (dt. 1974, 45). Deppermann und Schmidt weisen darauf hin, dass bisherige sozialwissenschaftliche Identitätsbegriffe für die empirische Untersuchung von Identität in Gesprächen große Probleme bereiten, weil sie sich häufig auf „abstrahierte Konstitutionsdimensionen von Identität [beziehen], die in der Untersuchung von alltäglichen Handlungsepisoden gar nicht oder nur höchst rudimentär eingeholt werden können" (2003, 27).

> Die gängigen Identitätsbegriffe scheinen also zu voraussetzungsreich, zu makroskopisch und zu sehr mit empirisch nicht einlösbaren Implikaten befrachtet zu sein, um eine gegenstandsadäquate Grundlage für die Untersuchung alltäglicher Interaktionen zu bieten. (ebd., 28)

Aus diesem Grund liegt dieser Untersuchung das interaktionistische Konzept der *identity-in-interaction* zugrunde, das sich wesentlich besser empirisch erfassen lässt. „The important analytic question is not (...) whether someone can be described in a particular way, but to show *that* and *how* this identity is made relevant or ascribed to self or others" (Antaki/ Widdicombe 1998, 191, Hervorhebung im Original). Es geht also nicht darum zu untersuchen, wer Gesprächspartner gemäß ihrer demografischen Daten ‚sind', sondern darum, im Gespräch hervorgebrachte Identitäten zu untersuchen, die Interaktanten aus einem weiten Spektrum an Möglichkeiten auswählen und relevant setzen. Im Zentrum dieses neuen Identitätskonzeptes steht, als wer oder was Gesprächsteilnehmer im Mikrokosmos der Interaktion einander lokal identifizieren, warum und auf welche Art und Weise (mit welchen sprachlichen Mitteln) sie dies tun. Der vorliegende Beitrag soll zeigen, wie die Mädchen durch das häufige Sprechen über Andere, z.B. über die *Britneys*, permanent auch Fragen ihrer eigenen Geschlechtsidentität verhandeln.

Ethnografie der Mädchengruppe

Die Mädchengruppe, auf deren Gesprächen meine Untersuchung basiert, setzte sich aus fünf befreundeten Mädchen zusammen. Zu Beginn der Aufnahmephase waren alle Mädchen fünfzehn Jahre alt. Den ‚harten Kern' der Gruppe bildeten drei Mädchen, die ich Kerstin, Anja und Steffi nenne. Daneben nahmen häufig, aber nicht immer, zwei weitere Gruppenmitglieder an den gemeinsamen Freizeitaktivitäten teil, die ich Susi und Hilda nenne. Die Freundinnengruppe formierte sich ca. drei Jahre vor Beginn meiner Feldforschung und blickte daher schon

auf einige gemeinsame Erlebnisse und Erfahrungen zurück. Es handelt sich also um „a close-knit group of intimates“ (Androutsopoulos 2003, 9), die über einen Zeitraum regelmäßiger Sozialisation gemeinsame Ressourcen entwickelt, wie „the accumulation of shared codes, ways of talking, beliefs, and values, shared interactional history“ (ebd.). Ihre Gespräche sind für Außenstehende oft nicht leicht nachzuvollziehen, weil viele Selbstverständlichkeiten zwischen den Gruppenmitgliedern herrschen, die nicht mehr expliziert werden. Bei allen Mädchen handelt es sich um Gymnasiastinnen, wobei der ‚harte Kern‘ der Mädchengruppe nicht sehr schulorientiert ist und die Mädchen mit ihren teilweise schlechten Noten kokettieren. Mit Ausnahme von Susi, die aus einem Akademikerhaushalt stammt und deren Familie der Oberschicht zuzuordnen ist, stammen alle Mädchen aus Mittelschichtfamilien.

Natürlich kann eine Untersuchung einer kleinen Einzelgruppe keine Aussagen über *die* Mädchen in Deutschland machen. Vielmehr soll es darum gehen, exemplarisch die Lebensrealität einiger weniger Mädchen zu dokumentieren, diese dafür umso detaillierter. Empirische Untersuchungen wie die von Branner (2003) und meine Untersuchung zeigen beispielhaft, dass es sehr wohl so etwas wie über einen längeren Zeitraum stabile Mädchencliquen gibt, und widerlegen damit die sozialpsychologische Forschungsliteratur: „Im Schulalter fehlt dem Mädchen etwas, das für den Jungen zu dieser Zeit zentral ist: die Bildung einer stabilen Gruppe mit gleichaltrigen Mädchen“ (Leeb 1998, 46 f). Durch den Vergleich vieler empirischer Untersuchungen von Kleingruppen können schließlich weiter reichende Aussagen gemacht werden, die womöglich repräsentativ für viele Mädchen in Deutschland bzw. auch anderen Ländern sind.

Die Anderen und wir

Identität wird immer in Auseinandersetzung mit Anderen konstituiert. Wer die soziale Identität von Individuen erforschen will, muss daher zwangsläufig auch die Beziehungen dieser Individuen zu anderen Personen und Gruppen berücksichtigen, denn aus „anthropologischer Sicht ist die Identität eine *Beziehung* und nicht, wie die Umgangssprache meint, eine individuelle Eigenschaft“ (Goussiaux zit. nach Keupp et al. 2002 , 95, Hervorhebung von J.S.). Identität und Alterität sind untrennbar miteinander verbunden und die Identitätsfrage sollte daher nicht lauten ‚Wer bin ich?‘, sondern „[W]er bin ich im Verhältnis zu den anderen, wer sind die anderen im Verhältnis zu mir?“ (ebd.).

Der Sprachwissenschaftler Johannes Schwitalla beobachtete 1986, wie eine Gruppe Jugendlicher sprachlich verschiedene Gegenwelten evoziert und über die Karikierung bestimmter fremder Verhaltensgewohnheiten „ex negativo“ (1986, 256) zu ihrer eigenen sozialen Identität findet. In meiner eigenen Untersuchung konnte ich ebenfalls die ständige Kontrastierung der Mädchen mit verschiedenen Anderen beobachten. Hierzu gehören Lehrer, Mitschüler, Bekannte, Passanten auf der Straße, Personen, denen sie im Bus begegnen, aber – weil die Medien im Denken und Handeln der Mädchen eine so übergeordnete Rolle

spielen – auch Personen aus Film, Fernsehen und Musik, wie Talkshowgäste, Musik- und Filmstars etc.

Es fiel auf, dass die Mädchen seltener über Individuen sprechen, sondern dass sie die Anderen meistens in soziale Kategorien, wie die *Ökos, Hip Hopper, Türken* und eben auch die *Britneys*, einteilen. Die Kategorisierungsaktivitäten der von mir beobachteten Mädchen belegen, dass sie äußerst sensibel für identitätsrelevante Aspekte (Aussehen, Verhaltensweisen) sind und großen Spaß daran haben, solche kategoriengebundenen Eigenschaften zu explizieren. Nur wenn es um die eigene Gruppe geht, weichen die Mädchen konkreten Aussagen darüber, wer oder wie sie sein wollen, aus. Der Weg zur Erfassung der Identität der Mädchen führte mich also über die ‚Anderen', sprich das soziale Umfeld der Mädchen, das in ihren Gesprächen immer wieder verhandelt wird.

Eine in der Mädchengruppe besonders prominente Kategorie, die auf den zur Zeit der Datenaufnahme (2001) populären Popstar Britney Spears zurückgeht, sind die *Britneys*. Nach Aussage der Gruppe haben die Mädchen sich diese Personenbezeichnung selbst ausgedacht, um einen bestimmten Mädchentypus zu charakterisieren. Innerhalb der Gruppe ist die Bezeichnung *Britneys* zu einem feststehenden Terminus geworden, der mit bestimmten Attributen gefüllt ist und in der Gruppeninteraktion nicht mehr näher expliziert werden muss. Der folgende Gesprächsauszug bildet daher eine Ausnahme im Datenkorpus, denn er enthält eine Erläuterung der Mädchen, was sie unter dieser sozialen Kategorie verstehen. Der Grund dafür liegt darin, dass diese Sequenz in einer sehr frühen Phase der Datenerhebung aufgezeichnet wurde und die Erklärung der Kategorie sich an mich als Außenstehende bzw. neues ‚Gruppenmitglied' richtet. Der Auszug ist interessant, weil die Mädchen die Kategorie hier selbst in einzelne Merkmale zerlegen, die für die Verhandlung ihrer eigenen Geschlechtsidentität bedeutsam sind.

Die Britneys

Kontext: Bei dem Treffen sind alle fünf Gruppenmitglieder anwesend, wobei zwei Mädchen der Kerngruppe während dieser kurzen Sequenz nicht im Raum sind.

(Anonymisierte) Sprecherinnen: Hi = Hilda, Su = Susi, St = Steffi, Ja = Forscherin, a = alle

01		[((Gemurmel))][8]
02	Hi	[weißt du was](.) was BRITneys sind?
03	Ja	[j:a::,]
04	Hi	[ham]die dir=s schon erKLÄRT?
05	Ja	ja: erklär DU mir ↑mal,
06		(2.0)
07	Hi	des sind=
08	Su	=hilda wir KONNTen ihr=s nicht richtig erklärn;

09		<<dim> es tut uns [sehr leid.]>
10	St	[sag mal die] MERKmale auf,
11		[hehe]
12	Hi	<<p> [nein] des sind->
13	St	<<lachend> OPtische merkmale>
14		SEItenscheitel;
15		hehe ziGEUnerohrringe;
16	Hi	des sind mädchen [die sich GLEICH klEIden]
17	St	[alles ↑glATT gege:lt,]
18	Hi	gleich verkleid- äh [gleich] KLEIden
19	St	[weste;]
20	Hi	gleich verHALTen;
21	Su	hihihi
22	Hi	ä::m (.) und des is so=n STEreotyp weißt du?
23		also (-) jemand mit-(–)
24		MÄDchen mit blonden HAAren meistens;
25	Ja	<<h> ↑ICH bin eine britney,>
26	a	!NEI::N!
27	St	[du hast ja kein]seitenscheitel-
28	Hi	[daZU gehört dann-]
29	St	und [keine ziGEUnerohrringe;]
30	Hi	[daZU gehört dann]
		so=ne SChWARze tAsche so=ne qS tasche,
31	Ja	a::h
32	Hi	KENNst du die?
33	Ja	ja;
34	Hi	dann [entweder eine=]
35	St	[no angels;]
Hi		=WESte oder eine ↑jEAns↓jacke;
36		dazu eine schwarze oder eine
		DUNkel:(.)blaue jeanshose-
37		und irgendwelche (.)w:eißen SPORTschuhe,
38	St	oder oder ganz knallrote hosen ENG anliegend;
39		oder ganz knallSCHWARze hosen;
40	Hi	ja so BISmarck(.)tussenmäßig;
41	Ja	mhm,
42	St	und halt geSCHMINKT bis zum gehtnichtmehr;
43		((Knall))

Die Frage in Zeile 2 richtet sich an die Forscherin, womit klar ist, dass die ausführliche Auseinandersetzung mit der Kategorie für mich als Gruppenfremde unternommen wird. Abwechselnd nennen zwei der Mädchen (Susi hält sich hier als Sprecherin sehr zurück) verschiedene „Merkmale“, anhand derer sich die *Britneys* beschreiben lassen. Steffi beginnt mit der Beschreibung des äußeren Erscheinungsbildes der *Britneys*. Sie nennt verschiedene „optische merkmale“ (13), die ihr spontan einfallen. Dazu gehören die Frisur („seitenscheitel“ (14),

„alles glatt gegelt“ (17)) und Modeaccessoires („zigeunerohrringe“ (15)[9], „weste“ (19)).

Hilda ergänzt Steffis Aufzählung durch die sachliche Beschreibung weiterer *Britney*-Eigenschaften, wobei die von ihr genannten Charakteristika im Gegensatz zu den von Steffi genannten auf einem höheren Abstraktionsniveau angesiedelt sind. Das wesentlichste Bestimmungsmerkmal der *Britneys* nennt Hilda in Zeile 16: Es handelt sich bei den Mitgliedern der Kategorie *Britneys* um *Mädchen*. Dass *Britneys* eine rein weibliche Kategorie ist, lässt sich natürlich schon von der Namenspatronin ableiten, aber Hilda unterstreicht die weibliche Geschlechtszugehörigkeit durch ihre Reformulierung in den Zeilen 23/ 24: Sie spezifiziert den Ausdruck „jemand“ in „mädchen“. Das Datenkorpus umfasst viele andere Sequenzen, in denen verschiedene männliche Abgrenzungskategorien (z.B. *Hip Hopper, Gangsta*) behandelt werden, aber hier geht es darum, einen bestimmten Mädchentypus zu beschreiben.

Hilda nennt im Folgenden zwei weitere entscheidende Merkmale: „des sind mädchen die sich gleich kleiden“ (16) und „gleich verhalten“ (20). Diese Aussagen summieren ein weiteres zentrales Merkmal der *Britneys*: ihre Konformität. Wie sich die Verhaltenskonformität im Einzelnen äußert, erläutert Hilda nicht weiter. Die Kleidungskonformität hingegen wird detailliert ausgeführt, vermutlich weil sie sich leichter greifen lässt. Die Kleidung der *Britneys* wird hier wie eine Uniform beschrieben (diese Mädchen kleiden sich alle gleich), d.h. sie nimmt den Mitgliedern dieser Kategorie ihre Individualität.

Eine bemerkenswerte Feststellung macht Hilda in Zeile 19: „also des is so=n stereotyp“. Durch diese Äußerung entlarvt sie ihren eigenen Sprachgebrauch bzw. den der Gruppe als stereotypisierend, was er natürlich auch ist. Hilda füllt dieses Stereotyp im Folgenden mit einzelnen Beschreibungsmerkmalen: „mädchen mit blonden haaren meistens“ (24), eine Tasche einer bestimmten Modemarke, abermals „weste“ „oder jeansjacke“ (35), „schwarze oder dunkelblaue jeanshose“, „weiße sportschuhe“.

Wenn man sich die genannten Merkmale zusammen ansieht, handelt es sich jedoch um keine außergewöhnlichen Kleidungsstücke bzw. Accessoires. Die Mädchen selbst scheinen dies während ihrer Auflistung zu bemerken, denn Steffi versucht schließlich noch ein wenig Drastik hineinzubringen, indem sie „ganz knallrote hosen eng anliegend oder ganz knallschwarze hosen“ nennt, wobei sie das Wort knallschwarz im Eifer des Gefechts (vermutlich in Anlehnung an knallrot) selbst kreiert. Insgesamt betrachtet, handelt es sich dennoch um die Beschreibung recht gewöhnlicher, modisch gekleideter jugendlicher Mädchen. Was für eine Abgrenzungskategorie wird hier also kreiert und zu welchem Zweck?

Da die Adoleszenz eine entscheidende Lebensphase hinsichtlich der Herausbildung der eigenen Identität bildet (vgl. Oerter & Dreher 1995, 346) und Individualität in dieser Zeit besonders große Bedeutung erhält, ist die skizzierte Normalität implizit ein negatives Urteil.

Es ist kein Zufall, dass gerade die Kleidung der *Britneys* so detailliert beschrieben wird, denn sie erhält in der Adoleszenz Symbolfunktion. Der Kulturanthropologe Willis (1990, 112) schreibt:

> Kleider sind wie musikalische Vorlieben ein Indikator für die kulturellen Identitäten und die Freizeitorientierungen verschiedener Gruppen von Jugendlichen (...). Kleider sind auch ein entscheidendes Medium für elementare Ästhetiken, in denen Jugendliche ihre jeweiligen persönlichen Identitäten ausdrücken und erkunden.

Er schreibt weiter: Jugendliche setzen Kleidung ein, „(...) um zu bezeichnen, wer sie sind und für wen sie sich halten“. Kleider werden u.a. benutzt, um „von den Altersgenossen akzeptiert zu werden und um anders oder interessant auszusehen“ (1990, 112/113). Die hier skizzierten *Britneys* hingegen sehen keineswegs anders oder interessant aus, sondern sie kleiden sich gleich und verhalten sich darüber hinaus (angeblich) auch noch gleich. Mit dieser Feststellung sprechen die Mädchen also implizit das unter Jugendlichen vernichtende Urteil der mangelnden Individualität aus.

Für den Abgrenzungsprozess aufschlussreich, aber ohne ethnografisches Wissen kaum verständlich, ist der abschließende zusammenfassende Kommentar von Hilda in Zeile 40, *Britneys* seien „so bismarcktussenmäßig“. Der Bismarckplatz bildet in der Heimatstadt der Mädchen eine Art Stadtzentrum, da dort sämtliche öffentliche Verkehrslinien zusammenlaufen. Häufig ist es auch der Treffpunkt der Mädchengruppe, wenn gemeinsame Unternehmungen anstehen. Die Mädchen mokieren sich jedoch über Jugendliche, „die immer am bismarckplatz rumhängen“ (Originalzitat, Feldprotokoll vom 18.12.2002). Gleichaltrige, die dies tun, werden mitunter auch *Asoziale* oder *Proleten* genannt, so dass die Erwähnung dieses Platzes innerhalb der Gruppe negative Assoziationen evoziert. Weitere Abwertung erhält das selbst kreierte Kompositum „bismarcktussenmäßig“ durch das Wortglied „tussen“, das eine „salopp, oft abwertende Bezeichnung für weibliche Personen“ darstellt (Duden 1999, 4001).[10]

Von den Anderen zum Selbst

Was erfährt man nun in dieser Sequenz über die Fremd- und Selbstdarstellung und schließlich über die Identität, und besonders die Geschlechtsidentität, der Mädchen?

Zieht man bei der Analyse ethnografisches Wissen hinzu, so lassen sich verschiedene Aspekte, die im Dienste der Identitätsarbeit stehen, herauskristallisieren. Bereits die Wahl des Kategoriennamens (*Britneys*) gibt einen Hinweis auf die Selbstdarstellung der Mädchen, denn sie wählen einen Musikstar als Label für diese Kategorie. Wie das Zitat von Willis verrät (s.o.), sind musikalische Vorlieben ein wichtiger Indikator für die jugendkulturellen Identitäten. Musik wird auch von diesen Mädchen nicht einfach konsumiert, sondern eigener und fremder Musikgeschmack wird im Gespräch der Mädchen ständig thematisiert und die Affinität zu bestimmten Musikgruppen oder -richtungen wird von ihnen oft als ein kategorienkonstituierendes Kriterium herangezogen.

Während die Mädchen sich mithilfe der negativen Kategorien *Hip Hopper* und *Gangschta* gegen ganze Musikrichtungen aussprechen, steht hier eine einzelne Sängerin stellvertretend für eine Musikrichtung. Die Kritik richtet sich

gegen den Habitus der Sängerin, aber auch gegen die Art ihrer ‚*Mainstream*-Musik'. Jedes Aufrufen der selbst erfundenen Kategorie *Britneys* erlaubt den Mädchen implizit, das negative Urteil über die Sängerin auszusprechen, und ist damit Ausdruck ihrer Abgrenzung vom *Mainstream*. Die Verwendung des medialen Kategoriennamens setzt natürlich einen Gruppenkonsens über Britney Spears voraus und ist somit eine ständige Bestätigung des negativen Gruppenurteils über die damals sehr populäre Sängerin, was nebenbei zur Festigung der Freundinnengruppe beiträgt.

Die Konstitution dieser Kategorie ist gleichzeitig eine kreative Anwendung ihres Expertinnenwissens im Bereich der Musikkultur, denn wer Britney Spears als Quelle für ein Kategorienlabel einsetzen kann, muss zunächst über eine gewisse Kenntnis ihrer Musik, den ihrer Person anhaftenden Klischees und natürlich ihres äußeren Erscheinungsbildes verfügen. Ein solches Medienwissen, das die Mädchen gerne und häufig unter Beweis stellen, setzen sie oftmals zur sozialen Kategorisierung ihres sozialen Umfeldes ein.[11] Darüber hinaus erfüllt die Verwendung der Kategorie *Britneys* noch weitere Funktionen. Wie die Analyse der einzelnen Merkmale ergeben hat, verhandeln die Mädchen mithilfe dieser Kategorie die in der Jugendphase so zentralen Identitätsaspekte der Authentizität und Individualität. *Britneys* sind Mädchen, die – ähnlich wie Britney Spears in der Musikwelt – jugendlichen Mainstream verkörpern. Wer anderen mangelnde Authentizität und Individualität vorwirft, beansprucht diese implizit für sich selbst.

Für die Geschlechtsidentität relevant ist natürlich der spezielle Mädchentypus, der mithilfe der Kategorie hier zum Ausdruck gebracht wird und von dem die Mädchengruppe sich abgrenzen will. Die Analyse hat gezeigt, dass es sich hierbei um einen sehr mädchenhaften Typus handelt: eng anliegende Hosen, allgemein modische Kleidung, große goldene Ohrringe, starkes *Make-Up* und blonde Haare. Hier wird der Typus Frau oder Mädchen skizziert, der uns von Fernseh- oder Jugendzeitschriften entgegen lächelt. D.h. er bedient einerseits wieder den *Mainstream* und betont gleichzeitig typisch feminine Attribute. Obwohl die Sequenz für ein Gespräch unter Jugendlichen auffällig wenig Bewertungsadjektive enthält, besteht kein Zweifel darüber, dass die Mädchen einen solchen Typus ablehnen: Sie selbst wollen keine solche (Bismarck-)Tussen sein!

Interessant zu wissen ist jedoch, dass die Mädchen sich zumindest äußerlich kaum von diesen Mädchentypen unterscheiden, denn sie alle kleiden sich ebenfalls feminin und der Mode entsprechend und zwei von ihnen haben blonde Haare. Wie so oft in Abgrenzungsprozessen werden die (vermeintlichen) Unterschiede maximiert und Gemeinsamkeiten minimiert. Die Mädchen bauen also künstlich eine Distanz zu solchen Mädchentypen auf, denen sie selbst nicht ähneln wollen. Liegen in der Realität keine Abgrenzungskriterien vor, so werden sie durch die Maximierung von Unterschieden und das Herunterspielen von Gemeinsamkeiten kurzerhand geschaffen. Der Grund für solche verzerrten Darstellungen liegt im Konflikt zwischen der Maxime der Individualität einerseits und dem Gruppenzwang andererseits, den Zötsch (1999, 97 f) folgendermaßen beschreibt:

> Kleidung und Marken dienen der Identitätsfindung und dem Versuch der Abgrenzung des Eigenen vom Anderen. (...) [D]ie Mädchen spüren die Gratwanderung zwischen der Suche nach Abgrenzung der eigenen Individualität und dem, was die signifikanten Anderen in Schule und Freundeskreis für ‚in‘ oder ‚hip‘ halten.

Die von Zötsch beschriebene Gratwanderung, der sich kaum ein Individuum entziehen kann, ist ein Konflikt, den *alle* Jugendlichen, egal ob Mädchen oder Jungen, erleben. Was bei diesen Mädchen jedoch noch erschwerend hinzukommt, ist eine gesellschaftliche Erwartungshaltung an die weibliche Geschlechtsrolle, die ihren eigenen Bedürfnissen nach Freiheit, Rüpelhaftigkeit, Tabulosigkeit etc. widerspricht (s.u.). Zwar wurde eingangs diskutiert, dass Geschlechterrollen heutzutage nicht mehr so eindeutig und starr definiert sind wie vor einigen Jahrzehnten. Dennoch sind wir faktisch noch immer weit davon entfernt, für beide Geschlechter dieselben Verhaltensweisen gleichermaßen zuzulassen. Durch verschiedene Sozialisationsinstanzen wie Eltern, Lehrer, *Peergroups*, Medien etc. lernen Individuen, ihre Rolle in der Gesellschaft einzunehmen. Eine der Theorien der Adoleszenz, der lerntheoretische Ansatz, nimmt an, dass Individuen einerseits „Zusammenhänge zwischen Verhaltenserwartungen und zugewiesenen Rollen“ erlernen und andererseits lernen, dass „erwünschtes Verhalten gebilligt und belohnt wird, während unerwünschtem Verhalten Mißbilligung oder Strafe folgt“ (Oerter/ Dreher 1995, 318). Die Geschlechtsrolle determiniert dabei maßgeblich die Handlungsspielräume von Individuen:

> Die Tatsache, dass die Gesellschaft gleiche Verhaltensmuster bei männlichen und weiblichen Individuen nicht in gleicher Weise billigt, [ist ein] Grund für eine geschlechtsspezifische Kanalisierung von Verhaltensmustern, die gesellschaftlich als adäquat vorgezeichnet sind. Insofern stellt die Adoleszenz eine Periode dar, in der sich Jugendliche im Kontext neuer geschlechtstypischer – und per sozialer Definition gebilligter – Verhaltensweisen definieren müssen. (Oerter/ Dreher 1995, 319)

Eine solche Dichotomie der Geschlechter ist problematisch, da Ungleichheiten häufig Ungerechtigkeiten nach sich ziehen. Die jugendpsychologische Forschungsliteratur enthält viele Beispiele dafür, dass männliche Jugendliche ein weitaus positiveres Selbstbild von sich haben als weibliche. So ergab der so genannte „Offer-Selbst-Fragebogen für Jugendliche“[12], dass die männlichen Jugendlichen sich eher als kontrolliert, frohgestimmt, ausgeglichen und zukunftsorientiert beschrieben, während die Mädchen sich eher als emotional labil und ängstlicher empfanden (vgl. Offer et al. 1988). Auch Gilligans Untersuchung zeigt, dass der Eintritt von Mädchen in die Geschlechtsreife häufig von einem Bruch in ihrem Selbstwertgefühl begleitet wird (vgl. Gilligan 1984), und Becker-Schmidt (1995) beobachtet, dass die weibliche Rolle bereits von kleinen Kindern als einengend und minderwertig beschrieben wird.

Die empirische Untersuchung der Soziologin Ute Schad (1996) gibt Hinweise darauf, wie dieses unterschiedliche Selbstwertgefühl von Jungen und Mädchen zustande kommt. Im Rahmen von Workshops ließ sie Jugendliche verschiedene

Rollen verkörpern. Bezüglich der Mädchen macht sie zwei zentrale Beobachtungen: 1) Mädchen haben ein sehr viel klareres Bild von Männlichkeit als von Weiblichkeit:

> Während die Mädchen spontan auf die Frage antworten, was sie mit dem Begriff ‚Männlichkeit' verbinden, geraten sie bei der Frage, was sie mit dem Begriff ‚weiblich' assoziieren, erst einmal ins Stocken. Dagegen wissen sie genau, was die Jungen als ‚weibliche' Eigenschaften betrachten: Unterordnung und Anpassung. (Schad 1996, 106)

2) Mädchen schlüpfen begeistert in die Rolle von Jungen und zeigen eine starke Rollenidentifikation: „Sie finden sich selbst ‚cool', demonstrieren Dominanz und Stärke (...)" (Schad 1996, 83).

Die Mädchen begründen ihren Spaß an Jungenrollen mit folgenden Argumenten:

Mädchen 3:	‚Einmal nur um so richtig gemein zu sein, einfach nicht nur so brav und ruhig zu sein.'
Mädchen 5:	‚Einmal nur, um das zu sagen, was die Jungs immer so sagen, austoben also.'
Mädchen 3:	‚Wahrscheinlich wollen wir auch teilweise mal in einen Jungen rein irgendwie, so aufführen irgendwie.' (Schad 1996, 107)

Diese Untersuchungsergebnisse decken sich mit denen meiner empirischen Studie zehn bzw. zwanzig Jahre später: Mädchen verbinden auch zu Beginn des neuen Jahrtausends mit der männlichen Geschlechtsrolle sehr viel mehr Freiheiten. Trotz der Emanzipationsbewegung, deren Ziel die Veränderung und das Aufbrechen eines einschränkenden weiblichen Stereotyps war und ist, empfinden viele Mädchen ihre Geschlechtsrolle bis zum heutigen Tag ganz eindeutig als Einschränkung ihrer Handlungsspielräume. Die Mädchen meiner Untersuchung empfinden mediale Konstrukte wie *Girl Power*, Buchtitel wie „Gute Mädchen kommen in den Himmel, böse überall hin"[13] usw. (zu Recht) als verlogen, denn sie implizieren weibliche Freiheiten, die Mädchen im Alltag de facto nach wie vor nicht zustehen. Mädchen „müssen die Spannung aushalten zwischen den Bildern der ‚starken Mädchen' (...), und der am eigenen Leib erfahrenen Unmöglichkeit, diesen Bildern zu entsprechen" (Stauber 1999, 60). Diese Spannung bringt auch die folgende Sequenz deutlich zum Ausdruck. In einem ethnografischen Interview, welches am Ende der Aufnahmephase mit den Mädchen durchgeführt wurde, äußerte sich Anja folgendermaßen:

01 An an FAsching bei uns inner ↓schule,
02 da hat der <<schmunzelnd> bIbo und der BASti[14]>,
03 die war=n als schotten verkleidet und hatten ↑KILTS an;
04 und NIX unne drunna;
05 und als die den zweiten platz für ihr kostÜM gekriegt haben,

06 <<schmunzelnd> ham die halt der GANZen schule
den ARSCH gezeigt>;
07 und ham halt so SCHEISS gemacht und sind auf der bühne rumgetanzt;
08 wenn das=n MÄDchen gemacht hätt-
09 Ke [wär se-]
10 An [die wär] EINgeliefert;
11 Ke ja::
12 An <<all> also ich mein> manche ↑SACHen macht man
oder KANN man als mädchen einfach net machen;
13 weil des so der- des is so-
14 (1,0)
15 ff- FEST<<lachend>gelegt irgendwie;>
16 Ja hm
17 An weil weil ich weiß net em,

In dieser Sequenz schildert Anja das Verhalten zweier Jungen an ihrer Schule. „[D]er ganzen schule den arsch“ zu zeigen (6), stellt einen kleinen Akt der Rebellion gegen die von den Mädchen wenig geliebte Institution Schule dar und begeistert sie, wie Anja auch durch ihr wiederholtes Schmunzeln (2,6) signalisiert. Gleichzeitig ist sie sich bewusst, dass ein Mädchen sich ein solches subversives Verhalten nicht leisten kann, ohne mit scharfen Sanktionen rechnen zu müssen. Ihre hyperbolische Äußerung „die wär eingeliefert“ (10) bedeutet vermutlich, dass man ein Mädchen bei gleichem Verhalten in eine geschlossene Anstalt eingeliefert hätte. Kerstin bestätigt die Ausführungen ihrer Freundin (9,11). Die Mädchen geben hier anhand einer persönlichen Alltagserfahrung mit eigenen Worten das Zitat von Oerter/ Dreher (1995, s.o.) wieder.

Trotz ihres Wissens um solche gesellschaftlichen Normen versuchen die Mädchen häufig aus ihrer Rolle auszubrechen, indem sie sich unermüdlich von Mädchentypen (wie den *Britneys* oder den *Tussen*) abgrenzen, welche sie in ihren Gesprächen als übertrieben mädchenhaft ausgestalten. Die teilnehmende Beobachtung über fast zwei Jahre hat gezeigt, dass diese Mädchen zwar aufgrund ihres Erscheinungsbildes nach außen hin konventionell wirken, sie aber ansonsten viele Verhaltensweisen an den Tag legen, die in der Forschungsliteratur häufig als typisch männliche bezeichnet werden. Dazu gehört z.B. ihre Präferenz für besonders harte Musikstile wie *Rock* und *Heavy Metal* und ihre Vorliebe für *Action*-, Horror- und *Science Fiction*-Filme.

Auch in ihrem alltäglichen Verhalten konnte ich Aspekte beobachten, die man allgemein eher Jungen zuschreibt, so trinken die Mädchen Bier, prahlen mit ihrem hohen Alkoholkonsum und Schlägereien, veranstalten Rülpswettbewerbe, verwenden unflätige Ausdrücke und Schimpfwörter, reden über anstößige Dinge und ziehen als Clique abends um die Häuser.[15] Gleichzeitig wissen sie jedoch sehr wohl, dass sich all diese Verhaltensweisen für Mädchen nicht ‚schicken‘ und sie deshalb mit gesellschaftlichen Sanktionen zu rechnen haben. Der folgende Gesprächsausschnitt macht ihre Unzufriedenheit mit ihrer Rolle als Mädchen abermals eindringlich deutlich:

01 An und dann ham wir FESTgestellt,
02 mann zu sein ist einfach besser;
03 ((...))
04 Ke man kann RUMlaufen
[wie man will man kann (alt)sein];
05 An [man kann RUMlaufen wie man will] und-
06 Ke UND sieht sogar noch gut aus;
07 An ja (-) man kann etwas DICKer sein
und man kann (-) immer VOLL sein und wird nicht gleich als prolet beschimpft;
08 An [man kann]
09 Ke [man kann] mit jedem RUMmache
ohne als SCHLAMPE benutz- be- beschimpft zu werden;
10 An ja;
11 Ke ja;
12 An ach uns geht=s halt scheiße;

Während Jungen und Männern all diese Rechte und Freiheiten zugestanden werden, verbietet den Mädchen ihre Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht solche Verhaltensweisen, die sie aber offensichtlich ebenfalls gerne ausleben würden. Anjas Ausführungen machen deutlich, dass die Mädchen der vorliegenden Untersuchung sich in ihrer Rolle als Mädchen regelrecht ‚gefangen' fühlen – weswegen sie immer wieder Versuche unternehmen, aus dieser Rolle auszubrechen. Die Konstitution der *Britneys* und anderer weiblicher Negativkategorien und die permanente Abgrenzung von diesen Kategorien sind Teil ihres ‚Ausbruchsversuchs'.

Eine gewisse Verleugnung der eigenen Weiblichkeit konnte auch bei Frauen beobachtet werden, die mittels autobiografischer Erzählinterviews zur Selbstwahrnehmung der eigenen Entwicklung von Weiblichkeit befragt wurden. Dabei stellte sich eine der interviewten Frauen in ihrer Lebenserzählung als „Fremde im eigenen Geschlecht" dar (Woltemate/ Lucius-Hoehne 2002, 325). Die Forscherinnen beobachten bei dieser Frau ihr „Bemühen, sich von den Angeboten an Weiblichkeit zu distanzieren", indem sie „auf ein stereotypes Weiblichkeitsbild" zurückgreife (2002, 324). Nichts anderes praktizieren die Mädchen durch die Abgrenzung von ‚mädchenhaften' Kategorien. Dass sie dabei ebenfalls ein „stereotypes Weiblichkeitsbild" zeichnen, ist den Mädchen teilweise bewusst, wie Hildas Feststellung in der ersten Sequenz deutlich macht.

Fazit

Die Analysen der Gespräche in dieser Gruppe haben gezeigt, dass Identität diskursiv – wenn auch nicht immer bewusst und daher oft implizit – von den Mädchen verhandelt wird. Wie so oft bei der Identitätsaushandlung werden verschiedene „Andere" herangezogen, um über die Abgrenzung das eigene Selbst zum Ausdruck zu bringen. Die Strategie der Überzeichnung der Anderen, im

Fall der *Britneys* als besonders „mädchenhaft“, lässt sich auch in Hinblick auf andere Identitätsaspekte beobachten. So ist es den Mädchen zum Beispiel auch ein Anliegen, sich von strebsamen MitschülerInnen, den so genannten *Fritten* abzugrenzen. Diesen wird dann (scherzhaft) unterstellt, sich am Wochenende den Schlüssel der Schulbibliothek auszuleihen, um dort ungestört zu arbeiten, während die Mädchen sich von allem, was mit Schule zu tun hat, distanzieren. Dieses Prinzip der Maximierung der Unterschiede zwischen *Ingroup* und *Outgroup(s)* ist typisch für Abgrenzungsprozesse und wurde auch in empirischen Untersuchungen von ganz anderen Aspekten beobachtet.[16] Abgesehen davon, dass solche Überzeichnungen der Anderen dem Abgrenzungsprozess dienlich sind, haben die Mädchen auch großen Spaß an ihren teilweise schamlosen (und mitunter nicht ganz ernst gemeinten) Übertreibungen.

Während sie in ihren Gesprächen überwiegend eine spaßhafte Interaktionsmodalität wählen, muten die Äußerungen der Mädchen im nachträglich durchgeführten Interview jedoch durchaus ernst an. Direkt danach befragt, stellt sich ihre Geschlechtsidentität nämlich alles andere als spaßig dar. Obwohl die Mädchen im Schutz ihrer Gruppe viele ‚unweibliche‘ Verhaltensweisen an den Tag legen, stoßen sie damit in der Öffentlichkeit letztendlich immer wieder an ihre Grenzen. Es lässt sich deshalb eine große Diskrepanz zwischen ihrem recht unauffälligen Äußeren, das von außen wahrgenommen wird, und ihrem Verhalten im Privaten beobachten. Diese Beobachtung stützt die eingangs genannte Forderung nach mehr empirischen Untersuchungen zum Thema „Geschlechtsidentität“, da auf diese Weise Details aus den Alltagserfahrungen der Mädchen erhoben werden konnten, die mithilfe anderer Untersuchungsmethoden (z.B. der Fragebogenerhebung) nicht erfasst worden wären.

Die Analyse authentischer Gespräche von „ganz normalen Mädchen“ zeigt eindringlich, dass die Möglichkeiten, die weibliche Geschlechtsrolle auszufüllen, in der Realität nicht so vielfältig und progressiv sind, wie sie in der Theorie häufig dargestellt werden. Es besteht immer noch ein „Spannungsverhältnis zwischen individuellen Bedürfnissen und gesellschaftlichen Anforderungen“ (Oerter/ Dreher 1995, 326), welches sämtliche Interaktionen der Mädchen bestimmt und einen enormen Konflikt bei der Ausbildung ihrer weiblichen Geschlechtsrollenidentität verursacht. Die Analyse hat gezeigt, dass die Mädchen durch die Abgrenzung von sozialen Kategorien, wie z.B. den *Britneys*, das gesellschaftlich immer noch vorherrschende Bild von Weiblichkeit kritisieren und für sich selbst, so gut es geht, negieren. Ihr permanenter Konflikt zwischen gesellschaftlichen Erwartungen und eigenen Bedürfnissen zeigt, was es heutzutage immer noch bedeutet, ein Mädchen zu sein: nämlich lange nicht so viel Spaß und Freiheiten zu haben wie ein Junge. Es ist wünschenswert, dass wir in Zukunft nicht nur in Romanen und Filmen Mädchen begegnen, denen sämtliche Freiheiten und Rechte von Jungen zustehen, sondern dass Mädchen sich auch in der Realität so ungezwungen verhalten können, wie sie wollen, ohne dass sie fürchten müssen, „eingeliefert“ zu werden. Because girls just want to have fun, too.

Anmerkungen

1 Vgl. Spreckels (2006).
2 Meines Erachtens ist der Boom solcher Bücher gerade ein Ausdruck der zunehmenden Geschlechterverunsicherung, weil die darin (teilweise mit einem Augenzwinkern) propagierten Stereotypen Menschen genau die Verhaltensweisen der Geschlechter liefern, die in der Realität so eindeutig nicht mehr vorzufinden sind.
3 Vgl. Herman (2006, 2007) und Roche (2008).
4 Dass natürlich auch Männer mit dem Auflösen klar definierter Geschlechterrollen zu kämpfen haben, zeigen Forschungsarbeiten in jüngerer Zeit, die sich vermehrt auch mit der männlichen Geschlechtsrolle befassen. Vgl. dazu z.B. die Vortragsreihe „Männer und Geschlecht" der Freiburger Geschlechterstudien im Wintersemester 2006/7.
5 Ich kann diese „Kultur der eigenen vier Wände" (McRobbie/ Garber 1979, 224) aufgrund meiner eigenen Beobachtungen nicht bestätigen.
6 Z.B. beschreiben Deppermann/ Schmidt (2001) das so genannte ‚Dissen' (vom englischen Begriff ‚*to disrespect*') als interaktive Praktik in *Peer*-Groups *männlicher* Jugendlicher, während ich diese Praktik auch in der Mädchengruppe der vorliegenden Untersuchung beobachten konnte.
7 Zur Jugendspracheforschung vgl. Neuland 1987, Schlobinski 1989, Deppermann/ Schmidt 2001; zur Identitätsforschung vgl. Neumann-Braun et al. 2002, Androutsopoulos/ Georgakopoulou 2003; zur Genderforschung vgl. Bucholtz 1999.
8 Transkribiert wurde nach GAT (Selting et al. 1998). Die Transkriptionskonventionen befinden sich im Anhang.
9 „Zigeunerohrringe" ist in der Mädchengruppe ein feststehender Begriff und bezeichnet große goldene Kreolen, die beliebte Modeaccessoires sind.
10 In meinem Korpus bildet die Personenbezeichnung *Tussen* eine eigene soziale Kategorie.
11 Ähnlich funktioniert die Kategorie *Harry Potter*. In diesem Fall setzen die Mädchen den Namen eines fiktiven Romancharakters bzw. Filmprotagonisten ein, um unliebsame, nämlich strebsame Mitschüler zu bezeichnen.
12 Dieser Fragebogen wurde an ca. 6000 Jugendliche in zehn verschiedenen Ländern verteilt.
13 Ehrhardt 2000.
14 Es handelt sich hierbei um zwei (anonymisierte) Spitznamen männlicher Schulkameraden der Mädchen.
15 Charlotte Roche, die ihren Roman *Feuchtgebiete* wider die weibliche Verklemmung geschrieben hat, verweist ebenfalls darauf, dass von mir beobachtete Verhaltensweisen für Mädchen auch noch Jahre später untypisch sind, (Interview in der Zeitschrift *NEON*, März 2008).
16 Vgl. z.B. Kesselheims Beobachtungen zur „Schwarz-Weiß-Malerei" bei der Verhandlung von Nationalität im argentinischen Einwanderungsdiskurs (2003, 81).

Literatur

Androutsopoulos, Jannis (2003) Hg. *Hip-Hop: globale Kultur – lokale Praktiken*. Bielefeld: transcript-verlag.

Androutsopoulos, Jannis K./ Alexandra Georgakopoulou (2003) Hg. *Discourse Constructions of Youth Identities*. Amsterdam/ Philadelphia: Benjamins.

Antaki, Charles/ Sue Widdicombe (1998) Hg. *Identities in Talk*. London: Sage.

Becker-Schmidt, Regina (1995) „Von Jungen, die keine Mädchen und von Mädchen, die gerne Jungen sein wollten. Geschlechtsspezifische Umwege auf der Suche nach Identität.“ *Das Geschlechterverhältnis als Gegenstand der Sozialwissenschaften*. Hg. Regina Becker-Schmidt/ Gudrun-Axeli Knapp. Frankfurt/M.: Campus-Verlag, 220-233.

Becker-Schmidt, Regina/ Helga Bilden (1995) „Impulse für die qualitative Sozialforschung aus der Frauenforschung.“ *Handbuch Qualitative Sozialforschung: Grundlagen, Konzepte, Methoden und Anwendungen*. Hg. Uwe Flick. Weinheim: Beltz, 23-30.

Branner, Rebecca (2003) *Scherzkommunikation unter Mädchen. Eine ethnographisch-gesprächsanalytische Untersuchung*. Frankfurt/M./ Berlin/ Bern u.a.: Peter Lang.

Buchholtz, Mary (1999) „‚Why be normal?‘: Language and identity practices in a community of nerd girls.“ *Language in Society* 28/1999: 203-223.

Deppermann, Arnulf/ Axel Schmidt (2001) „‚Dissen‘: Eine interaktive Praktik zur Verhandlung von Charakter und Status in Peer-Groups männlicher Jugendlicher.“ *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 62/2001: 79-98.

Deppermann, Arnulf/ Axel Schmidt (2003) „Vom Nutzen des Fremden für das Eigene. Interaktive Praktiken der Konstitution von Gruppenidentität durch soziale Abgrenzung unter Jugendlichen.“ *Jahrbuch Jugendforschung* 3/2003. Hg. Hans Merkens/ Jürgen Zinnecker. Opladen: Leske + Budrich, 25-56.

DUDEN (1999) *Das Große Wörterbuch der deutschen Sprache*. 8 Bde. Mannheim: Dudenverlag.

Eckert, Roland/ Christa Reis/ Thomas Wetzstein (2000) *„Ich will halt anders sein wie die anderen“: Abgrenzung, Gewalt und Kreativität bei Gruppen Jugendlicher*. Opladen: Leske + Budrich.

Ehrhardt, Ute (2000) *Gute Mädchen kommen in den Himmel, böse überall hin*. Frankfurt/M.: Fischer.

Giddens, Anthony (1991) *Modernity and self-identity: Self and society in the later modern age*. Oxford: Polity Press.

Gilligan, Carol (1984) *Die andere Stimme. Lebenskonflikte und Moral der Frau*. München: Piper.

Goffman, Erving (1994) *Interaktion und Geschlecht*. Hg. Hubert A. Knoblauch. Frankfurt/M./ New York: Campus.

Hagemann-White, Carol (1984) *Sozialisation: weiblich – männlich?* Opladen: Leske + Budrich.

Herman, Eva (2006) *Das Eva-Prinzip. Für eine neue Weiblichkeit*. Starnberg: Pendo Verlag.

Herman, Eva (2007) *Das Prinzip Arche Noah. Warum wir die Familie retten müssen*. Pendo Verlag.

Kesselheim, Wolfgang (2003) *Prozesse der Gruppenkonstitution: Die konversationelle Herstellung von Gruppen im aktuellen argentinischen Einwanderungsdiskurs*. Unveröff. Dissertation.

Keupp, Heiner/ Thomas Ahbe/ Wolfgang Gmür/ Renate Höfer/ Beate Mitzscherlich/ Wolfgang Kraus/ Florian Straus (2002) *Identitätskonstruktionen. Das Patchwork der Identitäten in der Spätmoderne*. Reinbek: Rowohlt.

Leeb, Claudia (1998) *Die Zerstörung des Mythos von der friedfertigen Frau. Eine qualitative Forschungsstudie über den Einfluß von sozialen Gruppenkontexten auf das direkte Aggressionsverhal-*

ten von Frauen. Frankfurt/M./ Berlin/ Bern u.a.: Peter Lang.

McRobbie, Angela (1997). „Shut up and dance – Jugendkultur und Weiblichkeit im Wandel." *Kursbuch JugendKultur. Stile, Szenen und Identitäten vor der Jahrtausendwende*. Hg. SPoKK. Mannheim: Bollmann Verlag, 192-206.

McRobbie, Angela/ Jenny Garber (1979) „Mädchen in den Subkulturen". *Jugendkultur als Widerstand*. Hg. John Clarke. Frankfurt/M.: Syndikat, 217-237.

Neuland, Eva (1987) „Spiegelungen und Gegenspiegelungen. Anregungen für eine zukünftige Jugendsprachforschung". *Zeitschrift Germanistische Linguistik* 15/1987: 58-82.

Neumann-Braun, Klaus/ Arnulf Deppermann/ Axel Schmidt (2002) „Identitätswettbewerbe und unernste Konflikte: Interaktionspraktiken in Peer-Groups." *Jahrbuch Jugendforschung 2*. Hg. Hans Merkens/ Jürgen Zinnecker. Opladen: Leske + Budrich, 241-264.

Oerter, Rolf/ Eva Dreher (1995) „Jugendalter." *Entwicklungspsychologie*. Hg. Rolf Oerter/ Leo Montada. Weinheim: Beltz, 310-395.

Offer, Daniel/ Eric Ostrow/ Kenneth Howard/ Robert Atkinson (1988) *The Teenage World. Adolescent's Self-Image in Ten Countries*. New York: Plenum Medical Book Company.

Pease, Allan/ Barbara Pease (2000) *Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken*. München: Ullstein.

Roche, Charlotte (2008) *Feuchtgebiete*. Köln: DuMont.

Schad, Ute (1996) *Verbale Gewalt bei Jugendlichen*. Weinheim: Juventa.

Schlobinski, Peter (1989) „‚Frau Meier hat Aids, Herr Tropfmann hat Herpes, was wollen Sie einsetzen?' Exemplarische Analyse eines Sprechstils". *Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie* 41/ 1989: 1-34.

Schwitalla, Johannes (1986) Jugendliche ‚hetzen' über Passanten – Drei Thesen zur ethnographischen Gesprächsanalyse." *Untersuchungen zur Kommunikation*. Hg. Wolfdietrich Hartung. Berlin/Ost: Akad. d. Wissenschaften, 248-261.

Selting, Margret/ Peter Auer/ Birgit Barden/ Jörg Bergmann/ Elizabeth Couper-Kuhlen/ Susanne Günthner/ Christoph Meier (1998) „Gesprächsanalytisches Transkriptionssystem (GAT)" *Linguistische Berichte* 173/1998: 91-122.

Spreckels, Janet (2006) Britneys, Fritten, Gangschta *und wir: Identitätskonstitution in einer Mädchengruppe. Eine ethnographisch-gesprächsanalytische Untersuchung*. Frankfurt/M./ Berlin/ Bern u.a.: Peter Lang.

Stauber, Barbara (1999) „Starke Mädchen – kein Problem?" *beiträge zur feministischen theorie und praxis* 22:51/ 1999. Hg. Sozialwissenschaftliche Forschung & Praxis für Frauen e.V., 53 -64.

Strauss, Anselm (1974) *Spiegel und Masken. Die Suche nach Identität*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Willis, Paul (1990) *Jugend-Stile. Zur Ästhetik der gemeinsamen Kult*ur. Hamburg: Argument-Verlag.

Woltemate, Iris/ Gabriele Lucius-Hoene (2002) „‚... an mir sei ein Bub verloren gegangen.' Rhetorische Gestalten des ‚tomboy'-Topos in weiblichen Lebenserzählungen." *Geschlechterkonstruktionen in Sprache, Literatur und Gesellschaft*. Hg. Elisabeth Cheauré/ Ortrud Gutjahr/ Claudia Schmidt. Freiburg: Rombach, 305-334.

Zötsch, Claudia (1999) *Powergirls und Drachenmädchen. Weibliche Symbolwelten in Mythologie und Jugendkultur*. Münster: Unrast-Verlag.

Anhang: Transkriptionssystem GAT (nach Selting et al. 1998, gekürzt)

[ ]	Parallel gesprochene Passagen mehrerer Sprecher
(-)	kurze Pause
(1,3)	Pause in Sekunden
un=äh	Kontraktion innerhalb/zwischen Einheiten, schneller Anschluss
:, ::, :::	Dehnung (je nach Dauer)
haha hehe	silbisches Lachen
so(h)o	Lachpartikeln beim Reden
’hm’hm	Rezeptionssignal mit Glottalverschluss (verneinend)
akZENT	Hauptakzent
↑	Intonationssprung nach oben
↓	Intonationssprung nach unten
?	hoch steigende Intonation am Einheitenende
,	mittel steigende Intonation am Einheitenende
-	gleichbleibende Intonation am Einheitenende
;	mittel fallende Intonation am Einheitenende
.	tief fallende Intonation am Einheitenende
(solche)	vermuteter Wortlaut
( )	unverständliche Redepassage (je nach Länge)
<<h> >	hohes Tonhöhenregister
<<t> >	tiefes Tonhöhenregister
<<hustend>>	Kommentar zu einer Redepassage
<<f> >	forte, laut
<<p> >	piano, leise
<<cresc>>	crescendo, lauter werdend
<<all > >	allegro, schnell
<<len > >	lento, langsam
((lacht))	Beschreibung para-/außersprachl. Aktivitäten
((...))	Auslassung im Transkript

Lotte Rose

„Ich will doch nur spielen…“ Jugendliche Gender-Inszenierungen als Ereignisse im pädagogischen Alltag

Eine Episode im Jugendhaus

Der pädagogische Alltag ist voller vieler kleiner, unspektakulär profaner und flüchtiger Situationen, für die wir in der Regel wenig Aufmerksamkeit haben. Sie sind nicht geplant, sondern ereignen sich einfach – so wie folgende Szene, die sich im offenen Bereich eines Jugendhauses abspielt. Dort steht in einer Ecke eine Play-Station-Konsole mit dem Karaoke-Spiel „SingStar“.

> Zwei Mädchen singen mit der DVD zum x-ten Mal „Das Spiel“ von Annett Louisan. (Text: „Dass du nicht mehr bist, was du einmal warst/ seit du dich für mich ausgezogen hast/ dass du alles schmeißt wegen einer Nacht/ und alles verlierst, war so nicht gedacht/ du willst mich für dich und du willst mich ganz/ doch auf dem Niveau macht’s mir keinen Spaß/ das füllt mich nicht aus / ich fühl mich zu Haus / nur zwischen den Stühlen/ ich will doch nur spielen/ ich tu doch nichts.“) Alex, der neben der Pädagogin Silvia und mir (Beobachter) am Tresen steht, regt sich über das Lied auf und sagt zu Silvia: ‚Haste schon mal den Text gelesen?‘ – ‚Wieso?‘ – ‚Das kann man doch nicht singen, das ist voll fies.‘ Silvia sagt: ‚Warum?‘ Der Junge schüttelt den Kopf und sagt nichts weiter, sieht nur stumm zum Fernseher hin, Silvia ebenfalls. Silvia nimmt das Gespräch nicht weiter auf. Sie erzählt mir nachher, dass sie das Lied nicht kennt.[1]

Was sehen wir in dieser Szene? Zwei Mädchen inszenieren *gender* im öffentlichen Raum des Jugendhauses. Sie nutzen ein musikalisches Imitationsspiel, stellen die Vorlage einer Sängerin von der spielerischen Liebe nach. Sie zeigen, wie man sich als Liebhaberin verhalten kann. Charakteristisch ist die Stilisierung als durchsetzungsfähige, selbstbezogene Mädchen, die sich Jungen nicht mehr liebend fügen, sondern Jungen auf Abstand halten. Die Ernsthaftigkeit und Anhänglichkeit des Jungen wird zum ‚Spielfehler‘ des Jungen erklärt, den er selbst zu verantworten hat.

Die Nutzung des medialen Skripts hält die Inszenierung in der Schwebe, denn es lässt grundsätzlich offen, wie viel eigenes hier eigentlich artikuliert

wird. Das Skript scheint jedoch offensichtlich gut zu gefallen. Die Mädchen singen zum „x-ten Mal“, so heißt es im Beobachtungsprotokoll schon leicht entnervt. Mit den unentwegten Wiederholungen erhöht sich für die Beobachtenden die aggressive Penetranz der musikalischen Inszenierung. Dies verweist auf die territoriale Machtwirkung von akustischen Signalen. Die Mädchen breiten sich sozusagen akustisch im Raum aus, zwingen sich den anderen Anwesenden auf.

Bei dem Jungen löst die Inszenierung Protest aus. Er findet den Text „voll fies“. Was genau „fies“ ist, können wir ahnen: Er möchte wohl nicht so als Liebhaber zurückgewiesen werden. Dass er sich mit seiner Empörung an die anwesende Pädagogin richtet, lässt vermuten, dass er vor allem von ihr als Hausherrin und erwachsener Frau eine Reaktion zu der dargebotenen Ungehörigkeit erwartet. Doch das, was er von der Pädagogin dazu hört, scheint ihn zu enttäuschen. Er zieht sich wieder zurück, die Kommunikation bricht ab. Er versteht das nachgeschobene „Warum“ der Pädagogin offenbar als Abwehr und Bagatellisierung seiner Aufregung.

Die Szene zeigt uns: Im pädagogischen Alltag führen Jugendliche *gender* auf. Sie tun dies spontan und situativ, eigenständig und eigensinnig Sie greifen dabei auf vorhandenes kulturelles Zeichenmaterial zurück und reorganisieren es – ganz im Sinne der Bricolage (Lévi-Strauss 1979). In unserem Fall entstammt dieses Zeichenmaterial dem Musikkommerz. Die Inszenierungen erzeugen zudem eine Wirkung im sozialen Raum, sie strukturieren ihn, schaffen ein Thema, ein Zentrum. Sie lösen Reaktionen bei den ZuschauerInnen aus, es entstehen Interaktionsverläufe. Und schließlich: Auch pädagogische Fachkräfte sind angesprochen.

Gender-Ethnografie – ein qualitatives Forschungsprojekt

Was hier exemplarisch vorgeführt wurde, war Gegenstand eines Forschungsprojektes (Rose/ Schulz 2007). Sein Anliegen war, sich jugendlichen Geschlechterwelten in pädagogischen Institutionen beobachtend zu nähern und aufzuspüren, wie und mit welchen Sinnhaftigkeiten Jugendliche *gender* als soziale Unterscheidung in ihren alltäglichen Praktiken ‚ins Spiel bringen‘, um vor diesem Hintergrund auch Fragen der genderpädagogischen Fachlichkeit neu zu diskutieren.

Das Forschungsverfahren war ethnografisch ausgerichtet (Kelle 2004, Lindner 2000, Müller/ Schmidt/ Schulz 2005, Cloos/ Köngeter/ Müller/ Thole 2007). Forschungsleitender Ansatz war die Annäherung an die jugendlichen Welten über offene teilnehmende Beobachtungen, wie sie die PionierInnen der Ethnologie bei ihren Feldforschungen in fremden Kulturen praktiziert haben (Friebertshäuser 2000). Dies schloss die Haltung der ‚künstlichen Dummheit‘ gegenüber dem Untersuchungsgegenstand ein. Anders als bei den anthropologischen Studien geht es bei der zeitgenössischen Ethnografie in den eigenen Kulturwelten schließlich nicht um Erkundungen des Fremden, sondern um Erkundungen des Vertrauten. Die Gefahr ist in diesem Fall groß, letztlich *nichts* zu sehen, weil

man vermeintlich ja schon alles dazu weiß: Man weiß, was in einem Jugendhaus abgeht, man weiß, wie Mädchen und Jungen sind. Man weiß auch schon, was problematisch bei ihnen und an den Geschlechterverhältnissen ist.

Will man also in dem Bekannten überhaupt noch Neues sehen, braucht es die systematische Herstellung von Distanz zu dem Bekannten oder auch: „künstliche Dummheit“ (Hitzler 2000, 19). Das Selbstverständliche ist zu entselbstverständlichen. Die ethnografische Orientierung kann hierbei helfen. Sie ermuntert, sich in die Position der zunächst unwissenden AnthropologInnen zu begeben, die nur registrieren und notieren, was in einer fremden Welt passiert, um es dann zu verstehen – und zwar aus der Perspektive der Mitglieder dieser Kultur. Will Kulturforschung verstehen, was vor sich geht, muss sie die Sichtweise der Akteure und Akteurinnen einnehmen (Friebertshäuser 2000). Dies schließt ein, in kritische Distanz zu den eigenen mächtigen und normativen Deutungsmustern zu gehen, die sich bei allen Wahrnehmungsvorgängen einstellen, und sich stattdessen bewusst auf die Sinnhaftigkeiten einzulassen, die die wahrgenommenen sozialen Erscheinungen für die Betroffenen selbst haben. „Auf diese Weise können die Dinge in neuem Licht erscheinen“ (Friebertshäuser 2000, 50).

Der ethnografische Blick bietet gerade der Gender-Forschung einen besonderen Vorteil: Er liest soziale Erscheinungen als Zeichensysteme. Gender wird hierbei also nicht individuumszentriert als Identitäts- und Merkmalskategorie verstanden, sondern als soziales Konstrukt, das in kulturellen Praktiken von Individuen aktiviert und konturiert wird, um soziale Verhältnisse – Positionen, Beziehungen zueinander, Abgrenzungen und Zugehörigkeiten, Fremdheiten und Vertrautheiten, Öffentlichkeiten und Privatheiten – in konkreten Situationen zu gestalten und zu verkörpern (Rose 2005). Gender ist danach als Interaktionsressource zu verstehen, die als distinktive Unterscheidungsfigur soziale Situationen organisiert. Die Thematisierungen von Gender sind also immer situativ kontextualisiert. In der Konsequenz heißt das: Sie sind auch nur kontextgebunden adäquat zu deuten.

Vor diesem programmatischen Hintergrund führten wir teilnehmende Beobachtungen in verschiedenen Jugendhäusern durch, notierten und erstellten Textprotokolle zu den vorgefundenen vielschichtigen Interaktionen, deren Bedeutungsgehalte wir Stück für Stück versuchten zu entschlüsseln.

Das Kochangebot

> Die Pädagogin Heike will ein Kochangebot machen. Sie fragt Görkhan, was er sich wünsche. Er überlegt, sagt, dass er gar nicht kochen könne. Heike sagt, dass das gar kein Problem sei. Görkhan schlägt Pizza vor. Heike lehnt ab, da es kürzlich schon Pizza gab. Sie schlägt andere Gerichte vor, Görkhan verzieht das Gesicht: „Mag ich nicht.“ – „Und was dann?“ – „Pizza!“ Heike spielt mit den Jungen Billard. Nach einer Weile sagt Heike zu Görkhan: „Du weißt doch, wie ungesund Pizza ist!“ Zafer grinst und Görkhan sagt: „Nö!“ Heike: „Weißt du überhaupt, was in Pizza

alles drin ist?“ – „Mir egal.“ – „Warum willst du denn Pizza essen?“ – „Weil Pizza lecker ist.“ – „Wir können doch was anderes machen als Pizza.“ – Zafer: „Ja, Suppe mit was-weiß-ich drin!“ Heike: „Was ist mit Lasagne?“ Zafer schüttelt sich: „Lasagne ist voll ekelhaft, so mit Fleisch.“ Heike entgegnet, dass sie Lasagne ohne Fleisch machen könnten. Rico: „Iiih, mit Gemüse und so.“ Heike: „Wir hatten doch schon mal Pizza.“ Görkhan sagt, dass sie alle Pizza wollen und warum sie dies nicht machen dürfen. Heike: „Ich hab schon einen Fehler gemacht, ich hätte einfach was mitbringen sollen und dann hättet ihr das auch gegessen.“ Alle Jungen rufen nun lachend: „Pizza! Pizza!“ und hüpfen am Billardtisch auf und ab. Heike geht in die Hocke, lehnt ihren Oberkörper auf den Tisch und schaut die hüpfenden Jungen an. Zafer nimmt die gleiche Position ein, sieht Heike an und sagt leise: „Heike, warum können wir denn keine Pizza machen?“ Heike: „Ich stelle mir unter Essen machen etwas anderes vor!“

Wenn ich diese Szene in Seminaren einsetze, kommt es immer zu gleichen spontanen Reaktionen. Sie erscheint als eine des pädagogischen Versagens: Die Pädagogin hat sich über den Tisch ziehen lassen, agiert konzeptlos und widersprüchlich, heißt es dann schnell. Aber schauen wir einmal genauer.

Das ganze lässt sich als ein spielerischer Kampf lesen, in den beide Seiten unvorbereitet und sicherlich auch unbeabsichtigt hineingeraten. Die Pädagogin will etwas von den Jungen, nämlich die Beteiligung am Kochangebot. Der angesprochene Junge will jedoch zunächst nicht so recht. Er versucht auszuweichen, in dem er auf seine Kochunfähigkeit verweist. Seine Abwehr wird aber nicht hingenommen. Nun verschiebt sich das Ringen auf die Frage des Kochproduktes. Es geht hin und her, der Junge erhält Unterstützung durch andere Jungen. Bei alledem wird Verbindung zueinander geschaffen, eine Beziehung erfolgreich gehalten. Wer hier wen über den Tisch zieht, ist genau genommen nicht klar. Beide Fraktionen haben eigene Interessen, die sie bis zu diesem Zeitpunkt erfolgreich verteidigen.

„Doing Difference“ und *„Doing Gender“*

Bei dem Bemühen sich durchzusetzen bringen beide Konfliktparteien verschiedene Distinktionslinien ins Spiel. Es ist unklar, welches der schlagkräftigste Trumpf ist. Alles wird ausprobiert – in der Hoffnung, endlich die passende Paradetechnik zu finden, die den anderen ‚besiegt‘.

Die Pädagogin Heike zitiert Zeichen des beruflichen und erwachsenen Status, indem sie das Kochangebot initiiert und dabei versucht, ihre normativen Vorstellungen zu dem Kochprojekt durchzusetzen. Sie stellt sich unter Kochen etwas Bestimmtes vor, wie sie selbst am Ende anmerkt, und will diese Vorstellungen nicht aufgeben. Ihre Berufs- und Erwachsenenrolle inszeniert sie auch, indem sie sich als Wissensüberlegene gegenüber den Jungen zeigt, die z.B. in Lehrerinnenhabitus abfragt, ob die Jungen wissen, was in Pizza „alles drin ist“. Auch die Äußerung, sie hätte damit einen Fehler gemacht, die Speise überhaupt diskutieren zu lassen, und es wäre besser gewesen, den Jungen einfach eine

Speise vorzugeben, lässt sich als pädagogische Überlegenheitsgeste lesen, mit der demonstriert wird, dass die Pädagogin die Gruppendynamiken durchschaut und damit im Prinzip auch dann noch kontrolliert, wenn sie auf der Handlungsebene nach eigener Aussage einen Fehler gemacht hat.

Die Jungen markieren demgegenüber ihren Klienten- und Jugendstatus, indem sie Widerstand leisten und mit einem gewissen Vergnügen in kindlicher Manier exzessiv die Situation chaotisieren. Sie lassen sich nicht auf die von der Pädagogin angebotene Verhandlungsebene ein, sondern sie kultivieren ein schnelles Ping-Pong-Spiel, bei dem es nur darum geht, die Verhandlungsangebote der Pädagogin erfolgreich zu zerschlagen. Mit dem gemeinsamen chorischen Rufen und Hüpfen am Billardtisch besiegeln sie als Kollektiv das Ende einer vernünftig-diskursiven Auseinandersetzung nach Erwachsenensitten. Indem sie für ihre Pizza kämpfen, beharren sie zudem auf einer Speise, die in Jugendkulturen ausgesprochen beliebt ist. Die Pizza wäre demnach als ein Jugendsymbol, die Verteidigung der Speise gegen die Pädagogin als Ausdruck der Erwachsenenbezwingung zu lesen.

Der Verweis der Jungen auf das Fleisch in der Lasagne mag zunächst irritieren, da kaum zu erwarten ist, dass sie den Vegetarismus als Paradetechnik gegen die Pädagogin ins Feld führen wollen. Wenn wir ihn jedoch als ablehnende Bemerkung zum *Schweine*fleisch lesen, offenbart sich ein möglicher Sinn. Die Jungen würden dann nämlich auf das muslimische Speisetabu anspielen und eine religiös-ethnische Differenzlinie zwischen sich und der deutschstämmigen Pädagogin aktivieren.

Darüber hinaus kommen jedoch in dem Ringen zwischen Pädagogin und den Jungen auch geschlechtliche Distinktionen zum Einsatz. Die Jungen zeigen demonstrative Distanz zu dem vorgeschlagenen Kochangebot, sie kokettieren mit ihrer Kochunfähigkeit, zeigen sich gegenüber Gesundheitsargumenten höchst desinteressiert und lehnen Gemüse ab. Letzteres mag zunächst widersinnig erscheinen angesichts des noch kurz zuvor von den Jungen bekundeten Fleischekels, erzeugt aber seinen Sinn vor dem Hintergrund der kulturellen Geschlechterskripte. Während der Fleischkonsum historisch wie aktuell männlich konnotiert ist, gehört die Vorliebe für pflanzliche Nahrung zur weiblichen Körpersymbolisierung (Setzwein 2004). So besehen mobilisieren die Jungen eine Reihe von männlichen Habitusgesten. Die Pädagogin wiederum bedient weibliche Codes, indem sie als Gesundheitswächterin und Gesundheitsexpertin agiert.

Die Interaktion am Billardtisch aktualisiert neben- und nacheinander eine Reihe von sozialen Differenzlinien zwischen den beiden Konfliktparteien. Die jeweiligen Zitate distinktiver Habitussymboliken sind dabei weniger Ausdruck von Identitäten, sondern sie haben vor allem eine strategische Funktion in einem Interessenwettstreit. Ob z.B. Görkhan nicht kochen kann, muss letztlich offen bleiben, ebenso muss offen bleiben, ob er hier Männlichkeit darstellen *will*. Entscheidend für den Interaktionsverlauf ist vielmehr, dass er das kulturell bekannte Skript der männlichen Kochunfähigkeit in diesem Kontext *nutzt*, um sich den Wünschen der in diesem Fall gegnerischen Pädagogin zu entziehen.

Gleichzeitig wird hier sichtbar, wie eng verwoben die verschiedenen Symbolebenen letztlich sind, denn die männliche Kochunfähigkeit ist genau genommen nicht ein universales männliches Habituszeichen, sondern das spezifischer sozialer Milieus. Zumindest spricht einiges für die These, dass Kochkompetenzen gegenwärtig durchaus zum Inszenierungselement hegemonialer Männlichkeit geworden sind. Vor diesem Hintergrund wäre das Zitat der Kochunfähigkeit dann nicht nur eines, das auf den männlichen Habitus verweist, sondern gleichzeitig auch eines, das auf den marginalisierten männlichen Status verweist. Ähnliches lässt sich für die Gesten der Pädagogin nachweisen. Ob sie vor allem den pädagogischen oder aber den erwachsenen Status mobilisieren, ist kaum eindeutig zu klären, was wiederum bedeuten würde, dass beide sozialen Skripte eine große symbolische Nähe haben. Die verschiedenen Distinktionssymboliken werden situationsbezogen eingesetzt, um die eigene Position zu stärken. Dies schließt ein, dass man pragmatisch flexibel und zügig zu neuen sozialen Distinktionsebenen greift, wenn sich der gewünschte Erfolg noch nicht einstellt. So können auch völlig problemlos scheinbar widersinnige Inszenierungen zustande kommen, denken wir beispielsweise an die demonstrative Fleischablehnung der Jungen, der dann eine ebenso leidenschaftliche Gemüseablehnung folgt. Die darin eingelagerte Widersprüchlichkeit löst sich auf, wenn wir ersteres als Ausdruck des strategischen Einsatzes der relgiös-ethnischen Differenzierung, zweiteres jedoch als Ausdruck des Einsatzes der Geschlechterunterscheidung lesen.

So offenbart sich in dem sozialen Geschehen das Prinzip des „Doing Difference“ als eine Interaktionsressource, die sozialen Pragmatismen folgt. In dem Bemühen, sich zu behaupten und durchzusetzen werden verschiedene Distinktionslinien ins Spiel gebracht, geschärft, aber auch wieder fallen gelassen. Auch *doing gender* wird hierbei relevant, aber es ist eine Unterscheidungsfigur von mehreren. Daneben lassen sich ebenso die Distinktionen zwischen Fachkraft und Klientel, zwischen den Generationen und zwischen den Kulturen als vitale Interaktionsebenen erkennen.

Fortsetzung der Szene

> Görkhan spielt wieder Billard. Fartir kommt zurück, packt Zafer an den Hüften und nimmt ihn in der Hündchen-Stellung. Zafer fängt an zu stöhnen, Fartir kichert und stöhnt dann: „Ja, ja, ja.“ Dann können sie ihr Gleichgewicht nicht mehr halten und kippen um. Heike sieht den beiden zu, Rico und Görkhan grinsen. Fartir und Zafer rappeln sich auf, Fartir geht, Zafer nimmt wieder die Hockestellung ein. Heike: „Wir machen Pizza das übernächste Mal. Den Teig müsst ihr selbst machen, das ist viel Arbeit.“ Görkhan und Zafer: „Jaaa!“ Görkhan: „Aber wieso übernächstes Mal, wir können doch die Pizza das nächste Mal machen und das andere übernächstes Mal.“ Heike: „Das ist aber viel Arbeit.“ – „Das ist mir egal.“ Heike: „Wisst ihr überhaupt, was da reinkommt?“ – Zafer: „In den Teig? Voll viel, Mehl und so!“ – „Aber das ist nicht alles, das ist voll kompliziert, da kommt Hefe

rein.“ – „Egal, das machen wir auch mit Hefe.“ Görkhan zieht seine Unterlippe vor, macht „Pah“ und sagt: „Das ist doch einfach, das kommt alles auf den Tisch“, deutet auf dem Billardtisch einen Haufen an, „dann macht man das so zusammen und alles fertig.“ Er kichert.

Was bezwecken die Jungen mit dem neuen Bühnenstück ‚Sex‘? Sie schaffen einen radikalen Themenwechsel. Die Auseinandersetzung um das Kochangebot ist beendet, stattdessen bestimmen die Jungen die Szenerie mit einem Zwei-Personen-Stück, die anderen werden zu ZuschauerInnen. Die Pädagogin, die bis dahin auf gleicher Augenhöhe mit den Jungen gerungen hat, wird aus dem *gemeinsamen* Spiel gedrängt. Sie wird zur Zuschauerin eines männlichen Bühnenstücks gemacht, sie kann nicht mehr agieren, verstummt. Wie kann man das besser erreichen als mit einer solchen Tabulosigkeit? Die Jungen, die sich zuvor gegen Heike nicht durchsetzen konnten, weil sie sich auf die normative Überlegenheitsposition bezog, übernehmen nun die vollständige Situationskontrolle: Einer von ihnen ist es dann auch, der die Rückkehr zum alten Bühnenstück einläutet und Heike die Fortführung des alten Spiels anbietet. Das pädagogische Verhältnis scheint völlig auf den Kopf gestellt. Der Edukant, nicht die Erzieherin kontrolliert die Situation, eröffnet der Erzieherin den pädagogischen Raum. Warum tut er das? Das Sex-Bühnenstück hätte doch von den Jungen endlos weiter geführt und als Ausdruck der eigenen Überlegenheit genossen werden können.

Offensichtlich hat das Sex-Bühnenstück seine Funktion erfüllt. Als Zwischenepisode hat es die Raumordung verschoben. Die Auseinandersetzung mit der Pädagogin muss demgegenüber ihren ganz eigenen Reiz haben – auf die Dauer vielleicht sogar mehr Reiz als der obszöne Monolog, sonst würden die Jungen kaum dorthin zurückkehren. Als wenn es das Zwischenspiel nicht gegeben hätte, wird das alte Kampfspiel mit gleicher Intensität fortgesetzt. Immer neue Paradetechniken werden ausprobiert, ohne dass es eine SiegerIn geben würde.

Soziale Pragmatismen der jugendlichen Gender-Inszenierungen

Herstellung von Ereignissen

Unser ethnografisches Material kann zeigen, in welch vielfältiger Weise Gender-Inszenierungen als Interaktionsressource genutzt werden. Gerade der offene Bereich des Jugendhauses ist erst einmal ein Ort der grundsätzlichen Unbestimmtheit. Dies gehört aus guten Gründen zum Konzept der Jugendarbeit und ist vielfach fachlich begründet worden. Dies hat allerdings zur Konsequenz, dass es im offenen Bereich nichts gibt, was als Ereignis schon programmiert ist. Jugendliche müssen diesen Raum selbst mit Ereignissen füllen, die ihn für sich und andere interessant und faszinierend machen. Davon hängt ab, ob er in der Lage ist, Menschen zu binden und zu verbinden oder ob sich nur Langeweile breit macht.

Dies ist umso mehr gefordert, je unstrukturierter Situationen sind. Für Kinderspiele in der Schule zeichnet Tervooren (2001) denn auch nach, dass diese gerade dort intensiv genutzt werden, wo der institutionelle schulische Rahmen sich lockert – jenseits des Unterrichts, in der Pause, vor und nach der Schule. Ähnliches stellen auch Breidenstein/Kelle (1998) fest. Ihre Beobachtungen von SchülerInnenspielen waren gerade dort am reichhaltigsten, wo die Strukturen des Unterrichtssettings aufbrachen und es nun für Mädchen und Jungen notwendig war, selbsttätig Zeit auszufüllen. So besehen lassen sich Spiele als Praxen verstehen, die in strukturschwachen Situationen soziale Ordnung und damit Halt organisieren.

Gehen wir davon aus, dass auch das Jugendhaus ein Ort ist, der institutionell nur schwach strukturiert ist und an dem gleichzeitig die BesucherInnenschaft durch ein hohes Maß an Heterogenität und Flexibilität geprägt ist, wird nachvollziehbar, warum Inszenierungsakte unentwegt stattfinden. Jugendliche füllen damit – vergleichbar den Spielen – das institutionelle Vakuum mit attraktivem Leben: mit Themen, Aufregungen, Vergnügen und Witz, Gemeinsamkeiten. Sie schaffen mit ihren Inszenierungen zentrierende Ereignisse. Diese Inszenierungen können viele Themen haben, auch Gender-Themen.

Selbst-Exponierungen als ‚Kontaktanzeigen'

> Zwei Jungen, um die 14 Jahre alt, rufen sich in türkischer Sprache kampflustig etwas zu. Der eine nimmt den anderen in den Schwitzkasten, sie ringen miteinander, lachen dabei. Der eine drückt den anderen gegen das Sofa und versucht, ihn über das Sofa zu schieben. Der unterlegene Junge sagt: „Sedan, du Hurensohn", während er uns ansieht und spricht auf türkisch in einem spaßhaften Tonfall weiter. In diesem Moment kommen zwei Mädchen in ähnlichem Alter. Ihre Blicke richten sich direkt auf die ringenden Jungen. Dann sehen sie weg und gehen ganz langsam einen großen Bogen in Richtung des Ausgangs. Aus den Augenwinkeln verfolgen sie das Ringen der Jungen jedoch weiter. Sedan sieht zu den Mädchen, lacht, ringt weiter mit seinem Freund, wieder unterbrochen von einem Blick zu den Mädchen. Jene gehen sehr langsam weiter. Als sie verschwunden sind, lässt Sedan den anderen Jungen los und beide gehen hinter den Mädchen in Richtung Ausgang her.

Der Kampf ist kein auf sich selbst bezogenes Geschehen zwischen den beiden Jungen, sondern er ist als interaktives Ereignis nach außen angelegt. Die Kämpfenden vergewissern sich mit Blicken ihrer öffentlichen Aufmerksamkeit. Auch der Wechsel von der türkischen zur deutschen Sprache lässt sich als gezielte Öffnung für ein Publikum verstehen. Mit der wohl wissentlichen, verbalen Entgleisung des „Hurensohns" kann man sich auf jeden Fall der Aufmerksamkeit der beiden anwesenden Erwachsenen relativ sicher sein.

Das Publikum erweitert sich um zwei gleichaltrige Mädchen. Sie registrieren das Tun der Jungen, entfernen sich wieder, signalisieren aber dennoch

– schwach dosiert, aber für die Kämpfer erkennbar – eine gewisse Neugier an den Jungen. Die Mädchen inszenieren sozusagen in Resonanz auf die Jungen ihr eigenes Stück – nämlich das der Interessensbekundung an den Jungen. So verschränken sich beide Stücke zu einem Dialog der Kontaktanbahnung. Ganz offensichtlich lesen die Jungen das Mädchenstück als Aufforderung zur Annäherung. Ehe die Mädchen den Raum wieder verlassen haben, beenden die Jungen jedenfalls ihr eigenes Spiel und schließen sich den Mädchen an.

Damit erschließen sich die jugendlichen Gender-Inszenierungen als Praxen der Selbst-Exhibition zur Beziehungsverführung. Dies geht nicht ohne Risiken ab, schließlich ist die Resonanz auf die eigene ästhetische Zur-Schaustellung nicht sicher kalkulierbar. Im Fall von Sedan und seinem Freund ist sie von Erfolg gekrönt, doch dies muss nicht immer so sein.

Die Selbstaufführungen sind immer auch Selbst-Exponierungen: Mädchen und Jungen heben sich aus dem alltäglichen Einerlei und einer diffusen Menge heraus, und ziehen Blicke auf sich. Mit ihren Inszenierungen machen sie sich von und vor anderen unterscheidbar und zeigen Gesicht. Da die Inszenierungen auf ein Publikum abzielen, sind sie immer auch ein Interaktionssignal.

Diese Aufforderungen zur Interaktionen sind ohne solche Selbstexponierungen nicht möglich. Wer nichts von sich mitteilt, kann nicht kommunizieren. Somit ließen sich die Inszenierungen auch lesen als elementare soziale Kompetenzen. Die Spielenden bieten sozusagen Spielthemen an und werfen sich selbst als Spielpartner in den offenen Ring. Dies ist immer riskant, denn letztlich weiß man nicht, wie die Resonanz auf das Spielangebot sein wird. Es kann gut gehen oder auch nicht, beide Varianten haben wir beobachten können.

Zugehörigkeit und Distinktion

Gender-Inszenierungen binden die beteiligten AkteurInnen zu einer Gruppe zusammen und grenzen sie von anderen ab.

> Allgemein gesprochen werden soziale Klassifikationen in Interaktionen vor allem als Unterscheidung zwischen den *eigenen* und den *anderen* – zwischen ‚uns‘ und ‚denen‘ – relevant. Fortlaufende Unterscheidungen konstituieren also Zugehörigkeiten. Für die Teilnehmer sortieren Zugehörigkeiten soziale Situationen. Es bedeutet etwas anderes, mit den eigenen als mit den anderen zusammen zu sein. Zugehörigkeiten eröffnen die Möglichkeit, sich im öffentlichen Raum zu separieren und Privatheit zu etablieren. Diese Möglichkeit entlastet von den Anforderungen des In-der-Öffentlichkeit-Stehens. (Breidenstein/ Kelle 1998, 265 f)

Indem Gender-Inszenierungen Trennlinien einführen und provozieren, wird der diffuse öffentliche Raum binnenstrukturiert und damit bewältigbar gemacht. Es hilft, sich selbst zu verorten und auf diese Weise Handlungsfähigkeit zu gewinnen.

Gender-Inszenierungen erweisen sich zudem auch als möglicher Zugangscode zu Gruppen. Wird er richtig – im Sinne der Gruppe – bedient, erlaubt die

Gruppe den Zutritt. Findet der Versuch keine Anerkennung, bleibt die Gruppe für ihn verschlossen. Die Inszenierung enthält nicht nur die Mitteilung des Zutrittswunsches, sondern sie erfüllt gleichzeitig die Funktion eines Prüfungsstückes. Die KandidatIn muss darin beweisen, was sie kann, ob sie bereit ist, die Gruppennormen anzuerkennen und ob sie es schließlich wert ist, aufgenommen zu werden.

Umgekehrt kann aber die Gender-Inszenierung auch die Funktion eines Überführungsrituals haben. Indem szenische HauptdarstellerInnen weitere Anwesende, die bis dahin unauffällig am Rande standen, in Aufführungen und Spiele offensiv einbinden, werden diese integriert und sozial angehoben. Sie werden rituell gezwungen, die bisherige Position zu verlassen und selbst mitzuagieren. Sie werden dabei als AufstiegskandidatInnen getestet wie ihnen gleichzeitig versprochen wird, dass man sie eines Aufstiegs für wert hält. Varianten dieses Verfahrens waren in den Jugendzentren zahlreich zu beobachten. Jugendliche wandten sich Jüngeren zu, Mädchen Jungen und umgekehrt. Sie luden sie zum Mitspielen ein, forderten sie heraus. Sie bahnten so Wege des sozialen Aufstiegs. Diese Handlungen lassen sich von daher als Formen der Sicherung des sozialen Kollektivs begreifen.

Belastungsproben als Nähebeweise

Gender-Inszenierungen – vor allem die männlichen – nutzen oftmals aufdringliche Angriffstexte. Man provoziert, lästert, stellt bloß, brüskiert und bricht Anstandstabus. Dies geschieht vor allem mit verbalen Sexismen und den gestischen Anspielungen auf Sexualakte. Sie tragen Momente des gewaltsamen Übergriffs und bringen Fachkräfte und auch Feldforschende oftmals an die Grenzen des persönlich Erträglichen und Tolerierbaren.

Die Angriffe und Demütigungen – ob verbal oder körperlich – können jedoch auch als eine Form der Erzeugung und Prüfung von Beziehungen verstanden werden. Sich wechselseitig anzugreifen besiegelt Zusammengehörigkeit, und je heftiger die Angriffe sind, desto gefestigter die Zusammengehörigkeit. Es wird bis ans Äußerste gereizt, um zu testen, welche Aggressivität die anderen aushalten, ohne dass die Bindung zueinander zerstört wird. Gleichzeitig ist das Geschehen in Rituale eingebettet, die das gefährliche Spiel mit den ‚Hässlichkeiten' absichern. Diese geben vor, wie die Angriffe zu deuten sind, dass sie eben genau nicht persönlich gemeint sind, sondern rituell-unpersönlich. Zudem wird mitgeteilt, dass die Verletzung Anderer ein legitimes Mittel des Statuserwerbs ist und dass man keine Verantwortung für die Gefühle anderer trägt, sondern dass es die Sache der Anderen ist, die eigenen Gefühle zu kontrollieren (Breidenstein/ Kelle 1998, 172). Auch dieses bindet die Gruppe letztlich zusammen: Wer gemeinsam die Rituale aktiviert, auch wenn sie oppositionell angelegt sind, unterwirft sich einer gemeinsamen sozialen Ordnung. So offenbart sich hinter den vordergründigen Angriffen eine Vergemeinschaftungsgeste. Was affekterregend erscheint, ist hochgradig formalisiert und damit entschärft. Was konfrontativ gestaltet ist, wirkt im Kollektiv symmetrisch-egalisierend.

Der *battle* als Muster der Beziehungsbestätigung wird nicht nur in der – vor allem männlichen – *peergroup* bedient, sondern ließ sich ab und an auch in der Interaktion zwischen Jungen und pädagogischen Fachkräften entdecken.

> Am Jungentag steht die Honorarkraft Tobias im Türrahmen neben dem Tresen. Einer der Jungen schlendert durch den Raum, dreht sich zu Tobias und sagt in einem scharfen Ton: „Ey, seit wann is' heute Schwulentag?“ Tobias trocken: „Seitdem du hier durch die Tür gekommen bist.“ – „Haha, du bist heute witzig.“, sagt der Junge darauf hin genervt. Tobias grinst ihn nur an. Darauf grinst der Junge Tobias an.

Für einen Moment scheint das Kampfritual zu scheitern. Dass die Honorarkraft die Provokation des Jungen so schlagfertig kontert, bringt den Jungen zunächst aus dem Konzept. Er verliert die erforderliche Fassung, zeigt sich emotional getroffen. Kurz darauf hat er sich aber schon wieder situationsadäquat gefangen und Distanz zu dem erlittenen Schlag geschaffen. Er beantwortet Tobias' ‚Rückschlag' mit einem Grinsen und bekräftigt so die Wiederherstellung der gemeinsamen Spielebene wie er auch Tobias als Gewinner des Schlagabtausches anerkennt.

Auch wenn der *battle* Schwulenfeindlichkeiten als Kampfmittel einsetzt, muss grundsätzlich offen bleiben, ob sich hier eine schwulenfeindliche Gesinnung artikuliert und reproduziert. Schließlich macht es den Spannungsreiz vieler Spiele erst aus, Ungehörigkeiten einzusetzen. Und dass mit ihnen gespielt wird, heißt, dass sie gleichzeitig uneindeutig sind. Mit Ungehörigkeiten zu spielen, ist gerade nicht automatisch gleichzusetzen mit dem Ungehörig-*Sein* der SpielerInnen.

Natürlich lässt sich kritisch diskutieren, ob die Antwort der Honorarkraft pädagogisch gelungen und wünschenswert war. Doch kann dabei nicht die Wertenorm der Nicht-Diskriminierung von Homosexualität der alleinige Bezugspunkt sein. Im Jugendhaus pädagogisch handlungsfähig zu sein, verlangt vielmehr immer auch danach, bei den Spielen der Jugendlichen gelungen mitspielen zu können.

Die Honorarkraft schafft es, auf der Angriffsebene des Jungen gekonnt zu kontern. Sie zeigt überzeugend, dass sie in der Lage ist, sich kundig und kompetent auf dem jugendlichen Spielfeld zu bewegen – und dies selbst dann, wenn es sich um ein hochprovokantes Spiel handelt. Zumindest kann man davon ausgehen, dass der Junge um die gesellschaftliche Brisanz von Schwulenfeindlichkeiten weiß und dass die Schwulenfeindlichkeit vermutlich genau deshalb beim Eintritt in die pädagogische Arena des Jungentags zitiert wurde.

Dass die Honorarkraft in dieser Weise antwortet, hat zwei soziale Effekte: Zum einen erkennt sie den Spielaufschlag des Jungen und damit den Spieler selbst an, zum anderen stellt sie jedoch gleichzeitig die eigene Überlegenheitsposition unter Beweis – und zwar im Wertekanon des Jugendlichen, dies ist entscheidend. Beides ist erst einmal gewinnbringend für das pädagogische Verhältnis. Es ist eine offene Frage, wie sich beides hätte erreichen lassen,

wenn die Honorarkraft nicht auf das Jungenspiel mit der Schwulenfeindlichkeit eingestiegen wäre oder den Jungen gar kritisch zurechtgewiesen hätte.

Initiationsakte des sozialen Älterwerdens – oder: Doing Gender als Doing Youth

Die Praxen des *doing gender* in den Inszenierungen sind auf das Engste verknüpft mit Praxen des *doing youth*. Indem man erfolgreich den eigenen Geschlechterstatus markiert, bringt man im Gegenzug automatisch die erfolgreiche Statuspassage vom Kind zum Jugendlichen zum Ausdruck. Dem Erwachsenenblick erscheinen solche sozialen Profilierungsbestrebungen manches Mal skurril, wie folgende Protokollnotiz widerspiegelt:

> Julia hat lange, glatte, dunkle Haare und Karin blonde, lange, glatte Haare und beide tragen moderne Hüftjeans, sind dezent geschminkt und tragen Tops. Susanne [Beobachterin] ergänzt, dass ihr v.a. Julia aufgefallen wäre, da sie einen Tarnmuster-BH trug, der durch das Top hinten klar zu sehen war. Jedoch hatte sie keinerlei Busen, sodass der BH vorne herum unter dem Top verknittert wirkte.

Das Outfit der beiden Mädchen signalisiert erotisierende Weiblichkeit. Die Mädchen wissen, wie sich ein junges Mädchen aktuell stylt und demonstrieren eine entsprechende Praxiskompetenz. Die Beobachterin teilt mit, dass der BH nicht ‚passt'. Warum? Während der Feldtage in den verschiedenen Jugendhäusern waren schließlich zahlreiche junge Mädchen zu sehen, die Büstenhalter trugen, ohne dass diese jemals beschrieben wurden. Warum jetzt? Anlass ist die in den Augen der Betrachtenden offensichtliche Deplatziertheit des Accessoires. Das Mädchen trägt einen BH, obwohl es dafür noch keine ‚sachliche' Notwendigkeit gibt. Verstärkt wird die Irritation der Zuschauenden noch durch die modische Tarnmusterung des BH's – also das Verschmelzen eines weiblichen Dessous-Accessoires mit dem Material der männlichen Militäruniform.

Dem pädagogischen Blick erscheinen solche Inszenierungen von jungen Mädchen in der Regel bedenklich. Für ihn ist das ‚Zu-Früh' bei Kindern und Jugendlichen schon immer Anlass zu Besorgnissen gewesen. Es gibt ein entwicklungspsychologisches Idealprogramm, das jede Äußerung und Betätigung mit einer Altersnorm verknüpft. In der Folge können Abweichungen nur als Problem – nämlich als altersunangemessene Erfahrung – wahrgenommen werden, wie in unserem Fall das vorzeitige Zur-Schau-Stellen eines weiblichen Busens.

Die Inszenierung von Geschlechtlichkeit erweist sich als schlagkräftiger Trumpf im Ringen um Alterspositionen. Man ist nicht mehr Kind, wenn man sich selbst oder auch andere sexuiert – also den asexuellen Habitus des ‚unschuldigen' und ahnungslosen Kindes ostentativ ablegt. Wer Körper und Habitus mit Zeichen der Weiblichkeit und Männlichkeit auflädt, wer sich mit sexuellen Anspielungen profiliert, wer *gender* als Differenzlinie in Interaktionen anspricht und hervorhebt, der hat nicht nur unter Beweis gestellt, dass er sich sicher in seinem Geschlechtsstatus bewegt und die Zeichen und Rituale der Geschlechter-

welt beherrscht, sondern auch, dass er das eigene Kind-Sein – und auch andere Kinder – biografisch hinter sich gelassen hat und zu den Jugendlichen gehört.

Angesichts dessen, dass viele andere Markierungen des eindeutigen Altersaufstiegs wie Abschluss der Lerninstitutionen, Aufnahme einer Erwerbstätigkeit, Geldverdienst, eigenständiges Wohnen oder eigene Haushaltsführung im Altersverlauf erst spät zu erreichen sind, steht der Gender-Status zur Kennzeichnung des eigenen Älterwerdens im Prinzip vergleichsweise früh zur Verfügung. Dass junge Menschen sich so demonstrativ und sogar ‚verfrüht‘ performativ sexuieren, wäre dann vor allem dadurch angetrieben, einen Aufstieg symbolisch zu vollziehen, der anderweitig nur schwer herzustellen ist. Was bietet sich eindrucksvoller als Beweis des eigenen biografischen Fortschritts an als die Habitualisierung als Geschlechtswesen?

Was kann das für die Praxis heißen?
Problem I: Gender-Inszenierungen unter Generalverdacht

Gängigerweise erscheinen Gender-Inszenierungen Erwachsenen und Professionellen primär als Problem. Zum ersten stimmt in der Regel bedenklich, *was* die Gender-Inszenierungen aufführen: nämlich die traditionellen Geschlechterklischees einer patriarchalen Gesellschaft. Bei genauerem Blick wird jedoch deutlich, dass die jugendlichen Inszenierungssymboliken filigraner und schwebender sind als die Diagnosen der patriarchalen Zeichenwirkung behaupten.

Zum zweiten beunruhigen die jugendlichen Gender-Inszenierungen aber auch, weil sie überhaupt eine Differenz markieren und schärfen, die im Zuge der Gleichberechtigungsdebatte durchweg als brisant wahrgenommen wird. Die Differenz als solche erscheint als ‚Wurzel allen Übels‘. Gruppen und Individuen brauchen jedoch unentwegt Distinktionsprozeduren – dies erzählen nicht nur unsere ethnografischen Szenen. Nicht diese Unterscheidungsakte an sich sind schon die Ursache von sozialer Ungleichheit, sondern erst ihre soziale Codierung.

Zum dritten sind es die Quellen, aus denen die Jugendlichen Gender-Inszenierungen bevorzugt schöpfen, die Sorgen wachrufen. Die Tatsache, dass Konsum- und Musikindustrie als Skriptanbieterin von den Jugendlichen favorisiert werden, aktualisiert kapitalismus- und medienkritische Problematisierungen und Bilder der Selbstentfremdung. Doch wo soll das Selbst sein, das sich ohne Skripte aus sich selbst schöpft? Und warum sollen die kommerziellen Skripte bedenklicher sein als Skripte der Hochkultur?

Problem II: Der Adultozentrismus in der (geschlechter)pädagogischen Debatte

Dies alles verengt den Blick auf die jugendlichen Inszenierungspraxen. Man urteilt aus erwachsener, pädagogischer und normativer Position heraus. Weil man aufgrund langjähriger geschlechterkritischer Debatten bestimmte Deutungen zu Geschlechterpraxen hat, erscheint das, was Mädchen und Jungen zeigen, als Problem, als Anlass zu Sorge. Doch dabei bleibt völlig verschlossen, wie sich das Ganze eigentlich für die jugendlichen Akteurinnen und Akteure selbst darstellt. Es wird vergessen, dass soziale Erscheinungen aus verschiedenen Perspektiven verschiedene Bedeutungen haben können, dass also das, was der erwachsene Blick in den Gender-Inszenierungen der Mädchen und Jungen sieht, keineswegs dem entsprechen muss, das die Mädchen und Jungen darin sehen.

Und es wird schließlich auch vergessen, dass man doch auch selbst als Erwachsene sein ganzes Leben lang schon *gender* inszeniert und dies sicherlich oftmals auch völlig anders erlebt als es der externe Blick kommentieren mag.

Problem III: Die Entkontextualisierung von Gender-Inszenierungen

Dies verweist auf ein allgemeines Problem der öffentlichen Jugenddebatten. Ihr konstitutives Merkmal ist gerade die Unterstellung, dass das, was Jugendliche zeigen, sie allzeit und allerorts als dauerhafte Einschreibung zeigen. So kommen unentwegt dramatisierende psychosoziale Diagnosen zustande, die apokalyptische Bilder einer problematischen Jugend schaffen.

Sie unterschlagen, dass Inszenierungen von Jungen und Mädchen sich nach Kontexten richten, dass also das, was sie an einem Ort zeigen, keineswegs von ihnen immer und überall reflexhaft gezeigt werden muss, sondern dass es situativ variieren kann und genau dies häufig auch tut. Das, was sie in den Jugendhäusern aufführen, sind keine Merkmale, sondern Produkte spezifischer sozialer Ereignisse. Sie sind Bühnenstücke an bestimmten Orten und für bestimmte Orte. Sie entstehen nicht unbedingt, weil die Jugendlichen sie als psychische Disposition in sich tragen, sondern weil sie intuitiv sehr genau die Bedingungen dieses Ortes reflektieren und orts- und anlassbezogene Funktionen im Sinne sozialer Pragmatismen erfüllen.

Pädagogisches Agieren zwischen ‚Jugendliche-so-sein-lassen' und Intervention

Gehen wir davon aus, dass Jugendliche genau genommen eine für Erwachsene fremde Kultur darstellen, denen Jugendarbeit Gestaltungsräume zur Verfügung stellt, dann scheint mir eine ethnografische Haltung gegenüber der eigenen Klientel das erste Gebot zu sein.

Was bedeutet dies? Es fordert dazu heraus, den Mädchen und Jungen – wie die PionierInnen der Ethnologie – als Nicht-Wissende, aber Verstehen-Wollende zu begegnen, und nicht schon zu allem, was man sieht, seine Deutungen parat zu haben – Deutungen, die dazu noch in der Regel abwertend sind. Es ist davon

auszugehen, dass die jugendlichen Gender-Praxen in der Jugendkultur ihren eigenen konstruktiven Sinn haben, den wir als Erwachsene eben nicht kennen, den wir uns erst erschließen müssen. Dies bedeutet, sich neugierig auf das Fremde und Befremdliche einzulassen, Mädchen und Jungen als ExpertInnen ihrer eigenen Kultur ernst zu nehmen, sich von ihnen erzählen zu lassen, sich auch von ihnen belehren zu lassen. Und wie bei den guten EthnologInnen auch, ist ein punktuelles ‚Mitmachen‘ erforderlich, d.h. Fachkräfte müssen bereit und in der Lage sein, die Inszenierungsspiele der Jugendlichen phasenweise mitzuspielen – wie wir das im Fall der Honorarkraft Tobias exemplarisch gesehen haben. Thole/ Cloos sprechen denn auch von der „Mitmachregel“, die für MitarbeiterInnen in der Jugendarbeit als konstitutives professionelles Habituselement nachweisbar ist (2006, 130). Dies zu realisieren, ist eine Herausforderung: Es setzt kritische Distanz zu den hegemonialen pädagogischen Diskursen voraus, auch das Vertrauen in die eigene Sinnhaftigkeit und Produktivität jugendlicher Kulturwelten.

Dies alles wäre jedoch naiv, wenn es als ein Plädoyer für ein ungehindertes ‚So-sein-lassen‘ von Jugendlichen und für pädagogisches Nicht-Handeln verstanden würde. Denn schließlich ist Jugendarbeit kein ethnologisches Forschungslabor, sondern eine pädagogische Institution. Sie hat einen beruflichen Auftrag zu erfüllen, nämlich die Sicherung zivilisatorischer Verhaltensstandards und sozialer Integration. Und damit gelangen wir zu einer zweiten Seite des pädagogischen Agierens.

Soziale Integration entscheidet sich letztlich daran, ob geschlechtliche Habitusmuster situativ – also räumlich und anlassbezogen – angemessen realisiert werden. Sie setzt die Fähigkeit zur Differenzierung voraus, also das Wissen, was welche Geste in welchem Kontext bedeutet, wann und wo man was tun kann und wann und wo auch nicht. Für Jugendarbeit ist danach die Frage aufzuwerfen, welchen Part sie bei diesen Differenzierungsvorgängen spielt. Wann verhindert sie möglicherweise durch einen Überschuss an ‚So-sein-lassen‘ auch ungewollt die erforderlichen Differenzierungsakte? In diesem Falle gerät die oben propagierte ethnografische Haltung leicht zur Verantwortungslosigkeit.

Sie verhindert, dass Mädchen und Jungen damit konfrontiert werden, dass das Jugendhaus ein öffentlicher Raum ist, in dem ein Mindestmaß der Normen und Werte gesellschaftlicher Öffentlichkeit gewährleistet werden muss. Dies zu sichern ist gerade in einem Jugendhaus eine besondere Herausforderung, weil es als Ort jugendkultureller Gesellung unter der Hand stark privatisierende Züge trägt. Aber es ist eben kein privater Ort. Von daher kann die ethnografische Haltung nicht bedeuten, dort alles zuzulassen, was in der privaten *peergroup* möglich ist. Und es kann ebenso nicht bedeuten, Diskriminierungen, Übergriffe und Gewalttätigkeiten nicht zu sanktionieren.

Jugendarbeit zeigt sich damit einmal mehr als Balanceakt zwischen zwei Risiken: Sie kann zur Seite des paternalistischen, autoritären Bevormundens, Missverstehens und Missachtens von Jugendlichen kippen, dann nämlich, wenn die Fähigkeit fehlt, die Perspektive der AdressatInnen einzunehmen und die jugendliche Kulturwelt anzuerkennen und ihr Raum zu geben. Sie kann aber ebenso zur Seite der Verwahrlosung kippen, dann nämlich, wenn das ‚So-

sein-lassen‘ mit Nicht-kümmern und der Nicht-Positionierung Erwachsener verwechselt wird.

Jugendliche von Gender entlasten

Unsere Beobachtungen zeigen, dass Gender-Inszenierungen dort besonders exzessiv und provokant aufgeführt werden, wo der haltende Rahmen durch erwachsene Fachkräfte fehlt oder schwach ausgebildet ist. Zumindest ist nachweisbar, dass in den Räumen, wo die pädagogische Präsenz vergleichsweise stark war, wie in der Küche und im Werkstattraum, Gender eine weniger dominante Interaktionsfigur war. Dies würde bedeuten, dass in den Räumen, wo Mädchen und Jungen weitestgehend unter sich sind, ostentative Gender-Inszenierungen regelrecht angereizt werden, während die Rahmung Erwachsener diese entschärfen. Oder noch provokanter formuliert: Die überschießenden und häufig für Erwachsene ins Obszöne und Erschreckende ausartenden Gender-Bühnenstücke, über die Jugendarbeit oft genug klagt, wären dann institutionell selbst erzeugt – durch eben genau die erwachsene Zurückhaltung.

In dieser Leere wird die Gender-Inszenierung zu einer Füllmasse. Es sind hier nachweislich vor allem die Jungen, die diese Füllmasse reichhaltig liefern, vielleicht sollte man es besser so sagen: von denen besonders erwartet wird, dass sie dies tun – mit problematischen Effekten für sie. Denn dass sie dies tun, führt wiederum bei Erwachsenen und Gender-PädagogInnen zu bedenkenschweren und versteckt abschätzigen Reden über Jungen. Es geht hier keineswegs darum, ein Plädoyer für puritanisch-prüde und allzeit erwachsenenkontrollierte Räume in der Jugendarbeit zu halten. Doch es ist zu bedenken, welche Bildungsräume jungen Menschen möglicherweise auch vorenthalten werden, wenn sie sich in einer solchen Institution über weite Strecken selbst überlassen bleiben.

Geht man in der Tradition der Psychoanalyse davon aus, dass progressive kulturelle Sublimierungsleistungen nur dort stattfinden können, wo das Individuum dafür auch freigesetzt ist, dann stellt sich die kritische Frage, inwiefern solche Sublimierungsprozesse in der Jugendarbeit verhindert werden. Jugendliche werden in ihrer *peergroup* der starken Dynamik der Gender-Spiele anheim gegeben und zugleich werden ihnen von der Institution zu wenig haltende Rahmenbedingungen geboten, diese in den Hintergrund treten zu lassen.

Dazu braucht es das ‚Dritte‘, also einen gemeinsamen Gegenstand *außerhalb* des eigenen Beziehungssystems. Erst dieser externe Brennpunkt erlaubt, die eigene Aufmerksamkeit von sich selbst weg auf etwas Neues zu richten, das die gruppeninternen Beziehungsspiele überschreitet. Es ginge dann gerade darum, Gender *nicht* zu thematisieren.

Genderpädagogik bestände dann nicht allein darin, Gender mit den Jugendlichen aktiv zu bearbeiten, was fachlich plausibel ist und die geschlechterpädagogische Debatte bislang bestimmt. Vielmehr wäre die Aufgabe, Gender gezielt quasi hinter die sozialen Kulissen treten zu lassen durch die Eröffnung von aufmerksamkeitszentrierenden Vorderbühnen. Dies klingt paradox, muss es aber nicht sein.

Die pädagogische Chance wie auch Herausforderung läge dann darin, zum ersten Räume zu bieten, die gut durch Erwachsene gerahmt sind, um so den Druck zur Genderinszenierung von den Mädchen und Jungen zu nehmen. Zum zweiten müsste etwas ‚Drittes‘ geschaffen werden: Themen also, auf die junge Menschen sich gemeinsam beziehen können und die weg von sich selbst und der Gruppendynamik nach außen verweisen.

Dass die Entfaltung des ‚Dritten‘, das von Mädchen und Jungen auch angenommen wird, zu den komplizierten pädagogischen Kunstfertigkeiten gehört, dazu wissen pädagogische Institutionen wie Jugendarbeit oder auch Schule viel zu sagen. Aber eins muss auch klar sein: Mädchen und Jungen überhaupt mit ihren Distinktionsspielen zu verstehen, wie dies der ethnografische Blick ermöglicht, ist eine unabdingbare Voraussetzung dafür.

Anmerkungen

1 Diese und die nachfolgenden ethnografischen Szenen entstammen dem Forschungsprojekt „Jugendliche Gender-Inszenierungen“ (Rose/ Schulz 2007).

Literatur

Breidenstein, Georg/ Helga Kelle (1998) *Geschlechteralltag in der Schulklasse. Ethnografische Studien zur Gleichaltrigenkultur*. Weinheim/ München: Juventa.

Cloos, Peter/ Stefan Köngeter/ Burkhard Müller/ Werner Thole (2007) *Die Pädagogik der Kinder- und Jugendarbeit*. Wiesbaden: VS-Verlag.

Friebertshäuser, Barbara (2000) „Ethnografische Methoden und ihre Bedeutung für die Lebensweltorientierung in der Sozialpädagogik." *Ethnografische Methoden in der Jugendarbeit*. Hg. Werner Lindner. Opladen: Leske + Budrich, 33-54.

Hitzler, Ronald (2000) „Die Erkundung des Feldes und die Deutung der Daten. Annäherungen an die (lebensweltliche) Ethnografie." *Ethnografische Methoden in der Jugendarbeit*. Hg. Werner Lindner. Opladen: Leske + Budrich, 17-31.

Kelle, Helga (2004) „Ethnografische Ansätze." *Handbuch Gender und Erziehungswissenschaft*. Hg. Edith Glaser/ Dorle Klika/ Annedore Prengel. Bad Heilbrunn: Klinkhardt, 636-650.

Lévi-Strauss, Claude (1979): *Das wilde Denken*. Frankfurt/M.: Suhrkamp

Lindner, Werner (2000) Hg. *Ethnografische Methoden in der Jugendarbeit*. Opladen: Leske + Budrich.

Müller, Burkhard/ Susanne Schmidt/ Marc Schulz (2005) *Wahrnehmen können. Informelle Bildung und Jugendarbeit*. Freiburg: Lambertus.

Rose, Lotte (2005) „Geschlechtsidentität entwickeln." *Handbuch Offene Kinder- und Jugendarbeit*. Hg. Ulrich Deinet/ Benedikt Sturzenhecker. Wiesbaden: VS-Verlag, 151-157.

Rose, Lotte/ Marc Schulz (2007) *Gender-Inszenierungen. Jugendliche im pädagogischen Alltag*. Königstein/T.: Ulrike Helmer Verlag.

Setzwein, Monika (2004) *Ernährung – Körper – Geschlecht. Zur sozialen Konstruktion von Geschlecht im kulinarischen Kontext*. Wiesbaden: VS-Verlag

Tervooren, Anja (2001) „Pausenspiele als performative Kinderkultur." *Das Soziale als Ritual. Zur performativen Bildung von Gemeinschaften*. Hg. Christoph Wulf/ Birgit Althans/ Kathrin Audehm/ Constance Bausch/ Michael Göhlich/ Stephan Sting/ Anja Tervooren/ Monika Wagner-Willi/ Jörg Zirfas. Opladen: Leske + Budrich.

Thole, Werner/ Cloos, Peter (2006) „Alltag, Organisationskultur und beruflicher Habitus." *Kultur in der Sozialen Arbeit*. Hg. Arno Heimgartner/ Karin Lauermann. Klagenfurth/ Lubeljana/ Wien: Hermagoras, 123-142.

Marion Schulze

Self raised, self made? Überlegungen zur geschlechtsspezifischen Sozialisation in Jugendsubkulturen am Beispiel Hardcore[1]

What did you say?
The way that you act was just the way you were raised?
Well all I can say
Is that you have a choice not to act that way
Betrayed (2006)

Angefangen hat alles mit Howard Becker. In seinem Artikel „How I Learned What a Crook Was" schreibt er, dass er zu Beginn seiner Forschung zu Laufbahnen von MedizinstudentInnen zumindest eine Gewissheit hatte: Dass diese jungen Erwachsenen auf der einen Seite in ihre Ausbildung hineingingen, vier Jahre später am anderen Ende hinauskamen und irgendetwas in dieser Zeit mit ihnen passiert sein musste (Becker 1993, 28). Dies ließ mich an meine Forschung zur Jugendsubkultur[2] Hardcore denken. Beckers Formulierung brachte meinen Grundgedanken auf eine knappe Formel: Wenn Jugendliche eine zeitlang in einer Jugendsubkultur verbringen, dann muss in dieser Zeit irgendetwas mit ihnen passieren. In meiner Forschung interessiert mich besonders die Frage, was mit ihren Geschlechterbildern und -konstruktionen während dieser Zeit passiert und im Folgenden möchte ich dieser nachgehen.

Seit den Arbeiten des *Centre of Contemporary Cultural Studies* (CCCS) der Universität Birmingham in den 1970ern floriert das Schreiben über Jugendsubkulturen. Konsens ist mittlerweile, dass Jugendsubkulturen heutzutage eine enorme Bedeutung für die Prägung von Lebensstilen zukommt und sie damit gesamtgesellschaftlich für die Jugend und darüber hinaus bedeutend sind (Hitzler 2006). Jugendsubkulturen bieten Handlungsbereiche und Orientierungspunkte unter Gleichaltrigen und vor allem Gleichgesinnten in einer Zeit, in der die Phase der Jugend enormen Transformationsprozessen unterworfen ist und lösen alte Sozialisationsinstanzen wie Familie und Schule immer weiter ab (Hitzler 2006, Stauber 2006, 14 ff)[3]. Angesichts dessen sind sie in den letzten Jahren vermehrt als „unsichtbare Bildungsprogramme" in den Blick

gekommen (Hitzler/ Pfadenhauer 2005). Sie wurden als Orte der „Entwicklung von Kompetenzen auf der Basis besonderer bzw. gesonderter Verhaltensweisen, Deutungsmuster und Werthaltungen“ entdeckt:

> Bildung – im weiten Sinne der Entwicklung und Aneignung lebenspraktisch relevanter Kompetenzen – erwerben immer mehr Jugendliche heutzutage in diesen ‚ihren‘ gegenüber anderen Lebensbereichen relativ autonomen freizeitlichen Sozialräumen. (Hitzler/ Pfadenhauer 2005, 15)[4]

Im Vordergrund dieser Untersuchungen stehen dabei berufspraktisch anwendbare Kompetenzen. Doch genauso wie Jugendliche in diesen Orten berufspraktisch relevante Kompetenzen erwerben, so erwerben sie hier auch, so meine Annahme, spezifische Geschlechterbilder und -konstruktionen (vgl. Stauber 2004, 242 ff).

Im Gegensatz zum berufspraktischen Kompetenzerwerb wurde dem Erwerb von Geschlechterkonstruktionen und -bildern in Jugendsubkulturen jedoch bislang keine große wissenschaftliche Aufmerksamkeit geschenkt. Ich möchte in diesem Artikel erste Überlegungen zu diesem Thema anstellen und damit diese Leerstelle füllen. Dazu werde ich im Folgenden zwei epistemologische Punkte aufgreifen, die mir in diesem Zusammenhang als besonders essentiell erscheinen.

Zunächst fällt auf, dass die Art und Weise der Integration des Konzepts der geschlechtsspezifischen Sozialisation in der gendersensiblen Jugendsubkulturforschung sich aus den folgenden Gründen als problematisch erweist: Entweder wird die Bedeutung der geschlechtsspezifischen Sozialisation in Jugendsubkulturen ignoriert oder es wird mit einer unklaren Mischung von hegemonialer und jugendsubkultureller geschlechtsspezifischer Sozialisation operiert. Ich werde deswegen nach einer Rekonstruktion der bisherigen Forschung in einem ersten Schritt vorschlagen, den Blick konsequent auf die Geschlechterordnung der jeweiligen Jugendsubkultur zu richten und diese als analytischen Rahmen zu nutzen.

Es fällt des Weiteren auf, dass in den vorgängigen Forschungen die Frage nach dem *Wie* des Erlernens und Inkorporierens dieser jugendsubkulturellen Geschlechterordnung außen vor gelassen wurde. Zu der Frage wie dieses vorstellbar ist, werde ich in einem zweiten Schritt erste Überlegungen anstellen. Beide epistemologischen Punkte werde ich anhand von empirischem Material aus meiner Forschung zur Jugendsubkultur Hardcore konkretisieren.[5]

Ausgangspunkt Geschlechterordnung der jeweiligen Jugendsubkultur

Seit mehr als drei Dekaden beschäftigt sich die Forschung mit Geschlecht in Jugendsubkulturen. Geschlechtsspezifische Sozialisation ist dabei zumeist implizit ein Thema. Nur wenige Untersuchungen haben sich diesem Thema etwas ausführlicher gewidmet. Bei einer Rekonstruktion der Debatten, Blickverschiebungen und Schwerpunkte dieser mehr als 30 Jahre Forschung sind zwei Phasen auszumachen.[6] Im Folgenden werde ich diese beiden Phasen mit dem Schwerpunkt geschlechtsspezifischer Sozialisation skizzieren, um darauf aufbauend eine neue Blickverschiebung vorzuschlagen, die dem geschlechtsspezifischen Aufwachsen in Jugendkulturen meiner Ansicht nach gerechter wird.

In der ersten Phase, zu Beginn des Entstehens der gendersensiblen Jugendsubkulturtheorie Mitte der 1970er bis Anfang der 1990er Jahre, steht vor allem die Frage im Vordergrund, warum so wenige Mädchen in Jugendsubkulturen präsent sind. Es bildet sich ein erstes und bis heute noch verbreitetes Erklärungsmuster heraus: Die Geschlechterordnung der Gesamtgesellschaft und die geschlechtsspezifische Sozialisation insbesondere in Familie und Schule bilden den Hintergrund, um die Situation und Marginalität der Mädchen in jugendsubkulturellen Zusammenhängen zu erklären (vgl. u.a. Brake 1985; McRobbie/ Garber 1976). Zum einen seien für Mädchen schon die strukturellen Zugangsmöglichkeiten schwieriger als für Jungen. Zum anderen würden auch innerhalb der Jugendsubkulturen die Unrechtserfahrungen der Frauen in der Gesamtgesellschaft reproduziert und beibehalten (Baron 1989, 182, 293; Brake 1985, 164, 172; McRobbie/ Garber 1976, 216). Damit seien Mädchen im Gegensatz zu Jungen auch in Jugendsubkulturen generell passiver, adoptierten den subkulturellen Lebensstil nicht ganzheitlich und benutzten die Jugendsubkulturen eher als sozialen Treffpunkt.

Wie genau die Reproduktion hegemonialer Geschlechterzuschreibungen innerhalb der Jugendsubkulturen funktioniert, darüber geben die wissenschaftlichen Analysen keinen Aufschluss. Dies mag grundsätzlich den wenig ethnografisch angelegten Forschungen dieser Zeit geschuldet sein. Es wird in diesen Arbeiten analytisch sozusagen vor den Jugendsubkulturen Halt gemacht und damit auch die sozialisatorische Wirkung der jugendsubkulturell spezifischen Geschlechterordnung nicht in den Blick genommen.

Anfang der 1990er wird diese Perspektive von einer zweiten Phase abgelöst und eine Blickverschiebung vorgenommen, die bis heute in der gendersensiblen Jugendsubkulturforschung tonangebend ist (vgl. u.a. Currie/ Dawn/ Kelly/ Pomerantz 2004; Krenske/ Mckay 2000; Macdonald 2001). Es steht weiterhin vor allem die Frage der Marginalität der Mädchen im Vordergrund der Forschungen.[7] Diese Frage wird jetzt jedoch vermehrt mit einem Blickwechsel hin zur Geschlechterordnung der Jugendsubkulturen und ihrer sozialisatorischen Wirkung beantwortet. Am deutlichsten wird dies an der Arbeit Leblancs zu Punk (1999, 13 ff), in der sie von der aktiven Eigenleistung der ‚Sozialisierten' ausgeht. Leblanc zeigt, dass Punk ein Weg für Mädchen ist, die Internalisierung

hegemonialer Weiblichkeitskonstruktionen zu um- und ihr zu entgehen: „As they became punks, they learned to ‚do gender' differently" (Leblanc 1999, 227). Die geschlechtsspezifische Sozialisation in Schule und Familie ist hier nicht mehr Haupterklärungsgrund für die Marginalität der Mädchen im Punk. Jedoch fungiert sie – so Leblanc – als etwas, gegen das sich die Mädchen in der Jugendsubkultur aktiv wenden (142). Sie bleibt außerdem weiterhin Hintergrundfolie zur Erklärung der Marginalität der Mädchen im Punk, denn dort würde trotz allem die hegemoniale Geschlechterordnung in Bezug auf die Hierarchie der Geschlechter reproduziert. Mädchen müssten sich auch in der Jugendsubkultur den Jungen anpassen und unterordnen (8).

Die Praktiken und Diskurse in der Jugendsubkultur werden so in dieser Phase immer an der Gesamtgesellschaft und hier speziell der geschlechtsspezifschen Sozialisation in Familie und Schule gemessen: Entweder wird sich ihr in den Jugendsubkulturen widersetzt oder sie wird reproduziert. Des Weiteren zeichnet sich diese Phase wie die erste dadurch aus, dass auch hier nicht erklärt wird, *wie genau* Mädchen in Jugendsubkulturen lernen, Geschlecht anders herzustellen.[8] Die Blickverschiebung dieser zweiten Phase bleibt somit sozusagen auf halbem Wege stehen und der wissenschaftliche Blick schwankt zwischen Gesamtgesellschaft und Jugendsubkultur hin und her.

Ich möchte hier eine Blickverschiebung vorschlagen, die sich durch ihre Herangehensweise sowohl von der ersten als auch der zweiten Phase abgrenzt. Aufbauend auf die zweite Phase möchte ich den Blick auf die Geschlechterordnung der Jugendsubkulturen richten. Allerdings schlage ich hier eine konsequentere Blickverschiebung vor, die *allein* auf die jeweilige Jugendsubkultur fokussiert. Dies bedeutet eine analytische Ausklammerung der wertenden Entgegenstellung zwischen ‚hegemonial/gesamtgesellschaftlich' auf der einen und ‚jugendsubkulturell' auf der anderen Seite. Kern dieser Blickverschiebung ist damit, ‚wertfrei' zu beschreiben, was in der Jugendsubkultur als Geschlechterordnung vorzufinden ist. Dieser Blick beinhaltet somit eine systematische, umfassende Untersuchung der Geschlechterordnung der jeweiligen Jugendsubkultur, so beispielsweise ihrer Orte der Konstruktionen von Geschlecht, ihrer Geschlechterbilder, die Art und Weise, wie sie immer wieder hergestellt wird, wie starr oder flexibel sie ist, wie sie sich in den Interpretationen der Einzelnen oder über die Jahre verändert. Des Weiteren liegt diesem Vorschlag zugrunde, dass genau diese Geschlechterordnung – wie auch immer sie zusammengesetzt ist – eine sozialisatorische Wirkung hat. Das heißt, sie muss von Jugendlichen erlernt werden, wollen sie an der Jugendsubkultur teilhaben.

Theoretischer Hintergrund für meinen Ansatz ist die These, dass Jugendsubkulturen aus Sicht der Mitglieder relativ homogene Felder sind, die sich von Anderen durch einen bestimmten Lebensstil, eine Art zu denken, zu handeln und zu konsumieren abgrenzen. Dies umfasst u.a. die Konstruktion einer gemeinsam geteilten Identität sowie die Produktion und das Erkennen eines bestimmten *styles*, der die Form eines Kleidungs- und Musikstils sowie Körpertechniken annehmen kann, und die Teilhabe an einem translokalen Kommunikationsnetzwerk.

„Girls were always the supporting cast never the stars" (Lahickey 1998, 112)

Einblick in die Geschlechterordnung des Hardcore als Ausgangspunkt

Die von mir vorgeschlagene Blickverschiebung kann hier nur ausschnitthaft verdeutlicht werden. Als Beispiel dient mir eine Lokalisierung der Herstellung und des Erlernens der Geschlechterordnung in der Jugendsubkultur Hardcore. Diese Lokalisierung des *wo* kann auch zum Ausgangspunkt werden, um zu zeigen, *wie* die Geschlechterordnung im Hardcore immer wieder hergestellt wird. Das habe ich an anderer Stelle beispielhaft aufgezeigt (Schulze 2007).

Hardcore: Ein Kurzportrait

Hardcore entwickelte sich Anfang der 1980er Jahre größtenteils aus dem amerikanischen Punk. Der Gedanke des *do it yourself* (D.I.Y.) wurde im Hardcore deutlich ausgebaut, der Nihilismus des Punk jedoch abgelehnt. Der Musikstil sollte für Rock/Pop-HörerInnen eher gewöhnungsbedürftig sein: Aggressiv gestimmte Gitarren bilden den musikalischen Hintergrund für eine schreiende Stimme. Vor allem Leute zwischen 16 und 30 Jahren sind auf den Konzerten anzutreffen (Calmbach 2007, 166), auf denen oft ein Tanzstil gepflegt wird, den Haenfler kurz als „full-contact sport" beschrieben hat (Haenfler 2006, 126, vgl. auch Inhetveen 1997). Neben den Konzerten sind es ganz unterschiedliche Aspekte wie unabhängige Produktions- und Distributionsnetze, Booking- und Promotionsagenturen, webbasierte Foren oder *messageboards* (Williams/ Copes 2005), Freundschaften oder die Musik auf Tonträgern, die Hardcore als Kultur zusammen halten.

Hardcore ist für viele aber vor allem ‚more than music', ein bestimmter Lebensstil (vgl. u.a. Calmbach 2007; Müller 2003). Dies findet besonders in den Songtexten der Bands seinen Ausdruck, die sich hauptsächlich mit Alltagserfahrungen auseinandersetzen. Ein immer wiederkehrendes Thema ist „to wake up and live" (Youth of Today 1988) sich nicht unterkriegen lassen und aktiv Einfluss auf sein Leben ausüben zu wollen. Manche setzen dies um, indem sie vegan oder vegetarisch leben und/oder sie sind *straight edge*, d.h. sie lehnen jegliche Drogen und Promiskuität ab (vgl. u.a. Irwin 1999; Staudenmeier/ Helton 2002; Atkinson 2006; Haenfler 2006; Wood 2006). Andere engagieren sich in Bands, einem Label oder Vertrieb, organisieren Konzerte oder produzieren Fanzines.[9]

Die Filmemacherin Spheeris beobachtet 1980 im Hardcore eine „‚Gleichheit' der Geschlechter, die eher auf der Verleugnung als auf der Herausforderung der Geschlechterrollen zu basieren schien" (Gaar 1994, 264). Hitzler zeigt 2004, dass dieser Umgang mit Geschlecht im Hardcore über die Jahre konstant geblieben zu sein scheint: „‚Gender' [ist] kein Thema, dem innerhalb der Szene besondere Aufmerksamkeit gilt" (Hitzler 2004, 35).

Trotz allem sind im Hardcore rund Dreiviertel der KonzertbesucherInnen männlich. Auch neben der numerischen Dominanz ist auf Hardcore-Konzerten

fast ohne Ausnahme zu sehen, dass in bestimmten Bereichen, wie dem Mitmachen in einer Band oder dem Tanzen, Mädchen eindeutig unterrepräsentiert sind und sie sich auch räumlich eher im Hintergrund aufhalten: Während der Konzerte, so ist immer wieder zu beobachten, wird vor der Bühne getanzt. Die Bewegungen sind sehr kraftvoll, ja aggressiv, und oft von Kampfsportarten beeinflusst. Dabei werden die Zuschauer, die am Rand stehen, von den Tanzenden gewollt oder ungewollt mit einbezogen, indem sie Körper, Beine oder Arme abfedern (müssen). Während die Einen tanzen und Andere ihnen oder der Band zuschauen, schreien Weitere Teile der Liedtexte in das vom Sänger hingehaltene Mikrofon mit. Die meisten Mädchen allerdings stehen im Hintergrund und schauen vom anderen Ende oder den Seiten des Raumes der Band zu und nehmen wenig bis gar nicht an diesen Aktivitäten teil. Auch kann häufig beobachtet werden, dass es zumeist Mädchen sind, die das Konzert filmen oder fotografieren oder hinter Tischen die Bands im Verkauf ihrer T-Shirts und CDs unterstützen. Direkt vor oder auf der Bühne sind Mädchen rar.

Diese „restricted participation" (Mullaney 2007, 387) der Mädchen im Hardcore ist umso erstaunlicher, da es keine Teilnahmeverbote gibt, Geschlecht – wie oben erwähnt – im Hardcore eine untergeordnete Bedeutung hat und es offenbar auch nicht am Verlangen der Mädchen liegt, weniger präsent an der Jugendsubkultur teilzuhaben. Im Gegenteil: Mädchen schreiben Hardcore einen sehr wichtigen Teil in ihrem Leben zu und identifizieren sich sehr stark mit dieser Jugendsubkultur. Ein Mädchen bringt dies gut auf den Punkt: „Hardcore is my way of life, my way to see the things in the world. I learned many things from Hardcore" (Interview, 22. Februar 2006). Ein anderes Mädchen äußert sich ähnlich: „It [hardcore, M. S.] has totally been a huge part in me growing up over the past few years. It has developed me into the person I am now" (Interview, 4., 5. und 6. März 2006).

Lokalisierung der Konstruktionen von Geschlecht: Vorderbühne und Hinterbühne

Goffman zeigt auf, dass AkteurInnen bei ihrer Selbstdarstellung in bestimmten Feldern („*regions*") zwischen Vorderbühne („*front region*") und Hinterbühne („*back region*" oder „*backstage*") (1982, 107 ff) unterscheiden. So zeichnet sich die Vorderbühne dadurch aus, dass hier nur bestimmte, dem Feld entsprechende Selbstrepräsentationen erlaubt sind und sich hier an gewisse Normen gehalten werden muss. Die Hinterbühne zeichnet sich hingegen durch eine gewisse Informalität aus, in der Aspekte, die auf der Vorderbühne unterdrückt wurden, in Erscheinung treten können. Generell ist die Vorderbühne abgetrennt von der Hinterbühne, zu der auch nur eine beschränkte Anzahl an AkteurInnen Zugang hat. Auch im Hardcore ist diese Trennung zwischen Vorder- und Hinterbühne durch die AkteurInnen zu beobachten, und dies besonders in Bezug auf Geschlecht.

Als Vorderbühne im Hardcore können mit Goffman alle Konzertsituationen bezeichnet werden, die vor und auf der Bühne stattfinden. Auf diese Situationen,

so kann beobachtet werden, wird auch am meisten in Gesprächen und Darstellungen des Hardcore Bezug genommen. Sie können somit als der repräsentative Teil des Hardcore gesehen werden. Zu diesem repräsentativen Teil zählen vor allem das Mitmachen in einer Band, beim Tanzen und in *crews*.[10] Es fällt immer wieder auf, dass Mädchen in diesem repräsentativen Teil kaum vertreten sind. So zeigt Calmbach (2007) in seiner größtenteils quantitativ angelegten Studie einen deutlichen Zusammenhang zwischen Geschlecht und der Mitgliedschaft in einer Band auf: „Das Spielen in einer Band ist Männerdomäne. Frauen, die in einer Band spielen, sind im HC[Hardcore, M.S.]-Publikum eindeutig unterrepräsentiert" (Calmbach 2007: 207). Haenfler konstatiert dementsprechend ein „lack of female voices" (Haenfler 2006, 125). Dies sei umso einschneidender, da gerade die Texte der Bands einen großen Einfluss auf die Definitionen des Hardcore haben (ebd.). Auch beim Tanzen, einem sehr zentralen Aspekt des Hardcore, sind Mädchen rar. Gleiches gilt für *crews*. Crews sind zumeist kleine Gruppen von hauptsächlich männlichen Mitgliedern, die freundschaftlich verbunden sind und unter einem Namen formieren. Auch diese sind „essentially boys' clubs" (Haenfler 2006, 130).

Als *backstage* wird – nicht nur im Hardcore, sondern generell im Bühnenjargon – der Raum bezeichnet, in dem sich die Bands vor, während und nach dem Konzert aufhalten, ihre persönlichen Dinge ablegen und sich auf die Show vorbereiten. Er befindet sich zumeist hinter der Bühne und zeichnet sich auch durch einen beschränkten Zugang aus: Dieser Raum kann nur betreten werden, wenn man die Band kennt oder in die Konzertorganisation involviert ist. Doch was ich hier als *Hinterbühne* bezeichnen möchte geht über diesen engen, ‚musikinternen' Begriff hinaus. Alle Orte außerhalb des repräsentativen Bereichs der Vorderbühne, können demnach als Hinterbühne bezeichnet werden.

Die Hinterbühne zeichnet sich häufig dadurch aus, dass sie zeitlich und örtlich nicht an die Konzerte gebunden und damit oft versteckter und weniger sichtbar für reguläre KonzertbesucherInnen ist. Dies können der Tourbus, die Räume eines Labels oder einer Tourbooking-Agency, die Küche des Konzertraumes, das Internet, ein Plattenladen oder auch die privaten Räume der Einzelnen sein. Vieles im Hardcore wird auch von den eigenen Räumen aus organisiert oder produziert. Dazu gehören das Herstellen von Fanzines, das Bearbeiten und Online-Stellen von Fotos, der Besuch von Webforen oder webbasierten sozialen Netzwerken wie *MySpace*. Aber auch Konzertorganisation, Mailorder und Tourbooking werden im Hardcore häufig von diesen Orten aus ausgeübt.

Auf dieser Hinterbühne geht es im Gegensatz zur Vorderbühne allerdings, so zeigen die Forschungsergebnisse Calmbachs, erstaunlicherweise ‚geschlechteregalitär' her: „Die Zusammenhänge zwischen Geschlecht und den Tätigkeiten ‚Konzerte organisieren', ‚Fanzines schreiben', ‚Label/Vertrieb machen' sind sehr schwach" (Calmbach 2007, 207). Das heißt, Jungen sind in diesen Tätigkeiten im Hinblick auf die Gesamtgeschlechterverteilung nicht überrepräsentiert. Es bleibt allerdings zu untersuchen, ob diese Hinterbühne wirklich so gleichgestellt ist wie diese quantitative Studie zeigt.

Generell ist hier jedoch festzuhalten, dass die Teilnahme der Mädchen je nach Bühne ernorm variiert.

Hier u.a. manifestiert sich die Geschlechterordnung des Hardcore. Es ist diese Geschlechterordnung, die Mädchen wie Jungen vorfinden, wenn sie an der Jugendsubkultur Hardcore teilhaben wollen. Sie wird – so meine Annahme – von den Jugendlichen zu Beginn ihrer Laufbahn im Hardcore erlernt, inkorporiert und (re)produziert.

„On regarde, on lit, on demande, on cherche et cherche, on VEUT".

Überlegungen zum Erlernen und Inkorporieren der Geschlechterordnung im Hardcore

Ist der Erwerb berufspraktisch relevanter Kompetenzen in Jugendsubkulturen für Hitzler teilweise „nicht oder nur schlecht [zu] dokumentieren" (Hitzler/ Pfadenhauer 2006, 85), so muss dies um so mehr für das Lernen und Inkorporieren einer Geschlechterordnung in diesen Kontexten gelten. Letzteres ist noch weniger bis gar nicht sichtbar oder materiell festmachbar. Frage ich in Interviews nach der Laufbahn im Hardcore, taucht immer das gleiche Muster mit unterschiedlichen Nuancen auf. Es ist wie ein *Curriculum vitae* des Hardcore, der mir präsentiert wird. In der Logik dieser Jugendsubkultur werden die relevanten Stationen oft sogar sehr im Detail erzählt. Der Einstieg passiert meistens durch Konzertbesuche oder Freunde. Nach dem Eintritt in die lokale Szene erweitert sich der geografische Radius langsam durch Reisen zu Konzerten, Freunden oder im Extremfall bewußte Umzüge in andere Städte oder Länder. Diese vermehrte Mobilität und der Besuch von immer mehr Konzerten geht einher mit dem Kennenlernen von immer mehr Leuten, die sich in der Szene bewegen.

Ein Erlernen generell oder das der Geschlechterordnung wird jedoch in diesen Erzählungen nie erwähnt. Dies ist vermutlich zum einen darauf zurückzuführen, dass in Jugendsubkulturen der Prozess der Authentizitätsbildung eine große Rolle spielt. Die eigenen Anfänge in der Jugendsubkultur und gerade das Erlernen werden von den Mitgliedern zugunsten der jugendsubkulturellen Identität und deren ‚Echtheit' verschwiegen. Ein Lernen einzugestehen würde diese Identität untergraben oder gar in Frage stellen. Daneben passiert das Lernen in Jugendsubkulturen eher *en passant* und unbewusst (Hitzler 2005, 86). Es sind weniger Schlüsselmomente, sondern eher kleine und unscheinbare Momente auf Vorder- und Hinterbühne, in denen das Erlernen und Inkorporieren der Geschlechterordnung passiert: Ein beiläufiger Kommentar auf einer Show („I have seen you dancing!"), das Einüben von Tanzbewegungen auf dem Parkplatz einer Autoraststätte und dann das Ausprobieren auf dem Konzert oder die Erkenntnis beim Tanzen, dass die Körper der Jungen im wahrsten Sinne des Wortes ‚mehr Gewicht' haben.

Bevor ich auf die verschiedenen Parameter des ‚Geschlechterlernens' eingehe, halte ich es für essentiell im Vorfeld zu klären, was ich hier unter der bislang

benutzen Metapher „Geschlechterordnung erlernen/inkorporieren“ fasse. Ohne dies auszubuchstabieren birgt auch diese Metapher die Gefahr, die Lahire an der Metapher „soziale Strukturen inkorporieren“ (Lahire 2005, 204) aufgezeigt hat, die genauen Lernprozesse zu verdecken oder schnell abzuhandeln und damit erneut das *Wie* aus den Augen zu verlieren. Denn genau genommen sind es geschlechts- und kontextbezogene körperliche, kognitive, bewertende und einschätzende Gewohnheiten, Denkschemata, Modi des Handels, Interagierens, Reagierens, Orientierens, Wahrnehmens, Kategorisierens und Urteilens etc., die erlernt und inkorporiert werden (ebd.) und mit diesen die Geschlechterordnung. Doch wie passiert dies?

Aber wie?

In einem Gespräch fasst ein Junge das geschlechtsspezifische Lernen in der Jugendsubkultur Hardcore folgendermaßen zusammen: „On regarde, on lit, on demande, on cherche et cherche, on VEUT faire partie et si c’est ÇA être hardcore alors on le fait!“ (Gespräch 6. März 2008). Hier sind bereits die unterschiedlichen Parameter des Erlernens und Inkorporierens der Geschlechterordnung im Hardcore kurz umrissen.[11] Zum einen ist es das Engagement, das für das Lernen ausschlaggebend ist („on veut“). Des Weiteren sind hier drei Arten des Erlernens knapp benannt (beobachten, lesen, ausfragen). Ein letzter Punkt, der in dieser Zusammenfassung nicht deutlich zum Ausdruck kommt, ist die Wichtigkeit von Gleichaltrigen und MentorInnen in diesem Prozess. Auf diese drei ganz unterschiedlichen Parameter, die das ‚Geschlechterlernen‘ im Hardcore ausmachen, werde ich im Folgenden eingehen.

(1) Dem Lernen in Jugendsubkulturen zugrunde und quer liegende Variabel ist sicherlich das jeweilige Engagement derjenigen, die teilhaben wollen (Andes 1998). Dies ist besonders wichtig im Zusammenhang von Jugendsubkulturen, in denen das Engagement freiwillig ist und es damit unterschiedlich stark und lang ausfallen kann. Andes zeigt in ihrem „stage model of the punk career“ (Andes 1998, 221), dass bei der Aneignung dessen, was Punk ist, Jugendliche zum einen unterschiedliche Phasen durchlaufen, in denen sie sich mit der Zeit immer stärker an die Jugendsubkultur binden. Zum anderen bringen Jugendliche auch unterschiedlich starkes Engagement auf: „Commitment can vary in two ways. First, it can vary across individuals at any given cross-section of time (…). However, commitment can also vary within a single individual across time“ (Andes 1998, 214). Gleiches gilt für den Hardcore.

(2) Ist das Engagement aufgebracht, sind drei Modi des Erlernens im Hardcore zu beobachten: Erstens spielen beim Erwerb der Geschlechterordnung das wiederholte Beobachten, Imitieren und Einüben des Verhaltens von Anderen – meistens länger Involvierten – auf Konzerten eine große Rolle. Dies gilt besonders für die Situationen auf der Vorderbühne wie dem Tanzen und der Teilnahme in Bands. Dieses Lernen durch Imitation und Beobachtung passiert

im Hardcore nicht nur auf lokaler Ebene, sondern im Zuge der Laufbahn oft auch immer mehr auf internationalem Parkett.

Ein zweiter Lernmodus ist das ‚Selbststudium', das zumeist zuhause stattfindet. In diesem Lernprozess kommt vor allem materiellen Objekten eine große Rolle zu (Müller 2008). In CDs oder Fanzines, die zuhause gehört oder gelesen werden, auf Fotos oder in Selbstdarstellungen im Internet, die aus den eigenen vier Wänden aufgerufen werden, manifestieren sich unter anderen Denkschemata, Modi des Wahrnehmens, Kategorisierens und Urteilens, in denen auch die Geschlechterordnung etabliert, (re)interpretiert und weitergeführt wird. So lauten beispielsweise Teile der zwei der wenigen Liedtexte im Hardcore, die sich mit Geschlecht beschäftigen und hinlänglich bekannt sind, wie folgt: „A woman's place, the kitchen, on her back, it's time to change that attitude, and quick" (7 Seconds 1984) oder „Sexism sucks! It didn't end in the 80's (…) If we can't change the world, then let's change the scene" (Good Clean Fun 1997).

Dritter Modus ist das Zuhören oder aktive Ausfragen. Dabei werden neben dem Urteilen auch Kategorien erlernt oder unbewusst übernommen. So wird beispielsweise eine im Hardcore, wie in anderen Jugendsubkulturen (Currie/ Dawn/ Kelly/ Pomerantz 2004; 549, Krenske/ Mckay 2000, 300; Leblanc 2001, 121 f; MacDonald 2001, 135) gängige diskursive Differenzierung der Mädchen in zwei Kategorien zu Beginn der Laufbahn ins eigene Vokabular übernommen. Es wird dann zwischen den Mädchen unterschieden, die als vollwertige Mitglieder akzeptiert werden (‚real, tough girl') und denen, die nicht wirklich am Hardcore interessiert sind, sondern an den im Hardcore involvierten Jungen (‚girlfriend', ‚coatrack').

(3) Dabei sind neben dem Engagement und den drei Modi des Erlernens auch das gemeinsame Entdecken und Lernen unter Gleichaltrigen oder von MentorInnen in diesem Lernprozess relevant. In Diskussionen und Gesprächen, aber auch in ihren Texten richten sich ältere ‚Generationen' an jüngere. Kann in der Jugendsubkultur Graffiti eine eindeutige MentorInnen-SchülerInnen Beziehung beobachtet werden (Macdonald 2001, 186), ist dies im Hardcore weniger explizit. Vorbilder und damit oft länger im Hardcore implizierte Mitglieder sind aber auch hier relevant. Mädchen nennen in Interviews immer wieder weibliche Vorbilder, die sie animiert haben, selber aktiv zu werden; sei es indirekt („Candace from Walls of Jericho made me think I could also front a hardcore band", Interview 11. April 2005) oder direkt wie eine Inhaberin eines Labels, die bei einem Praktikum zum Vorbild wurde. Weiterhin spielt hier auch der Austausch und das gemeinsame ‚Entdecken' unter Gleichaltrigen eine wichtige Rolle.

Diese drei beschriebenen Parameter laufen jedoch nicht getrennt voneinander ab oder sind zeitlich aufeinander aufgebaut. Es ist vielmehr ihr Zusammenspiel und ihre Gleichzeitigkeit die das *Wie* des Lernens und Inkorporierens der Geschlechterordnung im Hardcore ausmachen.

Ausblick

Ich habe in diesem Artikel gewagt, die *black box* der geschlechtsspezifischen Sozialisation in Jugendsubkulturen am Beispiel des Hardcores zu öffnen. Dabei waren zwei Punkte für mich wesentlich: zum einen die Verschiebung der Blickrichtung auf die Geschlechterordnung in der jeweilig untersuchten Jugendsubkultur als ein Kontext der geschlechtspezifischen Sozialisation. Des Weiteren habe ich erste Überlegungen angestellt, *wie* der Erwerb dieser Geschlechterordnung genau funktioniert und drei Parameter des ‚Geschlechterlernens' vorgestellt.

Als zukünftigen Schritt – und um diesen Forschungszugang zu komplementieren – ist es wichtig anzuschauen, ob, und wenn ja wie, Jugendsubkulturmitglieder selber die Trennlinie zwischen geschlechtsspezifischer Sozialisation in Familie oder Schule auf der einen und jugendsubkultureller geschlechtsspezifischer Sozialisation auf der anderen Seite ziehen.

Erst mit diesen beiden Schritten ist mehr als eine Gewissheit gegeben, dass etwas mit den Geschlechterbildern und -konstruktionen von Jugendlichen passiert, wenn sie einige Zeit in einer Jugendsubkultur verbringen. Es wird ein Verständnis dafür erlangt, was genau mit den Geschlechterbildern und -konstruktionen der Jugendlichen in dieser Zeit passiert.

Anmerkungen

1 Ich möchte mich herzlich für die Anmerkungen und gedanklichen Anregungen zu einer ersten Version dieses Artikels bei Melanie Grütter, Andrea Maihofer und Alain Müller bedanken.

2 Den Begriff Jugendsubkultur benutze ich hier als ‚Hilfsbegriff'. Es bleibt zu diskutieren, ob dies der am besten geeignete Terminus ist, dieses Phänomen begrifflich zu fassen.

3 Bezeichnenderweise benennen viele Hardcore als ihr „home" und beschreiben die Anderen in dieser Jugendsubkultur als „*family*". Auch Leblanc (1999, 79) zeigt in ihrer Forschung zu Punk auf, dass Punk für viele Mädchen als Familienersatz dient. Der Frage, inwiefern damit neue Formen von Familie geschaffen werden, kann hier nicht nachgegangen werden.

4 Auch an der sonst wenig erforschten Jugendsubkultur Hardcore wurde dies exemplarisch verdeutlicht (Adler/ Hepp/ Lorig/Vogelgesang 2005; Hitzler 2005, 35 ff; Calmbach 2007).

5 Die dafür benutzten empirischen Daten wurden mittels Feldforschung in der Schweiz und England (London) in den letzten fünf Jahren erhoben.

6 Hier konzentriere ich mich nur auf die gendersensible Jugendsubkulturforschung – Forschungen, die sich ausdrücklich mit Geschlecht befassen.

7 Forschungen zu Männlichkeit und Jugendsubkultur sind weiterhin sehr rar und wurden erst Mitte der 1990er aufgenommen (vgl. Mcdonald 2001).

8 Diese Vernachlässigung der Frage des *Wie* hat Maihofer für die geschlechtsspezifische Sozialisationsforschung im Allgemeinen aufgezeigt (Maihofer 2002, 20).

9 Diese grob und homogen gezeichnete Skizze des Hardcore erhebt nicht den Anspruch, diese mehr als 25-jährige Jugendsubkultur mit all ihren Strömungen vollständig abzubilden. Ich gehe hier auch nicht auf lokale oder stilistische Unterschiede ein und habe eher versucht global geltende Charakteristika darzustellen.

10 Das heißt allerdings nicht, dass diesen Konzertsituationen nicht Hinterbühnen-Situationen vor- oder nachgängig sind. Neben dem Singen in einer Band auf der Bühne (Vorderbühne), beinhaltet das SängerInnendasein beispielsweise auch den Aufenthalt im „backstage", im Tourbus oder Tonstudio (Hinterbühne).

11 Diese hier vorgestellten Parameter gelten nicht nur für das Erlernen der Geschlechterordnung, sondern können auch beim Erwerb beispielsweise von berufspraktischen Kompetenzen von Belang sein. Grundsätzlich gilt auch, dass das ‚Geschlechterlernen' nur bedingt analytisch vom Lernen anderer Kompetenzen trennbar ist.

Literatur

Adler, Martin/ Andreas Hepp/ Philipp Lorig/ Waldemar Vogelgesang (2005) „‚Do-It-Yourself': Aneignungspraktiken in der Hardcore-Szene." *Lernen in flexibilisierten Welten*. Hg. Claus J. Tully. Weinheim: Juventa, 219-236.

Andes, Linda (1998) „Growing up Punk: Meaning and Commitment Careers in a Contemporary Youth Subculture." *Youth Culture: Identity in a Postmodern World*. Hg. Jonathan Epstein. Oxford: Blackwell, 212-231.

Atkinsen, Brian (2006) „Straightedge Bodies and Civilizing Processes." *Body & Society* 12/2006: 69-95.

Baron, Stephen W. (1989) „The Canadian West Coast Punk Subculture: A Field Study." *Canadian Journal of Sociology* 14/1989: 289-316.

Becker, Howard (1993) „How I Learned What a Crook Was." *Journal of Contemporary Ethnography* 22/1993: 28-35.

Betrayed (2006) *Substance*. Rivalry.

Brake, Michael (1985) *Comparative Youth Culture. The Sociology of Youth Cultures and Youth Subcultures in America, Britain and Canada*. London/ New York: Routledge.

Calmbach, Marc (2007) *More than Music. Einblicke in die Jugendkultur Hardcore*. Bielefeld: Transcript.

Currie, Dawn/ Deirdre Kelly/ Shauna Pomerantz (2004) „Sk8er Girls: Skateboarders, Girlhood and Feminism in Motion." *Women's Studies International Forum* 27/2004: 547-557.

Gaar, Gillian (1994) *Rebellinnen: Die Geschichte der Frauen in der Rockmusik*. Hamburg: Argument Verlag.

Goffman, Erving (1982) *The Presentation of Self in Everyday Life* [1959]. New York: Doubleday.

Good Clean Fun (1997) *Shopping for a Crew*. Underestimated Records, Reflections Records.

Haenfler, Ross (2006) *Straight Edge. Hardcore Punk, Clean-Living Youth, and Social Change*. New Brunswick/ New Jersey/ London: Rutgers University Press.

Hitzler, Ronald/ Michaela Pfadenhauer (2005) *Unsichtbare Bildungsprogramme? Zur Entwicklung und Aneignung praxisrelevanter Kompetenzen in Jugendszenen*. Expertise zum 8. Kinder- und Jugendbericht der Landesregierung NRW. Düsseldorf.

Hitzler, Ronald (2006) „Leben in Szenen. Soziale Organisation in der globalen Gesellschaft. Vortrag beim 11. UFA Exchange." 25. September 2007 <www.jugendszenen.com/home/index.php?rubric=downloads&PHPSESSID=ja39pmtp5uq5ca9lj3rnbs5v37>.

Inhetveen, Katharina (1997) „Gesellige Gewalt. Ritual, Spiel und Vergemeinschaftung bei Hardcorekonzerten." *Soziologie der Gewalt*. Hg. Trutz von Throtha. Opladen/ Wiesbaden: Westdeutscher Verlag, 235-260.

Irwin, Darrell (1999) „The Straight Edge Subculture: Examining the Youths' Drug-Free Way." *Journal of Drug Issues* 29/1999: 365-380.

Krenske, Leigh/ Jim McKay (2000) „‚Hard and Heavy': Gender and Power in a Heavy Metal Music Subculture." *Gender, Place and Culture* 7/2000: 287-304.

Lahire, Bernard (2005) *L' homme pluriel: Les ressorts de l'action*. Paris: Armand Colin.

Leblanc, Lauraine (1999) *Pretty in Punk. Girls' Gender Resistance in a Boys' Subculture*, New Jersey/ London: Rutgers University Press.

Macdonald, Nancy (2001) *The Graffiti Subculture. Youth, Masculinity and Identity*. London/ New York: Palgrave.

Maihofer, Andrea (2002) „Geschlecht und Sozialisation." *Erwägen Wissen Ethik* 13/2002: 13-74.

McRobbie, Angela/ Jenny Garber (1976) „Girls and Subcultures." *Resistance*

Through Rituals. Hg. Stuart Hall/ Tony Jefferson. Cambridge: University Press, 209-222.

Mullaney, Jamie L. (2007) „‚Unity Admirable But Not Necessarily Heeded'. Going Rates and Gender Boundaries in the Straight Edge Hardcore Music Scene." *Gender & Society* 21/2007: 384-408.

Müller, Alain (2003) *Hardcore to the day that I die, hardcore, it comes from inside!: visite ethnographique d'une sous-culture dissidente*. Universität Neuenburg. Unveröffentlichte Lizentiatsarbeit.

Müller, Alain (2008) „Du concept de sous-culture au référent sous-culturel: biographie d'un acteur sous-estimé." *La marque jeune*. Hg. Marc-Olivier Gonseth/ Yann Laville/ Grégoire Mayor. Neuchâtel: MEN. Im Erscheinen.

Schulze, Marion (2007) „Mädchen im Hardcore: Not just Boys' fun?" *Krasse Töchter. Mädchen in Jugendkulturen*. Hg. Gabriele Rohmann. Berlin: Archiv der Jugendkulturen Verlag KG: 91-105.

7 Seconds (1984) *The Crew*. Better Youth Organization.

Stauber, Barbara (2006) *Junge Frauen und Männer in Jugendkulturen. Selbstinszenierungen und Handlungspotentiale*. Opladen: Leske + Budrich.

Williams, Patrick J./ Heith Copes (2005) „‚How Edge Are You?' Constructing Authentic Identities and Subcultural Boundaries in a Straightedge Internet Forum." *Symbolic Interaction* 28/ 2005: 67-89.

Wood, Robert T. (2006) *Straight Edge. Youth. Complexity and Contradictions of a Subculture*. New York: Syracuse University Press.

Youth of Today (1988) *We're Not in This Alone*. Caroline Records.

Sven Kommer

Neue Medien als Sozialisationsfaktoren. Oder: *doing gender* beim Umgang mit digitalen Medien

Die alten und neuen Medien sind inzwischen derart tief in unseren Alltag eingewandert, dass sie häufig erst dann auffallen, wenn sie (wie es Computer und Internet gerne gelegentlich tun) den Dienst versagen – oder einmal nicht zur Verfügung stehen. Umso erstaunlicher erscheint es, dass bislang kaum weiter ausgearbeitete Modelle oder Untersuchungen vorliegen, die die Rolle der Medien im Sozialisationsprozess adäquat beschreiben. Im Folgenden werden zunächst einige Überlegungen zur Grundierung einer entsprechenden Theoriebildung rekapituliert, bevor in einem zweiten Schritt Beobachtungen aus einem Forschungsprojekt zu Prozessen des *doing gender* im Umgang mit Medien vorgestellt werden.

Sozialisation als Selbstsozialisation

Die von Scherr (2008 in diesem Band und 2004) vorgetragenen Überlegungen zu dem an Luhmann (insbes. Luhmann 2002) orientierten Konzept der Selbstsozialisation zeigen zunächst einmal eindrücklich, dass trotz aller Kritik – insbesondere an Modellen der ‚klassischen' Sozialisationstheorie – keinesfalls auf eine solche verzichtet werden kann. Denn nur eine ausgearbeitete Sozialisationstheorie erlaubt es letztendlich, theoretisch fundiert zu beschreiben, wie und warum es in der Regel zu einer relativ hohen, generationenübergreifenden Stabilität von gesellschaftlichen Strukturen, Wertesystemen, Verhaltensmustern etc. kommt. – Wandel aber trotzdem möglich ist und permanent stattfindet[1]. Das auf ‚struktureller Koppelung' im Sinne Luhmanns (vgl. aber auch: Maturana/ Varela 1987) beruhende Konzept der ‚Selbstsozialisation' erlaubt es zunächst einmal, Modelle, die nahezu ausschließlich auf ‚Fremdsozialisation' im Sinne einer deterministischen Einwirkung auf das (dann kaum mehr als solches zu fassende) Subjekt fokussiert sind, zu verabschieden. Weiterhin erweisen sich in dieser Perspektive aber auch die einseitig auf eine nahezu beliebige und grenzenlose Selbst-Formierung psychischer Systeme setzenden Konzepte als unterkomplex und damit als nicht adäquat. Aus gegebenem Anlass ist hier noch einmal dar-

auf hinzuweisen, dass ‚Selbst' entgegen anderer Leseweisen (Schweizer 2008 in diesem Band; Zinnecker 2000) hier keinesfalls im umgangssprachlichen Sinne zu verstehen ist. „Die These der Selbstsozialisation ist bei Luhmann also keine Gegenthese zur Annahme eines Primats des Sozialen" (Scherr 2004, 228).

Mit der an dem Konzept Selbstsozialisation (Scherr 2004; Mansel et al. 1999) orientierten Betrachtungsweise ist eine Perspektive gewonnen, die die Prozesshaftigkeit der (immer unabgeschlossen bleibenden) Sozialisation ebenso in den Blick nimmt wie das komplexe Gefüge struktureller Koppelungen operational geschlossener Systeme auf der Basis rekursiver Interaktionen. Damit lässt sich – wie im Folgenden zu zeigen sein wird – auch die Rolle der Medien im Sozialisationsprozess als ‚Perturbationen'[2], die strukturdeterminierte psychische Systeme irritieren, bestimmen.

Ein Aspekt kommt allerdings in dieser Betrachtungsweise schnell zu kurz: die Frage nach dem Einfluss der sozialen Stellung der Herkunftsfamilie. Anders als Scherr gehe ich davon aus, dass das Habituskonzept von Bourdieu durchaus eine große Nähe zu einem solchen konstruktivistischen (bzw. systemtheoretischen) Verständnis aufweist, in seinen späteren Schriften tritt diese Nähe sehr deutlich hervor. Dies gilt insbesondere dann, wenn Bourdieu seinen Standpunkt ‚jenseits von Subjektivismus und Objektivismus' theoretisch noch einmal reflektiert und weiter ausarbeitet (Bourdieu/ Wacquant 2006; Bourdieu 2005).

Das Habituskonzept ermöglicht es aber, gerade auch unter den Bedingungen einer ‚reflexiven Moderne' (oder 2. Moderne etc.), die keineswegs aufgehobenen Ungleichheiten als (noch immer) milieuspezifische Unterschiede im Sozialisationsprozess theoretisch grundiert zu erfassen und zu analysieren. Dies gilt insbesondere auch im Kontext des ‚Medienumganges', der ja aufs engste an die Kategorie ‚Geschmack' gekoppelt ist – und somit letztendlich wiederum als Ausdruck des Habitus verstanden werden kann.

Mit Bourdieu sind diese Unterschiede – wie wir in der jüngeren Vergangenheit in zwei großen Projekten zeigen konnten – auch empirisch beobachtbar. Der Blick gilt dabei immer wieder den ‚feinen Unterschieden', die der Distinktion etc. dienen und deren Beobachtungsperspektiven generierende Kraft den Beteiligten im Sinne der ‚Illusio' in der Regel verborgen bleibt.

Medien als Sozialisationsfaktoren: Rahmenbedingungen

Zu Beginn der 1990er Jahre prägte Dieter Baacke den Begriff von den jugendlichen Lebenswelten als ‚Medienwelten' (Baacke et al. 1990). Damit setzt er den Fokus auf eine Entwicklung, deren Beginn in der europäischen Geschichte recht weit zurückdatiert werden kann (einen wichtigen Marker stellt mit Sicherheit die Einführung des Buchdrucks mit beweglichen Lettern dar), die aber zu Beginn des 20. Jahrhunderts zunehmend an Tempo gewinnt und heute eine bis dato kaum vorstellbare Beschleunigung erfahren hat: Die zunehmende Durchdringung der Lebenswelt mit den in immer schnellerer Abfolge auf den Markt kommenden ‚technischen Verbreitungsmedien' sowie ihren Inhalten.

Wie radikal der Wandel der Medienwelt innerhalb weniger Generationen ausgefallen ist, macht – ob der raschen Veralltäglichung des Medienumgangs – ein kurzer Rückblick auf den Beginn des 20. Jahrhunderts deutlich: Um 1900 existierten noch keinerlei relevante elektronische (Massen-)Medien. Schallaufzeichnung und Wiedergabe erfolgten vermittels noch in den Kinderschuhen steckender ‚mechanischer' Verfahren (Grammophon). Das Telefon – noch handvermittelt – stand gerade erst am Beginn seiner Erfolgsgeschichte, die Grundlagen für das Kino wurden gerade gelegt und die Fotografie war noch weit von einer Veralltäglichung entfernt. Für die große Mehrheit der Bevölkerung war die Partizipation an diesen technischen Errungenschaften noch nicht einmal vorstellbar, lediglich die zeitgenössischen ‚Printmedien' standen als einzige (Massen-)Medien einem breiteren Publikum zur Verfügung.

In den seitdem vergangenen 100 Jahren hat sich die Lage geradezu dramatisch verändert. So sind inzwischen nicht nur die Segmente der elektronischen und der digitalen Medien hinzugetreten; insbesondere in der jüngeren Vergangenheit sind einige der einstmals ‚neuen' Medien (Langspielplatte, Kassettenrekorder und Walkman, Bildschirmtext und Bildplatte – um nur einige zu nennen) schon wieder vom Markt verschwunden.

Für die Mehrheit der heutigen Jugendlichen ist eine Welt ohne Handy, Computer und Internet (oder gar Kopierer und Fernseher) nicht mehr (oder nur schwer) vorstellbar. Um einen kleinen Eindruck zu gewinnen, wie sich die Mediennutzung zur Zeit darstellt, einige Daten aus der aktuellen JIM-Studie (Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest 2007):

- Von den befragten Jugendlichen im Alter von 12 bis 19 Jahren verfügen 94% über ein eigenes Handy, 85% über einen eigenen MP3-Player, 83% über einen eigenen CD-Player und 78% über ein eigenes Radio. Einen eigenen Fernseher oder Computer besitzen jeweils 67% der Befragten, 45% aller Befragten verfügen dazu über einen Internetanschluss. Auch wenn eine starke Angleichung stattgefunden hat, verfügen männliche Jugendliche dabei noch immer über eine umfangreichere Ausstattung (insbesondere im Bereich PC und Spielkonsolen).
- Von den Befragten nutzen 92% „mehrmals pro Woche" den Fernseher, womit dieser noch immer das meistgenutzte Medium ist. 84% der Jugendlichen nutzen den Computer regelmäßig, auch MP3 Player und Handy werden in großem Umfang genutzt. Dazu kommt die Nutzung der anderen elektronischen Medien, es wird aber auch noch gelesen: Immerhin 37% der befragten Jugendlichen geben an, mehrmals in der Woche ein Buch zu lesen.

Anhand solcher Daten wird noch einmal auf empirischer Basis deutlich, was sich hinter Begriffen wie ‚Medienwelten' oder ‚Mediatisierung der Gesellschaft' verbirgt. Wie alltäglich und fest in die Handlungsroutinen integriert die neueren Medien wie das Internet für die Jugendlichen inzwischen sind, wird spätestens dann deutlich, wenn – wie es sich im folgenden Beispiel andeutet – eine Welt ohne diese kaum mehr vorstellbar ist:

Schülerin, 14 Jahre

Y: wenn du jetzt kein Internet hättest; (3) was wäre anders; (2) °@in deinem Leben;@°

P: @oh Gott,@ (2) ich würde (3) glaub (.) nich so viel wissen, glaub=ich auch, […]
dann: (.) wär ich schon irgendwi:e ärmer dran:, oder (.) ich glaub dann wär=ich auch manchmal so ins Internetcafe gegangen oder so um Sachen rauszuholen oder so; aber ich glaub dann hätt=ich vieles vieles nich; was ich jetzt hab;

Auch wenn es hier nicht explizit so gesagt ist: Dass es einmal eine Zeit gab, in der man ‚Wissen' und vieles andere nicht aus dem Netz ‚ziehen' konnte, sondern sich noch den traditionellen Wissensmedien wie dem Buch zuwenden musste, scheint für diese Schülerin kaum mehr vorstellbar. Wenn es schon zu Hause kein Netz gibt, im Internetcafé steht es immer zur Verfügung…

Medien als Sozialisationsinstanzen

Führt man sich vor Augen, in welchem Umfang (und das meint letztendlich mehr als das Zeit-Budget) der Medienumgang bereits in der frühen Kindheit beobachtbar ist, so erscheint es rasch plausibel, dass dieser nicht ohne Folgen für den Sozialisationsprozess bleibt. Das Konzept ‚Selbstsozialisation' erinnert aber auch in diesem Zusammenhang daran, dass die stark vereinfachten, auf monokausale und deterministische Aussagen zielenden Modelle (wie sie in der öffentlichen Debatte immer wieder zu finden sind) in diesem Zusammenhang zu kurz greifen. Medieninhalte determinieren weder Sozialisationsprozesse noch Verhaltensweisen im Sinne eines einfachen Kausalzusammenhangs. Ohne Zweifel stellen die Medieninhalte aber Irritationen für die psychischen Systeme der RezipientInnen dar.

So findet sich inzwischen seit vielen Jahren der Ansatz, die Medien neben den ‚klassischen' Instanzen Elternhaus, Peers und Schule in die Liste der hoch relevanten Sozialisationsinstanzen aufzunehmen. Werden den RezipientInnen hier doch vielfältige Verhaltensmuster, Rollenklischees und Lebensentwürfe angeboten, die von diesen dann als Bausteine für die „Bricolage" (vgl. Baacke 2004)[3] der eigenen (möglicherweise multiplen) Identität genutzt werden können. Dies gilt für die vielfach gerade unter dem Aspekt ‚Gender' untersuchte Werbung ebenso wie für Daily Soaps, Castingsendungen (egal ob Retortenbands oder Models) wie auch für die vielfältigen Hollywood- (und inzwischen auch Bollywood-) Produktionen. Und natürlich auch für alle älteren (Print) und neuesten Medien (Second Life; Web 2.0 etc.) wie auch – als prominentes Beispiel – für die in den letzten Jahren öffentlich kritisch diskutierten Texte und Videoclips des Labels ‚Aggro Berlin' mit ihrem hohen Anteil an Gewaltverherrlichung und Sexismus.

Die Frage nach der Sozialisationsfunktion der Medien gewinnt nochmals an Relevanz, wenn man aktuelle Gesellschaftsdiagnosen mit einbezieht: Unter den Bedingungen einer ‚reflexiven Moderne' mit ihren starken Individualisierungstendenzen (sensu Beck 1986), die geprägt ist von der schwindenden „Bindungswirkung traditioneller Sozialzusammenhänge (Schicht und Klasse, Verwandtschaft, Nachbarschaft, religiöse Gemeinschaft)" (Schulze 1995, 75), wie auch einer „Entzauberung" (Beck 1986), sind zunächst einmal verstärkt gesellschaftliche Wandlungsprozesse zu beobachten: „Traditionelle Sicherheiten in Bezug auf Handlungswissen, Glauben, leitende Normen und Werte, Interaktionsformen etc. gehen verloren" (Mikos 2007). Ein Befund, der grundsätzlich auch für die Frage nach den Geschlechterrollen in der Gesellschaft wie auch als Teil der je eigenen Identität gilt.

Wenn aber die traditionellen Instanzen und Modelle an Bindungskraft verlieren, erscheint es durchaus denkbar, dass die Medien mit ihren Inhalten zumindest streckenweise deren Rolle im Sozialisationsprozess übernehmen und so wirkmächtig werden (vgl. auch Baacke 1997).[4] Sie füllen hier nicht nur die Lücken, sondern tragen – bezieht man die empirisch vorfindlichen Rezeptionsmuster (z.B. Reitze/ Ridder 2006) mit ein – dazu bei, neue Standardisierungen im Sinne von Beck (1986) zu etablieren.

Mit dem Fokus auf ‚strukturelle Koppelung' strukturdeterminierter und geschichtlicher Systeme (Luhmann 1997; vgl. auch Maturana/ Varela 1987) bleibt aber gerade in diesem Kontext sichtbar, dass selbst standardisierte Angebote keinesfalls automatisch zu standardisierten Rezeptionsmustern oder gar Sozialisierungen im Sinne deterministischer Modelle führen – treffen doch die medialen Perturbationen auf divergente, im Verlauf der je individuellen Geschichte[5] entwickelte und ausdifferenzierte Strukturen psychischer Systeme. Da die Art und Weise der Bearbeitung von Irritationen aber wiederum von den Strukturen der Systeme abhängt[6], erfolgt sie individuell verschieden. Struktur und Geschichte des Systems und nicht eine ‚mediale Botschaft' ‚determinieren' also die Form, in der die Irritation verarbeitet wird. Zugleich führt aber der Prozess der strukturellen Koppelung dazu, dass die Form der Verarbeitung in der Regel anschlussfähig an die Form der Verarbeitung in anderen psychischen Systemen bleibt – die Systeme hier also nicht als Monaden im Sinne von Leibnitz zu verstehen sind.

Die Medieninhalte und Medien können in diesem Zusammenhang (insbesondere auch mit Blick auf Standardisierungen) als „Dauerirritationen eines bestimmten Typs" (Luhmann 1997, 119) verstanden werden, die dazu führen, dass bestimmte Richtungen der Entwicklung wahrscheinlicher werden als andere. Anders ausgedrückt: Es macht eben doch einen Unterschied, ob im Elternhaus den Kindern immer wieder auch Bücher vorgelesen und unterschiedlichste Spielanregungen gegeben werden – oder aber der Nachwuchs regelmäßig vor dem Fernseher ‚geparkt' wird.

Daneben ermöglichen gerade Internet und Fernsehen – folgt man z.B. Mikos (2007) – ganz neue Formen der Vergemeinschaftung, die insbesondere durch die

Aufhebung des räumlichen Bezuges gekennzeichnet sind. Räumliche Nähe als Grundlage von Gemeinschaft verliert mit der Nutzung der digitalen Kommunikationsmedien an Bedeutung:

> Über die Medien, gerade auch den Konsum von Fernsehen in Kombination mit Internetaktivitäten entstehen neue Formen der sozialen Einbindung, so genannte ‚Wahlnachbarschaften' (Winter/ Eckert 1990), ‚Proto-Gemeinschaften' (Willis 1991) oder ‚Geschmacksgemeinschaften' (Lash 1996), die sich als ‚Formen posttraditioneller Vergemeinschaftungen' (ebd.: 273) über geteilte Bedeutungen, lebensweltliche Praktiken und gemeinsamen Medienkonsum herstellen. (Mikos 2007)

Doing Gender und Medien

Die soeben vorgestellten Überlegungen zu Medien als Sozialisationsfaktoren sind in den aktuellen Diskursen letztendlich noch immer vor allem auf die Rezeption von Medieninhalten bezogen. *Doing gender* (zur Genese des Begriffs vgl. Kotthoff 2003) als eine sozialisationsmächtige performative Praxis[7] ist aber nicht nur bei der Rezeption (z.B. in Form einer für die Positionierung im sozialen Feld genutzten Auswahl von Inhalten) zu beobachten, vielmehr ermöglichen der Umgang mit den Medien noch vielfältige andere Handlungsformen, innerhalb derer ebenfalls ein *doing gender* nicht nur möglich, sondern auch beobachtbar ist.

Im Folgenden werden zwei Varianten von *doing gender* im Umgang mit digitalen Medien vorgestellt, die ihren Ausgangspunkt in einem aktiven, handlungsorientierten Umgang mit dem Computer haben. Grundlage sind dabei Beobachtungen und Befunde aus einem Forschungsprojekt, in dem wir 37 SchülerInnen und Schüler der 9. Klasse von Haupt- und Realschulen[8] nicht nur mittels qualitativer, leitfadengestützter Interviews befragt haben, sondern einige von ihnen auch im Rahmen eines Computerkurses mit der Videokamera bei ihrem Umgang mit dem PC beobachtet haben. Im Rahmen dieses Kurses hatten die Jugendlichen dabei die Aufgabe, ihre eigene ‚Medienbiografie' vermittels einer mit der Software „Mediator"[9] erstellten multimedialen Präsentation rückblickend darzustellen; diese wurde dann ebenfalls ausgewertet (zum Forschungsdesign des Projekts siehe Kommer/ Biermann 2007).

In allen drei der so gewonnenen Materialien (Interviews, Videografien, Präsentationen) lassen sich Prozesse des *doing gender* beobachten. Aufgrund ihrer besonderen ‚Augenfälligkeit' zunächst einige Anmerkungen zu den Präsentationen der SchülerInnen:

Bei beinahe allen der in den Kursen entstandenen Präsentationen ist für ‚geübte' BeobachterInnen nahezu auf den ersten Blick zu erkennen, ob sie von einer Schülerin oder einem Schüler erstellt wurde. Fast immer werden dabei von den Jugendlichen Geschlechter-Stereotype als Gestaltungsmittel bzw. Ausdrucksmittel eingesetzt, die, folgt man den einschlägigen theoretischen Diskursen, eigentlich schon längst obsolet sein sollten. So ist die Welt aus der

Perspektive der Heranwachsenden (wie sie sich in den Präsentationen manifestiert) weitestgehend von einem heteronormativen Modell bestimmt, Zwischentöne sind bestenfalls auf der Ebene von farblichen Nuancen zu beobachten.

Wie bereits an anderer Stelle kurz berichtet (Kommer/ Biermann 2007), zeigt sich dies besonders auffällig auf der Ebene der ästhetischen Gestaltung: Auf den von Mädchen gestalteten Seiten findet sich fast immer die Grundfarbe ‚Pink' oder ‚Hellblau', es blinken Herzchen, winken Sonnen, und ‚herzige' Babys lächeln den BetrachterInnen entgegen. Die ‚Seiten' wirken immer ein wenig verspielt und ‚lieblich' etc. Die Produkte spiegeln damit ziemlich genau das ästhetische Muster, das den weiblichen Kindern und Jugendlichen von Seiten der kommerziellen Medien und Konsumgüterproduzenten bis zum Überdruss (aber kommerziell hoch erfolgreich) angeboten wird.[10] Ähnliches gilt für die Handlungsebene: So darf bei der Darstellung des Jugendalters ‚Shoppen' und die Begeisterung für Mode und Kosmetik in vielen Fällen nicht fehlen.

Die Schüler bevorzugen dagegen dunklere Blautöne oder gar Schwarz, und schon früh (so jedenfalls die Selbstdarstellung) dreht sich in Ihrer Biografie alles um Sport, Frauen und Alkohol (in welcher Reihenfolge auch immer). Auch hier werden also die ‚gängigen' Stereotype aufgegriffen und für die Selbstdarstellung nutzbar gemacht. Nicht zuletzt haben einige der Schüler sehr viel Aufwand betrieben, um ihre Präsentationen durch den Einbau diverser ‚Effekte' (unter anderem beim Übergang von einer Seite auf die andere) aufzumotzen, auch wenn dies gelegentlich auf Kosten der ästhetischen Geschlossenheit geht.

Selbstverständlich ist hier im Blick zu behalten, dass die Präsentationen immer auch als jugendkulturelle Provokationen zu lesen sind, sie also keineswegs ohne weiteres für ‚bare Münze' zu nehmen sind. Aber vielleicht spiegeln sich ja gerade deswegen Lebenshaltungen, Dispositionen etc., wie auch Träume und Wünsche in diesen Darstellungen besonders deutlich.

Ich würde – bei allen Möglichkeiten zur ironischen Distanzierung – das Erstellen solcher medialen Produkte auf jeden Fall als ein *doing gender* bezeichnen, inszenieren sich die Jugendlichen doch durch die Wahl bestimmter ästhetischer Muster und das Hervorheben rollenspezifischer Handlungsformen als Träger einer Geschlechterrolle. Dabei werden Gender-Bilder nicht nur für den Beobachter sichtbar, sondern in der Reproduktion zugleich auch konstruiert und damit im Sinne einer ‚strukturellen Koppelung' wiederum gefestigt.

Am Ende wird in diesen Produkten sichtbar, wie stark sich die Jugendlichen zum Zeitpunkt der Befragung an dem heteronormativen Modell mit all seinen Klischees (aber auch Sicherheiten) orientieren. Die weitere Auswertung der vorliegenden Materialien (insbesondere der Interviews) liefert dann auch in den allermeisten Fällen keine Hinweise auf eine Aufweichung, Reflexion oder gar Ironisierung der Rollenbilder. Ein postmodernes Spiel mit Rollenklischees, wie es in empirisch wenig fundierten Betrachtungen (oder mit Blick auf Jugendliche mit anderer Kapitalausstattung) gelegentlich postuliert wird, findet hier nicht statt[11].

Wie vielfältig die Spielarten des *doing gender* oft sind, und wie die Medien hier aktiv genutzt werden (können), deutet sich in einem weiteren Beispiel aus unserem Projekt an. Mit diesem Beispiel möchte ich zugleich dafür plädieren, die Diskurse um Gender und Sozialisation in weitaus größerem Umfang als bisher an empirische Forschung unterschiedlichster Form anzuschließen. Nur so sind letztendlich gehaltvolle wissenschaftliche Aussagen möglich, die über Verallgemeinerungen impressionistischer Beobachtungen oder gar gesellschaftspolitisch motivierte Ideologeme hinausgehen.

Ausgangspunkt sind dabei zwei Präsentationen, die von einer Schülerin und einem Schüler einer Hauptschule erstellt wurden. Bereits auf den ersten Blick wird deutlich, dass auch diese mit Geschlechter-Klischees gespickt sind. Die Präsentation der Schülerin ist dabei geradezu idealtypisch für die im Rahmen des Projekts von Mädchen erstellten Präsentationen: Die Hintergrundfarbe ist durchgängig ein dunkles Pink (mit leichtem Stich ins Violette), für die Schrift wurde (ebenfalls durchgängig) ein dunkles Sonnengelb gewählt. Die Luftballons und der Papagei sind bunt, die Blüte auf der zweiten Seite präsentiert sich leuchtendrot-malvenfarben. Die gewählte Farbigkeit ist damit eng an Vorbilder aus der kommerziellen Warenwelt angelehnt, herausragendes Beispiel ist hier sicher die inzwischen längst multimedial inszenierte Welt der Barbie (auch wenn diese auf eine deutlich jüngere Altersgruppe zielt). Die Gestaltung passt aber auch geradezu perfekt zu der in der Videografie sichtbaren Selbst-Stilisierung ihrer Autorin – trägt diese doch zumindest an einem der Kurstage ein stark von der Farbe Pink dominiertes Outfit.

Als besonders klischeebehaftet erscheint dabei die zweite Seite der Präsentation mit ihren Herzchen und Schmetterlingen sowie der zentral positionierten Blüte. Aber auch die Darstellung der ‚Schulzeit' (Seite 3) entspricht weitestgehend dem, was in unserer Kultur als ‚typisch mädchenhaft' gilt: Sie präsentiert sich als lernwillig und interessiert und freut sich über das erste Zeugnis. Der Blick in die Zukunft ist dann allerdings – wie die letzte Seite der Präsentation zeigt – vor allem von Unsicherheit geprägt. Anders als bei ihrem Mitschüler (s.u.) scheint die Perspektive ‚Beruf' noch keineswegs so eindeutig zu sein, trotz des romantischen Bildes eines Sonnenuntergangs deutet sich hier eine große Verunsicherung in der bisher rosaroten Welt an.

Abb. 1:
Hauptschülerin

Abb. 2:
Hauptschüler

Die Präsentation des Schülers wirkt zumindest auf der ersten Seite nicht ganz so klischeehaft, findet sich hier doch nahezu der gleiche Farbton als Hintergrund – und auch ein ‚süßes' Baby. Mit der zweiten (nun dunkelblau hinterlegten) Seite nähert er sich (abgesehen von seinem, sich in den verschiedenfarbigen Rechtecken manifestierenden Personalstil) dem (im Rahmen des Projekts) ‚typischen' Muster ‚männlicher' Präsentationen. So ist die dritte Seite mit einem dunklen Gletscherblau, die vierte mit einem kräftigen Dunkelgrün hinterlegt. Ähnliches gilt für die inhaltliche Ebene: In der Kindheit gab es – siehe das Fahrrad – eine raumgreifende Erkundung der Umwelt, und ‚natürlich' wurde Fußball gespielt und Musik gehört (Seite 2). Später werden dann „PC-Games" wichtig, und für die Zukunft steht die Orientierung auf einen (als erreichbar angesehenen) „Job" außer Frage – auch wenn dafür der Sport möglicherweise in den Hintergrund treten muss.

Bei genauerer Betrachtung irritieren allerdings einige Textpassagen, insbesondere die Aussage zum ‚anderen Geschlecht' auf der zweiten Seite: „Der Kindergarten ist die Zeit in der man keine Sorgen noch (sic!) keine Freundin hatte und ziemlich frech sein konnte. Das war ne schöne Zeit!" Warum er hier – und dann auch noch in einem solchen Tonfall – das Thema ‚Freundin' aufwirft, bleibt zunächst schwer nachvollziehbar. Selbst der Versuch, die auf der folgenden Seite angesprochenen „Dummheiten" hier mit einzubeziehen, hilft zunächst einmal kaum weiter.

Hilfreich ist dagegen ein Blick auf die in zwei Videografien festgehaltenen Interaktionen der beiden Jugendlichen mit dem Computer – aber auch untereinander. Bei der Auswertung der Aufzeichnungen wird sichtbar, dass die beiden über die gesamte Kursdauer immer wieder miteinander interagieren, wobei Rollenverteilung und Interaktionsmuster stets einem ähnlichen Muster folgen: Initiiert werden die Interaktionen fast immer von der Schülerin, indem sie ihn um Hilfe bittet oder ihm den gerade aktuellen Stand ihrer Präsentation vorführt. Dabei inszeniert sie immer wieder Situationen, in denen es mehr oder weniger offensichtlich zu nur scheinbar ‚zufälligen' Berührungen kommt. So legt sie ihre Hand auf seine, sichtbar nicht nur mit dem Ziel, die Maus zu übernehmen. Sobald er sich mit seinem Stuhl nähert, um ihr zu helfen, lehnt sie sich mit dem Rücken an seine Brust, nimmt ihm nach einer kleinen ‚Rangelei' schelmisch den Kopfhörer ab etc. Die Überschreitung der ‚Sicherheitsdistanz' (die sie zu einem anderen Schüler streng einhält) geht dabei immer von der Schülerin aus.

Im Verlauf der Auswertung entstand für dieses Spiel der Begriff des ‚digitalen Taschentuchs' – in Anlehnung an den (angeblich) noch in den 1950er Jahren in der Zeitschrift ‚Bravo' empfohlenen Trick, als Frau ein Taschentuch fallen zu lassen, in der Hoffnung, dass sich der als Kavalier auftretende Mann danach bückt und so eine erste Interaktion initiiert ist (vgl. Kotthoff 2003).

Im vorliegenden Beispiel wird statt des Taschentuchs die Medien(in)kompetenz ausgespielt: Obwohl die Schülerin – wie andere Sequenzen der Videografie zeigen – im Umgang mit dem PC keineswegs vollkommen hilflos ist, appelliert sie immer wieder an die Hilfsbereitschaft ihres (zunehmend genervten) Mitschülers. Wenn sie sich dann zum vielfach wiederholten Male immer die gleiche

Funktion zeigen lässt, wird deutlich, worum es ihr ‚eigentlich' (oder zumindest auch) geht.

Das Klischee von den ‚medienkompetenten' männlichen Jugendlichen stellt dabei allem Anschein nach eine hervorragende Folie für dieses Flirt-Spiel dar. ‚Sie' kann stets an seine geradezu heldenhafte Hilfsbereitschaft appellieren und so Interaktionen inszenieren. ‚Er' dagegen nutzt die Rolle beinahe im Sinne des mittelalterlichen Helden (der im Bett ein Schwert zwischen sich und die ‚edle Frau' legt), indem er konsequent alle über das Einfordern von Hilfe hinausgehende Appelle ignoriert. Am Ende bleibt er in dieser Inszenierung der (zunehmend mürrische) ‚coole Held', immer hilfsbereit und fachkundig, aber ohne weitere Interessen (zumindest für den Moment).

Die videogestützte Beobachtung der Interaktionen zeigt letztendlich, dass diese beiden Jugendlichen (wie andere auch) in ihren Handlungsroutinen und Interaktionen vor allem ein an den traditionellen Modellen (wie auch der Mehrheit der medialen Darstellungen) orientiertes *doing gender* betreiben. Anders als bei Wetterer (2005) beschrieben, kommt es dabei (soweit im Rahmen des Projekts beobachtbar) nicht einmal zu einer „rhetorischen Modernisierung", die eigenen und fremden Rollenbilder werden nicht problematisiert. Ein paralleles und partielles *undoing gender* im Sinne von Kotthoff (2003) ist dabei aber nicht ausgeschlossen: Die Schülerin durchbricht zumindest streckenweise das traditionelle Klischee, wenn sie nicht nach der ersten Interaktion demütig auf eine Reaktion des Schülers wartet, sondern immer wieder aktiv eine neue Interaktionsrunde in Gang setzt.

Im Gesamtzusammenhang wird auch deutlich, dass die Orientierung an einer Reihe von ‚gängigen' heteronormativen Klischees für die beiden Jugendlichen eine Reduktion von Komplexität im Umgang miteinander bedeutet – gerade in dieser Phase des Sozialisationsprozesses. Würden diese Klischees und Rollenbilder von den beiden SpielerInnen grundsätzlich in Frage gestellt, drohte das Spiel schnell überkomplex zu werden und liefe so Gefahr, zu kollabieren. Um das Spiel dann doch noch fortsetzen zu können, wäre zunächst einmal ein recht komplexer Aushandlungsprozess von Nöten, der unter den gegebenen Bedingungen möglicherweise mit einer Potenzierung von Unsicherheiten verbunden wäre. Anders ausgedrückt: Die Koppelung an die diversen, als relevant beobachteten Umwelten (Systeme) wie die Medien (und auch die Herkunftsfamilie), in denen ebenfalls heteronormativ orientierte Muster dominieren, wäre in Frage gestellt.

Das bedeutet allerdings nicht, dass die in den Medien disseminierten Klischees und Rollenbilder von den Jugendlichen automatisch und unverändert im Sinne eines deterministischen Modells eins zu eins übernommen werden, Veränderungen und Widerständigkeiten sind generell immer möglich. Allerdings erweisen sich diese schnell als komplexitätsverstärkend und erfordern nicht nur einen höheren Einsatz von Energie, sondern erhöhen auch das Risiko von Missverständnissen, gefährden also die Chance auf eine Anschlusskommunikation.

Sowohl die Interaktionen auf der Handlungsebene wie auch die Interaktionen auf der Inhaltsebene (Herzchen, lästerliche Kommentare) zeigen, wie hier die Medien für ein höchst aktives *doing gender* eingesetzt werden – das allerdings (wie die Auswertung des Gesamtmaterials zeigt) zunächst einmal unreflektiert bleibt. Ob es dabei letztendlich dann doch auch zu einer Dekonstruktion der Klischees kommt, kann aus dem vorliegenden Material heraus nicht entschieden werden. Hier wären weitere – insbesondere längerfristige – Beobachtungen notwendig. Ich würde aber davon ausgehen, dass es – wie bei Wetterer (2005) beschrieben – eher zu einer gesamtgesellschaftlichen Retraditionalisierung kommt, da es sich in diesem Modell (wie auch in den Interviews immer wieder deutlich wird) zunächst einmal bequem einrichten lässt. Mit Blick auf weitere Studien (z.B. Göttlich et al. 2001) ist auch im Blick zu behalten, dass die Fähigkeit zur Distanzierung, z.B. von medial vermittelten Rollenangeboten, ganz im Sinne Bourdieus eng an die individuelle Ausstattung mit relevanten Ressourcen (bei Bourdieu wäre das vor allem das ‚kulturelle Kapitel') gebunden ist.

In anderen Befunden des Projekts werden dann auch die Grenzen des Möglichen sichtbar: Die oftmals beschworene Chance (z.B. Turkle 1998), sich in den virtuellen Kommunikationsformen des Netzes mit einer anderen Geschlechtsidentität zu bewegen – und dabei wichtige Erfahrungen für die eigene Identitätskonstruktion zu machen – spielt bei den von uns befragten Jugendlichen so gut wie keine Rolle. Zwischen den Zeilen wird eher deutlich, dass sie ein entsprechendes Verhalten eher als Bedrohung empfinden (vgl. hierzu auch: Funken 1999). Entgegen allen Tendenzen einer (idealisierten) Postmoderne wünschen (und erwarten) sie sich eine in sich kohärente und authentische Persönlichkeit als Gegenüber, nicht eine in einem biologischen System gebündelte Vielfalt von Identitäten. Die Jugendlichen gehen allerdings zugleich auch davon aus, dass alle ‚Anderen' im Chat etc. oftmals nicht die Wahrheit sagen. Nicht selten führt diese Ambivalenz dann auch nach einer Phase der ersten Begeisterung zu einer schnellen Relativierung des Mediums ‚Chat', gechattet wird dann nur noch mit Personen, die bereits bekannt sind und deren Authentizität damit verbürgt ist.

Schlussbemerkung:

Zum Abschluss noch einmal ein Rekurs auf die Sozialisationstheorie: Wie die gerade vorgestellten Beispiele verdeutlichen, hilft die Rückbindung an eine auf ‚strukturelle Koppelung' und ein entsprechendes Konzept von Selbstsozialisation aufruhende Sozialisationstheorie, empirisch beobachtbare Phänomene zu beschreiben. So wird z.B. deutlich, dass die Medieninhalte (erinnern Sie sich an Barbie und die Präsentation der Schülerin, aber auch an ‚ihre' Handlungsformen und Gestik) durchaus sozialisationswirksam sind – ohne dass dabei überholte, deterministische etc. Modelle bemüht werden müssen.

Anmerkungen

1 Bei Luhmann wird dieser Ausgangspunkt allerdings als überholt angesehen: „Für die Klärung des Begriffs der Sozialisation genügen aber die bereits eingeführten Begriffe der operativen Schließung und der strukturellen Kopplung. Damit verschiebt sich auch das Bezugsproblem der Sozialisationstheorie. Es geht nicht mehr um die Frage, wie Gesellschaft trotz eines ständigen Austausches ihres Personals kontinuieren kann. Das Problem ist vielmehr, wie operativ geschlossene psychische Systeme auf die strukturelle Kopplung mit dem Gesellschaftssystem reagieren. Und die Antwort lautet: es kommt zu einem ‚structural drift', der die psychische Autopoiesis dazu bringt, Strukturen zu wählen, mit denen sie in der Gesellschaft zurechtkommt" (Luhmann 2002, 52)

2 Der Begriff ‚Perturbation' wird von Maturana/ Varela (1987) eingeführt. Für eine Definition des Gemeinten sei hier die entsprechende Anmerkung des Übersetzers zitiert: „Der von den Autoren verwendete Begriff perturbación bezeichnet (anders als disturbación, was eher negativ konnotiert ist) Zustandsveränderungen in der Struktur eines Systems, die von Zuständen in dessen Umfeld ausgelöst (d.h. nicht verursacht (...)) werden. Insofern ist die Übersetzung dieses Begriffs etwa mit Störeinwirkung oder Störung problematisch, zumal diese Begriffe im Deutschen eher kausal oder gar negativ benutzt werden. Im Bereich sozialer Phänomene ist hierfür der Begriff ‚Verstörung' bereits eingeführt worden. Er erscheint jedoch für die Verwendung im organischen und physikalischen Bereich weniger geeignet. Deshalb wird in Abstimmung mit F. Varela im folgenden [sic!] von ‚Perturbationen' und in der Verbform von ‚perturbieren' gesprochen" (Maturana/ Varela 1987, 27).

3 Ursprünglich wurde der Begriff der ‚Bricolage' von Lévi-Strauss in den ethnologischen Diskurs eingeführt.

4 Ein Aspekt, dem die Jugendforschung in ihrer Praxis bis heute oft nicht die notwendige Aufmerksamkeit schenkt.

5 Wobei den frühen Sozialisationsphasen (auch jenseits von Freud) wahrscheinlich ein besonderer Stellenwert zukommt.

6 Hier greift die Annahme von der Strukturdeterminiertheit psychischer Systeme (vgl. Maturana/ Varela 1987).

7 *Doing gender* wird dabei im Folgenden als eine performative Praxis verstanden, die zumindest weite Teile des Alltags durchzieht (zur Frage des *undoing gender* vgl. Kotthoff 2003). In einer auf ‚strukturelle Koppelungen' ausgerichteten Perspektive bedeutet dies zugleich, dass damit gesellschaftliche Konstruktionen von Geschlechterrollen in der Regel stabilisiert werden – und damit wiederum für Sozialisationsprozesse relevant werden.

8 Die Befragung fand Ende 2003/ Anfang 2004 statt. Da das Projekt in seiner Gesamtheit einen engen Bezug zur LehrerInnenausbildung an der PH hat, wurden keine GymnasiastInnen befragt.

9 Hierbei handelt es sich um eine Software, die sowohl die Erstellung komplexer Präsentationen wie auch ganzer Anwendungen erlaubt. Der durch sie gegebene Möglichkeitsrahmen übersteigt den von Powerpoint und ähnlichen Produkten um ein Vielfaches.

10 Der/dem interessierten Leser/in sei hier der Besuch einer einschlägigen Spielwarenkette und die Rezeption der relevanten Medien dringend ans Herz gelegt.

11 Mit Blick auf das Habituskonzept von Bourdieu, wie auch auf vorliegende Daten zum Umgang von Jugendlichen mit hoch klischeebehafteten Medieninhalten

(vgl. z.B. Göttlich 2001) wird deutlich, dass die Distanzierung von derartigen Rollenklischees diverse Kompetenzen erfordert. In der Familie vorhandenes kulturelles Kapital, aber auch der Stand des Sozialisationsprozesses und der Identitätsbildung spielen dabei eine maßgebliche Rolle.

Literatur

Baacke, Dieter (1997) *Medienpädagogik*. Tübingen: Niemeyer.

Baacke, Dieter (2004) *Jugend und Jugendkulturen. Darstellung und Deutung*. 4. Aufl. Weinheim: Juventa

Baacke, Dieter/ Uwe Sander/ Ralf Vollbrecht (1990) *Lebenswelten sind Medienwelten*. Opladen: Leske + Budrich.

Beck, Ulrich (1986) *Risikogesellschaft. Auf dem Weg in eine andere Moderne*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre (2005) *Sozialer Sinn. Kritik der theoretischen Vernunft* [1993]. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Bourdieu, Pierre/ Loïc J.D. Wacquant (2006) *Reflexive Anthropologie* [1996]. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Funken, Christiane (1999) „‚Mustererkennung' – Zur (Re-)Codierung von Geschlechtszugehörigkeit im Internet." *Freiburger FrauenStudien. Zeitschrift für Interdisziplinäre Frauenforschung* 1/1999: 91-106.

Göttlich, Udo/ Friedrich Krotz/ Ingrid Paus-Haase (2001) Hg. *Daily Soaps und Daily Talks im Alltag von Jugendlichen*. Opladen: Leske + Budrich

Kommer, Sven/ Ralf Biermann (2007) „Zwischen Erinnerung und Inszenierung. Medienbiografien medial." *Freiburger FrauenStudien. Zeitschrift für Interdisziplinäre Frauenforschung*, 20/ 2007: 195-220.

Kotthoff, Helga (2003) „Was heißt eigentlich doing gender? Differenzierung im Feld von Interaktion und Geschlecht." *Freiburger FrauenStudien. Zeitschrift für Interdisziplinäre Frauenforschung* 12/2003: 125-161.

Luhmann, Niklas (1997). *Die Gesellschaft der Gesellschaft*.Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Luhmann, Niklas (2002) *Das Erziehungssystem der Gesellschaft*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Mansel, Jürgen/ Johannes Fromme/ Sven Kommer/ Klaus Peter Treumann (1999) Selbstsozialisation, Kinderkultur und Mediennutzung. *Selbstsozialisation, Kinderkultur und Mediennutzung*. Hg. Johannes Fromme/ Sven Kommer/ Jürgen Mansel/ Klaus Peter Treumann. Opladen: Leske + Budrich, 9-22.

Maturana, Humberto R./ Francisco J. Varela (1987) *Der Baum der Erkenntnis. Die biologischen Wurzeln des menschlichen Erkennens*. München: Goldmann.

Medienpädagogischer Forschungsverbund Südwest (mpfs) (2007) *JIM-Studie 2007. Jugend, Information, (Multi-) Media; Basisuntersuchung zum Medienumgang 12- bis 19jähriger*. 16.06.2008 <http://www.mpfs.de/fileadmin/JIM-pdf07/JIM-Studie2007.pdf>.

Mikos, Lothar (2007) „Distinktionsgewinne – Diskurse mit und über Medien." *Medien – Macht – Gesellschaft*. Hg. Johannes Fromme/ Burkhard Schäffer. Wiesbaden: VS Verl. für Sozialwiss., 45-60.

Reitze, Helmut & Ridder, Christa.Maria (2006) Hg. *Massenkommunikation VII: Eine Langzeitstudie zur Mediennutzung und Medienbewertung 1964-2005*. Baden-Baden: Nomos-Verl.-Ges.

Scherr, Albert (2008) „Gesellschaftliche Prägung, Habitusformierung oder Selbstsozialisation? Sozialisationstheoretische Paradigmen und ihre Implikationen für die Genderforschung." *Freiburger GeschlechterStudien* 22. Freiburg i.Br., 61-74.

Scherr, Albert (2004) „Selbstsozialisation in der polykontexturalen Gesellschaft. Primat des Objektiven oder Autopoiese psychischer Systeme?" *Jugendsozio-*

logische Sozialisationstheorie. Impulse für die Jugendforschung. Hg. Dagmar Hoffmann/ Hans Merkens. Weinheim: Juventa, 221-235.

Schulze, Gerhard (1995) *Die Erlebnis-Gesellschaft. Kultursoziologie der Gegenwart*. Frankfurt/M.: Campus-Verlag

Schweizer, Herbert (2008) „Vom Sozialisationsparadigma zum Konzept der sozialen Konstruktion ‚veränderter Kindheit' von Mädchen und Jungen." *Freiburger GeschlechterStudien* 22. Freiburg i.Br., 261-275.

Turkle, Sherry (1998) *Leben im Netz. Identität in Zeiten des Internet*: Rowohlt, Reinbek.

Wetterer, Angelika (2005) „Rhetorische Modernisierung und institutionelle Reflexivität. Die Diskrepanz zwischen Alltagswissen und Alltagspraxis in arbeitsteiligen Geschlechterarrangements." *Freiburger FrauenStudien. Zeitschrift für Interdisziplinäre Frauenforschung* 15/2005: 75-96.

Zinnecker, Jürgen (2000) „Selbstsozialisation. Essay über ein aktuelles Konzept." *Zeitschrift für Soziologie der Erziehung und Sozialisation (ZSE)* 3/2000: 272-290.

Doris Katheder

Sehnsucht am Limit. Begehren und Erfülllung in kommerziellen Jugendzeitschriften

Vorbemerkung

Trotz des *digital turn* in der Medienlandschaft konnte das Genre der massenmedialen Jugendprintmagazine nahezu ungebrochen seinen festen Platz im Gesamtangebot der für Jugendliche bestimmten Medien behaupten.

Aus der 1956 ursprünglich als Fernsehzeitung gegründeten *BRAVO* entwickelte sich ein Blatt, das zusammen mit anderen Jugendzeitschriften wie *MÄDCHEN* oder *BRAVO GIRL!* längst zu ‚Medien-Dinosauriern' geworden ist, die aus der Jugendpresselandschaft nicht mehr wegzudenken sind: *BRAVO* feierte 2006 stolz seinen fünfzigsten, die Mädchenzeitschrift *MÄDCHEN* ihren immerhin dreißigsten Geburtstag. Mit ihrem Verkaufsstart begann eine bis heute ungebrochene Erfolgsgeschichte. *BRAVO*, ihre Derivate und natürlich auch andere Jugendzeitschriften sind längst fester Bestandteil jugendlicher Medien-Sozialisation geworden und erreichen trotz unaufhaltsam größer werdender Konkurrenz durch die neuen digitalen Medien noch immer einen wesentlichen Teil der Jugendlichen. Umso erstaunlicher ist, dass das Medium ‚Zeitschrift' in den medienpädagogischen Diskursen wie auch in der Forschung schon seit vielen Jahren marginalisiert wurde und im digitalen *mainstream* unterzugehen droht. Nicht zuletzt aufgrund einer unverhältnismäßigen Fokussierung auf die ‚Kritik der Kulturindustrie' in den 1970er Jahren und einer tendenziell verkürzten Rezeption der *Cultural Studies* scheint sich nun vermehrt die Tendenz abzuzeichnen, die Analyse fast vollständig auf die subjektiven Aneignungsweisen der Rezipientinnen und Rezipienten zu beschränken und so die weitgehend von kommerziellen Interessen geprägten Wirkungsmächtigkeiten der Zeitschriften und ihrer inhaltlichen Angebote außen vor zu lassen. Ebendiese sollen in der vorliegenden Abhandlung am Beispiel des Topos *Begehren* in den kritischen Blick genommen werden. Grundlage hierfür ist eine wissenschaftliche Untersuchung deutscher kommerzieller Mädchen- und Jugendzeitschriften der Jahre 2000 bis 2005, insbesondere ihrer spezifischer Genres *Fotolovestories* sowie *Beratungsrubriken* und deren symbiotischer Verquickung mit verschiedenen Formaten der *Werbung*.

Begehren: mehr als nur Leitmotiv

Die Inszenierung von Begehren ist in kommerziellen Mädchen- und Jugendzeitschriften nicht nur *das* zentrale Leitmotiv, sie ist Selbstauftrag und – will man es so nennen – Sinngebung. Und sie weckt gleichsam *durch* ihre vermeintlich permanente Neuschöpfung die Geister, mit denen sie ihre Legitimation und Existenzberechtigung letztendlich immer wieder neu begründet. Ein *circus conclusius* also, ein in sich geschlossener Kreis, bei dem Anfang und Ende kaum auszumachen sind und in dessen vorrangiger Absicht es gerade zu liegen scheint, ebendiese im Nebel des Verschwommenen, des Unscharfen zu halten. So wirkt dieses Medienangebot quasi ‚aus sich selbst heraus', indem es zugleich die Begehrlichkeiten und Sehnsüchte weckt, die es als ihr vorrangiges Motiv immer wieder mit erschafft. Eine Methode, die nicht neu ist, nicht hier erfunden wird, denn gerade Werbung funktioniert über dieses Prinzip des *two in one*: der gleichzeitigen Schaffung von Begehren und des darauf gerichteten Angebots, dieses befriedigen zu können. In den kommerziellen Mädchen- und Jugendzeitschriften scheint dies bis zur Unkenntlichkeit verdichtet.

Jacques Lacan (1962/1963, 97 ff) hat gezeigt, dass Angst als das, was nicht täuscht, mit der Struktur des Begehrens korreliert. ‚Das Begehren des Menschen', so entlehnt Lacan bei Alexandre Kojève, ‚ist das Begehren des Anderen' (102) und verortet es damit – wie schon lange vorher der Buddhismus – in der Projektion. Nach Lacan, verdeckt das Begehren, dass das, was begehrt wird, ebenfalls ein Begehrendes ist. In dem Augenblick, in dem der unterlegte Ähnlichkeitsbezug zum begehrten Menschen zusammenzubrechen droht, entsteht Angst, weil plötzlich im anderen etwas erscheint, von dem man nicht weiß, was es ist und das letztlich eine affektive Kraft als Angstsignal von da bezieht. Das in den kommerziellen Jugendprintmedien leitmotivisch inszenierte Begehren ist vor allem ein ‚Begehren nach dem Begehrtwerden'. Es ist unmittelbar geknüpft an die Vorstellung einer gelingenden harmonischen Partnerschaft und damit sich erfüllender Liebes-, Sexualitäts- und Lebensglückvorstellungen, die mit Hilfe der von den Zeitschriften vorgegebenen Leitbilder angeblich besser und schneller umzusetzen sind, deren Nichterfüllung aber mit Ängsten vor dem ‚nicht begehrt werden', damit des sozialen Statusverlustes, der Lebenseinsamkeit reziprok korrelieren. Das ist die bedrohliche Botschaft der Zeitschriften.

Unter *Begehren* wird somit eine menschliche Kraft verstanden, die Subjektivität fördert und begrenzt, die auf dem Empfinden von Verlust und Mangel, vielmehr noch aber auf Schaffung von Wünschen und deren zu erfüllenden Befriedigungen beruht, die Wünsche nach Intimität, Identität, erotischer Erfüllung und Anerkennung im Spannungsfeld von Ich-Ideal und Ideal-Ich umgreift und bewusst oder unbewusst auf andere Subjekte und Objekte übertragen werden kann. Begehren ist deshalb ein kulturell und sprachlich kodifiziertes Phänomen, in das Konventionen und semiotische Praktiken, Bedeutungsveränderungen, Unsichtbares und Ungesagtes hineinspielen. Und das in der immer daran gekoppelten Möglichkeit oder gar Gefahr des ‚Nichterfüllens' mit Ängsten konnotiert ist. Beschreibt *Begehren* das Verlangen nach jemandem oder etwas (durchaus in verschiedensten Kontexten, sei es körperlicher, sei es kommerzieller Natur),

so umfasst *Sehnsucht* demgegenüber das *innige, schmerzliche* Verlangen und bewegt sich damit im Wesentlichen auf der rein emotionalen Ebene.

Rekurrierend auf das triadische Modell Jacques Lacans mit den Ordnungen des Symbolischen, des Imaginären und des Realen, auf dessen Anwendbarkeit Nicole M. Wilk (2002) und Don Kulick (2003) in Arbeiten über Körpercodes bzw. den Zusammenhang von Sprache und Begehren aufmerksam machten, soll dieses im Folgenden angewendet werden auf die charakteristischen printmedialen Präsentationsformate in kommerziellen Mädchen- und Jugendzeitschriften: die *Fotogeschichte* – als Ausdruck eines *romantisierten* Begehrens –, die *Beratungsrubriken* – als Ausdruck eines *rationalisierten* Begehrens – und beider enge Symbiose in offenen und kryptischen Formen der *Werbung* – als Ausdruck eines *kommerzialisierten* Begehrens.

Das romantisierte Begehren – die Fotogeschichte.

„Die meisten Mädchen nehmen *BRAVO GIRL!* und so was nicht wirklich ernst – aber ein bisschen bleibt doch hängen". Was eine fünfzehnjährige Schülerin hier als rezeptiven Effekt der kommerziellen Mädchenpresse ansieht, ist vor allem auf die spezifische Verbindung von ‚Lebensnähe' und ‚Romantik' in den Fotogeschichten der Zeitschriften zurückzuführen. Diese verweist unter anderem auf die Verwandtschaft mit dem ‚kommerziellen Realismus' (Goffman 1981, 61, 88, 92 f) der Werbung und dem Realitätsanspruch der Beratungsrubriken.

Die Fotogeschichten sind ein printmedialer ‚Rahmen' aus grundlegenden Konstanten, innerhalb dessen sich die einzelnen Ausführungen konkretisieren. Diese Konstanten – die erzählerische Kontinuität, der Illusionismus und ein größtmögliches Identifikationsangebot für die Leserinnen – realisieren sich unter anderem über folgende Elemente: vorrangig favorisierte Sehnsuchts- und Liebesorte mit stets über- und durchschaubaren melodramatisch-romantischen Konfliktsituationen, deren positive Auflösung im Happy End gipfelt; leicht erfassbare Charaktere und Identifikationsheldinnen mit vereinfachten Emotionalstrukturen, Dialoge im ‚Sprechblasen'- und innere Monologe im ‚Denkblasen'-Design, die Bedeutungen festlegen und vorgeben, während die Fotos oft gleichsam ungewollt vielfältige Bedeutungen, ja konnotative Überschüsse haben. In die Bilder eingeschrieben sind vielfältige Zeichen der ‚Ritualisierung sozialer Inhalte' (Goffman 1981, 28), die über die verbalen Festlegungen hinausgehen können. Den typischen Stoff bietet die – extrem selektiv verdichtete, suggestiv als real unterstellte – alltägliche Gegenwart junger Menschen. Haupt- und Nebenhandlung entwickeln sich zumeist aus der Bewegung der Affekte; Bedeutungen verraten sich schon in Requisiten, in überschaubaren Figurenkonstellationen, Körper- und Rauminszenierungen mit ihren erzählerischen Verknappungen und romantischen *Provinzialisierungen, Hierarchisierungen* und *Emotionalisierungen*. Die Suggestion der ‚Lebensnähe', die in Wahrheit meist eine Flucht vor der Welt und dem Widerstand gegen ihre Missstände ist, erfolgt vorrangig über

a) Laiendarstellerinnen und Laiendarsteller, die durch Faktoren wie Alter, idealtypisches Aussehen, ihre Alltagsprobleme und Wünsche ein möglichst hohes Identifikationspotenzial für die Rezipientinnen und Rezipienten darstellen und
b) durch deren spielerische ‚Funktionslust' (Reichertz 1992, 160) und sozial gelerntes ‚Ausdrucksverhalten' (Goffman 1981, 35, 40) die ‚Realität' sich beständig wiederholen und verdoppeln soll. Es erfolgt außerdem
c) durch das Aufgreifen der Relevanz von glückhaften Geschlechterbeziehungen bei Jugendlichen in der ausschließlichen Form der heterosexuellen Paarkonstellation und schließlich über
d) die pseudo-dokumentarische Verwendung der Fotografie.

Begehren wird in den Fotogeschichten auf vielfältigste Weise konkretisiert: Überwiegend ist es ein Begehren, das vor allem den weiblichen Handlungsträgerinnen zugeschrieben wird, indem diese alles daran setzen, für die Erfüllung des ultimativen Lebenstraums – der Partnerschaft mit einem Jungen – ihr Leben, und damit auch sich selbst, so zu verhandeln, dass ebendieser in Erfüllung geht. Ob dies gelingt, hängt zu einem wesentlichen Teil von der Bereitschaft der jungen Frauen ab, sich entsprechend der medial vermittelten Leitbilder und Ratschläge zu verhalten. Dies bedeutet: möglichst bedingungsloses Anstreben einer bestimmten Körpernorm durch Diäten und diverser – auch mentaler – Fitnessprogramme, eines Schönheitsideals durch die Zuhilfenahme empfohlener Kosmetik- und Modeartikel und schließlich einer Sexualitätsnorm, die beispielsweise das Thema Verhütung ausschließlich in den Zuständigkeitsbereich der jungen Frauen legt und das Spektrum abrufbereiter Praktiken klar benennt, um vermeintliche Enttäuschungen oder gar Abweisungen zu vermeiden. Immer wieder wird von den Redaktionen betont, dass eine kommerzielle Jugendzeitschrift – wie zum Beispiel die *BRAVO* – stets versuche, „den Kids mit Rat und Tat" zur Seite zu stehen ohne sie zu „bevormunden", denn die heutige Jugend suche „realistische und praxisnahe Antworten auf die Fragen unserer Zeit", suche „Orientierung" (Stollberg 2000, 43). Darum werden Themen wie Drogen- und Magersucht, körperliche Gewalt, Obdach- und Arbeitslosigkeit, Trauer und Tod bei Jugendlichen nicht ausgespart. Allerdings werden sie in einzelschicksalhaft emotionalisierten und geradezu opferkultigen *reports,* so genannten *Human-Touch-Stories,* thematisiert. ‚Bedient' zu werden scheint dabei vor allem die Neugier auf externe Katastrophen, ihre Wahrnehmung aus der Voyeurs-Perspektive der Unbeteiligten, ihre Alibifunktion eines Pseudo-Realismus in den Heften. Der ‚realistische' Einblick in das private Unglück anderer scheint von eigenen Gefühlsüberschüssen zu befreien. Mögliche Gedanken an Kritik und Selbstkritik werden nicht gefasst, solidarisches Verhalten nicht thematisiert. Es werden keine Strategien der Intervention, der Handlungsreize gegeben. Ganz im Gegenteil scheinen die Präsentationen solcher ‚Schicksalsreporte' eher einen Zustand des Nicht-Wissens, der Ahnungs- und Hilflosigkeit, einer gewissen Unmündigkeit zu implizieren. Marcel Malachowski spricht hier von „modische(r) Infantilität" (Malachowski 2003, 35; zur ‚Infantilisierung' auch: Borstnar 2002, 696)[1] durch die Verinnerlichung dieser Deutungsmuster, die letztendlich auch ein

Risiko für die Gesellschaft darstellen, indem sie die Fähigkeit zu notwendiger konstruktiver Kritik zumindest tendenziell vermindern. Ein Relativierungs- und Verklärungseffekt beginnt aber schon mit der thematischen Koexistenz, mit dem beziehungslosen, de facto individualisierenden und verharmlosenden Nebeneinander von, zum Beispiel, romantischer Liebesgeschichte und Obdachlosenreportage innerhalb derselben Ausgabe einer Mädchenzeitschrift.

Auch in den Fotogeschichten kann immer wieder von ‚Realismus' gesprochen werden. Auch in ihnen tauchen Themen auf wie Frühschwangerschaft (vgl. *Eine verhängnisvolle Affäre,* Teil *Schwanger mit 15?, BRAVO* FOTOLOVESTORIES 01,02/2003, o.S.), wie Vergewaltigung (*Besessen, BRAVO GIRL!* 24/2003, 40-51*)* oder Selbstmord (*Der falsche Kuss, BRAVO GIRL!* 05/2003*).* Und es taucht die Frage auf, „ob Fotolove-Storys [sic!] immer ein Happy End haben sollen oder nicht" (Nina Maurischat, stellv. *MÄDCHEN*-Chefredakteurin, in 03/2003, 23). „Einige wenige wollten auf keinen Fall auf ein romantisches Ende verzichten", heißt es, „aber die meisten von Euch waren sich einig: Realistischer sollen die Geschichten sein, nicht so durchschaubar und gerne auch mal ein offenes Ende oder sogar trauriges Ende haben! Also, wir werden alles tun, um Eure Wünsche zu erfüllen" (ebd.). Was hier in Form exordialrhetorischer redaktioneller Kommentierungen als ‚interaktives Angebot' an die Leserinnen dargestellt wird, kann nicht darüber hinwegtäuschen, dass ‚Realität' vor allem in *reduktionistischen Mustern* und *gedeutet* in ihren redaktionellen Interpretationen zum Tragen kommt, die nicht denkbar sind ohne die besonderen Potenziale des „kommerziellen Synkretismus" (Goffman 1981,73; auch 79-81) der Fotografie, deren Fähigkeit, das Dokumentarische, das Beweishafte und das Inszenatorisch-Symbolische miteinander zu verbinden. Sie kommt zum Tragen insbesondere in geschlechterhierarchisierenden Darstellungsprinzipien und bildhaften Inszenierungsformen wie zum Beispiel in der bildgrafischen Überhöhung der männlichen Hauptdarsteller durch gezielte kameratechnische Perspektiven, die in so genannter konventioneller Untersicht die Abgebildeten gleichsam überhöht. Hingegen konnotieren Aufnahmen in so genannter Aufsicht eine Verobjektivierung und damit korrelierende Schwächung der in dieser Form meist weiblichen Dargestellten. Die simplen, dennoch höchst verdichteten Handlungsabläufe der Fotogeschichten mit ihren klischeehaft agierenden Protagonistinnen und Protagonisten, deren Pseudo-Dramatik und Konfliktauflösung im Kuss-*Happy*-End, wären überwiegend auch ohne die ‚Sprech'- und ‚Denkblasen' überschaubar und erfassbar. Ihre erzählerische Inszenierung entfaltet sich oft nach Mustern, die an den *Deus ex machina* im antiken Drama erinnern: Eifersuchtsgeschichten, Intrigen und unglückhafte Zwischenfälle treiben die Handlung voran, meist werden Mädchen dabei als ungeschickt und tollpatschig, unsicher und orientierungslos, Jungen dagegen als heldenhafte Retter mit Raum-, Körper- und Handlungskompetenz dargestellt. Die Sprache der Figuren ist dementsprechend die Sprache von kaum langfristig durch schwerwiegende Verwerfungen, sondern nur kurzfristig und nur aufgrund privater Misshelligkeiten und unvorhersehbarer Zwischenfälle aus der Bahn geworfener junger Menschen. Sie behaupten sich letztlich stets, der Weg zu einem – in ihrem Verständnis – authentischen Dasein ist prinzipiell für sie immer frei; das Fundament, auf dem sie sich bewe-

gen, ist keineswegs brüchig. Zugleich vermitteln die Figuren allesamt einen marionettenhaft starren Eindruck und sind charakterisiert durch fast monotone umgangssprachliche Wiederholungen, die zeigen, „wie Sprache gerade eben nicht ein wesentlich intentionales Phänomen ist" (Kulick 2003, 124), sondern ein sozial, kulturell überformtes Referenzsystem mit klaren geschlechtertypischen Zuordnungen. So dominiert bei Mädchen die verbale *Selbstschwächung* mit Sätzen wie: „Ich bin doch viel zu schüchtern." – „Ich trau mich nicht." – „Ich hab's wieder total verbockt! Ich bin so dumm." – „Ich kann das nicht. Ich bin so ein Feigling!" – „Wieso mache ich immer alles falsch?" (*Ein Herz für zwei, BRAVO GIRL!* 03/2003), während auf der männlichen Seite tendenziell Großspurigkeit und Aggressivität vorherrschen: „Von einer Frau lass ich mir so was nicht sagen" (*Die Rosen-Romanze, MÄDCHEN* 09/2003). Die verbalen Gefühlsäußerungen der Figuren sind verkitscht wie ihre Privatwelten, ihre Scheinwelten, das heißt: verfälscht, verniedlicht und vor allem erpicht auf die Erfüllung einer sehr genau bestimmten Vorstellung von Liebe. Der Wunsch nach einer Gefühlsbindung innerhalb der heterosexuellen Matrix bewegt vorrangig die weiblichen Figuren dazu, „ihr Autonomiebestreben einzudämmen und die sanktionierten Voraussetzungen für das Begehrtwerden als Frau zu erfüllen", unter anderem mit Hilfe einer Fülle von „Schönheitspraktiken" (Wilk 2002, 307). Nach Lacan wäre das ein „hysterisches" Muster: sich mit seiner Frage nach dem eigenen Sein an einen Anderen zu wenden (Lacan 1981, 204). Die Reduktion des Sprechens auf die Funktion der Vermittlung und Beziehung, die „Reduktion des anderen auf eine korrelative Funktion des Ich des Subjekts" nennt er „leeres Sprechen" (Lacan 1978, 9). Die Fotogeschichten vermitteln somit auch, „wie Begehren in Sprache ausgedrückt, verhandelt und sozialisiert wird" (Kulick 2003, 120); wie es „kulturell kodifiziert" ist (123). Dass gerade durch romantische Floskeln übervoll angereicherten Sprech- und Denktexte („die Sterne vom Himmel holen", „unsere Liebe soll auferstehen", *BRAVO GIRL!* 17/2005) versucht wird, eine Beschränktheit der realen Welt durch Weitung ihres Floskel- und Phrasenschatzes auszugleichen, damit sprachlich eine Art Homogenisierung, eine falsche Versöhnung mit dem Status quo zu erreichen, ist ein wichtiges Instrument massenmedialer Beschwichtigungspolitik.

Die Fotogeschichte ist darum ein deutlich umrissenes *Modell:* mit einem obligaten Komplex von Stoffen, Motiven und Personen, einer obligaten Sprache (in Titel, Untertitel, Monologen und Dialogen), einer erzählerischen Kontinuität und Theatralität, einer festgelegten fotografischen Aufnahmestrategie. Die dominierenden textuellen und visuellen Angebote der Fotogeschichten in den kommerziellen Mädchen- und Jugendzeitschriften mit ihrer Konzentration auf symbolträchtige Körperkultivierung, Paarromantik, Kleinfamilie, eskapistische Reiseabenteuer und anderes belegen insgesamt die Gefahr einer Realitätsverschleierung. Oberflächlicher Inhalt, Konzentration auf den Augenblick, Vermeidung von Widerstand, Furcht vor Veränderung und Selbstveränderung, Ablenkung von Konflikten, Emotionalisierung und Personifizierung von Problemlagen, wie sie den romantisierten Glücksbegriff kennzeichnen sind zentrale Momente in ihnen und können jugendliche Identitätssuche beeinflussen. Als zentrales Angebot größtmöglicher Identifikation in den kommerziellen Heften

konstruieren sie romantisch-fiktive Scheinwelten und die Schaffung eines überschaubaren, beherrschbaren Raumes. Sie prägen ein vorgeschriebenes, homogenes *Weltbild* und einen vorgeschriebenen Gedankengehalt mit dem Zentrum heterosexueller Geschlechterbeziehungen. Dieses Weltbild weist ausschnitthaft einen bündigen *Weltentwurf* auf, eine konstitutive Idee. Es bietet ein *Bild der Welt* im Kleinformat und antwortet der Sehnsucht nach Geordnetheit und Überschaubarkeit. Geordnete Welten entstehen in ihm, indem die ästhetische Fantasie den einzelnen Elementen den Schein eines notwendigen, weil visuell und ideell attraktiven Zusammenhangs vermittelt. Die *Provinzialisierung, Romantisierung* und *Infantilisierung* insbesondere der weiblichen Figuren und ihrer Lebensverhältnisse, die Reduktion des Weltbildes entsteht, indem die Menge wirklicher und möglicher Phänomene auf jene beschränkt wird, welche sich auf bestimmte (heterosexuelle, zum Teil semi-pornografische) Bedeutungen ausrichten lassen und die Leserinnenfantasie okkupieren, die bereit ist, „jederzeit von der Beschäftigung mit der realen Welt auf die Beteiligung an Scheinwelten überzugehen" (Goffman 1981, 94)[2].

Die Fotogeschichten liefern so dem Publikum *Weltmodelle,* die auf bestimmte Ideen hin angelegt sind: auf Geschlechterrollen als Manifestationen von Geschlechter- und Sozialverhältnissen, des ihnen innewohnenden Ordnungsbestrebens. Sie belegen mit ihrer Stereotypie das enge Verhältnis der Leserinnen – als „Rahmensurfer[innen]" (Reichertz 1992, 158) und „Erregungssucher[innen]" (Schmidt 2000, 275) – zu diesen ihren Stoffen. Deshalb ist die ‚Moral' der Fotogeschichte auch immer an die Romantik, die *romantische Sexualisierung* des Weltverständnisses gebunden.

Diese Romantik – als Lebenshaltung und -entwurf – sieht sich im Sieg der Liebe über die zerstückelte Gegenwart, ihre Missverständnisse, ihre Irrtümer und Auswüchse bestätigt. Die Leserinnen sollen romantische Ideale mit der Medienindustrie teilen und sich – ein wichtiges Produktionsgesetz der sich stets im „Zirkel von Manipulation und rückwirkendem Bedürfnis" bewegenden „Massenkunst" – beim Genuss der Probleme der innerhalb des „kulturindustriellen Symptomgefüges" (Horkheimer/ Adorno 1989, 140) agierenden Figuren nie unterlegen fühlen. Letztendlich geht es in ihnen um die Gegenwartsrechtfertigung durch ihre Miniaturreproduktion, um eine Zukunft, die nur aus Gegenwartsverlängerung besteht.

Das rationalisierte Begehren: die Beratung

Neben den formal und inhaltlich klar begrenzten Fotogeschichten bestimmt der Bereich der redaktionellen Ratgebertexte in seinen vielfältigen Erscheinungsformen wesentlich das inhaltliche Angebot kommerzieller Jugend- und Mädchenzeitschriften mit. Stehen die Fotogeschichten für eine Art ‚romantischen Realismus' der Zeitschriften, so sind Beratungsrubriken offensichtlich die wesentliche Erscheinungsform von Bestrebungen, seriöse Leserinnenorientierung, Uneigennützigkeit, Vielfalt, Transparenz und Toleranz zu demonstrieren: „Was immer Dich bewegt – wir sind für Dich da!" (*BRAVO* 03/2005, 75). Diese

Ratgeberangebote finden bei vielen Medienexpertinnen und Medienexperten unterschiedlicher Disziplinen im Allgemeinen eine durchaus positive Resonanz.[3] Dies liegt möglicherweise an der von den Redaktionen immer wieder beschworenen großen Nähe dieser Angebote zu den Lebenswelten von vor allem weiblichen Jugendlichen und an ihrem solidarisch anmutenden Sinn für jugendlichen Kummer. Sie praktizieren durchaus Offenheit, suchen junge Menschen durch Selbsthilfestrategien zu stärken und schrecken dabei auch nicht vor gelegentlicher Kritik am Körper- und Schönheitsfetischismus in der Warenwelt zurück. Allerdings nicht immer ohne dabei in den kritischen Verdacht zu geraten dabei durchaus ‚pseudoaufklärerisch' zu agieren.

Tatsächlich ist das Bild der Beratung unter Rubriktiteln wie *Liebe, Psycho* und *Frag Gabi*, welches die kommerziellen Jugend- und Mädchenmagazine vermitteln, seit Jahrzehnten sehr vielfältig. *Thematisch* geht es darin unter anderem um Sexualität, Schwangerschaft und Körperhygiene, um Angstbewältigung und Suchterkrankungen, gelegentlich auch um schulische und berufliche Probleme. Es werden Sachinformationen und Hinweise auf Problem- und Selbsterkenntnis, psychische Entlastung und Anleitungen zu Verhaltensänderungen angeboten. Wesentliche Charakteristika dieser Formen der Beratung sind die Zwanglosigkeit, die Anonymität, die schnelle Verfügbarkeit, die Unverbindlichkeit, die räumliche Distanz zwischen Redaktion und Leserin sowie der Wegfall von autoritären oder institutionalisierten Kontrollen (vgl. Kweton 1994, 74 f; auch Bley 2000, 56-59). Zentral aber ist die Relevanz eines Problems einer einzelnen Leserin für ein breites Publikum und damit dessen Verallgemeinerung. Gerade weil in den Beratungstexten mit dem Beratungsangebot fast ausschließlich Mädchen angesprochen werden und jungenspezifische Probleme nur sehr marginal vorkommen beziehungsweise bestimmte Probleme nur selten Jungen zugeordnet werden, gehören diese Rubriken auch zu jenen „Medienvorlieben, die im Kontext geschlechterspezifischer Sozialisation zu verstehen sind" (Götz 2002, 120).

Zur *thematischen* kommt die offensichtliche *methodische* Vielfalt der Beratung in den Magazinen: *Flirt-Tipps* zum Beispiel geben eine rein redaktionelle Problemdefinition mit ebenfalls redaktionellen Lösungsvorschlägen vor; Rubriken wie *Liebe* bieten zumeist zunächst eine Problemdefinition beziehungsweise -beschreibung von einer Leserin, eine Problemlösung und Handlungsanweisung mit der Vermittlung von Orientierungswissen durch – meist als solche erkennbare – Expertinnen und Experten. Kognitive, affektive und sozial-kommunikative Bedürfnisse nach professioneller Information und Orientierung werden auch in redaktionellen Mode- und Kosmetiktipps, „Psychotests", „Peinometern", Ratschlägen zur „Typverbesserung", „Does und Don'ts", „So gefällst Du ihm" und vielem mehr mit bedient. All diese Spektren verdeutlichen, dass diese Beratungstätigkeit im Horizont permanent wiederkehrender sozialer und kultureller Motive, Widersprüche, Gesetzmäßigkeiten und Mustern heutigen „Emotionsmanagements" (Illouz 2006, 100, 161) steht und damit auch für kultursemiotische und vor allem lebensweltliche Aspekte des *Begehrens* sehr aufschlussreich ist. Sie bestimmen, welche Wissensinhalte und Wissensbegrifflichkeiten mittels welcher Prinzipien in der Beratung walten und an die „Interpretationsgemein-

schaft“ (Michel 2006, 30) der Leserinnen herangetragen werden. Das sehnsüchtige Bestreben nach gelingender, romantisch dekorierter und klischeehaft angereicherter Partnerschaft, also das erfolgreiche ‚Ausgewähltwerden‘ aus dem großen Kreis der respektablen Konkurrentinnen von eben jenem ‚Richtigen‘, bedarf der strategischen Unterstützung durch professionell anmutende, verständnisvolle und gleichzeitig kompetente Fachleute. Und so halten es kommerzielle Mädchen- und Jugendzeitschriften seit Jahrzehnten keineswegs für selbstverständlich, dass Jugendliche sich mit ihren typischen Problemen in Sachen Liebes- oder Schönheitskummer alleine weiterhelfen können. Statt – wie vielleicht in früheren Zeiten – die ureigene Persönlichkeitsentwicklung im sozialen Miteinander mit Eltern und Freunden vollziehen zu können, scheinen diese Positionen zusätzlich ‚extern‘ besetzt werden zu müssen. *Coaches* und *consulters*, ‚Lebensberaterinnen und Lebensberater‘ und auch ‚Karrieredesigner‘ scheinen von Nöten zu sein, demonstrieren seriöse Leserinnenorientierung, Uneigennützigkeit, Vielfalt, Offenheit, Zuverlässigkeit und Sensibilität und verheißen ein glückliches – weil vor allem in Liebesdingen *erfolgreiches* – Leben. Wie viele populärwissenschaftliche Selbsthilfeliteratur für Erwachsene weisen auch diese ein simples, teilweise auf individualpsychologischen Erklärungsmustern aufbauendes Schema, eine Art ‚Kardinalrezept‘ mit drei wesentlichen Schritten auf: *Suche nach sich selbst; Arbeit an sich selbst; Handeln nach dem selbst Erkannten.* Dies dominiert geradezu leitmotivisch alle Text- und Bildangebote beratenden Charakters in den Zeitschriften. Die Leserinnen können mit den Ratschlägen selbstverständlich umgehen, wie es ihnen beliebt; Kontrollen fallen ja weg. So präsentieren sich diese Zeitschriften auch mit ihren Beratungen als schlichte Konsumgüter mit eindeutigem Gebrauchswert, den alle zu realisieren vermögen: Glück ist erreichbar, der Weg zu ihm jederzeit offen. „Glücklicherweise“, so eine *MÄDCHEN*-Expertin, „gibt es viele Wege und Methoden, seine Typen-Programmierung zu ändern!“ (Gabi Ring, *MÄDCHEN* 04/2003, 17). Darum versorgen die Lebensberater die Leserinnen mit kraftvollen Leitbildern des tätigen Selbst, vom selbstbestimmten und eigenverantwortlichen, vom willensstarken und souveränen Handeln in der Welt: ‚Es liegt alles nur an dir selbst. Hast du deine inneren Kräfte erkannt, so bist du imstande, dein Leben ganz nach deinem Willen zu gestalten‘. Und das heißt zum Beispiel für eine *SUGAR*-Leserin im Falle von Liebeskummer nicht nur Ausweinen, Aufschreiben und Ablenken, sondern: „Akzeptier dich selbst“, „Genieß dein Leben“ (*Komm über ihn hinweg,* 12/2001, Rubrik *Notfall-Guide,* 92).

Die *Beratungstexte* antworten dem Bedürfnis, das Leben durch rationalen Umgang mit (Intim-)Beziehungen und perfekter Schwangerschaftsverhütung, mit Liebeskummer und anderen Leidenssituationen unter Kontrolle zu behalten. Dadurch aber werden jugendliche Erfahrungen, welche die Rationalisierung und überlieferte Ordnungsschranken übersteigen, schwerer erfassbar – während das Verlangen nach ihnen stärker wird und sich in der romantischen Emotionalisierung und Sexualisierung des Weltverständnisses, in der Fiktion (dem *Symbolkomplex*) der reibungslosen, allmächtigen, ewigen romantischen Liebe neu manifestiert (re-romantisiert). Das wiederum führt tendenziell zu einer weiteren romantischen Überfrachtung von Paarbeziehungen. Zweifelsohne greifen

die Beratungsrubriken sehr viele der bei den Jugendlichen vorhandenen oder subjektiv empfundenen Schwächen auf und bemühen sich in einer dialogisch ausgerichteten Responsivität um ernsthaft scheinende Hilfsangebote. Dennoch liegt es gleichzeitig im Bestreben der Hefte, typische Zweifel, Unsicherheiten und wahrgenommene Defizite der Jugendlichen zu pflegen und nur bis zu einem gewissen Grad zu lindern, um damit letztendlich die Grundlage ihrer Beratungsofferten wiederum zu legitimieren. Das heißt: Die Zeitschriften profitieren mit ihrer – verschiedene Diskurse wie die um Sexualität und Individualisierung miteinander verknüpfenden – Beratung genau von jenen Entwicklungen, die sie selbst mit ausbauen. Die im letzten Jahr von der Zeitschrift *BRAVO* GIRL ausgerufene Kampagne ‚*Respect the Girls*' gibt sich scheinbar aufklärerisch. Chefredakteurin Ann Thorer:

> Wir respektieren unsere Leserinnen, wie sie sind. Wir verbiegen sie nicht und geben ihnen auch nicht das eine Frauenbild vor, an dem sie sich orientieren sollen. Wir bestätigen sie darin, dass sie, so wie sie jetzt sind, mit ihrem Aussehen, ihren Wünschen, Interessen, Ängsten und Träumen, absolut super sind. (*Berliner Zeitung*, Ausgabe 09/ Juni 2008, 34)

Das klingt löblich, steht aber zu den in den Heften vermittelten Grundaussagen, mit dem ‚richtigen' Kauf-, Schmink-, Ess- und Sexualverhalten die eigenen Chancen auf Erhöhung der Attraktivität bei Jungs zu vergrößern und gleichzeitig Konkurrentinnen auszuschalten, in krassem Widerspruch.

Das kommerzialisierte Begehren: die Werbung

Die Untersuchung offenbart also zunächst ein *internes* Wechselspiel der Genres: Die *Fotogeschichte* nimmt eine Romantisierung, Provinzialisierung und Infantilisierung der Lebenswelten und des Alltagshandelns vor. Die *Beratung* rationalisiert und re-romantisiert diese zugleich. Die *Werbung* schließlich – in ihren evidenten und kryptischen Formaten – bedient sich all dieser Strategien und hebt sie in der Kommerzialisierung auf, so dass Werbung und redaktionelle Teile gemeinsame Hintergründe haben – die Grundlage ihrer symbiotischen Verknüpfungen. Sie sind eng gekoppelt an die jugendlichen Lebenswelten, die sie mit ihrer existentiellen Tendenz zu Modernität und vorgegebener Exklusivität wechselseitig mit zu beeinflussen scheinen. Die inhaltlichen und formalen Beziehungen zwischen den redaktionellen und den Anzeigen-Seiten der Zeitschriften haben somit ‚osmotischen' Charakter. Übernahmen visuell-rhetorischer Gestaltungsprinzipien des *Graphic Design,* kryptischer Werbung, Mimikry, Koppelungen von Produktwerbung und Leserinnenberatung belegen auch die ökonomischen Sachzwänge, unter denen heutzutage journalistische Produktion stattfinden muss. Und sie zeigen, dass Werbung in den Mädchen- und Jugendzeitschriften in ihren marktstrategischen Wirkungen real, in ihren Botschaften zumindest fiktiv ist. Sie lenkt menschliches *Begehren,* menschliche *Sehnsüchte* auf käuflich erwerbbare Waren, vor allem Kosmetikartikel, trendige Kleidung,

angesagte Accessoires, Musik oder Mobiltelefone und bewirkt eine Dauererotisierung von Körpern. So wird das *Begehren* untrennbar gekoppelt an das wichtigste durchgängige Versprechen in allen textuellen und visuellen Angeboten der Zeitschriften: das der unbegrenzten Erreichbarkeit und individualitätsfördernden Effektivität von körperlicher Schönheit. Dieses Versprechen verfügt über eine besondere Anziehungskraft – und kultursemiotische Relevanz – dadurch, dass mit Schönheit immer auch andere wichtige Lebensgüter begehrt werden: glückhafte Erfüllung des Lebens in der heterosexuellen Verpartnerung, damit Anerkennung und Erfolg im sozialen Umfeld, gelingende Sexualität, Gesundheit und Fruchtbarkeit. Das medienindustrielle Versprechen der Schönheit ist umso eindringlicher, je weniger das *Begehren* nach ihr sich in der Realität erfüllen kann und es zeigt, wie in wachsendem Maße die medienindustrielle Konturenbildung von Begehren und Gefühlen wie Liebe realisiert wird. Sie greift mit literalen und phraseologischen Strategien bestimmte Bedürfnisse auf: die nach harmonischen, herrschaftsfreien Beziehungen zwischen Natur, Gesellschaft und Individuum; nach Beseitigung sozialer Unterschiede bei gleichzeitigem Streben nach Individualität, Selbsterfüllung, materiellem Überfluss und ästhetischer Differenz; nach Überschreitung von alltäglichen Erfahrungskontexten wie z.B. Arbeitsverhältnissen, ökonomischen Bedingungen oder politischen Strukturen und schließlich nach Stilisierung des Körpers zum Hort von Natürlichkeit, Authentizität und Attraktivität.

Zusammenfassende Problematisierung

Besonders problemgeladen ist die Wirkung dieser jugendmedialen Vermittlung von *Begehren* im Kontext des gegenwärtigen gesellschaftlichen Individualisierungsdiskurses, der nicht nur die Unterschiede zwischen den Menschen positiv betont, sondern permanent und auf unterschiedlichen Ebenen immer weitere soziale Aufgaben aus dem gesellschaftlichen Verantwortungsbereich herausdefiniert und in den Zuständigkeitsbereich ausschließlich des Individuums verweist. Diese Deutungen von *Begehren* in Bild und Text kommerzieller Jugendmedien haben deshalb überwiegend auch Konflikt verdeckenden Charakter: Gelingen und Scheitern werden in den persönlichen Verantwortungsbereich gestellt, Bewältigungsprobleme ausgeblendet. Sie verschärfen damit für weibliche Jugendliche die Ambivalenz zwischen Selbstbestimmung und Anpassung. So bleiben vor allem für die sehr jungen Rezipientinnen aus eher bildungsfernen Schichten mögliche Gefahren durch unzureichende Unterscheidungskompetenzen zwischen Realität und virtueller Welt, die Tendenz zu imaginären, problemtranszendendierenden Lösungen und damit letztlich der Selbstüberforderung mittels nur vordergründiger Beseitigung von Verunsicherung, Irritation und Ängsten bestehen.[4] Die *internen* Wechselbeziehungen der Genres haben, in den Kontexten ihres *externen* Austauschverhältnisses mit dem Medienverbund- und Sozialsystem betrachtet, einen signifikanten Effekt: Die trügerische Romantisierung von Körper, Schönheit und Liebe, für welche die Fotogeschichten stehen, und ihre vordergründig-kommerzielle Erotisierung, wie sie in der Werbung

stattfindet, schaffen massenhaft falsche Erwartungen, Defizite und vielfältige „Funktionsstörungen“ mit – auf die dann in der „Beratung“ durch eine dem „Zeitgeist“ folgende Popularpsychologie scheinbar individuell, rationalisierend, perfektionierend und korrigierend reagiert wird. Diese Rationalisierung kann bis hin zur Kritik des mimetischen Verhältnisses der Leserinnen zu dieser Propaganda selbst reichen. Es gehört zur Strategie der Zeitschriften, durch die Verquickung der einzelnen Genres und deren interner und externer Wechselbeziehungen zur Manifestation bestimmter Selbst-, Fremd- und Weltbilder der Leserinnen und Leser, damit eines *romantisierten, rationalisierten* und *kommerzialisierten Begehrens* beizutragen, und so genau die Voraussetzungen zu implementieren, von denen die Zeitschriften letztendlich wiederum profitieren.

Anmerkungen

1 Siegfried Kracauer schrieb 1931 in *Zum Paradies der Babys* zu infantilen Wunschprojektionen und antimodernistischen Affekten: „So gewiß manche Einrichtungen der Gesellschaft einer Änderung fähig wären, ebenso gewiß sind breite Schichten der Bevölkerung an der Aufrechterhaltung des Bestehenden interessiert. Nicht so, als ob sie von den Übeln verschont blieben, unter denen wir alle zur Zeit leiden; aber sie fürchten das größere Übel, das eine Umwälzung des ganzen Gesellschaftsbaues für sie möglicherweise bedeutete. Da nun die Einsicht in die Struktur des zu Verändernden die Vorbedingung jeder echten Veränderung ist, schließen sie aus Instinkt die Augen und erhöhen fälschlich auch das Wandelbare zum Rang von unerschütterlich notwendigen Gegebenheiten“ (Kracauer 1996,158).

2 William Simon und John H. Gagnon sprechen in ihrer Untersuchung „sexueller Skripte“ vom „metaphorischen Charakter, den sexuelle Aktivität für viele Menschen hat“ (Simon/Gagnon 2000, 84), vom „essentiell symbolischen“ (75), Bedeutungen des sozialen Lebens einschließenden Charakters dieser Aktivität. Sie sprechen daher auch von einem Prozess der „metaphorischen Transformation“ in zwei Richtungen, der auf Rezeptionsgrundlagen der Fotogeschichten verweist: dem Ausdruck unerfüllter sexueller Wünsche in nicht-sexuellen Bildern und – umgekehrt – dem Ausdruck nicht-sexueller Probleme in sexuellen Bildern, z.B. der Verschiebung von „Problemen hierarchischer Beziehungen aus der Berufswelt in die sexuelle Vorstellungswelt von Dominanz und Unterwerfung“ (93).

3 In Sachen „Beratung“ und „Konfliktbilfe“ bekommen die Zeitschriften überwiegend gute Bewertungen, während „Realitätstreue“, „pädagogisches Konzept“, „Trennung redaktioneller Teil und Werbung“, „Glaubwürdigkeit“ und „Originalität“ eher gegen „minus“ tendieren (Baacke/ Lauffer 1994, 96 f).

4 Vgl. hierzu die Ergebnisse der Studie von Paus-Haase/ Hasebrink/ Keuneke/ Krotz zu Talkshows im Alltag von Jugendlichen (1999).

Literatur

Baacke, Dieter/ Jürgen Lauffer (1994) *Nicht nur schöner Schein – Kinder- und Jugendzeitschriften in Deutschland. Übersicht und Empfehlungen.* Schriften zur Medienpädagogik, 16., Bielefeld: Verlag Gesellschaft für Medienpädagogik und Kommunikationskultur in der Bundesrepublik.

Berliner Zeitung (2008) Berliner Verlag GmbH.

Bley, Stefanie (2000) *Bravo oder Pfui? Journalistische Qualität in Jugendzeitschriften.* Dipl.- Arb. Katholische Univ. Eichstätt. Sprach- und Literaturwiss. Fak.

Borstnar, Nils (2002a) Der Mann als Motiv. Das Konstrukt der Männlichkeit in der Werbung. *Die Gesellschaft der Werbung. Kontexte und Texte. Produktionen und Rezeptionen, Entwicklungen und Perspektiven.* Hg. Herbert Willems. Wiesbaden, 691-709.

Borstnar, Nils (2002b), *Männlichkeit und Werbung. Inszenierung, Typologie, Bedeutung.* Kiel: Verlag Ludwig, Steve-Holger.

Götz, Maya (2002): *Geschlechterforschung und Medienpädagogik. Auf den Wegen zu einer geschlechterreflektierten Medienpädagogik.* Hg. Claudia Lampert/ Ingrid Paus-Haase/ Daniel Süss. Westdt. Verlag, 115-129.

Goffman, Erving (1981) *Geschlecht und Werbung,* Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Hartmann, Hans/ Rolf Haubl (1992) Hg. *Bilderflut und Sprachmagie. Fallstudien zur Kultur der Werbung.* Opladen: Westdeutscher Verlag.

Hipfl, Brigitte (2004) Medien – Macht – Pädagogik. Konturen einer Cultural-Studies-basierten Medienpädagogik, illustriert an Reality-TV-Sendungen. *MedienPädagogik [www.medienpaedagogik.com],* 03-2 (25.02.2004).

Holmes, Janet/ Miriam Meyerhoff (2003) Hg. *The Handbook of Language and Gender.* Malden/ Mass.: Blackwell Publishing.

Horkheimer, Max/ Theodor W. Adorno (1989) *Dialektik der Aufklärung. Philosophische Fragmente.* Frankfurt/M. [1973 u.ö.]: Fischer Taschenbuch-Verlag.

Illouz, Eva (2003) *Der Konsum der Romantik. Liebe und die kulturellen Widersprüche des Kapitalismus.* Frankfurt/ M.: Suhrkamp.

Illouz, Eva (2006) *Gefühle in Zeiten des Kapitalismus. Adorno-Vorlesungen 2004.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Katheder, Doris (2006) *„Wir zwei gegen den Rest der Welt". Fotoromanzen und ihre verborgenen Inhalte – ein Beitrag zum 50. BRAVO-Jubiläum. Junge Welt* 02./03. Sept. Berlin. Beil., 6 f.

Katheder, Doris (2007) „‚Aber leider ist die Wirklichkeit ganz anders'. Selbstverständnis und Medienkritik nicht-kommerzieller Mädchenmagazine." *Krasse Töchter. Mädchen in Jugendkulturen.* Hg. Gabriele Rohmann. Berlin: Verlag der Jugendkulturen.

Knoll, Joachim H./ Elke Monssen-Engberding (2000) Hg. *BRAVO, Sex und Zärtlichkeit, Medienwissenschaftler und Medienmacher über ein Stück Jugendkultur.* Mönchengladbach: Forum Verlag.

Kracauer, Siegfried (1996) *Berliner Nebeneinander. Ausgewählte Feuilletons 1930-33.* Hg. Andreas Volk. Zürich: Seismo.

Kristeva, Julia (1989) *Geschichten von der Liebe.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Kulick, Don (2003) Language and Desire. *The Handbook of Language and Gender.* Hg. Janet Holmes/ Miriam Meyerhoff. Malden/ Mass.: Blackwell Publishing, 119-141.

Kweton, Regina (1994) *Mädchen-Zeitschriften in der Prävention von sexuellem Missbrauch an Mädchen – eine*

feministische Analyse. Dipl.-Arb. FHS Kiel, FB Sozialwesen. Kiel.

Lacan, Jacques (2004) *Le séminaire livre X, L'angloisse*. Paris [1962/1963]: Seuil.

Lacan, Jacques (1978) *Seminar I. Freuds technische Schriften*. Olten/Freiburg: Walter-Verlag.

Lacan, Jacques (1981) *Seminar III. Die Psychosen*. Weinheim/Berlin: Quadriga.

Lampert, Claudia/ Ingrid Paus-Haase/ Daniel Süss (2002) Hg. *Medienpädagogik in der Kommunikationswissenschaft. Positionen, Perspektiven, Potentiale*. Wiesbaden: Westdt. Verlag.

Laqueur, Thomas (2002) *Auf den Leib geschrieben. Die Inszenierung der Geschlechter von der Antike bis Freud*. Frankfurt/M./ New York: Campus Verlag GmbH.

Lautmann, Rüdiger (2002) *Soziologie der Sexualität. Erotischer Körper, intimes Handeln und Sexualkultur. (Grundlagentexte Soziologie)*. Weinheim/ München: Juventa.

Malachowski, Marcel (2003) *Infantilität als Zivilisationsrisiko?* Journal der Jugendkulturen. Berlin, Nr. 8, 30-36. Verlag der Jugendkulturen.

Michel, Burkard (2006) *Bild und Habitus. Sinnbildungsprozesse bei der Rezeption von Fotografien*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

Paus-Haase, Ingrid/ Uwe Hasebrink/ Susanne Keuneke/ Friedrich Krotz (1999) *Talkshows im Alltag von Jugendlichen. Der tägliche Balanceakt zwischen Orientierung, Amüsement und Ablehnung*. Opladen: Leske + Budrich.

Reichertz, Jo (1992) „Der Morgen danach. Hermeneutische Auslegung einer Werbefotografie in zwölf Einstellungen." *Bilderflut und Sprachmagie. Fallstudien zur Kultur der Werbung*. Hg. Hans A. Hartmann/ Rolf Haubl. Opladen: Westdt. Verlag, 141-163.

Simon, William/ John H. Gagnon (2000) „Wie funktionieren sexuelle Skripte?" *Sexuelle Szenen. Inszenierungen von Geschlecht und Sexualität in modernen Gesellschaften*. Hg. Christiane Schmerl u.a. 70-95.

Schmerl, Christiane/ Stefanie Soine/ Marlene Stein-Hilbers (2000) Hg. *Sexuelle Szenen. Inszenierungen von Geschlecht und Sexualität in modernen Gesellschaften*. Opladen: Leske + Budrich.

Schmidt, Gunter (2000) „Spätmoderne Sexualverhältnisse." *Sexuelle Szenen. Inszenierungen von Geschlecht und Sexualität in modernen Gesellschaften*. Hg. Christiane Schmerl/ Stefanie Soine/ Marlene Stein-Hilbers, Gießen: Psychosozial-Verlag, 268-279.

Stollberg, Jürgen (2000) „Wie tickt die Jugend? Wie *BRAVO* ihre ‚Kids' erreicht." *BRAVO, Sex und Zärtlichkeit, Medienwissenschaftler und Medienmacher über ein Stück Jugendkultur*. Hg. Joachim H. Knoll/ Elke Monssen-Engberding. Mönchengladbach: Forum Verlag, 36-43.

Tetz, Margit (2000) „‚Da ist jemand, der mir zuhört…'. Das Dr. Sommer-Team. Zum Selbstverständnis der Aufklärung in *BRAVO*." *BRAVO, Sex und Zärtlichkeit, Medienwissenschaftler und Medienmacher über ein Stück Jugendkultur*. Hg. Joachim H. Knoll/ Elke Monssen-Engberding. Mönchengladbach: Forum Verlag, 96-109.

Antje Harms

„Freiheit, Deutschheit, Jugendlichkeit!“ Jugendbewegung und politische Sozialisation in der Weimarer Republik

„Freiheit, Deutschheit, Jugendlichkeit!“ – mit dieser Botschaft schloss Gustav Wyneken (1968, 505) seine Rede an die bürgerliche Jugendbewegung, die sich 1913 auf dem „Hohen Meißner“ bei Kassel zum ersten „Freideutschen Jugendtag“ versammelt hatte (vgl. Mogge/ Reulecke 1988). Hier wurde der jugendbewegte Anspruch auf Selbstbestimmung zum ersten Mal dezidiert ausformuliert:

> Die Freideutsche Jugend will nach eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortlichkeit, in innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten. Für diese innere Freiheit tritt sie unter allen Umständen geschlossen ein. (Mittelstraß 1968, 495 f)

Dieses als ‚Meißnerformel‘ in die Geschichte der bürgerlichen Jugendbewegung eingegangene Bekenntnis spiegelte das jugendbewegte Prinzip der Selbsterziehung und die Hoffnung auf Emanzipation von der Erwachsenenwelt eindrücklich wider: Jugend sollte sich ganz auf sich selbst konzentrieren und sich auf keinerlei weltanschauliche Richtung festlegen. Selbstbewusst vertrat man das Prinzip der Programmlosigkeit und lehnte auch in den folgenden Jahren „jede Parteinahme in wirtschaftlicher, konfessioneller oder politischer Beziehung“ ab (Fiedler 1993, 14). Obwohl sich die Jugendbewegung damit in einem quasi politikfreien Raum verortete, hatte sie den Anspruch, nationale Erneuerungsbewegung zu sein. Ihr zivilisationskritischer Impetus, der sich gegen die als bedrohlich wahrgenommenen Erscheinungen der Moderne und gegen die bürgerlichen Konventionen der wilhelminischen Gesellschaft richtete, orientierte sich dabei am deutschen Frühnationalismus zu Beginn des 19. Jahrhunderts (vgl. Stambolis 2003).

Auch Wyneken setzte die Jugendbewegung in seiner Rede in die Tradition der antinapoleonischen Befreiungskriege. Mit der eingangs zitierten Formel knüpfte er an die frühe Turnerbewegung Jahns an, die die Erziehung zu ‚Deutschheit, Mannheit und Freiheit‘ als Voraussetzung für die Befreiung vom ‚welschen Joch‘ verstanden hatte (vgl. Hagemann 2001). Als Nachfolgerin der „Helden der Freiheitskriege“ sei die Jugendbewegung dazu berufen, die Einheit und Freiheit des deutschen Volkes zu vollenden (Wyneken 1968, 504).

Das komplizierte Spannungsfeld zwischen unpolitischem Selbstverständnis und politischen Ambitionen, das sich in den Reden und Resolutionen auf dem Meißner-Fest bereits andeutet, sollte die Jugendbewegung im Lauf ihrer Geschichte immer wieder beschäftigen. Mit dem Ende des Ersten Weltkriegs und dem politischen Systemwechsel wurde diese Frage besonders akut. Wie sich der völkische Teil der bürgerlichen Jugendbewegung um 1918/19 zu Politik ins Verhältnis setzte, wie sich die historische Zäsur auf seine politische Sozialisation auswirkte und welche Vorstellungen von politischem Denken und Handeln jugendbewegte Frauen und Männer am Anfang der Weimarer Republik entwickelten, ist Thema dieses geschlechtergeschichtlichen Beitrags.

Zunächst soll jedoch das Konzept von Sozialisation und Geschlecht, sowie der Begriff der politischen Sozialisation, die der Analyse zugrunde liegen, erläutert werden. Es folgt ein knapper Überblick über die Geschichte der bürgerlichen Jugendbewegung, an den sich die Vorstellung der beiden Bünde, auf deren Zeitschriftenartikel sich der Beitrag stützt, anschließt. Am Beispiel der Debatten im *Deutschen Mädchen-Wanderbund* und bei den *Fahrenden Gesellen* soll der Zusammenhang von Geschlecht und politischer Sozialisation von Jugendlichen um 1919 exemplarisch beleuchtet werden. Neben Politisierungs- und Vergemeinschaftungsprozessen werden dabei vor allem Politikverständnis, Handlungsoptionen und politisches Engagement der beiden Bünde nachgezeichnet und geschlechtervergleichend untersucht.

Sozialisation, Geschlecht und Politik

Seit einigen Jahren sieht sich die geschlechtsspezifische Sozialisationsforschung scharfer Kritik ausgesetzt. Beanstandet wurden zum einen die ungenügende theoretische Verbindung von Vergesellschaftungs- und Individuierungsprozessen, das starre Konzept von Identität und die damit einhergehende Auffassung von Sozialisation als abschließbarem Prozess. Zum anderen wurde die Selbstverständlichkeit, mit der einschlägige Arbeiten von geschlechtsspezifischen Unterschieden im Sozialisationsprozess ausgingen, kritisiert. Indem geschlechtsspezifische Sozialisationsforschung voraussetze, dass Sozialisation geschlechtertypisch unterschiedlich verlaufe, werde Zweigeschlechtlichkeit zum unhinterfragten Ausgangspunkt der Untersuchung. Damit würden Geschlechterdichotomien fortgeschrieben und Abweichungen, Zwischenräume und Brüche systematisch ausgeblendet (vgl. Maihofer 2002, Bilden/Dausien 2006).

An diesen Kritikpunkten hat eine Reformulierung *gender*-theoretisch informierter Sozialisationsforschung zweifelsohne anzuknüpfen. Für eine historische Analyse politischer Sozialisationsprozesse ergeben sich daraus ebenfalls einige wichtige Konsequenzen. Zunächst einmal ist Sozialisation – wie auch politische Sozialisation – als komplexer und widersprüchlicher Aushandlungsprozess zwischen Individuum und Gesellschaft zu verstehen. Anknüpfend an Scherr, der die Eigenleistung und die Befähigung der Subjekte „zu individuellem Eigensinn, zu Distanz und Kritik gegenüber sozialen Erwartungen“ im Sozialisationsprozess betont (Scherr 2008 in diesem Band, 62), begreift dieser Beitrag politische Sozi-

alisation dementsprechend nicht als reine Determinierung von Individuen durch übermächtige politische Strukturen und Institutionen, sondern als Prozess, in dem sich historische AkteurInnen politische Ideen, Überzeugungen, Gefühle und Meinungen handelnd aneignen. Politische Sozialisation meint hier also weniger die einfache Übertragung politischer Orientierungen von z.B. einer Generation auf die andere, als vielmehr einen lebenslangen aktiven Lernprozess, in dem politische Denk- und Handlungsmöglichkeiten rezipiert, verhandelt, transformiert oder auch verworfen werden können (vgl. Meyer 2003).

Dabei werden diese Aneignungsprozesse jedoch keinesfalls als beliebig oder frei wählbar betrachtet. Politische Sozialisation muss immer vor dem Hintergrund der jeweiligen gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, die politisches Denken und Handeln strukturieren und ihnen Sinn verleihen, gedeutet werden. Politische Sozialisation wie auch Sozialisation im Allgemeinen vollzieht sich also in einem vielschichtigen Zusammenspiel von gesellschaftlichen Strukturen, politischen Ordnungsmustern, kulturellen Ereignissen und handelnden Individuen und stellt sich dabei stets ambivalent und brüchig dar.

Die Kritik an der herkömmlichen geschlechtsspezifischen Sozialisationsforschung in Bezug auf deren Reifizierung von Geschlechterdualismen gilt in ähnlicher Weise auch für viele gendertheoretische Arbeiten zu politischer Sozialisation. Hier wird oft davon ausgegangen, dass die geschlechtsspezifische Sozialisation in Kindheit und Jugend ausschlaggebend dafür sei, dass Frauen sich nicht oder weniger für Politik interessierten und dementsprechend seltener in politischen Institutionen vertreten seien (Jacobi 1991, Hoecker 1995, vgl. Kulke 1991). Zudem wird immer wieder unterstellt, dass es einen ‚weiblichen Politikstil' oder eine ‚andere politische Werteskala' von Frauen gebe. Das ‚andere' Politikverständnis, dessen tatsächliche Existenz erst einmal geprüft werden müsste, wird damit als Prämisse vorausgesetzt (vgl. Geißel/ Penrose 2003).

Sind diese Ergebnisse politikwissenschaftlicher Forschung dabei zwar teilweise auch einem staatszentrierten Politikbegriff geschuldet, der nicht-institutionalisierte Formen politischer Partizipation unberücksichtigt lässt, gehen Studien zu (politischer) Sozialisation und Geschlecht dennoch fast ausnahmslos davon aus, dass Geschlecht eine entscheidende, wenn nicht sogar *die* Rolle in Sozialisationsprozessen spiele (vgl. Bilden/Dausien 2006). Im Gegensatz zu einer solchen Erhebung von Geschlecht zum ‚Masterstatus' verfolgt dieser Beitrag einen intersektionalen Ansatz, der verschiedene Achsen der Differenz berücksichtigt und miteinander verknüpfen will. Damit ist zunächst einmal deutungsoffen, inwiefern Geschlecht für den Prozess politischer Sozialisation relevant ist.

Die bürgerliche Jugendbewegung

Da (politische) Sozialisationsprozesse immer von ihren jeweiligen soziokulturellen Kontexten abhängig sind, sollen hier zunächst die Geschichte der bürgerlichen Jugendbewegung sowie die historischen Rahmenbedingungen, unter denen sich ihre politische Sozialisation zu Beginn der Weimarer Republik vollzog, skizziert werden. Die bürgerliche Jugendbewegung entstand um 1900 in Deutschland als antimoderne Reaktion auf Industrialisierung, Verstädterung und so genannte ‚Massengesellschaft'. Sie propagierte ein Zurück zur Natur und bezog sich auf die scheinbar natürlicheren und authentischeren Verhältnisse des Mittelalters. Auf Wanderungen und Fahrten sollten Natur und Heimat wieder entdeckt und ein eigener jugendbewegter Lebensstil in Abgrenzung von Elternhaus, Schule und gesellschaftlichen Konventionen entwickelt werden. Mit ihrem romantisch-revolutionären Anspruch die Welt zu verändern, protestierte sie gegen die engen Grenzen von Elternhaus und Schule und setzte sich für eine Umgestaltung der Geschlechterordnung ein. In ihrem Einsatz für Heimat, Natur und Volkstum orientierte sie sich aber gleichzeitig auch an nationalistischem, antisemitischem und völkischem Gedankengut (vgl. Mosse 1991).

Die bürgerliche Jugendbewegung war zwar ursprünglich eine Bewegung junger männlicher Gymnasiasten, schnell schlossen sich ihr aber auch Frauen an. Dies löste heftige Kontroversen um das männerbündische Selbstverständnis der Bewegung aus und führte bis zum Ende der Jugendbewegung immer wieder zu hitzigen Debatten und antifeministischen Ausfällen. Waren die Gruppen zunächst gemischt, so wurden ab 1910 die Geschlechter zunehmend in Gruppen und Organisationen getrennt (vgl. Ras 1988).

Die Jugendbewegung bestand aus zahlreichen verschiedenen Strömungen, Gruppierungen und Bünden, die sich immer wieder auflösten oder neu zusammenschlossen. Zentrales und gemeinsames Merkmal war jedoch das Prinzip der Selbsterziehung und die organisatorische Unabhängigkeit. Zur Jugendbewegung wurden demnach nur diejenigen Gruppen gezählt, die weder als Jugendorganisation einer Partei noch sonst einem Verband angegliedert waren oder aus dem Bereich der Jugendpflege und -fürsorge kamen (vgl. Kindt 1968).

Die Mitglieder der Bewegung waren mehrheitlich zwischen zwölf und dreißig Jahre alt und kamen aus dem bürgerlichen Mittelstand, v.a. aus dem Bildungsbürgertum. Zudem war die Jugendbewegung ein hauptsächlich protestantisches und städtisches Phänomen. Der Jugendbewegung gehörten – selbst auf dem Höhepunkt ihrer Entwicklung Mitte der 1920er Jahre – maximal 500 000 Jugendliche und damit nur etwa zwei Prozent der gesamten Jugend in der Weimarer Republik an (vgl. Müller 1971, 164 f, 389 f). Dennoch hatten ihre Ideen und Organisationsformen eine enorme gesellschaftliche Strahlkraft und wirkten entscheidend auf das Verständnis von Jugend als eigenständiger Phase zwischen Kindheit und Erwachsenenstatus ein. 1933 wurde die Jugendbewegung trotz ihrer ideologischen Nähe zur NSDAP aufgelöst bzw. gleichgeschaltet (vgl. Laqueur 1978).

Wie bereits oben gezeigt wurde, herrschte in der Jugendbewegung vor dem Ersten Weltkrieg allgemein das Gebot politischer Neutralität. Ihr Bewegungs-

anspruch war eher nach innen gerichtet, für Politik schien sie sich nicht zu interessieren. Spätestens mit der politischen Zäsur von 1918/19 wurde das unpolitische Selbstverständnis der Jugendbewegung jedoch nachhaltig erschüttert. Bereits während des Krieges hatten sich die Handlungsspielräume von jugendlichen Frauen und Männern erweitert. Durch ihren Einsatz in Kriegsproduktion, nationalem Arbeitsdienst und an der Front erlangte Jugend einen neuen Stellenwert und wurde zu einer gesellschaftlich relevanten Größe (vgl. Domansky 1986). Gleichzeitig verschlechterten sich mit Kriegsniederlage, Inflation und drohender Arbeitslosigkeit die Lebensperspektiven von Jugendlichen. Auch die privilegierte bürgerliche Jugend sah sich – eingeklemmt zwischen den alten Eliten und der Arbeiterbewegung – dem drohenden Verlust ihrer sozialen Position ausgesetzt (vgl. Fiedler 1993, Tenfelde 1998). Durch diese Erfahrungen entwickelten bürgerliche Jugendliche ein starkes Generationsbewusstsein und gelangten zu einem neuen Selbstverständnis (vgl. Peukert 1986). Damit wuchs auch der Anspruch auf Mitgestaltung der politischen und gesellschaftlichen Verhältnisse (vgl. Domansky 1986). Zudem hatten mit dem Systemwechsel sowohl Frauen aller Altersklassen als auch viele jugendbewegte Männer zum ersten Mal die Möglichkeit, wählen zu gehen: Der Rat der Volksbeauftragten beschloss im November 1918 nicht nur das Frauenwahlrecht, sondern senkte das Wahlalter insgesamt von 25 auf 20 Jahre (vgl. Schanbacher 1982).

Neben diesen gesellschaftlichen und strukturellen Rahmenbedingungen, innerhalb derer sich die politische Sozialisation von bürgerlichen Jugendlichen in der Weimarer Republik vollzog, waren für die Politisierung speziell der Jugendbewegung auch interne Gründe relevant. Durch den Krieg war der normale Betrieb der Bewegung unterbrochen worden. Angesichts der Krisenerfahrung um 1919 schien ein Zurück zur Wandervogelromantik der Vorkriegszeit unmöglich. Die wilhelminische Gesellschaft, auf die sich der Protest der Jugendbewegung immer bezogen hatte, existierte nicht mehr. Die Jugendbewegung stürzte damit in eine Identitätskrise, die durch die großen Spannungen innerhalb der Bünde – einerseits zwischen Kriegsheimkehrern und Daheimgebliebenen, andererseits zwischen Jüngeren und Älteren, Mädchen und Jungen – noch verschärft wurde (vgl. Laqueur 1978).

Der Deutsche Mädchen-Wanderbund und die Fahrenden Gesellen

Spätestens 1919 kam es in der bürgerlichen Jugendbewegung zu einer ideologischen Lagerbildung. Während sich die freideutsche Jugend als ‚linker' Flügel der Jugendbewegung bald spaltete und schließlich auflöste, verzeichnete der ‚rechte' Flügel enormen Zuwachs während der Weimarer Zeit.[1] *Deutscher Mädchen-Wanderbund* und *Fahrende Gesellen* verorteten sich im völkischen Spektrum der Jugendbewegung und waren Mitglied im *Jungdeutschen Bund*, der größten Dachorganisation der völkischen Jugendbewegung Anfang der 1920er Jahre (vgl. Laqueur 1978, 113-126). Sie ähnelten sich jedoch nicht nur in ihrer ideologischen Verortung, sondern auch hinsichtlich ihrer sozialen Herkunft aus dem vorwiegend kleinbürgerlichen Milieu. Beide Bünde standen in einem

freundschaftlichen Verhältnis zueinander und bezeichneten sich gegenseitig als ‚Bruder'- bzw. ‚Schwesterbund'. Gemeinsame ‚Bundestage', Naturerlebnisse und Feste sowie Infrastrukturen wie ‚Stadtnester' und ‚Landheime' waren keine Seltenheit.

Die *Fahrenden Gesellen* entstanden 1909 als organisatorisch unabhängiger Wander- und Jugendbund des *Deutschnationalen Handlungsgehilfenverbands* (DHV), einer völkischen Angestelltengewerkschaft, die in der Weimarer Republik großen Einfluss genoss (vgl. Hamel 1967). Der Bund bestand ausschließlich aus kaufmännischen Angestellten, so genannten ‚Kaufmannsgehilfen' im Alter von schätzungsweise 16 bis 30 Jahren. Er war ein reiner Männerbund, hatte 1919 2600 Mitglieder und mit dem *Fahrenden Gesell* eine eigene Zeitschrift. 1933 lösten sich die Fahrenden Gesellen freiwillig auf (vgl. Wiegand 1968).

Der *Deutsche Mädchen-Wanderbund* (DMWB) gründete sich 1914 als erster autonomer Mädchenbund der Jugendbewegung, der dauerhaft existierte. Seine Mitglieder waren meist in Ausbildung oder berufstätig als kaufmännische Angestellte, Kindergärtnerinnen, Krankenschwestern, Lehrerinnen, Handwerkerinnen oder Hausangestellte. Der Bund hatte 1920 600 meist unverheiratete Mitglieder im Alter von 16 bis 28 Jahren sowie eine eigene Zeitschrift, den *Landfahrer*. Der DMWB verstand sich wie die Fahrenden Gesellen als völkischer Bund, orientierte sich ab 1920 bis zu seiner Auflösung 1926 jedoch zunehmend an den Ideen der bürgerlichen Frauenbewegung (vgl. Ras 1988, 116-145).[2]

Jugendbewegte Politisierungsprozesse

1919 war die Jugendbewegung mit zahlreichen Anforderungen und Veränderungen konfrontiert. Wollte sie einen entscheidenden gesellschaftlichen Faktor darstellen und bei der Gestaltung der sozialen und ökonomischen Verhältnisse in Deutschland mitwirken, musste sie sich mit der aktuellen politischen Situation auseinandersetzen.

Auch der DMWB war der Ansicht, dass

> [d]ie Ereignisse der letzten Zeit ... auch die Stillsten und Verschlossensten unter uns aufgerüttelt [haben]. Es geht nicht mehr, daß wir uns vor den Fragen der Zeit verschließen, wir müssen sie durchdenken und Stellung zu ihnen nehmen, auch der Welt gegenüber! (Falke 1919, 4)

Damit wurde in der Zeitschrift eine hitzige Diskussion angestoßen, an der sich die Mitglieder zahlreich beteiligten. Dabei befürwortete eine deutliche Mehrheit die Beschäftigung mit politischen Themen und setzte dies auch um. So wurden beispielsweise Fragen nach dem Für und Wider einer eigenen Jugendbewegungspartei erörtert, Vorschläge zu konkretem politischen Engagement in Bildungs- und Wohnungswesen gemacht und über politische Theorien und Systeme nachgedacht (vgl. Walbrodt 1918, Koch 1919, Burchard 1919a, Ludolph 1919). Ein Mitglied erklärte sogar, selbst zu politischen „Versammlungen aller

Richtungen“ zu gehen und zu Hause deren Programme zu vergleichen (Burchard 1919b, 6).

Auch die *Fahrenden Gesellen* sahen sich angesichts des „Unglück[s] unseres Vaterlandes“ und der „Demütigungen und Knebelungen wirtschaftlicher und politischer Art“ (Schneider 1919, 4) vor eine neue Verantwortung gestellt und kamen zu der Erkenntnis,

> daß der jungdeutsche Geist nicht nur für die Gesundung, Ordnung und Reform der eigenen Lebensbedürfnisse zu sorgen hat, sondern daß ihm die große Pflicht auferlegt ist, diese Ordnung innerhalb der gesamten Volksgemeinschaft zu befruchten und gestalten zu helfen. (Krauß 1919b, 18)

Neben der Beschäftigung mit Lebensreform, Volkstanz und Wandern müsse auch der politische und wirtschaftliche Kampf geführt werden (Krauß 1919a). Die Debatte über die Politisierung des Bundes wurde im *Fahrenden Gesell* jedoch weit weniger intensiv geführt, als dies im Mädchenbund der Fall war. Nach der offiziellen Leitlinie sollte Politik aus der Zeitschrift möglichst herausgehalten werden. Wer sich dennoch dafür interessiere, könne sich in den *Jungdeutschen Stimmen*, einer völkischen und überbündischen Zeitschrift mit politischem Anspruch, informieren (O.V. 1919c).

Entgegen der geläufigen und auch in der Weimarer Republik dominanten Meinung, dass Mädchen unpolitischer seien als Jungen (vgl. Behrendt 2005, 208 f, Harvey 1992, Jacobi 1991), zeigt sich hier im konkreten Vergleich also ein anderes Bild. Im DMWB wurde nicht nur intensiver über Politik diskutiert, sondern auch das Wesen und Wirkungsweise politischer Institutionen erörtert (vgl. Walbrodt 1918). Politische Diskussionen finden sich im *Fahrenden Gesellen* in dieser Form hingegen nicht. Dennoch waren die *Fahrenden Gesellen* nicht unpolitisch. Wie im Folgenden gezeigt wird, beruhte ihr Verständnis von Politik wie auch im *DMWB* auf ganz bestimmten und dabei durchaus politischen Grundsätzen.

Jugendbewegtes Politikverständnis

Mit ihrer Orientierung an völkischen und konservativ-revolutionären[3] Ideen waren *DMWB* und *Fahrende Gesellen* dem neuen demokratischen Weimarer Staat gegenüber relativ feindlich eingestellt. Ihr Antiparlamentarismus äußerte sich vor allem in der tiefen Abneigung gegen Parteipolitik. Parteipolitik galt als spaltend, abstrakt und rational. Sie diene lediglich der „Zersplitterung“ und „rücksichtlose[n] Bekämpfung anderer“ und hindere damit den Aufstieg des deutschen Volkes (Mayer 1919, 8). Damit besaß auch die Einteilung des politischen Spektrums in links und rechts keine Aussagekraft. ‚Links‘ und ‚rechts‘ seien künstliche Schlagworte und als Erbe des Liberalismus lediglich „Niederschlag der Wirklichkeiten der Vergangenheit“ (O.V. 1919h, 48, vgl. Krauß 1919a). Statt den „einladenden Bewegungen der Partei-Greise von der ‚äußersten Linken‘ bis zur ‚äußersten Rechten‘“ zu folgen, solle die Jugend sich

selbst als Partei begreifen (Frosch 1919, 29). Sie solle zeigen, dass sie über allen Parteien stehe, und so zur Versöhnung der sozialen und politischen Widersprüche beitragen.

Diese Überzeugung von der eigenen überparteilichen und damit oft als unpolitisch begriffenen Haltung war wichtiger Bestandteil des jugendbewegten Politik- und Selbstverständnisses von *DMWB* und *Fahrenden Gesellen*. Ihre Deutung von Jugend als klassen- und parteienübergreifende Generation entsprach dabei nicht nur der zeitgenössischen Mythisierung von Jugend, sondern auch konservativ-revolutionären Vorstellungen, in denen sich Jugend eng mit dem nationalen Schicksal und der Hoffnung auf das baldige Ende des ‚Provisoriums' Weimarer Republik verband.[4] Indem Jugend bei *DMWB* und *Fahrenden Gesellen* untrennbar mit Überparteilichkeit verknüpft wurde, konnte sie in einen scharfen Gegensatz zur ‚Republik der Alten' gesetzt werden und stand damit für die Überwindung der ‚greisenhaften' parlamentarischen Demokratie (vgl. Domansky 1986).[5]

Diese Co-Konstruktion von Jugend und Überparteilichkeit führte bei *DMWB* und *Fahrenden Gesellen* unter anderem zu der Überzeugung, Brücken zur Arbeiterjugend schlagen zu müssen und den ‚Volksgenossen' durch die Erweckung ihres Nationalgefühls wieder mehr „Rassestolz" einzuimpfen (Ludolph 1919, 12, vgl. O.V. 1919d, Wollenhaupt 1919). Überparteiliches Engagement wurde damit gleichzeitig zum jugendbewegten Wirken in Richtung Volksgemeinschaft, in der die Klassengegensätze miteinander versöhnt werden sollten.

Da völkisch für die Mitglieder von *DMWB* und *Fahrenden Gesellen* vor allem bedeutete „mit gesunden Sinnen seinem Volke leben" und „in keine Partei, weder nach links noch nach rechts" gehören sollte (Mayer 1919, 8), fühlten sie sich besonders den so genannten ‚ewigen Werten' der Menschheit und des Deutschtums verpflichtet. Damit konnte der Einsatz für die Volksgemeinschaft immer auf das ‚Wohl des Ganzen' bezogen und der vermeintliche Widerspruch zwischen völkischer Einstellung und anti(partei)politischer Haltung der Jugendbewegung aufgelöst werden (vgl. Bussche 1998).

Angesichts dessen wundert es kaum, dass sich die propagierte Überparteilichkeit oft als Parteinahme für konservative, weitgehend antidemokratische Parteien oder völkische Positionen entpuppte (vgl. Hering 2005). So wurde weder das Wahlkampf-Engagement eines ‚Gauleiters' der *Fahrenden Gesellen* (O.V. 1919a, 12), noch das Flugblatt der völkischen Jugendbewegung vom Dezember 1918, das offen für die Unterstützung der *Deutschnationalen Volkspartei* (*DNVP*) bei den anstehenden Wahlen zur Nationalversammlung warb und von beiden Bünden unterzeichnet wurde (O.V. 1968), in deren Zeitschriften erwähnt oder weiter kommentiert.

Während sich *DMWB* und *Fahrende Gesellen* also beide sehr stark mit dem Ideal der Überparteilichkeit identifizierten und sich damit sowohl jugendbewegte Männer als auch Frauen an Jugend und Deutschtum als dessen zentrale Merkmale orientierten, gewann die Idealisierung von Überparteilichkeit für den Mädchenbund zusätzlich an Bedeutung. Die Mitglieder des *DMWB* fühlten sich nicht nur qua Alter, sondern auch und vor allem qua Geschlecht dazu berufen, über die Parteigrenzen hinweg zu wirken:

> Könnten gerade wir Frauen, die wir, unberührt vom Parteihader bisher, und darum vielleicht vorurteilsfreier als die Männer, nicht so eine große gemeinsame Partei bilden, unsichtbar, aber stark in ihrer Wirkung? Über die Parteien hinweg reichen wir einander die Hand und wollen Vertrauen haben zueinander. Wir lehnen den Haß und das üble Gerede gegen die anderen Parteien ab (...). Wir verlangen, daß auch im politischen Leben anständig gehandelt und geredet wird. Wenn die Männer ungläubig lächeln ‚das geht nicht' – wir werden zeigen, daß es geht! (Burchard 1919b, 6)

Da die Jugendbewegung – im zeitgenössischen Kontext durchaus nicht unüblich – von einer grundsätzlichen Polarität der Geschlechter ausging, wurden Frauen auch im politischen Bereich größere emotionale Kompetenzen zugeschrieben. Im Rekurs auf ihren weiblichen Geschlechtscharakter verstanden sich jugendbewegte Frauen dementsprechend als besonders geeignet, um im Sinne der Volksgemeinschaft zu wirken. Die Fähigkeit zu überparteilichem Engagement wurde im *DMWB* damit nicht nur jugendspezifisch, sondern auch geschlechtsspezifisch konnotiert.

Ob an Antiparlamentarismus, Jugendmythos, Volksgemeinschaft oder geschlechterdualistischer Überzeugung ausgerichtet – der Bezug auf Überparteilichkeit war im *DMWB* und bei den *Fahrenden Gesellen* allgegenwärtig und stellte ein zentrales Moment ihres Politisierungsprozesses und ihrer politischen Kultur dar. Über das Ideal der Überparteilichkeit entwickelten beide Bünde auch ein alternatives Verständnis von Politik. Politik sei „nicht das in starre Formen gedrängte, althergebrachte Parteiwesen", sondern decke sich „mit dem Begriff: völkisches Tun". Darunter falle alles, „was das Gemeinwohl des Volkes und damit das Gemeinwohl der Menschheit fördert" (Weilandt 1919, 8). Politik sollte demnach kein Instrument zur Durchsetzung von Interessen sein, sondern das Eintreten für das ‚Wahre und Gute'.[6]

Politische Ideen der völkischen Jugendbewegung

Was konkret mit ‚völkischem Tun' oder überparteilichem Wirken gemeint war, blieb in den Debatten der völkischen Jugendbewegung jedoch oft im Dunkeln. Diffuse Vorstellungen von einem ethischen oder religiösen Sozialismus paarten sich im *DMWB* und bei den *Fahrenden Gesellen* mit antikommunistischen Ausfällen und antibolschewistischen Ideen. Man träumte von einem neuen Reich und einem dritten Weg zwischen Sozialismus und Nationalismus. Verbaler Antikapitalismus, rassistischer und kultureller Antisemitismus sowie lebensreformerische Anwandlungen komplettierten die ideologische Gemengelage in der völkischen Jugendbewegung (vgl. Burchard 1919a, Burchard 1919b, Krauß 1919c).

Gemeinsame Grundlage all dieser Entwürfe war die Volksgemeinschaft. Dabei eignete sich der Begriff gerade aufgrund seiner konzeptuellen Offenheit als Mobilisierungsressource für die Jugendbewegung. Volksgemeinschaft war weniger staatsbezogen und stärker affektiv aufgeladen als der Nationsbegriff

und versprach, die Deutschen unabhängig von Partei, Klasse, Konfession und auch Geschlecht in einem harmonischen Kollektiv zu vereinen (vgl. Weichlein 2005). Im Modell der Volksgemeinschaft war der Bezug auf das Gemeinwohl zudem wichtiger als direkte politische Partizipation, ein Ansatz, der dem der Jugendbewegung entgegenkam. Über die diffuse Rede von der Volksgemeinschaft hinaus entwickelten *DMWB* und *Fahrende Gesellen* um 1919 jedoch relativ wenig ausgeprägte Vorstellungen von politischen Ordnungsmodellen.

Politische Sozialisation in der Gruppe

Neben dem Bezug auf die Volksgemeinschaft spielte auch die Erfahrung jugendbewegter Gemeinschaft eine wichtige Rolle für die politische Sozialisation der Jugendbewegung. In der Ortsgruppe, die meist aus zehn bis fünfzehn Mitgliedern bestand, gingen Jugendbewegte nicht nur zusammen ‚auf Fahrt' oder verbrachten gemeinsame ‚Nestabende'. Vielmehr stellte die Gruppe oder Horde die Schnittstelle zwischen Individuum und Bewegung dar. Die Ortsgruppe war die zentrale Anlaufstelle für potentiell Interessierte und im Allgemeinen der Ort, in dem Austausch und politische Diskussionen jenseits der Zeitschriften stattfanden. Über den emotionalen Zusammenhalt wurde hier überdies kollektive Identität gestiftet und politisch aufgeladen.

Besonders in den Jungenbünden entwickelten sich intensive Freundschaften, die nicht selten auch homoerotischer Natur waren (vgl. Geuter 1994). Im *Fahrenden Gesellen* heißt es in einem Artikel:

> ‚Bruder!', warm, herzblutgetränkt kommt es über die Lippen des einen und aus dem seltsam zitternden Klang spricht die Glut einer tiefen liebesuchenden und -gebenden Seele (...). Brüder, ich liebe euch! (Fritzi 1919)

Diese Freundschaften wurden als Basis des Männerbunds à la Hans Blüher begriffen. Über die Liebe zu den Brüdern sollten jugendbewegte Männer die Liebe zur Nation entdecken (vgl. Bruns 2002). Feuersprüche und nächtliche Treueschwüre bei Sonnenwendfeiern sicherten dabei gleichzeitig den Zusammenhalt des Männerbunds und das Zugehörigkeitsgefühl zur Volksgemeinschaft.

In den Mädchenbünden waren körperliche Kontakte und die Versicherung gegenseitiger Zuneigung viel seltener (vgl. Andresen 1997, 208-213). Dennoch wurde auch hier der kollektive Geist der ‚Mädchengemeinschaft' beschworen. Besonders im *DMWB* maß man dem „Wiederfinden des Weibes zu sich durch die Liebe zueinander" einen hohen Stellenwert für die gemeinsame politische Arbeit bei (Fuhrmann 1919, 10). Erst durch die Gemeinschaftserfahrung könnten Frauen sich ihrer ‚weiblichen Eigenart' bewusst und dadurch handlungsfähig im Sinne der Volksgemeinschaft werden.

Um zu gewährleisten, dass die Politisierung der Jugendbewegten in den richtigen völkischen Bahnen verlief, war die politische Sozialisation in der *peergroup* also von einiger Bedeutung.

Politische Handlungsoptionen und jugendbewegtes Engagement

An der Sehnsucht nach der Volksgemeinschaft orientierte sich auch sämtliches politisches Handeln der völkischen Jugendbewegung. Um zur wahren Volksgemeinschaft zu gelangen, musste man nach Meinung von *DMWB* und *Fahrenden Gesellen* zunächst bei sich selbst anfangen. Nur die „ständige Arbeit an der eigenen Person und über diese an der Gemeinschaft" trage zum „Fortschritt der Menschheit" bei (O.V. 1919h, 49). Für die Arbeit an sich selbst waren Disziplin, Ausdauer und Opferbereitschaft von höchster Wichtigkeit. Neben der geforderten Enthaltsamkeit, die sich sowohl auf Genussmittel wie Alkohol und Zigaretten, als auch auf Sexualität bezog (vgl. Linse 1985), war der Anspruch ‚deutsch' zu werden oberstes Ziel. Deutsch sein hieß für die *Fahrenden Gesellen* „willensstark und tüchtig, ehrlich und wahrhaftig" (Krauß 1919c, 71) zu sein und war dementsprechend keine Frage von Staatsbürgerschaft oder ‚Rasse', sondern eine Frage der richtigen (Selbst-)Erziehung.[7]

Um deutsch zu werden, brauchte es das Erlebnis von Natur und Heimat, das die Menschen „wieder deutsch fühlen und denken" und „deutsch handeln" ließe (ebd.). Die Volksgemeinschaft wurde damit zu einer Sache der Gefühle, die nur durch das echte „völkische Empfinden" zu erreichen sei (Walbrodt 1918, 11). Da die Volksgemeinschaft von innen heraus geschaffen werden sollte, war die Orientierung an Emotionalität und Erlebnis im politischen Kampf allgegenwärtig.

Gesellschaftlichen Missständen und dem vermeintlichen Niedergang der deutschen Nation sollte nicht mit „durchgeistigte[r] intellektuelle[r] Kritik" und „kaltrechnendem Verstande" (Hirschner 1919, 187), sondern mit „Tat" und „neudeutsche[m] Idealismus" (Schneider 1919, 81, vgl. Mayer 1919) entgegengewirkt werden. Antiintellektualismus und jugendbewegter ‚Jargon der Eigentlichkeit' sorgten somit für eine Art blinden Aktionismus, der die gesellschaftlichen Verhältnisse gewissermaßen aus dem Bauch heraus bekämpfen wollte. Um die Volksgemeinschaft herbeizuführen, konzentrierten sich *DMWB* und *Fahrende Gesellen* aber nicht nur auf die Arbeit an sich selbst, sondern versuchten, sich aktiv am Protest gegen die neue parlamentarische Demokratie zu beteiligen.

Siedeln in völkischen Kommunen erschien dabei als ein möglicher Weg, um die Volksgemeinschaft im Kleinen bereits vorwegzunehmen und sich vom Weimarer System abzugrenzen. Für die *Fahrenden Gesellen* leistete das Siedeln einen wichtigen Beitrag zur „Gesundung des ‚neuen Geschlechtes'" (Nagel 1919, 9). Allerdings war man sich auch der Gefahr der Realitätsflucht beim Rückzug aufs Land bewusst (vgl. Lambach 1919). Ein Vorschlag war daher, nicht in Gemeinschaften, sondern einzeln in Dörfern zu siedeln, um den Bauern „deutsche Kultur und Geselligkeit" nahe zu bringen (Bauermann 1919, 47). Wie viele Mitglieder der *Fahrenden Gesellen* und des *DMWB* tatsächlich zu SiedlerInnen wurden, kann hier nicht geklärt werden. Das Interesse am Thema in den Zeitschriften und auch die zahlreichen Kontakte zu völkischen Siedlungsprojekten lassen aber vermuten, dass diese Lebensform für jugendbewegte Frauen und

Männer eine attraktive politische Handlungsoption darstellte (vgl. Linse 1983, Wörner-Heil 1996).

Weitere Aktionsmöglichkeiten sahen *DMWB* und *Fahrende Gesellen* im sozialen und bildungspolitischen Bereich, z.B. im Aufbau von Volkshochschulen. Aus den Zeitschriften wird zudem ersichtlich, dass das politische Engagement von *DMWB* und *Fahrenden Gesellen* auch darin bestand, öffentliche Vorträge zu halten oder zu organisieren (vgl. Schmetzler 1919, O.V. 1919f, 10). Für jugendbewegte Männer attraktiv war außerdem der (para)militärische Bereich. So schlossen sich einige *Fahrende Gesellen* 1919 den Freikorps an und kämpften im so genannten Grenzschutz Ost gegen die „trübe slawische Flut" (Härtel 1919, 105, vgl. Kuhn 1919, Ise 1919, Wilhelm 1919). Des Weiteren beteiligten sich beide Bünde an einer völkischen Kundgebung für den Verbleib Nordschleswigs bei Deutschland (vgl. O.V. 1919b, 153, Brodersen 1919) – das 1920 jedoch nach einer eindeutigen Volksabstimmung an Dänemark fiel.

Politische Sozialisation und Geschlecht

Am Beispiel von zwei völkischen Bünden und bezogen auf einen sehr kurzen Zeitabschnitt hat dieser Beitrag untersucht, wie Jugendbewegte im Kontext von Systemwechsel, soziokulturellen Veränderungen und ökonomischer Krise zu Beginn der Weimarer Republik politisch sozialisiert wurden. Dabei hat sich gezeigt, dass sich die politische Sozialisation zumindest der völkischen Jugendbewegung vor allem im Zeichen von Volk und Nation vollzog. Politisierungsprozess, Politikverständnis, politische Vorstellungen, Selbsterziehung der Jugendbewegten und konkretes politisches Engagement weisen zudem deutlich darauf hin, dass die politische Sozialisation dieser jungen Frauen und Männer stark von ihrem jugendbewegten Selbstverständnis und ihrer Selbstdeutung als „Zukunft Deutschlands" (Meyer 1918, 8) geprägt war. Damit stellt die Orientierung an Jugend und Deutschtum unabhängig von der jeweiligen Geschlechtszuweisung ein zentrales Merkmal des politischen Sozialisationsprozesses der völkischen Jugendbewegung dar.

Dennoch war Geschlecht dabei nicht irrelevant. Während beispielsweise der Zugang zu den Freikorps nur Männern offen stand, konnten Frauen zusätzlich zu ihrer völkischen und jugendbewegten Einstellung auf ihre Geschlechtsidentität rekurrieren, um die Befähigung der Jugendbewegung zu überparteilichem Engagement zu demonstrieren. Zudem kann davon ausgegangen werden, dass es für jugendbewegte Frauen – auch angesichts fehlender Vorbilder – wesentlich schwieriger war, politisch aktiv zu werden. So musste der *DMWB* sein politisches Interesse immer wieder sowohl gegenüber den *Fahrenden Gesellen* als auch gegenüber den Stimmen aus dem eigenen Lager rechtfertigen, die einen Verlust an Weiblichkeit im Gefolge politischer Auseinandersetzung befürchteten (vgl. Burchard 1919b, Ludolph 1919). Auch die weniger intensive Diskussion politischer Fragen bei den *Fahrenden Gesellen* zeigt, dass der Politisierungsprozess geschlechtsspezifisch unterschiedlich verlief. Bei der Sozialisation in

den geschlechtsexklusiven *peergroups* dürfte Geschlecht ebenfalls eine wichtige Rolle gespielt haben.

Obwohl es für die politische Sozialisation also durchaus von Bedeutung war, ob die oder der Jugendbewegte eine Frau oder ein Mann war, entwickelten beide Bünde sehr ähnliche Vorstellungen von politischem Denken und Handeln. Da sich dieser Beitrag vor allem auf die politischen Überzeugungen und Aktionen von Jugendbewegten als wichtigem Teil politischer Sozialisation konzentriert hat, lässt sich dementsprechend auch konstatieren, dass die politische Sozialisation der völkischen Jugendbewegung um 1919 – bezogen auf ihre inhaltliche Ausgestaltung – wesentlich mehr mit ‚Rasse', Nation und Alter zu tun hatte, als mit Geschlecht. „Freiheit, Deutschheit, Jugendlichkeit" war damit auch nach dem Ersten Weltkrieg die Parole, die junge Frauen und Männer zu einer geschlechterübergreifenden Bewegung gegen Aufklärung, Moderne und die Ideen der Französischen Revolution vereinen konnte.

Anmerkungen

1 Allerdings sollte dieser politischen Polarisierung nicht zu viel Bedeutung beigemessen werden: In ideologischer Hinsicht unterschieden sich linker und rechter Flügel der Jugendbewegung oft nur in Nuancen (vgl. Stambolis 2003).

2 Welche Rolle das Politikverständnis des Mädchenbundes für die Hinwendung zum Feminismus spielte und inwiefern völkisches Selbstverständnis und frauenbewegte Ideen dabei in einen Widerspruch gerieten, kann dieser Beitrag, der sich ausschließlich auf den Politisierungsprozess um 1919 bezieht, nicht beantworten. Zu diesen und weiteren daran anschließenden Fragen vgl. mein Dissertationsprojekt zur politischen Kultur der bürgerlichen Jugendbewegung in der Weimarer Republik.

3 Konservative Revolution wird hier als Oberbegriff für eine Vielzahl an antiliberalen Gruppen und Strömungen verwendet, die in Abgrenzung zur parlamentarischen Demokratie der Weimarer Republik und im Unterschied zum Kulturpessimismus und der Rückwärtsgewandtheit der konservativen Rechten neue ideologische Konzepte jenseits des traditionellen Links-Rechts-Schemas schaffen und auf einen radikalen Umbruch zielen (vgl. Mohler/ Weissmann 2005 sowie zur Kritik an dessen Konzept Breuer 1995 und Dupeux 2005).

4 Die Verklärung von Jugend als Inbegriff der Hoffnung auf Veränderung hatte bereits seit der Jahrhundertwende Konjunktur. Durch die tiefgreifende Zäsur von 1918/19 wurde die Mythisierung von Jugend noch weiter vorangetrieben. So reflektierte der Jugendmythos in der Weimarer Republik in besonderem Maße die Aufbruchssehnsüchte einer Gesellschaft im Umbruch. ‚Jugend' wurde quer durch alle gesellschaftlichen Gruppierungen zu einer Haltung und einem Wert an sich, der die politischen Auseinandersetzungen entscheidend prägte (vgl. Stambolis 2003).

5 Aus sozialgeschichtlicher Perspektive hatte die Abgrenzung gegenüber den ‚Alten' einen durchaus realen Hintergrund: Das Durchschnittsalter der PolitkerInnen der frühen Nachkriegszeit war tatsächlich vergleichsweise hoch (vgl. Speitkamp 1998, 192, Peukert 1986).

6 Vgl. zu einem ähnlichen Politikverständnis in der ‚linken' Freideutschen Jugend, Fiedler 1993.

7 Dass Jüdinnen und Juden dennoch nicht deutsch werden konnten, weil ihnen die „unbewußte, naturhafte Verwurzelung" in „deutschem Land und deutscher Kultur" fehle (Walbrodt 1922, 2), soll hier nicht unerwähnt bleiben. In beiden Bünden waren „Fremdblütige[.]" (Lambach 1919, 96) von der Mitgliedschaft ausgeschlossen. Zwar distanzierten sich beide Bünde vom Antisemitismus, dies geschah aber nur, weil er als parteipolitischer Standpunkt galt und damit abgelehnt wurde. Besonders die Sonnenwendreden in den Zeitschriften und die Diskussion im *DMWB* über die ‚Judenfrage' zeigen jedoch, dass es in jugendbewegten Debatten von antisemitischen Stereotypen nur so wimmelte (vgl. Harms 2005, O.V. 1919e, Krauß 1919a).

Literatur

Andresen, Sabine (1997) *Mädchen und Frauen in der bürgerlichen Jugendbewegung. Soziale Konstruktion von Mädchenjugend*. Neuwied: Luchterhand.

Bauermann, Franz (1919) „Vom Siedeln." *Der fahrende Gesell* 3/1919: 44-47.

Behrendt, Peter (2005) „Ungleiche Reifegrade. Die Debatten um Altersgrenzen in der Weimarer Republik." *Neue Politikgeschichte. Perspektiven einer historischen Politikforschung*. Hg. Ute Frevert/ Heinz-Gerhard Haupt. Frankfurt/M./ New York: Campus, 202-240.

Bilden, Helga/ Bettina Dausien (2006) Hg. *Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte*. Opladen: Budrich.

Breuer, Stefan (1995) *Anatomie der konservativen Revolution*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

Brodersen, Gustav (1919) „Aus dem Lande. Gau Nordmark." *Der fahrende Gesell* 9/1919: 170.

Bruns, Claudia (2002) „Subjekt, Gemeinschaft, Männerbund. Hans Blühers Wandervogelmonographien im Wilhelminischen Kaiserreich." *Geschlechtergeschichte des Politischen. Entwürfe von Geschlecht und Gemeinschaft im 19. und 20. Jahrhundert*. Hg. Gabriele Boukrif/ Claudia Bruns/ Kirsten Heinsohn/ Claudia Lenz/ Katrin Schmersahl/ Katja Weller. Münster/ Hamburg/ Berlin u.a.: Lit, 107-139.

Burchard, Käte (1919a) „Vom Wechsel der Dinge." *Der Landfahrer* 5/1919: 17-19.

Burchard, Käte (1919b) „Wir und die Parteien." *Der Landfahrer* 4/1919: 5-7.

Bussche, Raimund von dem (1998) *Konservatismus in der Weimarer Republik. Die Politisierung des Unpolitischen*. Heidelberg: Winter.

Domansky, Elisabeth (1986) „Politische Dimensionen von Jugendprotest und Generationenkonflikt in der Zwischenkriegszeit in Deutschland." *Jugendprotest und Generationenkonflikt in Europa im 20. Jahrhundert. Deutschland, England, Frankreich und Italien im Vergleich*. Hg. Dieter Dowe. Bonn: Verlag Neue Gesellschaft, 113-137.

Dupeux, Louis (2005) „Die Intellektuellen der ‚Konservativen Revolution' und ihr Einfluß zur Zeit der Weimarer Republik." *Völkische Bewegung – Konservative Revolution – Nationalsozialismus. Aspekte einer politisierten Kultur*. Hg. Walter Schmitz/ Clemens Vollnhals. Dresden: Thelem, 3-19.

Falke, Else (1919) „Ihr Mädel alle!" *Der Landfahrer* 3/1919: 4.

Fiedler, Gudrun (1993): „‚Werdet Führer Eurem Volke!'. Politisierung der Freideutschen Jugend 1917-1923." *Politische Jugend in der Weimarer Republik*. Hg. Wolfgang R. Krabbe. Bochum: Brockmeyer, 13-37.

Fritzi (1919) „Fahrendes Volk." *Der fahrende Gesell* 7/1919: 113-114.

Frosch (1919) „Pachantenherrlichkeit." *Der fahrende Gesell* 2/1919: 29.

Fuhrmann, Elisabeth (1919) „Mädchen-Gemeinschaft." *Der Landfahrer* 10/ 1919: 9-10.

Geißel, Brigitte/ Virginia Penrose (2003) „Dynamiken der politischen Partizipation und Partizipationsforschung." 14.03.2008 <http://web.fu-berlin.de/ gpo/pdf/geissel_penrose/geissel_ penrose.pdf>.

Geuter, Ulfried (1994) *Homosexualität in der deutschen Jugendbewegung. Jugendfreundschaft und Sexualität im Diskurs von Jugendbewegung, Psychoanalyse und Jugendpsychologie des 20. Jahrhunderts*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Härtel, Fritz (1919) „Aus dem Lande. Böhmerwaldgau." *Der fahrende Gesell* 6/1919: 105-106.

Hagemann, Karen (2001) „Tod für das Vaterland. Der patriotisch-nationale Heldenkult zur Zeit der Freiheitskriege." *Militärgeschichtliche Zeitschrift* 2/ 2001: 307-342.

Hamel, Iris (1967) *Völkischer Verband und nationale Gewerkschaft. Der Deutschnationale Handlungsgehilfen-Verband 1893-1933*. Frankfurt/M.: Europäische Verlags-Anstalt.

Harms, Antje (2005) „Antisemitismus und völkisches Denken im Deutschen Mädchen-Wanderbund." *Historische Jugendforschung. Jahrbuch des Archivs der deutschen Jugendbewegung NF* 2/ 2005: 197-212.

Harvey, Elizabeth (1992) Serving the Volk, Saving the Nation. Women in the Youth Movement and the Public Sphere in Weimar Germany." *Elections, Mass Politics, and Social Change in Modern Germany. New Perspectives*. Hg. Larry Eugene Jones/ James Retallack. Cambridge: University Press, 201-221.

Hering, Rainer (2005) „‚Parteien vergehen, aber das deutsche Volk muß weiterleben'. Die Ideologie der Überparteilichkeit als wichtiges Element der politischen Kultur im Kaiserreich und in der Weimarer Republik." *Völkische Bewegung – Konservative Revolution – Nationalsozialismus. Aspekte einer politisierten Kultur*. Hg. Walter Schmitz/ Clemens Vollnhals. Dresden: Thelem, 33-43.

Hirschner, [Fritz] (1919) „Die Krone Swinthilas, von Wilhelm Kotzde." *Der fahrende Gesell* 10/1919: 187.

Hoecker, Beate (1995) *Politische Partizipation von Frauen. Kontinuität und Wandel des Geschlechterverhältnisses in der Politik. Ein einführendes Studienbuch*. Opladen: Leske + Budrich.

Ise (1919) „Aus dem Lande. Sachsen-Thüringen." *Der fahrende Gesell* 1/ 1919: 13.

Jacobi, Juliane (1991) „Sind Mädchen unpolitischer als Jungen?" *Politische Sozialisation und Individualisierung. Perspektiven und Chancen politischer Bildung*. Hg. Wilhelm Heitmeyer/ Juliane Jacobi. Weinheim/ München: Juventa-Verlag, 99-118.

Kindt, Werner (1968) Hg. *Die Wandervogelzeit. Quellenschriften zur deutschen Jugendbewegung 1896-1919*. Düsseldorf/ Köln: Diederichs.

Koch, Leni (1919) „o.T." *Der Landfahrer* 2/1919: 9-10.

Krauß, Christian (1919a) „Das Reich muß uns doch bleiben." *Der fahrende Gesell* 7/1919: 124-127.

Krauß, Christian (1919b) „Frisch weiter auf guter Fahrt!" *Der fahrende Gesell* 2/1919: 17-19.

Krauß, Christian (1919c) „Pfingsten. Unser Bundestag." *Der fahrende Gesell* 5/1919: 69-77.

Kuhn, Oskar (1919) „Aus dem Lande. Sachsen-Oberelbgau." *Der fahrende Gesell* 6/1919: 106-107.

Kulke, Christine (1991) „Politische Sozialisation und Geschlechterdifferenz." *Neues Handbuch der Sozialisationsforschung* [1991]. 4. völlig neubearbeitete Auflage. Hg. Klaus Hurrelmann/ Dieter Ulich. Weinheim: Beltz, 595-613.

Lambach, Walther (1919) „Die Gilde der Kaufleute." *Der fahrende Gesell* 6/1919: 96-97.

Laqueur, Walter (1978) *Die deutsche Jugendbewegung. Eine historische Studie*. Köln: Verlag Wissenschaft und Politik.

Linse, Ulrich (1985) „‚Geschlechtsnot der Jugend'. Über Jugendbewegung und Sexualität." *‚Mit uns zieht die neue Zeit.' Der Mythos Jugend*. Hg. Thomas Koebner/ Rolf-Peter Janz/ Frank Trommler. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 245-309.

Linse, Ulrich (1983) Hg. *Zurück, o Mensch, zur Mutter Erde. Landkommunen in Deutschland 1890-1933*. München: Deutscher Taschenbuch Verlag.

Ludolph, Friedel (1919) „Heil Euch, Ihr Mädel!" *Der Landfahrer* 7/1919: 11-13.

Maihofer, Andrea (2002) „Geschlecht und Sozialisation. Eine Problemskizze." *Erwägen Wissen Ethik* 1/2002: 13-26.

Mayer [Meyer], Erna (1919) „o.T." *Der Landfahrer* 4/1919: 8-9.

Meyer, Erna (1918) „Sonnenwende 1918." *Der Landfahrer* 5/1918: 7-10.

Meyer, Ulrich (2003) „Politische Sozialisation." *Handwörterbuch des politischen Systems der Bundesrepublik Deutschland*. 5. überarbeitete und aktualisierte Auflage. Hg. Uwe Andersen/ Wichard Woyke. Opladen: Leske + Budrich: 521-523.

Mittelstraß, Gustav (1968) „Der Verlauf des Freideutschen Jugendtages [1913]." *Die Wandervogelzeit. Quellenschriften zur deutschen Jugendbewegung 1896-1919*. Hg. Werner Kindt. Düsseldorf/ Köln: Diederichs, 494-497.

Mogge, Winfried/ Jürgen Reulecke (1988) Hg. *Hoher Meißner 1913. Der Erste Freideutsche Jugendtag in Dokumenten, Deutungen und Bildern*. Köln: Verlag Wissenschaft und Politik.

Mohler, Armin/ Karlheinz Weissmann (2005) Hg. *Die konservative Revolution in Deutschland 1918-1932. Ein Handbuch*. 6. völlig überarbeitete und erweiterte Auflage. Graz: Ares.

Mosse, George L. (1991) *Die völkische Revolution. Über die geistigen Wurzeln des Nationalsozialismus*. Athenäums Sonderausgabe. Frankfurt/M.: Verlag Anton Hain.

Müller, Jakob (1971) *Die Jugendbewegung als deutsche Hauptrichtung neukonservativer Reform*. Zürich: Europa Verlag.

Nagel, Ferdinand (1919) „Altenteilersiedelung oder Volkssiedelung." *Der fahrende Gesell* 1/1919: 9-10.

O.V. (1919a) „Aus dem Lande." *Der fahrende Gesell* 1/1919: 11-14.

O.V. (1919b) „Aus dem Lande." *Der fahrende Gesell* 8/1919: 153-154.

O.V. (1919c) „Aus der Schriftleitung." *Der fahrende Gesell* 3/1919: 52.

O.V. (1919d) „Der nationale Gedanke nach der Revolution." *Der fahrende Gesell* 9/ 1919: 167.

O.V. (1919e) „Sonnenwendgedanken. Ausgesprochen zur Feier der Sommersonnenwende der Gruppe Kassel." *Der fahrende Gesell* 6/1919: 98- [101].

O.V. (1919f) „Vom Gau Brandenburg und vom Ostdeutschen Ring." *Der Landfahrer* 3/1919: 9-12.

O.V. (1919h) „Werbung!" *Der fahrende Gesell* 3/1919: 48-49.

O.V. (1968) „Ein Flugblatt zur Nationalversammlung [1918]." *Die Wandervogelzeit. Quellenschriften zur deutschen Jugendbewegung 1896-1919*. Hg. Werner Kindt. Düsseldorf/ Köln: Diederichs, 848-851.

Peukert, Detlev (1986): „Alltagsleben und Generationserfahrungen von Jugendlichen in der Zwischenkriegszeit." *Jugendprotest und Generationenkonflikt in Europa im 20. Jahrhundert. Deutschland, England, Frankreich und Italien im Vergleich*. Hg. Dieter Dowe. Bonn: Verlag Neue Gesellschaft, 139-150.

Ras, Marion E.P. de (1988) *Körper, Eros und weibliche Kultur. Mädchen im Wandervogel und in der Bündischen Jugend 1900-1933*. Pfaffenweiler: Centaurus.

Schanbacher, Eberhard (1982) *Parlamentarische Wahlen und Wahlsystem in der Weimarer Republik. Wahlgesetzgebung und Wahlreform im Reich und in den Ländern*. Düsseldorf: Droste.

Scherr, Albert (2008) „Gesellschaftliche Prägung, Habitusformierung oder Selbstsozialisation? Sozialisationstheoretische Paradigmen und ihre Implikationen für die Genderforschung." *Freiburger GeschlechterStudien* 22. Freiburg i.Br., 62.

Schmetzler, Frieda (1919) „Die Not der Zeit. Vortrag von Frieda Schmetzler, Bielefeld, am Nestabend des 28. Hornung. Gäste-Nestabend." *Der Landfahrer* 3/1919: 5.

Schneider, [Emil] (1919) „Neue Fahrt!" *Der fahrende Gesell* 1/1919: 4-5.

Speitkamp, Winfried (1998) *Jugend in der Neuzeit. Deutschland vom 16. bis zum 20. Jahrhundert*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht.

Stambolis, Barbara (2003) *Mythos Jugend – Leitbild und Krisensymptom. Ein Aspekt der politischen Kultur im 20. Jahr-*

hundert. Schwalbach/Ts.: Wochenschau Verlag.

Tenfelde, Klaus (1998) „Milieus, politische Sozialisation und Generationenkonflikte im 20. Jahrhundert. Vortrag vor dem Gesprächskreis Geschichte der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn am 11. Juni 1997." 14.03.2008 <http://library.fes.de/fulltext/historiker/00115.htm>.

Walbrodt, Luise (1918) „Zeitenwende." *Der Landfahrer* 8/1918: 9-12.

Walbrodt, Luise (1922) „Ein Wort zur Judenfrage." *Deutscher Mädchen-Wanderbund* 1-3/1922: 2-3.

Weichlein, Siegfried (2005) „Teilhabe und Ordnung. Zur Politisierung der Weimarer Gesellschaft." *Zur Genealogie des politischen Raums. Politische Strukturen im Wandel*. Hg. Kathrin Groh/ Christine Weinbach/ Gianni D'Amato. Wiesbaden: VS-Verlag, 53-76.

Weilandt, Klara (1919) „Von toten Punkten." *Der Landfahrer* 7/1919: 7-9.

Wiegand, Karl (1968) „Kurzchronik." *Die Wandervogelzeit. Quellenschriften zur deutschen Jugendbewegung 1896-1919*. Hg. Werner Kindt. Düsseldorf/ Köln: Diederichs, 694-696.

Wilhelm, E. (1919) „Aus dem Lande. Soldatenkreis Baltenland." *Der fahrende Gesell* 4/1919: 66.

Wörner-Heil, Ortrud (1996) *Von der Utopie zur Sozialreform. Jugendsiedlung Frankenfeld im Hessischen Ried und Frauensiedlung Schwarze Erde in der Rhön 1915 bis 1933*. Darmstadt: Hessische Historische Kommission.

Wollenhaupt, Kurt (1919) „Heil Euch, liebe Mädels!" *Der Landfahrer* 4/1919: 11-12.

Wyneken, Gustav (1968) „Rede auf dem ‚Hohen Meißner' am Morgen des 12. Oktobers [1913]." *Die Wandervogelzeit. Quellenschriften zur deutschen Jugendbewegung 1896-1919*. Hg. Werner Kindt. Düsseldorf/ Köln: Diederichs, 501-505.

Herbert Schweizer

Vom Sozialisationsparadigma zum Konzept der sozialen Konstruktion „veränderter Kindheit" von Mädchen und Jungen

Denn wir können die Kinder nach unserem Sinne nicht formen.
Goethe 1798, 3. Gesang

1 Problemstellung

Kindheit, unsere eigene und die heutiger Kinder, sind wir immer noch unwillkürlich geneigt, in „Kindheitsmustern" (Christa Wolf) zu deuten, die wir vielleicht nicht mehr unkritisch als pure ‚Natur' missverstehen, aber doch ganz unmerklich in ‚objektive' Kategorien oder entwicklungspsychologische ‚Kataloge' zurückdrehen, von denen wir ungern bekennen, dass sie allemal Objektivierungen des ‚Kindgemäßen' aus Erwachsenensicht darstellen. Allerdings ist auch nichts damit gewonnen, unreflektiert die ‚Sicht der Kinder' zu substanzialisieren. In aller Regel nehmen wir die heute vielfach empirisch belegte Perspektivendivergenz zwischen Erwachsenen und Kindern noch immer nicht wirklich ernst. Wir täuschen uns wohl über die unausweichlichen, manchmal ‚kinderleichten', oft aber schwierigen konstruktiven Versuche von Erwachsenen und/oder Kindern hinweg, auch Schnittmengen zu finden, die nicht nur Verständigungen, sondern immer wieder biografisch-alltagsweltliche ‚Übergänge' und ‚Zwischenwelten' zulassen.

Es ist darum nicht verwunderlich, dass Kindheit im Banne der Wirkungsgeschichte verschiedener Varianten der soziologischen Modernisierungstheorie lange Zeit ein Randthema war. Sie wurde eigentlich nur als Aspekt gesellschaftlicher Reproduktion und Bereitstellung von modernem, industriegesellschaftlich wichtigem Humankapital beachtet. Leitkonzept der Analyse war dabei Sozialisation, die zunächst nur unter dem Gesichtspunkt gesellschaftlicher Integration und nach 1968 auch in Deutschland zunehmend unter dem Aspekt der Individuation (Identitätsbildung) theoretisch-methodisch abgefragt wurde. Damit schien eine genuine Soziologie der Kindheit völlig überflüssig. Diese hätte aber nicht nur wie die Sozialisationsforschung danach zu forschen, wie die Gesellschaft

und die Erwachsenen Kinder beeinflussen, sondern auch umgekehrt, ob und wie Kinder Gesellschaft und Erwachsene beeinflussen. Und daraus erwächst zwanglos auch die Konstitutionsfrage einer sozialkonstruktivisch-wissenssoziologischen Kindheitssoziologie jenseits eines technokratischen oder radikalkonstruktivistischen Konstruktionsverständnisses: Brauchen Kinder Erwachsene und brauchen Erwachsene auch Kinder? Stellen sie überhaupt solche Fragen? Mit welchem Wissen gehen sie dabei um?

Inzwischen mehren sich die Indizien, dass eine Sozialisationsperspektive für die Entwicklung einer Soziologie der Kindheit einfach nicht mehr ausreicht. Überdies zeichnet sich aber ab, dass schon die Konstruktionen ‚erster Ordnung', also die Aufschichtungen des Alltagswissens, das typische Kindheitsmodell der Moderne deutlich überschreiten und auch Kindern das Recht zur Mitbestimmung und zum Verhandeln einräumen. Die komplexe Gemengelage bio-psychisch-sozialer Faktoren wird von Alltagskonstruktionen als ‚Selbständigkeit' kodiert und in der sozialwissenschaftlichen Kindheitsforschung auf das Kind als Subjekt oder als kompetenter Akteur von Anfang an fokussiert. Auf beiden Ebenen, also sowohl auf der des Alltagswissens wie des wissenschaftlichen Sonderwissens, lässt sich dabei ein sozialer Konstitutionsprozess (Soziogenese) vom diffusen ‚sozialen Phänomen' zur ‚sozialen Tatsache' beobachten, der sich intensivieren oder abschwächen kann, der sich u.U. auch wieder regressiv entstrukturieren lässt. Wohl ist uns historisch in einer soziokulturellen Wirkungsgeschichte ein ganz bestimmtes Kindheitsmodell vorgegeben, aber das komplexe soziale Phänomen Kindheit lässt sich mehr denn je besser als soziale Konstruktion eines Strukturierungsvorgangs verstehen, der es sowohl als Produkt wie als aufgegebene Produktion begreift.

Ich möchte daher im Folgenden zeigen, dass sich 1.) das Phänomen Kindheit grundlegend gewandelt hat, dass 2.) zur Erfassung dieses Wandels das Sozialisationskonzept relativiert werden muss und dass dies 3.) auch Konsequenzen in der kindheitssoziologischen Erforschung von Kindern als Mädchen und Jungen hat.

2 Skizze der ‚veränderten Kindheit'

Der Topos ‚veränderte Kindheit' meint mehr als die soziologisch nie bestrittene Trivialität, dass sich Kindheit wie jedes soziale Phänomen ständig wandelt. Vielmehr wird von der neuen Kindheitssoziologie behauptet, dass sich die Grundlagen und Grundvoraussetzungen des Kindheitsphänomens (‚Kindheitsmodell') in den letzten Jahrzehnten fundamental geändert haben. Bestritten wird hiermit auch, dass man diese Veränderungen adäquat mit einer zeitlosen, rein nominalistisch-objektivistischen ‚Strukturkategorie' Kindheit theoretisch adäquat abbilden kann. Diese durchaus übliche Vorgehensweise (z.B. Honig 1999) behandelt den sozialen Konstruktionsprozess zumindest unterkomplex und reduktionistisch im Sinne eines mit beliebigen historischen Inhalten und ‚Relationierungen' zu füllenden neutralen Containerbegriffs.

Die historischen und ethnologischen Indizien dafür häufen sich, dass wir, auch die SoziologInnen, bislang ein historisch voraussetzungsvolles ‚Kindheitsmodell' oder die typisch moderne soziale Konstruktion von Kindheit übergeneralisiert und naturalisiert haben und dem Alltagswissen damit kritiklos aufgesessen sind. Grundlegende Zweifel kamen aber erst mit der inzwischen berühmten Arbeit des französischen Mentalitätshistorikers Ariès und vielen Studien der neueren Familiengeschichte auf. Ariès wies darauf hin, dass das gesellschaftliche Interesse an Kindern vor dem 16. Jahrhundert marginal war und sich erst zwischen dem 16. und 18. Jahrhundert (im Gefolge der Reformation, Gegenreformation und frühen Aufklärung) herausgebildet hat. Der springende Punkt dabei ist, dass in diesem Prozess der Unterschied zwischen Erwachsenen, der zuvor als ‚klein' erschien, nun plötzlich als ‚groß' galt und zu einer dezidierten Pädagogisierung und institutionellen Zuordnung zur (zunächst ausschließlich bürgerlichen) Kleinfamilie und zur öffentlichen Schule (Internat) führte. Kindheit war nun künftig ‚wesenhaft' Familienkindheit und Schulkindheit.

Zuvor gab es eine viel diffusere und breitere Verantwortlichkeit, die sich im Grunde auf das ganze Dorf oder Stadtviertel bezog, in dem die Kinder lebten. Gegen Ariès wurde manche berechtigte Kritik vorgetragen, die aber die Grundthese nicht zu erschüttern vermochte, dass die Vorstellungen von intimisierter Kindheit in einer eigenen Lebensphase, die von der Gesellschaft als Schonraum verstanden wurde, eine soziale Konstruktion darstellt. Ariès selbst meint, dass sie „gefunden" wurde. Einer sozialkonstruktivistischen Betrachtungsweise erscheint sie teils „gefunden", teils aber auch „erfunden". Auch andere familienhistorische Arbeiten zeigen, dass der Begriff ‚Kind' von einer anthropologischen Konnotation für die Kindesbeziehung jedes Menschen bis zur rechtlichen Bestimmung für 40-Jährige, die unverheiratet und nicht erbberechtigt waren, galt. Auch die Lebensverhältnisse und sozialen Lebensbedingungen waren ganz andere als die moderner Kinder. Sie waren weniger institutionell von Erwachsenen getrennt und viel stärker in das dörfliche oder kleinstädtische Alltags- und Arbeitsleben eingebunden; eben in der großen Mehrheit ‚kleine Erwachsene', wie sich Erwachsene im Mittelalter für heutige Historiker als ‚große Kinder' darstellen mögen.

Ähnliche Befunde legt seit langem die Ethnologie vor. Die Eltern-Kind-Beziehungen sind wohl überall von besonderer, aber ganz unterschiedlicher Bedeutung. Universal sind am ehesten noch die Mutter-Kind-Beziehungen. Familien sind in der Regel viel weniger von der Gesellschaft abgetrennt, als wir uns dies vorstellen mögen. Meist sind sie viel stärker in das Stammes- oder Dorfleben eingebettet. Manche Stammesgesellschaften achten sehr auf ihre Kinder, andere nehmen sie ‚nebenbei' als die natürlichste ‚Sache' der Welt im Dorf wahr, manche als ‚Besitz' der Männer (dies gilt vor allem für Mädchen, die einen symbolisch zu verstehenden ‚Brautpreis' erzielen können). Auch der Erziehungsstil und die soziale Kontrolle oder die Sozialisation sind ganz unterschiedlich: einmal rigide, dann wieder extrem tolerant. Häufig werden sie durch Initiationsriten abgeschlossen. In den meisten Stammesgesellschaften wird erwartet, dass Kinder ganz selbstverständlich einen Arbeitsbeitrag leisten. Insgesamt ist Kindheit mit Jugend konfundiert und Erwachsene und Kinder werden nirgendwo so scharf

unterschieden wie in Europa und den anderen westlichen Gesellschaften. Auch das spricht dafür, dass Kindheit eine voraussetzungsvolle soziale Konstruktion ist, die sich in den vorgenannten Gesellschaften allerdings über Jahrhunderte kaum geändert zu haben scheint.

Heute unterscheiden sich Kinder viel weniger von Erwachsenen, als es das Rollenstereotyp der ‚Kinderrolle', das pädagogische Axiom der ‚Entwicklungstatsache' (‚Erziehungstatsache') wahrhaben will. Ausdruck dessen ist etwa gegenwärtig die Diskussion über ‚Kinderrechte' und ‚Politik für Kinder', die vor einigen Jahren noch viel umstrittener waren, als sie es heute sind.

Es wird schon fast als ‚natürlich' angesehen, dass Kinder in Familien über weite Strecken verhandeln und auch in der Schule in wachsendem Umfang mitbestimmen dürfen. Zudem werden ihnen, nicht immer seriös und effizient, Mitwirkungsrechte in der kommunalen Planung und in der Kommunalpolitik offeriert. Kinder betrachten seit längerem die Familie zwar als wichtiges, aber keinesfalls das einzige Bezugssystem und Schule häufig als lästige Pflicht, aber auch als instrumentell und interaktiv nutzbares Handlungsterrain. Umfang, Konsistenz und Reichweite einer eigenen Kinderkultur, nicht nur in der Freizeit, ist umstritten, aber sicher nicht zu vernachlässigen. Kinder benehmen sich heute schon in der mittleren Kindheit oft wie vor einigen Jahrzehnten noch Jugendliche und sind doch manchmal von sich aus nicht in der Lage, das Ende der Kindheit zu erkennen und praktische Konsequenzen zu ziehen. Die Perspektiven von Eltern und Kindern divergieren immer früher und die Schule wird zwar von vielen kleinen Kindern relativ gern besucht, aber sie fühlen sich hier zugleich am unwohlsten. Ältere Kinder neigen (wie Jugendliche) dazu, die Schule zu instrumentalisieren und ihren ‚Spaß' vor allem im informellen Bereich der Schulorganisation zu suchen.

Insgesamt ist Kindheit nicht mehr exklusiv Familien- und Schulkindheit, Zeit des Lernens und Spielens. Informationstechnologische Medien und Konsummarkt werden durchgängig als zentrale Handlungsfelder und zusätzliche und konkurrierende Sozialisationsinstanzen betrachtet. Kinder sind heute nicht mehr nur in antizipatorische, sondern teilweise auch in retroaktive Sozialisation verwickelt: Sie haben gerade in technischen Bereichen, im Bereich des Lebensstils und des Konsums, eine Sozialisationsfunktion (Pilotfunktion, Multiplikationsfunktion) gegenüber Erwachsenen übernommen und somit das traditionelle Sozialisationsverhältnis glatt umgedreht. Dies wird von ihnen manchmal allerdings mit einer generellen Überlegenheit verwechselt, die sie des Öfteren in eine „Modernisierungsfalle" tappen lässt: Die Gesellschaft propagiert lauthals ständig steigende Optionen bei Wahrung der Marktfrömmigkeit und „Leistungsgerechtigkeit" und enttäuscht schon Kinder durch Steigerung der von den globalen Finanzmärkten induzierten Kontingenz (Wahl 1989): „Die Verbindung der individuellen ökonomischen Zukunftssicherung mit den Kapitalmärkten und damit auch Börsenkursen konstituiert damit eine neue Qualität ..." (Lange/ Szymenderski 2007, 225).

Gleichzeitig oder in geringer zeitlicher Verschiebung ändern sich auch die sozialen Kontexte und Sozialisationsinstanzen; manchmal rasend schnell,

manchmal schleppend und mit erstaunlicher Beharrungskraft: Familie (inkl. ihrer intergenerationalen Beziehungen), Schule und Bildungssystem (inkl. der Ausbildungssubsysteme), der Mediensektor sowie der Konsummarkt (Arbeitsmarkt), dessen Sog Pädagogen und Sozialisationsforscher oft noch immer unterschätzen dürften.

Stark beachtet und vielleicht auch (im historischen Vergleich) überschätzt, werden seit vielen Jahren die Pluralisierung der Familie und aller Lebensformen, der Funktionswandel und die Aufwertung innerfamilialer Kommunikation und Verhandlung im Sinne einer ‚Familienwelt' mit geteilten und ungeteilten Wirklichkeitserfahrungen auch der optisch und strukturell unveränderten Kleinfamilie sowie ihre Labilisierung und Zerbrechlichkeit (Zunahme der Trennungen und Ehescheidungen), aber auch verlängerte Affiliation und Genealogie, also Großeltern, Urgroßeltern (World Vision 2007, 62). Die Stärke der Intervention durch außerfamiliale Kontexte und ‚geheime Miterzieher' ist unterschiedlich, aber in vielen Fällen beträchtlich, so dass viele Familien nicht mehr in der Lage sind, einen eigenen Zeitrhythmus und Lebensstil auszubilden und die ‚ungeteilte Wirklichkeit' zwischen den Familienmitgliedern wächst.

Die obligatorische Schule zwingt Kinder heute nicht nur bei der Einschulung zur Veränderung ihrer alltäglichen Lebensführung und verändert auch schon in der unter starken Wandlungsdruck geratenen Halbtagsschule den Kinderalltag, ohne dass es bislang auch nur gelungen wäre, das ‚Bildungsschicksal' der Kinder aus unteren Sozialmilieus aufzulösen und die allgemeine Kompetenz der SchülerInnen im internationalen Vergleich zu erhöhen. Unterrichtsausfall, Reduzierung der LehrerInnenstellen, ungenügende Weiterbildung der Lehrkräfte, schlechte Ausstattung, Überlastung der Schulen mit immer neuen Aufgaben, Reformprojekte sowie ökonomie- aber nicht bildungsfreundliche Verfahren der ‚Qualitätssteigerung' verbreiten oft ein hektisches Schulklima, das für das informelle Wohlbefinden, die teilweise latente interaktive ‚Hinterbühne' der Schule, oft paradoxe Effekte auslöst und dafür weder Zeit noch einen Blick hat. Die Kluft zwischen formeller ‚Vorderbühne' und informeller ‚Hinterbühne' scheint eher größer zu werden, wenngleich dies viele engagierte Lehrer durch einen lebenspraktischeren und schulübergreifenden Unterricht rückgängig zu machen suchen.

Freizeit ist heute nicht nur bei erwerbstätigen Erwachsenen zu suchen. Auch Kinder erheben längst einen Anspruch darauf, gerade wenn sie ihren Schulbesuch als ‚Schularbeit' erfahren. Auch die Wirtschaft hat sich längst darauf eingestellt und verstärkt sowohl mit pädagogischen Argumenten wie antipädagogischen Strategien diesen Trend. Kinder treffen auf immer mehr kommerzielle, aber auch auf öffentliche Freizeitangebote und auf Gelegenheiten zu selbstorganisierter Freizeitgestaltung im Umkreis der Schule und außerhalb. Wachsender Konsum hat bei Kindern nicht nur einen Freizeitaspekt, sondern wird auch als Teil der Alltagskompetenz sowie als Möglichkeitsraum für Lebensstilexperimente betrachtet. Diese sicher ambivalente Konsumtüchtigkeit ist aber in hohem Maße von der finanziellen Lage und Abhängigkeit der Eltern vom Arbeitsmarkt bedingt. Sie korreliert auch mit der Bildungsfähigkeit, -willigkeit, -möglichkeit und dem kulturellen und sozialen Kapital der Eltern. Und erst vor diesem Hin-

tergrund ist die Situation der 2,6-2,9 Millionen Kinder adäquat einzuschätzen, die gegenwärtig in Deutschland an der Armutsgrenze oder in Armut leben. Sehr viel mehr Eltern, die in zunehmend prekären Arbeits- und Lebensverhältnissen leben, zittern vor jedem größeren ‚Schadensfall' und neigen eher dazu, die Konsumabsichten ihrer Kinder zu bremsen, was zu häufigen häuslichen Konflikten führt. Und gerade wenn sich moderne junge Eltern mit der fortschrittlichen Erziehungsmaxime „optimaler Förderung" distanzlos identifizieren, setzen sie sich selbst und ihre Kinder unter starken Druck. Die Vorstellung einer Pilotfunktion der Kinder im Konsumbereich als „aktive Konsumenten" verführt zur Illusion einer „Konsumentensouveränität", die angeblich schon Kinder erwerben können, die angesichts des Sogs medial und kommunikativ gestützter kommerzieller „Kraftfelder" im besten Fall unter vorsortierten und sozial kontrollierten Angeboten auswählen können (Neumann-Braun 2001, 91 ff ; Hengst 1996, 172; Feil 2003, 11 ff).

Kinder erleben in den letzten Jahrzehnten von Geburt an den wachsenden Einfluss der Informatisierung und Mediatisierung. Schon vor einigen Jahren hat man deswegen von ‚mediatisierter Kindheit' gesprochen. Der tatsächliche Einfluss auf die soziale Konstitution ‚veränderter Kindheit' ist aber bis heute ungeklärt. Auch wenn sich kaum empirisch belegen lässt, dass alle Kinder den Unterschied zwischen Alltagsrealität und Virtualität (Fiktion) nicht mehr sehen, ist diese Unterscheidung dennoch für Kinder sicher schwieriger geworden (LBS 2002, 194). Die wenigsten Kinder durchschauen, dass Medienzeit immer auch verbrauchte Lebenszeit ist. Zur Alltagszeit gehört auch, sich mit Eltern und Gleichaltrigen immer wieder über Mediennutzung und medial erworbenes Wissen zu verständigen und zu verhandeln. Selbstverständlich bildet sich hier auch bald ein anschlussfähiger Habitus ganz unwillkürlich heraus, der soziale Kommunikation begrenzt (LBS 2002, 208).

Wir sehen also, dass sich sowohl die Eigen- wie Fremdbestimmung, die ‚institutionellen Tatsachen' wie die sozialstrukturellen Lebensbedingungen und soziokulturellen Sinnhorizonte des sozialen Phänomens geändert haben und daher mit Fug von einer grundlegend ‚veränderten Kindheit' gesprochen werden kann.

3 Die Grenzen des Sozialisationsparadigmas

Das sicher auch heute notwendige, kritisch antinaturalistisch wirksame Sozialisationskonzept beruht auf einer heute durchaus von der Perinatalmedizin und Säuglingsforschung problematisierten Prämisse: „Man is not born human" (Burgess), „The man is not born social, he is made social ..." (Don Martindale) (Henecka 1985, 55 ff, 9; Joas 1992, 274 ff; Sutter 1999, 67 ff; Stern 1996; Dornes 1993). Da das Neugeborene im Gegensatz zum Jungtier in seinen Instinkten stark reduziert und ohne antizipatorische Sozialisation völlig hilflos und inkompetent sei, müsse es in einer „zweiten, soziokulturellen Geburt" zuerst soziabilisiert und dann in mehrfach aufeinander nahtlos aufbauenden Sozialisations- und Entwicklungsphasen enkulturiert werden (Claessens 1972, 6, 79 ff). Dieser

Sozialisationsprozess ist keinesfalls mit der frühkindlichen Erziehung beendet und zieht sich lebenslang in Prozessen sozialen Lernens hin. Zunächst einmal müssen das Kind und der Jugendliche ihre gesellschaftliche Mitgliedschaft erwerben, die sie bei der Geburt eindeutig nicht haben.

Gesellschaftstheoretisch gewinnt hier das Kind erst im Ausblick auf seinen künftigen Erwachsenenstatus gesellschaftliche Bedeutung. Allerdings dämmerte auch SoziologInnen vor einigen Jahrzehnten schon unter dem Einfluss des symbolischen Interaktionismus, dass nicht nur Eltern u.a. Kinder erziehen, sondern umgekehrt auch schon Babies und kleine Kinder ihre Eltern durchaus wirkungsvoll sozialisieren und evtl. konditionieren. Art und Intensität dieser vielleicht ‚ambivalenten' Wechselbeziehung sind bis heute nicht gründlich ausgeleuchtet. Sie sind gewiss Teil einer sozialen Konstruktion kindlicher Wirklichkeit in der Gesellschaft. Die neuesten soziologischen Rekonstruktionen gesellschaftlicher, durch wissenschaftliches Wissen angereicherter Alltagsdiskurse und Alltagswissensbestände unterscheiden sogar schon zwischen „Präembryo", „tumoralem" und „authentischem" Embryo und dem „Baby" und längst ist im Zusammenhang mit der Abtreibungsdebatte der „Fötus als Bürger" umstritten (Czarnowski 1996, 55 ff; van den Daele 1988; Boltanski 2007).

Sozialisationstheoretisch arbeitende SoziologInnen weisen die Kritik am Sozialisationsparadigma immer wieder mit dem Verweis auf die mehrfache Revision des Sozialisationskonzepts in den letzten Jahren zurück. Es ist auch gar nicht zu bestreiten, dass das Sozialisationskonzept inzwischen in vielen Lesarten und bezogen auf ganz heterogene Sachverhalte benutzt wird. Dennoch bleibt die Frage, ob und in welcher Form das zur Kapazitätserweiterung des sozialisationstheoretischen Paradigmas oder seiner „Metatheorie" (Hurrelmann/Ulich 1991, 6 ff) beigetragen hat.

Durkheim verstand unter „socialisation méthodique" (1903, 42,45,47 f) nicht einfach, Soziabilisierung, Enkulturation (Wertintegration), sondern eine lebenslange, umfassende „Vergesellschaftung der Natur" (Hurrelmann), die nach seiner Auffassung eben nicht allein von der Erziehungsbürokratie seiner Zeit oder normalen Zuständen der Gesellschaft sicher gestellt werden konnte, sondern notwendig einer erweckenden, begeisternden Grunderfahrung bedurfte, mit der der junge Mensch und vielleicht auch der Erwachsene über sich hinaus wächst und sich dann mit dem „Kollektivbewusstsein" und der kollektiven Erinnerung seiner Gesellschaft und ihrer immer anonymeren funktionalen Arbeitsteilung zu identifizieren vermag (Joas 1992, 95 f). Stärker als Parsons erkannte Durkheim die Wechselbeziehung zwischen Alltäglichem und Außeralltäglichem, die Begrenzung und ‚Perforierung' normaler Sozialisation durch konstitutive Prozesse.

Durkheim wie Parsons beziehen jedoch Sozialisation auf ein Ordnungsproblem: Ordnung ist nach ihrer Ansicht nur möglich, wenn alle Gesellschaftsmitglieder etwas gemeinsam wollen und so etwas wie einen nachhaltigen Wertkonsens akzeptieren. Parsons vereinfacht die Gedanken von Durkheim, indem er sie mit der Psychoanalyse auf die frühkindliche Soziabilisierung und Persönlichkeitsbildung (Motivbildung) und eine sich daraus ergebende Enkulturation reduziert. Sozialisation ist damit streng genommen nur eingeschränkt

noch ein lebenslang-biografischer Prozess. Wer nicht in der frühkindlichen Sozialisation gelernt hat, eine Balance zwischen gesellschaftlichem Wertsystem und persönlichen Bedürfnissen zu halten, wird wahrscheinlich in abweichendes Verhalten abgleiten. Resozialisation ist hier nicht systematisch möglich. Familie und Schule müssen vielmehr früh und irreversibel junge Menschen ohne Zwang vom gesellschaftlichen Wertkonsens überzeugen und an sich binden (Parsons 1997, 73 ff, 230 ff).

Gerade aus der Kritik von Habermas an Parsons und zusätzlich durch Anregungen des symbolischen Interaktionismus und G. H. Meads sowie Piagets bildet sich um 1970 eine neue interaktionstheoretisch-strukturgenetische Theorie sozialisatorischer Interaktion und Rollen-bzw. kommunikativer Kompetenz heraus. Habermas problematisierte ganz grundsätzlich die fast apriorisch unterstellte Legitimität von Rollensystemen und Rollenübernahme. Sie ließen das Subjekt außer Betracht (Habermas 1973 (1968), 124 ff). Parsons unterstelle unkritisch eine Balance zwischen Wertorientierung und Bedürfnisdisposition, eine Kongruenz zwischen Rollendefinition und -interpretation und zwischen Norm und Verhaltenskontrolle. Stattdessen müsse in einer demokratischen Gesellschaft mit einem Wertepluralismus kommunikative Kompetenz als kontrafaktisches Sozialisationsziel angestrebt werden.

Empirisch zeigte sich jedoch immer wieder, dass diese kommunikative und moralische Kompetenz in viel geringerem Umfang als unterstellt realisiert wurde, dass das Wechselverhältnis von Ontogenese und Soziogenese, von Entwicklungslogik und Entwicklungsdynamik und von Kompetenz und Performanz auch theoretisch nicht geklärt waren (Siegert 1979; Alheit 1994, 294 f; Fischer-Rosenthal 2000, 227 ff).

Eine normativ überhöhte und idealisierende Konzeption versucht der Leitbegriff der ‚Selbstsozialisation' zu vermeiden. Oft geht er dem traditionellen Sozialisationsziel gesellschaftliche Integration und Identitätsbildung oder der Frage möglicher Rollendistanz und gesellschaftlicher Exklusion einfach aus dem Wege. Selbstsozialisation wird dann etwa als unabgeschlossene, prekär bleibende, aber doch (im Sinne etwa des Beck'schen Individualisierungstheorems) gesteigerte Eigenleistung im Sozialisationsprozess verstanden. Doch fehlt hier mehr oder minder stark die Einsicht, dass, wer sich nur auf das ‚Selbst' des Sozialisanden stützt, im Grunde nicht einmal dieses Selbst versteht. Wie kann sich etwa dieses selbstorganisierende Selbst dem Sog sozialer Karrieren oder den geschickten Einflüsterungen oder Regieanweisungen mit Erfolg entziehen, die sich sozusagen auf leisen Sohlen anschleichen (Strauss 1959, 80 f)? Welche Einschränkungen müssen gemeistert werden und welche gesellschaftlichen Bedingungen müssen vorliegen, damit überhaupt der Hauch einer Chance von Selbstsozialisation gegeben ist?

Luhmanns Konzept ist theoretisch durchdachter, aber kaum weniger problematisch als das eben skizzierte Verständnis. Bei ihm ist Sozialisation in jedem Fall Selbstsozialisation. Sie bewirkt das Einschleifen und das Training selbstreferentieller „operativer Einheit" des psychischen Systems, das mit dem sozialen

System nur locker gekoppelt ist. In einem Prozess des „Copierens“ kann sie beliebig viele Teilidentitäten und Selbstkorrekturen „bei hinreichendem Geschick der Übergänge“ erzeugen und ertragen (Luhmann 1984, 366, 374). Die „operative Einheit“ wie die lockere Koppelung mit dem sozialen System ist gewahrt, wenn man soziale Anforderungen zu unterscheiden und in pragmatischer Einstellung im Gespräch zu bleiben vermag. Und überdies stehen überall soziale Karrieren zur Nutzung bereit. Entscheidend sei, dass überall durch ein Arrangement von Selbst- und Fremdselektion eine ‚Sukzession der Ereignisse‘ gesichert ist. Und durchgängig findet sich latent eine fast ordnungssüchtige Unterstellung der unbegrenzten systemischen Konvertierbarkeit von Kommunikationsunterbrechungen, Sprachlosigkeit, Leid, Ekstase, Gewalt, Exklusion in Inklusion und ein fast unbegrenztes Systemvertrauen (Alheit 2000, 264). Kritische Fragen sind hier unabweisbar: Luhmann unterstellt, dass eine beliebige Multiplikation von Teilidentitäten (Copien) möglich sei. Gibt es hier keine pathologischen Schwellenwerte einer Identitätsdiffusion? Oder lassen sich hier flugs wieder ein spezielles sozialtherapeutisches System oder systemfreundliche Residualkategorien aus dem Hut zaubern? Wie kann Selbstsozialisation sicherstellen, dass sie wirklich Sozialisation und soziale Forderungen identifiziert und nicht einer beliebigen selbstreferentiellen Selbstsuggestion nachrennt? Wie kann verhindert werden, dass Selbstsozialisation nicht unversehens delegierte, ferngesteuerte Selbstmanipulation wird? Das sind keine pragmatischen Fragen, sondern Fragen nach den nichtpragmatischen Voraussetzungen eines ‚biografischen Inkrementalismus‘ beziehungsweise alltagsweltlichen ‚Durchwurstelns‘.

Da weder das gesamte Leben und die heute global-lokal ansetzende ‚Wissensgesellschaft‘ in ihrem „neuen Geist des Kapitalismus“ (Miller 2005) aus funktional-äquifunktionaler Normalisierung besteht, noch wir den globalisierten Vergesellschaftungsprozess auch nur im Ansatz in Systemen kleinarbeiten können, bleibt nichts anderes übrig, als Systemfragmente durch soziale Konstruktionen auf mittlere Reichweite in Ordnung zu bringen zu versuchen. Sie zeichnen in kulturell-diskursiver Selbstdifferenzierung Unterschiede und Gemeinsamkeiten (Relationierungen) vor, begrenzen und fördern ihre Rezeption in bestimmten institutionellen Rahmungen und regen in der Situationsdynamik an, welche Sozialisations-Desozialisations- und u.U. Resozialisationseffekte bis zu „Wendepunkten“ oder „Weichenstellungen“ (Geulen) aber zuweilen auch kreativ-explorativ darüber hinaus zum Zuge kommen. Dies sind nicht zuerst Beobachtungen und Beschreibungen „zweiten Grades“ („zweiter Ordnung“), sondern soziologische Re-Konstruktionen von Aufschichtungen des Alltags. Kindliche Akteure sind nicht nur auf Selbstsozialisation, sondern vor allem auf eine lebensweltgebundene Kultivierung (Externalisierung), Institutionalisierung (Objektivierung) und resubjektivierende Aktualisierung (Internalisierung) hin ausgerichtet (Berger/Luckmann 1980; Grundmann 1999); denn sie wollen nicht nur „überleben“ und „weiterwursteln“, sondern suchen immer ein sinnvolles, plausibles „gutes Leben“. Darum erhält in der sozialkonstruktivistischen Kindheitsforschung die soziale Konstitution des sozialen Phänomens ‚Kindheit‘ zur ‚sozialen Tatsache‘ systematisch Vorrang vor der davon abhängi-

gen Sozialisation. Die allermeisten Sozialisationskonzepte setzen hingegen mehr oder minder das bereits voll und fix und fertig konstituierte „Kindheitsmodell" ähnlich wie eine containerartige nominalistisch-objektivistische „Strukturkategorie" schlicht voraus. Das tut im Grunde sogar Luhmann, wenn er definitiv Kindheit funktional-äquifunktional auf ein „Medium der Erziehung" und des Unterrichts reduziert (Luhmann 1991, 19 ff).

4 Veränderungen bei Jungen und Mädchen

Wenn sich Kindheit kulturell und institutionell grundlegend wandelt und ihre sozial erlebbare Gestalt und Wirklichkeit erst in konkreter Verständigung, in Verhandlungen und aktiv-passiver Abstimmung in Situationen mit ihrer mindestens „doppelten Kontingenz" gewinnt, dann ist es hochwahrscheinlich, dass sich auch im alltäglichen Kinderleben und Kindsein etwas ändert, denn die gesellschaftliche Wirklichkeit wird jungen Menschen durch das „Drama der Sozialisation" auch körperlich-leiblich „eingeschrieben" (Christensen 124 f). Erwachsene Sozialisatoren signalisieren, dass sie ‚von Außen' das ‚Innere' des Kindes ansprechen, beobachten, entdecken, zu verstehen suchen, akzeptieren und lieben und nur so Sozialisationseffekte beurteilen können. Viele der objektiven Messverfahren bleiben nämlich ambivalent. Erwachsene geben Kindern dabei häufig auch recht deutlich zu verstehen, dass die körperliche Selbstdarstellung ihrer Jungen und Mädchen auch ihren eigenen Sozialstatus tangiert oder in Mitleidenschaft zieht. Eine pädagogisierte Ausklammerung solcher ‚natürlichen Reaktionen' erscheint selbst Kindern nicht ganz verständlich. Seltsamerweise scheinen z.B. Jungen elterliche Interventionen ebenso zu beklagen wie als Form von Aufmerksamkeit und Respekt zu schätzen.

In ihrem eigenen Alltag demonstrieren Kinder ihre Robustheit wie ihre Schönheit, ihre Stärke wie ihre Schwäche, ihren Selbstwert wie ihren Anspruch auf soziale Akzeptanz und Anerkennung. Doch geschieht dies heute fast nie bruchlos, ‚systemisch' und nur kontinuierlich. Kinder müssen zusammen mit, neben, gegen Erwachsene und andere Kinder, zumal auch des anderen Geschlechts, mit kulturellem Wissen über Kindheit, institutionelle Affinitäten und situativen Inszenierungen verstehbar und einigermaßen überzeugend den oft prekären Kinderalltag und die frühen lebensgeschichtlichen Diskontinuitäten mittels gesellschaftlich als einschlägig betrachtetem Alltags- und Sonderwissen verwinden und konstruktiv bewältigen. Dabei wissen Kinder fast ebenso gut wie Erwachsene, dass kindlicher Eigen-Sinn, seine Eigenart und seine für Erwachsene immer auch befremdliche Andersartigkeit sich in unerwartetem Verhalten und in Überraschungen auch körperlich manifestiert.

Dass die gesellschaftliche Reproduktion kultureller Zweigeschlechtlichkeit und die frühkindliche Erfahrung der Geschlechtskonstanz auf absehbare Zeit nicht gefährdet sind, ist weder biologisch determiniert noch beliebig dekonstruier- und rekonstruierbar. Es bauen sich vielmehr immer wieder konstruktiv ‚Bedingungszirkel' auf, die auch zu Teufelskreisen werden können. Männlichkeit und Weiblichkeit werden immer wieder von Kindern spezifisch verkörpert und

inszeniert. Und sie wird immer wieder zwanglos inszeniert, weil die kulturelle Körpergeschichte, die Mentalitätsimplantate in Institutionen, vergleichende, distanzierende und verflechtende Interaktionen sich aneinander reiben und schon die zugrunde liegende physisch-psychisch-soziale Gemengelage unentwegt Kinder irritiert.

Dass sich Kinder heute offenbar körperbetonter als noch vor einigen Jahrzehnten verhalten, ist längst aufgefallen, aber vielfach nur als Ausfluss unbegreiflicher kultureller Moden gedeutet worden. Der Einfluss kommerzieller Moden ist sicher beträchtlich, erklärt aber nicht ganz die verschiedene Ansprechbarkeit von Jungen und Mädchen. Insgesamt fällt auf, dass Jungen in verstärktem Umfang sich auf Moden und subkulturelle Lebensstilexperimente einlassen und dabei oft einen ‚übertriebenen' Optimismus zur Schau tragen, der von Mädchen, die ihre Zukunft wesentlich zurückhaltender einschätzen und auch hinsichtlich der gegenwärtigen Selbstrepräsentation die größeren Realisten zu sein scheinen, keineswegs geteilt wird. Die wirkliche Ursache verstärkter Körperbetonung scheint soziologisch darin zu liegen, dass heute weder eine prägnante ‚Kinderrolle' noch unumstrittene ‚Geschlechtsrollen' ohne weiteres zu Verfügung stehen, Anfang und Ende der Kindheit verschwimmen und institutionelle ‚Entwicklungsaufgaben' stark umkämpft sind.

Ausdruck einer gewissen Ratlosigkeit der Erwachsenen wie der Engführung ihres Blicks ist die Tatsache, dass für alle nur möglichen Probleme stets nur eine weitere Vermehrung von Sozialisationswissen oder schärfere Gesetze und schnellere Bestrafung gefordert werden. Es werden noch nicht einmal die Folgen der modernen Erziehungsmaxime ‚optimaler Förderung' differenziert reflektiert. Sollen Kinder künftig (wieder) als ‚kleine Erwachsene' behandelt werden oder findet sich ein neuer Konsens, was ‚Kindgemäßheit' und kindgemäße ‚Entwicklungsaufgaben' in Zukunft sein könnten? Und: Sind heutige ‚kleine Erwachsene' mit denen des Mittelalters vergleichbar?

In vielen Gesellschaften haben Jungen und noch mehr Mädchen ganz genaue Aufgaben in der Familie oder den dörflichen Stammesgesellschaften. Sie wissen auch darum, dass ihre Kindheit durch präzise, geschlechtspezifische Initiationsriten abgeschlossen sein wird, und was es jetzt heißt, Junge und Mädchen zu sein, die sich auf ihre Männlichkeit und Weiblichkeit vorbereiten können, ohne ihre Gegenwart instrumentalisieren zu müssen. In den Augen von westlichen BeobachterInnen erscheinen sie sowohl ernsthafter wie unbefangener. In unserer Gesellschaft wird nur sehr eingeschränkt körperliche Arbeit erwartet, aber von früh an Arbeit am Körper angeregt. Mädchen nannte man vor einigen Jahrzehnten noch ‚von Grund auf eitel und geschwätzig'. Ähnliches könnte man heute sicher auch von Jungen sagen. Aufgrund einer unausweichlichen Selbst- und Fremdpraxis wird entschieden, ob der Unterschied zwischen Erwachsenen und Kindern, aber auch zwischen Jungen und Mädchen ‚groß' oder ‚klein', ‚umfassend' oder ‚partiell', ‚episodisch' oder ‚habituell' zu verorten ist, ob hier eher Hierarchie oder Partnerschaft, ‚Nähe' und ‚Distanz' angesagt sind, ob man nicht oder ob, wie und wie weit man zwischen Jungen und Mädchen und etwa der Mutter und der Tochter und dem Sohn oder dem Vater feilschen oder verhandeln kann. Traditionelle Stereotypien sind keineswegs verschwunden und

schränken u.a. immer wieder den Verhandlungsraum ein. Interessant ist aber, dass die große Diskrepanz zwischen Rhetorik und Lebenspraxis heute öfter von Jungen zur Bewahrung eigener Vorteile genützt wird.

Eine ganz entscheidende Veränderung zeigt sich für WissenssoziologInnen heute darin, dass Jungen und Mädchen um ihre formell zwar generell erweiterten, aber immer auch spezifisch eingeschränkten Handlungsspielräume als Jungen und Mädchen in Familie, Schule und Freizeit wissen, angesichts der Tatsache, dass es generell weniger formelle Vorschriften und explizite Regeln gibt. Wenn es wirklich einmal unklar wird, was zu tun ist, beobachten Kinder gezielt im sozialen Vergleich, speziell unter Gleichaltrigen. Schon Kinder wissen erstaunlich gut, welche grundlegenden Chancen und Risiken sie heute haben und in Zukunft haben werden. Sie verhalten sich hier keineswegs irrational, wenn sie von vielen Erwachsenen nicht recht verstanden werden. Immer wieder ist es überraschend, dass Kinder – offen oder verdeckt – viel mehr können, als ihnen Erwachsene zutrauen (LBS 2002, 76). Vielfach trauen sich heute auch schon Mädchen, gegen Rollenstereotype zu verstoßen, wenn sie fast zufällig oder bei institutionellen Gelegenheiten gespürt haben, dass sie Erfolg haben können und etwas bewirken.

Die wohl auffälligste Veränderung bei Jungen und Mädchen kann man in der sozialstrukturellen Gewinner- und Verliererkonstellation erblicken. Früher wurden Mädchen als die geborenen Verliererinnen angesehen, heute droht dieses Schicksal eher Jungen. Damals wollten manche Erwachsene und die meisten Mädchen nicht viel von ihrem ‚Bildungsschicksal' wissen, heute bemühen sich Erwachsene, Pädagogen, Bildungsforscher und vielleicht auch bald Bildungspolitiker verstärkt um Jungen, die sich davon aber keineswegs beglückt zeigen und eher ambivalent reagieren. Noch etwa im Jahre 1965 ging nicht nur die Soziologie, sondern eine breite Öffentlichkeit davon aus, dass das Geschlecht bei Mädchen in erheblichem Maße zu einem Bildungsdefizit beitragen kann und einen damals breit diskutierten ‚Bildungsnotstand' aufrecht erhielt. Eine spezielle Mädchenförderung wurde damals allgemein gefordert. Um etwa die gleiche Zeit wurde in vielen Schulen Koedukation eingeführt, auch um die soziale Kompetenz der Mädchen zu nutzen und ihre kognitiven Defizite im Gemeinschaftsverbund zu reduzieren. Mädchen hatten in den folgenden Jahren keine Mühe, Jungen in den sprachlichen Fächern einzuholen, nur blieben auffällige Unterschiede in den naturwissenschaftlichen Fächern. Um diesem Problem begegnen zu können, verzichteten viele Schulen wenigstens in den Fächern Physik, Chemie und Biologie wieder auf die Koedukation, weil allgemein bei vielen PädagogInnen und den meisten Mädchen selbst die Erwartung überwog, Mädchen könnten sich freier entfalten, wenn sie nicht immer im Schatten der Jungen stünden. Vielfach werden von dieser Maßnahme gute Ergebnisse berichtet.

Inzwischen sind Mädchen in allen Schularten oft in der Überzahl und haben durchschnittlich die besseren Schulzeugnisse. In den letzten Jahren zeigte sich nun immer wieder in Untersuchungen, dass inzwischen so etwas wie ein spezifisches Jungenproblem entstanden ist. Jungen weisen nicht nur durchschnittlich die schlechteren Schulleistungen auf sie sind schwer zum kontinuierlichen Ler-

nen zu motivieren, äußerst unkonzentriert und können leicht abgelenkt werden. Durch ‚Kaspereien', Störversuche und ein sehr körperbetontes Macho-Verhalten suchen sie immer wieder auf sich aufmerksam zu machen.

Jungen versuchen offenbar die Formalität des Unterrichts zu durchbrechen, weil sie ahnen, im informellen Bereich noch am ehesten Kompensationsmöglichkeiten gegenüber den Mädchen ausspielen zu können. Nicht mehr alle Mädchen lassen sich davon noch beeindrucken. Trotzdem bleibt es für Mädchen häufig, nicht erst in der Pubertät, ein Problem, ihre Bildungserfolge als Ressource in die informellen Beziehungen einbringen zu können. Sie können nämlich auch heute leicht als ‚unweiblich' und als altersuntypische ‚Streberinnen' denunziert werden. Noch ist nicht erkennbar, ob zwischen der wachsenden Schwierigkeit gebildeter Frauen einen passenden Partner zu finden, der sich auch auf Kinder einlässt, und der heutigen Interaktionssituation von Jungen und Mädchen ein systematischer Zusammenhang besteht.

Doch zeichnet sich ab, dass Jungen und Mädchen verstärkt in den Sog von Konkurrenzsituationen geraten werden, statt sich unbefangen die nicht nur ästhetische Frage zuspielen zu können, was denn Junge- und Mädchen-Sein *hic et nunc* bedeuten könnte, ob und wie sich dies in soziale Institutionen mittel- und langfristig einpassen und durch aktualisierende Spontaneität und Kreativität verlebendigen ließe. So können soziale Konstruktionen als Strukturierung und Verflechtung von Übergängen mannigfacher Art verstanden werden, die sich im Kampf um gesellschaftliche Positionierungen als ‚Zwischenwelten' erfahren lassen. Oder sind Kinder wirklich nur dazu gezwungen, sich durch Selbstsozialisation im Sinne Luhmanns immer nur als Copien darzustellen? Sind sie wirklich nur „Medium der Erziehung"?

Literatur

Alheit, Peter (1994) *Zivile Kultur. Verlust und Wiederaneignung der Moderne.* Frankfurt/M.: Campus.

Ders./ Bettina Dausien (2000) „Die biographische Konstruktion der Wirklichkeit. Überlegungen zur Biographizität des Sozialen". *Biographische Sozialisation.* Hg. Erika M. Hoerning. Stuttgart: Lucius & Lucius, 257-284.

Ariès, Philippe (1975): *Geschichte der Kindheit*, München und Wien: Hanser.

Berger, Peter L./ Thomas Luckmann (1970) *Die gesellschaftliche Konstruktion der Wirklichkeit. Eine Theorie der Wissenssoziologie.* Frankfurt/M.: Fischer.

Boltanski, Luc (2007) *Soziologie der Abtreibung. Zur Lage des fötalen Lebens.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Christensen, Pia Haudrup (2003) „Kindheit und die kulturelle Konstitution verletzlicher Körper." *Kinder-Körper-Identitäten. Theoretische und empirische Annäherungen an kulturelle Praxis und sozialen Wandel.* Hg. Heinz Hengst/ Helga Kelle. Weinheim/ München: Juventa, 115-138.

Claessens, Dieter (1962) *Familie und Wertsystem.* Berlin: Dunker u. Humblot.

Czarnowski, Gabriele (1996) „Der Fötus als Bürger?" *Wer inszeniert das Leben? Modelle zukünftiger Vergesellschaftung.* Hg. Frithjof Hager/ Hermann Schwengel. Frankfurt/M.: Fischer, 236-248.

Daele, Wolfgang van (1988) „Der Fötus als Subjekt und die Autonomie der Frau. Wissenschaftlich-technische Optionen und soziale Kontrollen in der Schwangerschaft." *Frauensituation.* Hg. Ute Gerhard/ Yvonne Schütze. Frankfurt/ M.: Suhrkamp, 189-218.

Dornes, Martin (1993) *Der kompetente Säugling. Die präverbale Entwicklung des Menschen.* Frankfurt/M.: Fischer.

Durkheim, Emile (1903, 1984) *Erziehung, Moral und Gesellschaft.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Feil, Christine (2003) *Kinder, Geld und Konsum. Die Kommerzialisierung der Kindheit.* Weinheim/ München: Juventa.

Fischer-Rosenthal, Wolfgang (2000) „Melancholie der Identität und dezentrierte biographische Selbstbeschreibung. Anmerkungen zu einem langen Abschied aus der selbstverschuldeten Zentriertheit des Subjekts." *Biographische Sozialisation.* Hg. Erika M. Hoerning. Stuttgart: Lucius & Lucius, 227-256.

Grundmann, Matthias (1999) Hg. *Konstruktivistische Sozialisationsforschung.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Habermas, Jürgen (1968, 1973) *Kultur und Kritik.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Henecka, Hans-Peter (1985) *Grundkurs Soziologie.* Opladen: Leske+Budrich.

Hengst, Heinz (1996) „Kinder an die Macht! Der Rückzug des Marktes aus dem Kindheitsprojekt der Moderne." *Kinder als Außenseiter? Umbrüche in der gesellschaftlichen Wahrnehmung von Kindern und Kindheit.* Hg. Helga Zeiher/ Peter Büchner/ Jürgen Zinnecker. Weinheim/ München: Juventa, 117-134.

Hettlage, Robert (1997) „Identität und Integration: Ethno-Mobilisierung zwischen Region, Nation und Europa – eine Einführung." *Kollektive Identität in Krisen.* Hg. Robert Hettlage/ Petra Deger/ Susanne Wagner. Opladen: Westdeutscher Verlag, 12-45.

Hettlage-Varjas, Andrea/ Robert Hettlage (1984) „Kulturelle Zwischenwelten. Fremdarbeiter – eine Ethnie?" *Schweizerische Zeitschrift für Soziologie* 2/ 1984: 357-404.

Hurrelmann, Klaus/ Dieter Ulich (1991) Hg. *Neues Handbuch der Sozialisationsforschung.* Weinheim/ Basel: Beltz.

Joas, Hans (1992) *Die Kreativität des Handelns.* Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Neumann- Braun, Klaus (2001) „Sozialer Wandel und die Kommerzialisierung

der Kindheit". *Perspektiven auf Kindheit und Kinder*. Hg. Gerold Scholz/ Alexander Ruhl. Opladen: Leske+Budrich, 91-114.

Lange, Andreas/ Peggy Szymenderski (2007) „Arbeiten ohne Ende? Neue Entwicklungen im Spannungsfeld von Erwerbs-und Familientätigkeit." *Generation und Familien*. Hg. Lettke, Frank/ Andreas Lange. Frankfurt/M.: Suhrkamp, 223-248.

LBS-Initiative Junge Familie (2002) Hg. *Kindheit 2001 – Das LBS-Kinderbarometer. Was Kinder wünschen, hoffen, befürchten*... Opladen: Leske+Budrich.

Luhmann, Niklas (1984) *Soziale Systeme*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Ders. (1991) „ Das Kind als Medium der Erziehung". *Zeitschrift für Pädagogik* 37/ 1991: 19-40.

Miller, Max (2005) *Welten des Kapitalismus. Institutionelle Alternativen in der globalisierten Ökonomie*. Frankfurt/M.: Campus.

Parsons, Talcott (1997) *Sozialstruktur und Persönlichkeit*. Eschborn: P. Klotz.

Schweizer, Herbert (2007) *Soziologie der Kindheit. Verletztlicher Eigen-Sinn*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Siegert, Michael Thomas (1979) *Adoleszenzkrise und Familienumwelt. Prozesse der Identitätsstörung bei opiatsüchtigen Jugendlichen*. Frankfurt/M.: Campus.

Strauss, Anselm L. (1959, 1968) *Spiegel und Masken*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Sutter, Tilmann (1999) „Strukturgenese und Interaktion. Die Perspektive des interaktionistischen Konstruktivismus." *Konstruktivistische Sozialisationsforschung*. Hg. Matthias Grundmann. Frankfurt/M: Suhrkamp, 53-79.

Wahl, Karl (1989) *Die Modernisierungsfalle. Gesellschaft, Selbstbewußtsein und Gewalt*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

World Vision Deutschland e.V. (2007) Hg. *Kinder in Deutschland 2007. 1. World Vision Kinderstudie*. Frankfurt: Fischer.

Frank Winter

Wo stehen Jungen heute? Ortungsversuche eines pädagogischen Praktikers

Selbstverortungen

Zwei Zitate, in denen Jungen sich selbst beschreiben, sollen Ausgangspunkte meiner Betrachtungen sein:

> Wenn man weiß, das man in seinem Leben nicht mehr glücklich werden kann, und sich von Tag zu Tag die Gründe dafür häufen, dann bleibt einem nichts anderes übrig als aus diesem Leben zu verschwinden. Und dafür habe ich mich entschieden. Es gibt vielleicht Leute, die hätten weiter gemacht, hätten sich gedacht ‚das wird schon', aber das wird es nicht. Man hat mir gesagt ich muss zur Schule gehen, um für mein Leben zu lernen, um später ein schöneres Leben führen zu können. (...) Das einzigste was ich intensiv in der Schule beigebracht bekommen hab war, das ich ein Verlierer bin. (...)
>
> Mir wurde bewusst das ich mein Leben lang der Dumme für andere war, und man sich über mich lustig machte. Und ich habe mir Rache geschworen! Diese Rache wird so brutal und rücksichtslos ausgeführt werden, dass euch das Blut in den Adern gefriert. Bevor ich gehe, werde ich euch einen Denkzettel verpassen, damit mich nie wieder ein Mensch vergisst! Ich will das ihr erkennt, das niemand das Recht hat, unter einem faschistischen Deckmantel aus Gesetz und Religion in fremdes Leben einzugreifen! Ich will das sich mein Gesicht in eure Köpfe einbrennt! (Sebastian B.)

> Der Freitag, an dem ich nur Frust schob. Also es ist ein Freitag der nur schlecht war ein junger Teenager geht zur Schule und er könnte nach der Doppelstunde Franz den Lehrer umbringen und alle ausser drei Personen die in der Schule Lehrer waren oder im Büro. Nach dem Mittagessen musste er fast kotzen weil der Frass hässlich war. In der Deutschstunde dachte er über sein Leben nach weil er sich beschissen fühlte. Die Eltern nervten er hatte Liebeskumer und er hatte fast keine Freizeit wegen Hausaufgaben. Nur übers Wochenende gings ihm besser wegen seines Sports wo er machte und zwar Unihockey. Aber schon am Morgen

> hoffte er es wäre Montag weil er abstand wollte von seinen Eltern und die Woche würde den so weiter gehen dachte er. als er in die Technisch-Zeichnen-Stunde musste, dachte er an seine grosse Liebe aber er vergass es schnell wieder. In der Technisch-Zeichen-Stunde dachte er ob er Selbstmord machen sollte aber er wusste es nicht. Und so gings bei dem Jungen immer weiter bis er durchdrehte weil jede Woche gleich war. Und er sprang von einer Brücke und starb. (Adrian)

Das erste Zitat stammt von einem 18-jährigen Schüler, Sebastian B., der es am 20. November 2006 auf seine eigene Internetseite stellte. Am selben Tag rannte er – bewaffnet mit mehreren Gewehren, Sprengsätzen und einem Sprengstoffgürtel am Körper – in seine ehemalige Schule: die Geschwister-Scholl-Realschule im münsterländischen Emsdetten. Er warf Rauchgranaten und schoss um sich. Vier Kinder, eine Lehrerin und den Hausmeister verletzte er durch Kugeln. Im Gebäude ließ er Bomben explodieren, außerdem brachte er die Sprengsätze an. Als die schnell anrückende Polizei die Schule stürmte, erschoss er sich selbst. Gut zwei Dutzend Schüler/innen und Polizist/innen erlitten schwere Rauchvergiftungen. (Vgl. *Tageblatt für den Kreis Steinfurt*, 21. November 2006 ff)

Die zweite Schilderung hat ein 14-jähriger Schüler – Adrian – aus der Nordwestschweiz Anfang 2007 in meinem Unterricht geschrieben. Es war ein Freitagnachmittag, Deutsch, 8. Klasse. Die Schülerinnen und Schüler kamen in den Raum, Rucksäcke flogen auf Tische und Stühle, mehr gepfeffert als geworfen. Fluchen. „Bin hurehässig", „Der ... kann mich mal", „Alles Schießdreck". Emotionen an der Decke, Stimmung im Keller. Ich fragte, was denn los sei. Expressive Meldungen von allen Seiten. „... hat uns mal wieder zusammengeschissen!", „Hasse Franz!!", „Hasse Schule!!!" – Ziel der laufenden Unterrichtsreihe war, dass die Schüler/innen lernen, freie Geschichten nach verschiedenen Schreibimpulsen zu verfassen. In dieser Unterrichtsstunde gab ich ihnen angesichts der miserablen Stimmung die Aufgabe, eine Geschichte zur Überschrift „Der Freitag, an dem ich Frust schob" zu Papier zu bringen.

Wo stehen Jungs heute? Glücklicherweise stehen sie nicht in Scharen schwer bewaffnet auf Schulhöfen und in Fluren, Klassenzimmern und Turnhallen und beginnen Massaker wie 1999 an der Columbine-Highschool im US-amerikanischen Littleton (15 Tote, 23 Verletzte), 2002 am Gutenberg-Gymnasium im thüringischen Erfurt (17 Tote, zahlreiche Verletzte), 2006 an der Geschwister-Scholl-Realschule im münsterländischen Emsdetten (ein Toter, 37 Verletzte) und 2007 am Jokela-Gymnasium im finnischen Tuusula (10 Tote, etliche Verletzte). Auch wenn blutige Rachefeldzüge männlicher Jugendlicher auch in Zukunft wohl nicht zum allerorts zu erwartenden schulischen Normalverhalten gehören werden, denke ich, dass diese Taten mehr Allgemeines enthalten, als zumeist wahrgenommen wird. Der Junge aus meinem Deutschunterricht hat seine in dem kleinen Aufsatz ausgedrückten Hassphantasien gegen einige seiner Lehrer/innen nicht in die Tat umgesetzt und sich nicht selbst getötet. Sein Text war keine Tatwarnung an die Außenwelt, sondern ein sprachlicher

Ausbruch eines Gefühlsvulkans. Auch wenn ich derart heftige Eruptionen in meiner Deutschlehrerarbeit nicht alle vier Wochen zu lesen bekommen habe: Mit solchen ‚literarischen Dramatisierungen' brodelnder innerer Erlebniswelten dürften jedoch – vermute ich – nicht wenige Sprachlehrer/innen immer wieder einmal konfrontiert sein. Auch in dieser Frustschilderung lese ich durch das spezifische Empfinden dieses einen Jungen hindurch Allgemeineres. Auf dieses Allgemeine in beiden Selbstverortungen möchte in meinem Aufsatz zusteuern.

Zunächst jedoch eine Selbstverortung meinerseits. Ich habe den Lehrerberuf relativ spät ergriffen – mit dreißig. Gut zehn Jahre zuvor hatte ich mich bewusst gegen ein Lehramtsstudium entschieden, und zwar obwohl dieser Beruf eine große Anziehung auf mich ausgeübt hat.

Zum Gymnasium empfand ich eine ausgesprochene Hassliebe. Einerseits begeisterte mich, dass es mir, dem von der sozialen Herkunft her ausgesprochen Bildungsfernen, Zugang zur Welt des Lesens, Schreibens und Denkens eröffnete. Zum Glück gab es an meiner Schule nicht nur tumbe Pauker, sondern auch einige wirklich gebildete, denkfreudige und Kinder liebende Pädagogen. Andererseits fühlte ich mich am Gymnasium nie wohl. Verhasst war mir nicht zuletzt die Tristesse von Gebäude und Gelände – meine Schule (ist) war ein typischer Funktionsbau der 70er, ein norddeutsches Ziegelklinkergrab. Äußerst verhasst war mir zudem, dass Bildungsfreude und Lernbegeisterung unweigerlich in das denk- und freundlichkeitsfeindliche Spannungsfeld von Notenkampf und -konkurrenz unter uns Schüler/innen gerieten. Nein, in diesem System, davon war ich nach dem Abitur überzeugt, will ich nicht mein Berufsleben verbringen, egal wie groß mein Bildungs- und Bildungs-Weitergabe-Drang sein mag! Erst viel später wurde mir richtig bewusst, in welch riesigem Ausmaß ich mich im Gymnasium kulturell, sozial und emotional fremd gefühlt hatte. Nicht zuletzt durch die Lektüre von Büchern Pierre Bourdieus lernte ich, dass dies wesentlich durch den für Bildungsaufsteiger ausgrenzenden institutionellen Habitus des Gymnasiums bewirkt worden war (Bourdieu 2005, Preisendörfer 2008).

So studierte ich Soziologie, Geschichte und Germanistik mit dem Ziel des Magisterabschlusses. Anschließend arbeitete ich zunächst als Soziologe. Einen wichtigen Anstoß, doch noch eine Lehrerausbildung aufzusatteln, gab das Massaker am Gutenberg-Gymnasium in Erfurt im Jahre 2002. Ich wollte nicht mehr nur – wie bislang häufig– über Bildung und Erziehung *schreiben*, sondern zudem auch pädagogisch *handeln*. Ich wollte Kindern und Jugendlichen in dieser schwierigen postmodern-modernen Welt helfen, erwachsen zu werden. Nun liegen hinter mir: zwei Jahre Gesamtschule in Nordrhein-Westfalen, ein Jahr Pseudoreformschule – faktisch eine pädagogische Sekte – in Baselland (CH) und ein halbes Jahr Bezirkschule – eine Mischung von Realschule und Gymnasium bis zur 9. Klasse – im Aargau (CH). Anfang dieses Jahres drängte es mich, Distanz zur pädagogischen Praxis zu gewinnen, mich vom enormen täglichen Handlungsdruck zu befreien und die gemachten Erfahrungen eingehender zu reflektieren. Wohl auch aus biografischen Gründen wollte mir der Rachefeldzug des ehemaligen Realschülers im münsterländischen Emsdetten nicht aus dem Kopf gehen – Emsdetten liegt zwanzig Kilometer entfernt von Ochtrup, dem

Ort, wo ich aufgewachsen bin. Nach diesem kleinen Selbstexkurs über einige Triebkräfte hinter meinem pädagogischen und wissenschaftlichen Denken und Handeln komme ich zurück zu dem Jugendlichen aus dem Münsterland und zu dem aus Baselland. Wie lässt sich ihr ‚In-der-Welt-Sein' genauer beschreiben? Ich beginne mit Letzterem.

Außenverortungen I

Wo stand Adrian, der basellandschaftliche Schüler, als er seinen Frustaufsatz schrieb? Er war ein eher stiller, wortkarger Jugendlicher, der oft apathisch und in sich gekehrt wirkte, so gut wie nie aggressiv nach außen war, es sei denn, ihn hatte etwas sehr, sehr stark geärgert. Zu seinen Mitschüler/innen hatte er viele Kontakte, die nach meinem Eindruck im Laufe der Zeit persönlicher und vertrauter wurden. Er las seinen Aufsatz nicht in der Klasse vor, sondern gab ihn mir – wie andere Schüler/innen auch – am Ende der Stunde. Zwar schätzte ich ihn so ein, dass seine in Worte gefassten Gefühle nicht zu Taten drängten, jedoch machte ich mir Sorgen. Ich bot ihm ein Gespräch an, worauf er einging. Er erläuterte ein wenig seine derzeitigen Positionen auf seinen verschiedenen Lebensspielfeldern; ich hörte vor allem heraus, dass er sich ungeliebt, wenig akzeptiert und tieftraurig fühlte. In seiner Selbstwahrnehmung stand er ziemlich allein in der Welt. Sein Aufsatz drückt diese mit viel Kummer, Frust und Zorn vermengte Einsamkeit ja auch deutlich aus: „könnte (...) den Lehrer umbringen", „dachte (...) über sein Leben nach weil er sich beschissen fühlte", „Die Eltern nervten, er hatte Liebeskummer und er hatte fast keine Freizeit wegen Hausaufgaben". Dazu die Gefühle von Hilflosigkeit und Ausweglosigkeit: „(...) dachte er, ob er Selbstmord machen sollte aber er wusste es nicht. Und so gings bei dem Jungen immer weiter bis er durchdrehte weil jede Woche gleich war. Und er sprang von einer Brücke und starb."

Von Mädchen in diesem Alter habe ich fast nie ähnlich düstere Seelenmelodien gehört oder zu lesen bekommen – vermutlich deswegen, weil Mädchen während der Pubertät gegenüber Lehrern ausgesprochen zurückhaltend sind in Seelendingen. Wenn ihnen der Lebensschuh drückt, offenbaren sie sich – wenn überhaupt Lehrkräften an der Schule – eher Lehrerinnen. Ich vermute bei vielen Jungen, denen ich als Lehrer begegnet bin, dass sie solche Verzweiflungsmomente nach Art der von Adrian geschilderten kennen. Das wird allerdings erst dann zum Problem, wenn sie solche Verzweiflungsmomente nicht *wirklich durchleben* können. Wenn sie über keine oder unzureichende Mittel verfügen, ihr Inneres auszudrücken (z.B. sprachlich, malend, zeichnend, Theater spielend, tanzend). Und wenn sie kein freundlich-einfühlsames Eingehen auf ihre Gefühle in ihrer sozialen Mitwelt finden. Und hier, vermute ich, sind Jungen im Vergleich zu Mädchen oft benachteiligt.

Ich vermag nicht einzuschätzen, ob Mädchen bei ihren *Eltern* diesbezüglich mehr empathischen Widerhall finden als Jungen. Wie weit gelten in Familien noch die bis vor ein paar Jahrzehnten sicherlich dominanten jungenspezifischen

Erziehungsparadigmen, ob bewusst oder unbewusst verfolgt: „Ein Indianer kennt keinen Schmerz“ und „Jungen weinen nicht“? Sind sie noch prägend für viele oder sind sie insgesamt bedeutungslos geworden? Bislang bin ich auch auf keine soziologische, psychologische oder erziehungswissenschaftliche Studie hierzu gestoßen.

Im Umgang der Jungen untereinander ist mir sowohl an der nordrhein-westfälischen Gesamtschule wie auch in den beiden schweizerischen Schulen, an denen ich gearbeitet habe, nachdrücklich aufgefallen, dass sich *die Jungen untereinander* emotional immer wieder ein ziemlich großes Bein stellen. Und zwar durch ihre binnengeschlechtliche *doing-gender*-Praxis, also durch die Art und Weise, wie sie sich *als Jungen unter Jungen* inszenieren. Die wichtigste kulturelle Chiffre dabei ist: *schwul*. „Du siehst ja hureschwul aus!“, „Du bewegst dich schwul!“, „Bist du schwul?“ – das sind die Stoppschilder, die sich Jungen einander ständig in den Weg stellen. Gemeint ist damit eigentlich nie Homosexualität. Sondern alles, was als unmännlich aufgefasst wird, und das ist viel: vom nicht angesagten Kleidungsstil über eine nicht ausreichend markige Stimme bis zum Zeigen von stärkeren Gefühlsbewegungen. Jungen errichten unter sich zwar nicht unbedingt ein ungebrochenes Herrschaftssystem coolen Auftretens, aber sie engen sich ihre emotionalen Ausdrucksspielräume zumeist doch erheblich ein. Nach meiner Beobachtung viel stärker als es Mädchen in der Regel untereinander tun. *Jungen-Peer-Groups* sind deshalb nach meiner Einschätzung ein viel schlechteres Terrain für die Entwicklung einer zugleich ausdrucksvollen wie entspannt-freundlichen emotionalen Kultur als *Mädchen-Peer-Groups*. Nicht, weil die Mädchen von vornherein grundsätzlich netter miteinander umgingen. Sondern, weil Mädchen untereinander Emotionalem viel Raum einräumen und Jungen Emotionales mit großer Anstrengung auszugrenzen oder ‚herunterzudimmen‘ versuchen, und zwar zu einer mehr oder weniger rabiat eingefärbten Coolness. Mit Blick auf die fünften, sechsten, siebten, achten Klassen würde ich zugespitzt sagen: Die Mädchen inszenieren Zickenkrieg, die Jungen Ritterkämpfe.

Auf diese unterschiedlichen *Peer*-Geschlechterkulturen trifft man als Lehrerin oder Lehrer. Bei dieser Begegnung gibt es allerdings ein grundsätzliches Problem: Für die meisten Jugendlichen in der Pubertät sind Gender-Inszenierungen absolut lebensdominant – dahinter steht als emotional-körperliche Triebkraft eine mitunter massiv drängende Sexualität. Unsere Gesellschaft hingegen verlangt vermittels ihrer Sozialisationsagentur Schule von den Jugendlichen mit jedem Pubertätsjahr deutlich zunehmende formale Lernanstrengungen, zumal seit PISA 2000: Sprachkompetenz, mathematische Kompetenz, naturwissenschaftliche Kompetenz usw. Das führt häufig zu Zielkonflikten zwischen Lehrer/innen und Schüler/innen in Klassenräumen.

Auf Seiten der Lehrer/innen werden zwei Bewältigungsstrategien favorisiert. Die erste: Deckelungs- und Ablenkungsstrategie. Ziel: Cooling-down des Sexus bei gleichzeitigen Stimulierungsversuchen platonischer Lerninteressen. Bevorzugte Methoden: „Zeigen, wer der Leitwolf ist“; „Tarif durchgeben“; erosferne Lernangebote vervielfachen (z.B. Grammatik, Zeichensetzung, Bruchrechnen,

Bewerbungstraining). Die zweite Bewältigungsstrategie: In-Dienstnahme- und Sublimierungsstrategie. Ziel: Die pubertären Triebkräfte produktiv nutzen. Bevorzugte Methoden: Produktions- und handlungsorientierter Literaturunterricht, z.B. mit Benjamin Leberts Jugendroman *Crazy*; Gruppenarbeit über Freundschaft und Liebe im Gemeinschaftskundeunterricht.

Die Bewältigungsstrategien von Schüler/innen sind vielfältig und nicht so einfach zu rubrizieren. Es lassen sich immerhin drei Hauptrichtungen ausmachen: erstens Abtauchen – z.B. das ‚Mit-offenen-Augen-Träumen', Käsekästchen-Spielen usw.; zweitens Versuche, die Unterrichtssituation umzudefinieren – z.B. Briefchenschreiben, ‚Poser'-Stücke aller Art; drittens die Flucht nach vorn: Übererfüllung der schulischen Leistungsanforderungen. In den meisten Klassen finden sich alle drei Richtungen, allerdings in durchaus verschiedenen quantitativen Verteilungen wie qualitativen Ausprägungen.

In vielen Pubertätsklassen lässt sich nach meiner Erfahrung als Lehrer/in mit der Sublimierungsstrategie gut arbeiten, zum Wohl und Nutzen von Jungen wie Mädchen. Zwar würde ich nicht behaupten wollen, die angesprochenen Zielkonflikte seien damit aus der Welt geschafft, jedoch lässt sich erreichen, dass jugendlicher Geschlechterinszenierungsdrang wie fachliche Lernziele zu ihrem jeweiligen Recht und Raum kommen, ohne dass eines das andere dominiert. In Adrians basellandschaftlicher Klasse ging das gut. Es war hier möglich, mit den Jugendlichen an der sprachlichen Ausdrucksfähigkeit innerer Erlebniswelten zu arbeiten und sozialen Resonanzraum für Gefühle zu schaffen und zu kultivieren. Meinem Eindruck nach profitierten davon insbesondere die meisten Jungen in der Klasse – weil ihnen solche sozialen Gefühlsresonanzräume mehr fehlten als den meisten Mädchen.

Außenverortungen II

Was weiß man Genaueres über Sebastian B., den hassverzweifelten Jugendlichen aus Emsdetten? Er hatte seine bewussten Motive ausführlich publik gemacht. Er hatte nicht nur die zitierte Begründung für seine Tat auf seine eigene Homepage gesetzt, sondern zudem sein Tagebuch per Mail an Freunde geschickt, unmittelbar bevor er loszog zu seiner ehemaligen Schule. Darin heißt es: „Eric Harris ist Gott" – Eric Harris war einer der beiden Schüler, die 1999 das Attentat auf die Columbine-Highschool in Littleton verübt hatten. Mit Blick auf seine Familie schrieb Sebastian: „Bitte helft meinen Eltern, meiner Oma, meiner Schwester und meinem Bruder. Ich liebe sie! Und ich hasse mich dafür das ich ihnen wehtue." Der letzte Eintrag stammt aus der Nacht vor der Tat: „That's it" (*Tageblatt für den Kreis Steinfurt*, 23. November 2006). Auch an seine ehemaligen Mitschüler/innen hatte er eine letzte Mitteilung gesendet – er hatte ihnen die Schülerzeitung ihres Entlassungsjahrgangs geschickt und unter sein Bild geschrieben: „Sebastian: Einzelgänger aus Überzeugung" (*Tageblatt für den Kreis Steinfurt*, 22. November 2006). Das war seine Selbstverortung; ein Freund von ihm sah ihn anders: „Zu Freunden war er ganz normal. Wir haben einmal seinen Geburtstag gefeiert, das war eine ganz normale Party. Wir haben ihn als

super-sympathischen Typen kennengelernt, der offen war für andere Menschen" (*Tageblatt für den Kreis Steinfurt*, 21. November 2006).

Nach seinem Schulabschluss jobbte Sebastian als Aushilfe in einem Baumarkt. Offenbar fraßen kränkende Demütigungserfahrungen aus der Schulzeit in ihm weiter. Dies rückten zwei Oberstufenschülerinnen aus benachbarten Städten in einem Leserbrief unmittelbar nach seinem Rachefeldzug in den Blick:

> Nach dem Amoklauf in Emsdetten wollen Politiker nur Gewaltvideospiele verbieten. Doch wir fragen uns: Ist dies wirklich die Ursache dieses schrecklichen Vorfalls? Das Problem liegt unserer Meinung nach viel tiefer: Wie auf seiner Homepage erwähnt, war Bastian B. wie Tausende Jugendliche, Kinder und auch Erwachsene in Deutschland ein langjähriges ‚Mobbingopfer'. Jahrelang aufgestauter Wut und Hass hat er nun mit seiner blutigen Tat Ausdruck verliehen. Denken Politiker da nicht oberflächlich, wenn sie behaupten, dass das Verbot von Gewaltvideospielen eine Wiederholung dieses bewegenden Vorfalls ausschließt? Dabei hat ihn nach unserer Auffassung das Mobben zu einer tickenden Zeitbombe gemacht, wobei die Videospiele lediglich der Auslöser sein können. Somit tragen die Mobber eine beachtenswerte Mitschuld an dem Vorfall, da sie ihn zu dem gemacht haben, was er am Ende war. Aus eigener Erfahrung und zahlreichen Erzählungen ist uns bewusst, dass Mobbing an fast allen Schulen und an vielen Arbeitsplätzen alltäglich geworden ist. Die Konsequenzen von Mobbing an den ‚Mobbingopfern' sollten in der Öffentlichkeit von Politikern, Prominenten und Medien mehr Beachtung erfahren, damit sie jedem eindringlich bekannt werden. Bastian B. hat uns mit seiner Tat gezeigt, wozu sozial Ausgeschlossene bzw. ‚Mobbingopfer' fähig sein können. Sollte nicht jeder von uns aus dieser Erfahrung lernen und einen fairen Umgang mit seinen Mitmenschen pflegen und deren Persönlichkeiten tolerieren? Das Gleiche erwarten wir auch von anderen. (Esther Eiersbrock, Dülmen; Mareike Drerup, Nottuln, beide Jahrgangsstufe 12, in: *Tageblatt für den Kreis Steinfurt*, 24. November 2006)

Anhaltendes Mobbing in der Schule – in seinen eigenen Worten: „Dass ich mein Leben lang der Dumme für andere war und man sich über mich lustig machte" – scheint die prägende Sozialerfahrung für Sebastian gewesen zu sein. Und zu seinen zentralen Selbstgefühlen gehörten offenbar Minderwertigkeit: „Das einzigste, was ich intensiv an der Schule beigebracht bekommen hab war, das ich ein Verlierer bin", Selbsthass: „ich hasse mich dafür, dass ich ihnen [seinen Angehörigen, F.W.] wehtue" sowie Hass auf andere: „Diese Rache wird so brutal und rücksichtslos ausgeführt werden, dass euch das Blut in den Adern gefriert".

An Sebastians Tat und an seinen Äußerungen fielen frappierende Ähnlichkeiten mit dem von Robert Steinhäuser durchgeführten Rachefeldzug am Gutenberg-Gymnasium in Erfurt vier Jahre zuvor auf. Im Unterschied zu Sebastian

war Robert Steinhäuser ein wortstummer Täter. Doch über seine Lebensverhältnisse ist viel bekannt. Robert Steinhäuser wurde häufig als normal und unauffällig beschrieben. Der Medienwissenschaftler Lothar Mikos, der den Erfurter Rachefeldzug analysierte, schreibt: „Lediglich die Lehrer hatten einige Probleme mit ihm, weil er in der Schule gerne den Klassenclown gab und häufiger mal den Unterricht störte" (Mikos 2003, 63). Zuhause stand er im Schatten seines älteren Bruders, von seinen Eltern war er entfremdet. Viel geredet wurde nicht in der Familie. Er war kein Einzelgänger, traf sich mit seiner Clique, seiner *Peergroup*. „Die Freunde beschrieben ihn später, nach der Tat, als einen mit ‚dieser Bla-Haltung', einen, dem alles egal ist und der immer fragt, was soll das? Er habe auch ‚diesen Scheißegal-Schlenderschritt' gehabt" (65). Mikos kommt zu der Einschätzung: „Die Aussagen der Freunde aus der Clique zeigen, dass er bei ihnen zwar akzeptiert, aber nicht anerkannt war" (65).

Besonders problematisch waren – wie bei Sebastian – seine Schulerfahrungen. Da war erstens das institutionelle Scheitern. Nur mit Mühe hatte es Robert Steinhäuser in die zwölfte Klasse, den Abiturjahrgang, geschafft. Dort spitzte sich die Situation zu. Er schwänzte Klausuren und legte gefälschte Atteste vor. Das flog auf und er wurde von der Schule verwiesen – ohne jeden Abschluss, denn – damals war in Thüringen mit der Versetzung in die elfte Klasse eines Gymnasiums noch nicht die Erlangung der Mittleren Reife verbunden. Da war zweitens das umfassende soziale Scheitern – Mikos schreibt:

> Unter den Mitschülern galt er als ungelenker, unfreiwilliger Klassenclown, über den man sich immer wieder schlapp lachen konnte. Ernst nehmen musste man ihn nicht. Er rang um Anerkennung und erntete vor allem Gelächter. Er versuchte den starken, coolen Macker zu spielen, doch auch damit war ihm lediglich die Häme seiner Mitschüler sicher. Die Lehrer bemerkten zwar seine Versuche, Aufmerksamkeit zu erheischen, hatten aber keine hohe Meinung von ihm und machten sich auch eher über ihn lustig. (64)

Robert Steinhäuser war also ebenfalls massivem Mobbing ausgesetzt, und zwar von Mitschüler/innen wie von Lehrer/innen.

Im Fall Emsdetten haben die beiden erwähnten Oberstufenschüler/innen in einem Leserbrief auf die seelenzerstörende Wirkung von Mobbing hingewiesen und im anhaltenden Mobbing eine Mitverantwortung der sozialen Umgebung für ein solches blutiges Massaker ausgemacht. Eine ähnliche Botschaft erreichte das Erfurter Gutenberg-Gymnasium aus der Columbine-Highschool in Littleton. In einem der Briefe aus Littleton vom Mai 2002 heißt es:

> Eines der vielen Dinge, die ich aus der Columbine-Sache gelernt habe, ist, mit verletzenden Worten und Handlungen Schluss zu machen. Viele Menschen verstehen nicht, dass eine simple Bemerkung genauso verletzen kann wie Taten! (Becker 2005, 254).

Unter Lehrer/innen ist dies seit einigen Jahren ein ganz wichtiges Thema geworden: Mobbing – Seelenverletzungen von Kindern und Jugendlichen durch wort- und gestenreiche Abwertungen und Kränkungen in der Schule, gerade auch durch andere Kinder und Jugendliche. Hat Mobbing dieser Art an Schulen zugenommen oder wird es aufgrund erhöhter pädagogischer und öffentlicher Sensibilität nur genauer wahrgenommen und nachdrücklicher problematisiert? Ich vermag es nicht zu beurteilen. Aus meiner persönlichen Erfahrung heraus würde ich sagen, dass es ein erschreckendes Maß an seelischer Gruppengewalt in vielen Klassen der Jahrgänge 5 bis 10 gibt, deutlich weniger in der gymnasialen Oberstufe. Mit seelischer Gruppengewalt meine ich die anhaltende Herabsetzung und Ausgrenzung einzelner Schüler/innen aus der Klasse durch tausenderlei Nadelstiche: Auslachen, ‚Kalte-Schulter-Zeigen', herablassende Blicke, piesackende Bemerkungen usw. Wenn ich in solche Klassen kam, fühlte ich mich häufig total überfordert, dem Mobbing wirklich nachhaltig Einhalt gebieten zu können, trotz meines Reflexions- und Handlungswissens über Gruppenprozesse und ihr Entgleiten. Die Mobbing-Dynamik in einer Klasse entfaltet meiner Ansicht nach oft eine derart zerstörerische Kraft, dass man ihr als einzelne Pädagogin oder einzelner Pädagoge unmöglich effektiv begegnen kann. Egal wie entwickelt die persönliche Berufsprofessionalität sein mag. Und ich vermute, dass solche Klassen mit extremen Mobbingdynamiken zahlreich sind. Nicht selten, denke ich, werden auch Lehrer/innen ihr Ziel und Opfer.

Mobbing ist ein Gruppenphänomen, es wird umso wahrscheinlicher, je mehr der Gruppenmitglieder mit großen psycho-sozialen Belastungen zu kämpfen haben. Die Entstehungsursachen hierfür können zunächst auch außerhalb liegen – bei Jugendlichen sind sie häufig in der Primärsozialisation zu finden: in der Familie. Starke belastungsauslösende Umstände sind hier: emotionale Gleichgültigkeit oder Kälte unter den Familienmitgliedern, massive ungelöste Konflikte, mangelnde demokratische Familienkultur, soziale Isolation der Familie, hoher Leistungsethos der Eltern, stark beanspruchende Berufstätigkeiten der Eltern, Arbeitslosigkeit, berufliche Perspektivlosigkeit, materielle Armut. Doch Mobbing wird nicht nur wahrscheinlicher, wenn Einzelne starke seelische Belastungen von außen in die Gruppe mitbringen. Es wird auch wahrscheinlicher, je größer der Leistungs- und Konkurrenzdruck ist, der auf der Gruppe als solcher lastet. Gerade für die Klassen 8 bis 10 ist das der steigende Notendruck, je näher der mittlere Abschluss und damit die Entscheidung über die weitere schulische und/oder berufliche Perspektive rückt.

Schulen haben hier nach meiner Einschätzung häufig ein nicht geringes Klimaproblem in ihren Binnenräumen – teils eingestanden, teils verdeckt und versteckt. Zu denken gibt jedenfalls, dass in der öffentlichen Debatte nach Erfurt Lehrer/innen aus allen Teilen der Republik immer wieder sagten oder schrieben, ein solcher Rachefeldzug hätte durchaus auch an ihrer Schule stattfinden können. Auch bei einigen ihrer Schüler sei ein Verzweiflungs- und Hasspotential auszumachen, dass sich in ähnlicher Weise entladen könnte. Viele Lehrer/innen gaben an, dass sie ihrem pädagogischen Auftrag, die Schüler/innen zu verant-

wortlichen Menschen zu erziehen, immer weniger nachkommen können, da sie mit völlig überfüllten Klassen, zunehmenden psycho-sozialen Problemen der Schüler/innen, enormen Leistungserwartungen der Eltern an ihre Kinder und steigenden Lehrdeputaten konfrontiert seien. Wie soll es auch möglich sein, unter diesen Umständen pädagogisch angemessen auf die jeweiligen Seelenlagen der Kinder und Jugendlichen einzugehen? Zumal der belasteten?

Ich denke, dass das hier skizzierte Problem depravierter Seelenlagen sehr verbreitet und damit erschreckend normal ist unter Jugendlichen. Hervorgerufen in erster Linie durch erhebliche außerschulische Mangelsituationen, aber auch durch Mobbingprozesse in der Schule. Meine Vermutung ist, dass Jungen stärker betroffen sind als Mädchen, nicht zuletzt deswegen, weil sie in der *Peer-Group* weniger emotionalen Resonanzraum als jene finden. Meiner Ansicht nach sind die Täter der Rachemassaker in Erfurt und Emsdetten – Robert Steinhäuser und Sebastian B. – keine ‚abartigen' Außenseiter, die absolut unverständlich Schreckliches tun. Ich sehe ihre Gewaltexzesse als Extremfälle der Normalität, die Täter als im Grunde normale Jugendliche, die extremistisch mit einer gerade unter Jungen nicht ganz seltenen erheblichen Seelenschieflage umgegangen sind.

Offene Verortungsfragen

Jugendliche Seelenlandschaften sind ein empirisch nicht ganz einfach zu erschließendes Gebiet. Ausgehend von zwei Selbstschilderungen von Jungen habe ich versucht, Allgemeineres in Jungenwelten auszumachen, das mir in den letzten Jahren pädagogisch, journalistisch und wissenschaftlich in den Blick geraten ist. Solche sozialpsychologischen Herangehensweisen können anders als die PISA-Studien auf wenig ‚klassische' Methoden der Sozialforschung zurückgreifen. Mit Testverfahren kommt man hier nicht sehr weit – so sinnvoll diese auch für die empirische Ermittlung von Kompetenzniveaus einer Alterskohorte in verschiedenen Ländern sind. Ich habe auf meinem Weg auch eigene Sozialisationserfahrungen offen gelegt, die bei solchen sozialisationsforscherischen Erkundungstouren sowohl Erkenntnisziel als auch Erkenntnisgewinnung nicht unerheblich beeinflussen.

Trotz der Problematik verallgemeinernder Überlegungen aufgrund begrenzter Lektüre und subjektiver Beobachtungen möchte ich es wagen, drei Thesen zur Diskussion zu stellen: Erstens behaupte ich, dass es besonders Jungen sind, die sich in ihrem Innern ausgesprochen ungeliebt, wenig akzeptiert und tieftraurig fühlen, weil ihre Seele von Kränkungs- und Demütigungserfahrungen zersetzt wird. Dies wurde mit den Rachefeldzügen in Emsdetten, Erfurt und anderen Orten erschreckend demonstriert. Den Grund vermute ich nicht zuletzt in einer jungenspezifischen Art, ihr Geschlecht in ihrer *Peer-Group* zu inszenieren: weil sie sich untereinander den Möglichkeitsraum stark beschneiden, freundlich-emphatischen Widerhall für eigene Gefühle zu finden. Zweitens zeigen pädagogische Erfahrung und Lektüre, dass Mobbing an Schulen ein erschreckendes Ausmaß erreicht hat. Ich bin drittens aufgrund intensiver

Beobachtung und nach reiflicher Überlegung zu dem Schluss gekommen, dass ‚pubertätsakzeptierende' Unterrichtsstrategien bei starker Mobbingdynamik nicht funktionieren, weil die in der Gruppe wirkende Zerstörungskraft zu groß ist, als dass man als einzelner Pädagoge oder einzelne Pädagogin eine Grundatmosphäre gegenseitiger Akzeptanz und Wertschätzung herzustellen vermöchte, die doch für Bildungsprozesse innerer Erlebniswelten unabdingbar ist.

An dieser Stelle will ich die Eingangsfrage „Wo stehen Jungs heute?" so beantworten: Wir wissen zwar durch die PISA-Studien empirisch verlässlich, wo ihre Lesekompetenzen, ihre mathematischen und ihre naturwissenschaftlichen Kompetenzen zu verorten sind. Wir wissen aber trotz sehr guter Jungenforschungsliteratur weiterhin wenig darüber, wo Jungen tatsächlich stehen (z.B. Schnack/Neutzling 1990, Eisenberg 2000, Kassis 2003, Schultheis/ Strobel-Eisele/ Fuhr 2006). Insbesondere wissen wir zu wenig darüber, wie es konkret um die psychisch-emotionale Verfassung von Jungen in unserer Gesellschaft bestellt ist. Eines halte ich jedoch für offensichtlich: Die allermeisten Schulen werden den meisten Jungen wenig gerecht. Nach meiner Einschätzung noch weniger als den meisten Mädchen.[1] Ich halte es für dringend geboten, sich in der empirischen Bildungsforschung nicht weiter in erster Linie auf Schulleistungsvergleiche und kognitive Kompetenzermittlungen zu konzentrieren, sondern auf die Weltintegration von Jugendlichen. Entsprechend sollte sich die pädagogische Debatte wie Praxis lösen von ihrer Fixierung darauf, die ermittelten schwachen sprachlichen, mathematischen und naturwissenschaftlichen Leistungen vieler Jugendlicher durch mehr Unterricht und Förderung verbessern zu wollen. Übersehen wird dabei, dass auch der didaktisch bestgemachte Unterricht in Schulen, in denen man nicht als ‚ganzer Mensch' leben kann, wenig soziale Wärme gibt und den Jugendlichen in einem oft erschreckenden Maße Sinnerfahrungen vorenthält. Nicht zuletzt diejenige, in ihrem individuellen So-Sein von der Gesellschaft geschätzt und gebraucht zu werden.

Anmerkungen

1 Zu angemessenen Gütekriterien schulischer Qualität siehe: Groeben 2005.

Über die zitierte und angeführte Literatur hinaus sind noch einige Publikationen angeführt, die die Blickrichtung der Betrachtung wesentlich geprägt haben.

Literatur

Becker, Jens (2005) *Kurzschluss. Der Amoklauf von Erfurt und die Zeit danach*. Berlin: Schwarzkopff Buchwerke.

Bereswill, Mechtild/ Michael Meuser/ Sylka Scholz (2007) *Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit*. Münster: Westfälisches Dampfboot.

Bilden, Helga/ Bettina Dausien (2006) *Sozialisation und Geschlecht. Theoretische und methodologische Aspekte*. Opladen: Barbara Budrich.

Böhnisch, Lothar (2004) *Männliche Sozialisation. Eine Einführung*. Weinheim/ München: Juventa.

Bourdieu, Pierre/ Patrick Champagne/ Sylvain Broccolichi/ Francoise Oeuvrard/ Rosine Christin/ Gabrielle Balazs/ Abdelmalek Sayad (2005), „Die intern Ausgegrenzten." Übersetzt aus dem Französischen von Andreas Pfeuffer, Patrick Kändler, Bernhard Bubeck, Ludwig Zurbriggen. *Das Elend der Welt*. Hg. Pierre Bourdieu et al. Gekürzte Studienausgabe [deutsche Erstausgabe 1997]. Konstanz: UVK, 281-333.

Eisenberg, Götz (2000) *Amok – Kinder der Kälte. Über die Wurzeln von Wut und Hass*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Groeben, Annemarie von der (2005) „Unsere Standards". *Neue Sammlung. Vierteljahres-Zeitschrift für Erziehung und Gesellschaft*. 45. Jahrgang. Heft 2. April/ Mai/Juni 2005: 253-297 [auch zu finden unter: 9. Juni 2008 <http://www.blickueberdenzaun.de>].

Hentig, Hartmut von (2003) *Die Schule neu denken. Eine Übung in pädagogischer Vernunft*. Erweiterte Neuausgabe [1993]. Weinheim/ Basel/ Berlin: Beltz.

Hentig, Hartmut von (2004) *Bildung. Ein Essay*. Fünfte, leicht überarbeitete Auflage [1996]. Weinheim/ Basel/ Berlin: Beltz.

Kassis, Wassilis (2003) *Wie kommt die Gewalt in die Jungen? Soziale und personale Faktoren der Gewaltentwicklung bei männlichen Jugendlichen im Schulkontext*. Bern/ Stuttgart: Haupt.

King, Vera/ Karin Flaake (2005) Hg. *Männliche Adoleszenz. Sozialisation und Bildungsprozesse zwischen Kindheit und Erwachsensein*. Frankfurt/M./ New York: Campus.

Maihofer, Andrea (2002) „Geschlecht und Sozialisation. Eine Problemskizze". *Erwägen, Wissen, Ethik*. Heft 13: 13-26.

Mikos, Lothar (2003) „Amok in der Mediengesellschaft". *Der Amoklauf von Erfurt*. Hg vom Archiv der Jugendkulturen. Berlin: Archiv der Jugendkulturen, 46-71.

Negt, Oskar (2002) *Kindheit und Schule in einer Welt der Umbrüche*. Göttingen: Steidl Verlag.

Preisendörfer, Bruno (2008) *Das Bildungsprivileg. Warum Chancengleichheit unerwünscht ist*. Frankfurt/M.: Eichborn.

Schnack, Dieter/ Rainer Neutzling (1990) *Kleine Helden in Not. Jungen auf der Suche nach Männlichkeit*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Schnack, Dieter/ Rainer Neutzling (2006) *Die Prinzenrolle. Über die männliche Sexualität vom Jungen bis zum Mann*. Überarbeitete und erweiterte Neuausgabe [1993]. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.

Schultheis, Klaudia/ Gabriele Strobel-Eisele/ Thomas Fuhr (2006) Hg. *Kinder: Geschlecht männlich. Pädagogische Jungenforschung*. Stuttgart: Kohlhammer.

Roswitha Badry

Überkommene Sexualmoral auf dem Prüfstand: Tendenzen unter jungen Musliminnen und Muslimen

1. Einleitendes

Seit etwa einer Dekade zeichnet sich in der islamischen Welt auf einem vielleicht unerwarteten Gebiet ein großer Wandel ab. Manche muslimischen Beobachter[1] meinen bereits die Anfänge einer ‚sexuellen Revolution' zu erkennen. Andere, vornehmlich konservative und fundamentalistische Stimmen, lamentieren dagegen über zunehmenden Sittenverfall und sehen die Fundamente islamischer Gesellschaft, Kultur und Identität gefährdet. Wiederum andere Akteure bemühen sich, verschiedene Steuerungsmechanismen zu entwerfen, um die scheinbar aus dem Ruder laufende Entwicklung in geordnete Bahnen zu lenken. Tatsache ist, dass das Thema Sexualität seit etwa einem Jahrzehnt, mehr als je zuvor, zum Gegenstand öffentlicher Diskussionen in der arabischen wie islamischen Welt geworden ist und dass die Krise der traditionellen Ehe nicht mehr bestritten wird. Ob in Presse, Satellitenfernsehen oder im Internet, in Talkshows, Videoclips oder Werbung, in gelehrter oder populärer, züchtiger oder derber Weise präsentiert – das Thema Sex ist allgegenwärtig. Dieses neue Phänomen deutet nicht allein auf einen Tabubruch und auf den Wandel überkommener Sittlichkeitsnormen. Vielmehr scheinen weiter reichende gesellschaftliche Umbrüche damit verbunden zu sein, wie beispielhaft an der Ägypterin Hiba Qutb, ihrem Landsmann Alaa al-Aswani und der jungen Saudi-Araberin Rajaa Alsanea gezeigt werden kann.[2]

Qutb ist eine in den USA promovierte Sexualmedizinerin, die in ihrer beliebten, weil neuartigen Sendung „kalam kabir" (etwa „Gewichtige Worte") im ägyptischen Privatfernsehen Tipps für Eheleute bereithält, wie sie ihr Intimleben freudiger und erfüllter gestalten können.[3] Sie stellt eine Art weibliches Pendant zum deutschen ‚Aufklärungspapst' Oswalt Kolle in den 1960er Jahren und damit im arabisch-islamischen Raum gleich in zweierlei Hinsicht ein Novum dar. Hiba Qutb repräsentiert die gebildete, selbstbewusste und überzeugte Muslimin, die unter Wahrung der äußeren Formen des Anstands selbst in konservativen Staaten wie Saudi-Arabien vermehrt den öffentlichen Raum für sich erobert und in

Berufe vordringt, die bisher allein Männern vorbehalten waren (vgl. Ehteshami 2007, 157 f).

Aswani (Jg. 1957), ein ebenfalls u.a. in den USA ausgebildeter polyglotter Zahnarzt und Hobbyautor, symbolisiert dagegen den kosmopolitischen, säkular ausgerichteten Araber der gehobenen Schicht, der nach einer ‚offenen' Gesellschaft nach ‚westlichem' Muster strebt. In seinem 2002 erstmals erschienenen, bereits 2004 verfilmten Bestsellerroman „Der Jakobijân-Bau" (2007) prangert der Autor in einer unverblümten, streckenweise überzeichneten Weise die Missstände in der ägyptischen Gesellschaft an – von der Doppelmoral bezüglich Sexualität und Religion über politische und sexuelle Gewalt bis zur Korruption. Gleich zu Beginn des Romans wird sein Protagonist, Zaki Bey, als alternder Don Juan eingeführt, der die Erfahrungen seiner zahlreichen amourösen Abenteuer bereitwillig den jungen Männern seiner Nachbarschaft als Empfehlung weitergibt.

Das dritte Beispiel, der Debütroman einer jungen Studentin der Zahnmedizin (Alsanea 2007; Schanda 2007), spielt im konservativen Königreich Saudi-Arabien, einem Land, dessen Geschlechterpolitik von MenschenrechtsaktivistInnen oft als Apartheid beschrieben wird. In der saudischen Realität prallen Tradition und Modernität vielleicht am sichtbarsten aufeinander; die Doppelmoral der strikter Segregation unterworfenen Gesellschaft ist besonders mit Blick auf die Sexualmoral und den Geschlechterdiskurs ein offenes Geheimnis. Bei Alsaneas Werk, das erstmals 2005 auf Arabisch in Beirut erschien, handelt es sich um eine Art ‚interaktiven Fortsetzungsroman', der im virtuellen Raum entstanden ist. Im Mittelpunkt steht eine anonyme Erzählerin, die jede Woche nach dem Freitagsgebet eine E-Mail an die saudische *User*-Gemeinschaft verfasst, um in der virtuellen Öffentlichkeit die Schicksale ihrer vier Freundinnen, deren Hoffnungen, Enttäuschungen, Sehnsüchte oder Verzweiflung – aufrichtig, selbstironisch, humorvoll – auszubreiten. Eine an den Blog angelehnte saloppe Erzählform, die mit Koranzitaten, Gedichten, Liedern und Mottos durchwirkt ist, ermöglicht einen fiktiven Dialog zwischen der Erzählerin und den *Usern*, welche besonders auf die Liebesabenteuer der vier Girls teils empört, teils mit Begeisterung reagieren. Während ein im ‚Westen' entstandenes derartiges Internet-Tagebuch wenig Aufregung verursachen würde und wohl kaum als subversiv einzustufen wäre, ist ein solches öffentliches Zur-Schau-Stellen weiblicher Erfahrungen und Empfindungen in Saudi-Arabien von politischer Tragweite. Neben recht unverfänglichen Themen wie importierte Konsumgüter oder neueste Modetrends kommt ebenso deutlich Kritik an gesellschaftlichen Diskursen und Strukturen zur Sprache, z.B. an der Macht der Familien und den jungen Männern, die sich nach versuchtem Aufbegehren schließlich doch den tradierten Normen und Zwangsmechanismen beugen.[4]

Die Autorin steht für eine zunehmende Zahl junger Frauen und Männer in Teilen des islamischen Orients, die das Internet nutzen, um sich Freiräume zu erobern und offen über ihre Probleme zu sprechen. Besonders aktiv ist die persische *Weblog*-Szene im Iran[5]; zahlreiche Jugendliche bedienen sich dieser Kommunikationsform, um ihrer Frustration und ihrem politischen Protest Ausdruck zu verleihen (Alavi 2005).[6]

Der angedeutete Wandel im Diskurs über Sexualmoral und in dem ihm zugrunde liegenden Geschlechterdiskurs infolge von Medienrevolution und Globalisierung weist verschiedene Facetten auf. Meine folgenden Ausführungen fokussieren auf Lebens- und Beziehungsformen, die sich, so der allgemeine Tenor der Medienberichte, in den vergangenen Jahren vornehmlich unter Studierenden als Alternativen zur *scharia*-konformen Ehe verbreitet haben. Es sei daran erinnert, dass die in den 1960er Jahren in Westdeutschland entstandenen ‚freien Beziehungen' und die Kritik von Frauen an ihren konkreten Auswirkungen nicht nur die Neue Frauenbewegung, sondern schließlich die *Gender*-Forschung hervorgebracht haben (Bührmann/ Diezinger/ Metz/ Göckel 2007, 261 ff).

Im Gegensatz zu den ‚westlichen' Vorgängern sind die unkonventionellen Zweierbeziehungen im muslimischen Raum zwar nicht primär das Ergebnis politischer Opposition, sondern zunächst das Resultat demografischer Entwicklungen sowie soziokultureller und ökonomischer Zwänge. Dennoch deuten sie auf eine zunehmende Unzufriedenheit in der jungen Generation und könnten einen allmählichen Normenwandel bewirken. Dieser würde u.a. voraussetzen, dass die bereits bestehende *Gender*-Debatte die Aufmerksamkeit auf die *Gender*-Asymmetrie in den neuen Zweierbeziehungen lenkt und den Unmut zur Erkämpfung einer Revision der bestehenden Gesetzgebung nutzt.

Bevor ich mit meinen Ausführungen fortfahre, sind einige Bemerkungen zur Eingrenzung des Themas und zum Forschungsstand angebracht.

Bei über 1,2 Mrd. Musliminnen und Muslimen auf der Welt versteht es sich von selbst, dass nicht alle Länder mit muslimischer Mehrheitsbevölkerung und Diaspora- bzw. Exil-Gemeinden mit ihren ganz unterschiedlichen politischen, gesellschaftlichen oder kulturellen Rahmenbedingungen berücksichtigt werden können. Ich werde mich auf jüngere Entwicklungen in ausgewählten Ländern der Region *Middle East and North Africa* (MENA), konkret auf Ägypten, den Libanon, Jordanien, die Golfstaaten und den Iran und dabei auf das urbane Milieu beziehen. Diese Ergebnisse sind als vorläufige zu werten, steckt die Erforschung der muslimischen Jugendkultur in und außerhalb der *MENA*-Region doch noch in den Anfängen. Erst seit etwa zehn Jahren zeichnet sich ein gesteigertes Interesse an Kindheit, Jugend und Sozialisation unter Musliminnen und Muslimen ab; vermehrte Mikroanalysen bleiben aber weiterhin ein Desiderat der Forschung.[7] Darüber hinaus weichen die wenigen Umfrage-Ergebnisse oder Einschätzungen gerade mit Blick auf das Thema Jugend-Sexualität enorm voneinander ab – eine Tatsache, die sich nicht zuletzt aus der Sensibilität des Themas ergibt.

2 Gesellschaftswandel – Normenwandel: Zu den allgemeinen Rahmenbedingungen der Entstehung und Verbreitung alternativer Lebens- und Beziehungsformen

Die *MENA*-Region wird heute überwiegend von Kindern und Jugendlichen bewohnt (Assaad/ Roudi-Fahimi 2007). Etwa ein Fünftel der Bevölkerung in der Region ist zwischen 15 und 24 Jahren alt, d.h. dem ältesten Segment der Altersgruppe zuzuordnen, die von der UNO als ‚Jugend' definiert wird. In diesem Lebensabschnitt vollzieht sich gewöhnlich der Übergang vom abhängigen Kind zum unabhängigen Erwachsenen. Das Alter von 15 bis 24 ist eine Lebensphase, die von Enthusiasmus, Träumen und Ambitionen erfüllt ist, in der sich darüber hinaus eine Anzahl sozialer, ökonomischer, biologischer und demografischer Einschnitte ergeben, die das Leben als erwachsener Mensch vorzeichnen (Ausbildung, Eintritt ins Berufsleben, Heirat).[8] Für die hier zugrunde liegende Fragestellung ist es sinnvoll, die unter 30-Jährigen wegen des nunmehr durchschnittlich höheren Heiratsalters[9] hinzuziehen, kommt es doch, u.a. aus sozialökonomischen Gründen, im *MENA*-Raum weit seltener vor, dass Auszubildende oder Studierende, die noch nicht verheiratet sind, einen eigenen Hausstand bilden. Bis 2025 wird die Bevölkerungszahl laut Prognosen weiter steigen, weil die bevölkerungspolitischen Maßnahmen erst allmählich greifen, zudem mit erheblichen regionalen Unterschieden. Um 1980 erreichte die Wachstumsrate in der Region mit durchschnittlich ca. 3% ihren Höhepunkt, momentan liegt sie bei etwa 2%, aber immer noch höher als der Weltdurchschnitt. Während die Maßnahmen zur Familienplanung z.B. im Iran langsam Wirkung zeigen, gilt dies für Krisenregionen wie Palästina (Gaza und Westbank) nicht.

Für Staat und Gesellschaft stellt das anhaltende Bevölkerungswachstum eine große Herausforderung dar, werden doch in den kommenden Jahren immense Investitionen in den Bildungs-, Arbeits-, Immobilienmarkt sowie das Gesundheitssystem notwendig sein. Ohne weitreichende Reformen, darunter v.a. im Bildungssektor, der sich stärker am Arbeitsmarkt orientieren müsste, werden zumindest einige ärmere Länder vor dem sozialen Kollaps stehen. Schon jetzt ist die Arbeitslosenquote im internationalen Vergleich in der *MENA*-Region am höchsten. Das trifft in den Ländern wiederum besonders die Jugend – in Algerien oder den palästinensischen Gebieten ca. 40%, in den Vereinigten Arabischen Emiraten (VAE) dagegen nur 6%. Die Jugend ist also sichtbar präsent, und auch wenn sie nicht unbedingt eine organisierte soziale Bewegung stellt,[10] so sind ihre Forderungen und Bedürfnisse dennoch manifest und werden in den Medien diskutiert, wenngleich selten unter geschlechtsspezifischen Aspekten.

Vielschichtige Veränderungen in den vergangenen Dekaden haben die seit Jahrhunderten tradierten Normen bezüglich Geschlechterverhältnissen, Erziehung, Sexualität, Ehe und Familie zwar erschüttert, nicht aber zum Einsturz gebracht; in vielen ländlichen, aber – infolge von Landflucht – auch städtischen Regionen, unter konservativen, frommen muslimischen wie christlichen Menschen haben sie kaum an Relevanz verloren. Die Erziehung erfolgt in vielen Familien weiterhin stark geschlechtsspezifisch nach dem Ernährer-Hausfrau-

Modell (Vorbereitung von Mädchen auf eine zukünftige Rolle als Ehefrau, Mutter und Hausfrau, von Jungen auf eine zukünftige Position als Versorger und Vorstand der Familie). Von Mädchen wird immer noch größtenteils erwartet, dass sie bis zur Eheschließung ihren ‚guten Ruf', welcher mit ihrer Jungfräulichkeit gleichgesetzt wird, wahren, um so die Familie vor Schande und Ehrverletzung zu schützen. Um potentiellen Gefahren vorzubeugen, war es bis weit ins 20. Jh. hinein üblich, Töchter möglichst jung (und damit unerfahren sowie ‚folgsam') zu verheiraten – eine Praxis, die durch die Einführung des gesetzlichen Mindestheiratsalters nur bedingt unterbunden wurde.[11]

Bis heute wird das öffentliche Auftreten von Mädchen (und Frauen) weit stärker sozial kontrolliert als das der Jungen (und Männer), ebenso wird ‚abweichendes' Verhalten von Mädchen weniger toleriert als das von Jungen, kann es doch zu nachhaltiger Rufschädigung führen und ihre Heiratschancen mindern. Trotz regionaler Unterschiede gilt diese *Gender*-Asymmetrie vornehmlich mit Blick auf die Akzeptanz bzw. Haltung gegenüber vorehelichem Geschlechtsverkehr.[12] Dass sich junge Frauen der ‚Gefahren' vorehelichen Geschlechtsverkehrs durchaus bewusst sind und deshalb zumindest nach außen den ‚guten Ruf' aufrechterhalten wollen, davon zeugt die in manchen Ländern recht hohe Rate illegaler Abtreibungen[13] oder ‚Hymen *Repair*'-Operationen (zu letzteren Rispler-Chaim 2007; Bentlage/ Eich 2007).

Wachsende Urbanisierung, die höhere Alphabetisierungsquote unter Frauen[14] und damit bessere Ausbildung und wachsende Partizipation auf dem Arbeitsmarkt, die ökonomische Krise, der Trend zur Kleinfamilie in urbanen Mittelschichten, moderne Massenkommunikationsmittel sowie der Transfer von Kulturgütern (auch infolge von Tourismus, Auslandsreisen oder Kontakten zu Verwandten in der Diaspora) haben die patriarchalische Ordnung merklich geschwächt.[15] Die Kostenexplosion hat in vielen Familien die Berufstätigkeit beider Elternteile oder die Arbeitsmigration des Vaters erforderlich gemacht.[16] Beides hat zuweilen die Position der Kinder in den Familien gestärkt, eine nachlässigere, tolerantere Erziehung (Dialog statt Autoritäts-Gehorsam-Modell) gefördert sowie mehr Freiräume für die Heranwachsenden (selbst gewählte Ehepartner, keine arrangierten Ehen) geschaffen. Dennoch bleibt die erwähnte *Gender*-Asymmetrie bestehen, was abgesehen von gängigen Vorstellungen zur Sexualmoral auf weiterhin geltende Rechtsnormen zurückzuführen ist.

Lange Zeit galten Ehe und Familie im islamischen Orient als soziale Norm.[17] Die auf Koran und prophetischer Tradition (Sunna) basierende Sexualmoral erkennt zwar ausdrücklich den Wunsch nach sexueller Erfüllung bei Männern *und* Frauen an; sie fordert aber gleichzeitig, Sexualität nur in der regulären, theoretisch auf Dauer angelegten *nikah*-Ehe auszuleben.[18] Diese setzt in der Regel die Zustimmung der Familie, die Ausschließung sog. Ehehindernisse, einen Vertragsabschluss in Gegenwart von mindestens zwei Zeugen (zwei Männern bzw. einem Mann und zwei Frauen) samt Festlegung einer Brautgabe, die Ausrichtung einer Hochzeitsfeier und damit die öffentliche Bekanntmachung der Eheschließung sowie die Bereitstellung einer gemeinsamen Wohnung durch den Ehemann voraus.

Reformen im Personalstatut im Laufe des 20. Jahrhunderts (Ebert 1996) mögen vielerorts die Vorrangstellung des Mannes in der Ehe und bei der Scheidung begrenzt haben, legten aber weiterhin die traditionelle *scharia*-konforme Konzeption der (heterosexuellen)[19] Ehe zu Grunde. Vor- und außerehelicher Geschlechtsverkehr blieben religiös-kulturell tabuisiert; sie werden nach islamischem Recht als ‚Unzucht' bewertet und können unter Umständen strafrechtliche oder soziale Konsequenzen (Reputationsverlust, ‚Ehrenmorde'[20]) nach sich ziehen. Allein die *Zwölferschia*[21] hielt über die Jahrhunderte an der vor-islamischen Option der „Zeit-Ehe" (*mut'a*) fest.[22] Seit 1979 wurde diese „Genuss-Ehe" in der Islamischen Republik Iran zwar staatlich gefördert; sie konnte aber bis heute ihr Stigma, eine Art legalisierte Prostitution zu sein, nicht ablegen (Haeri 1989, 1994). Außerhalb des Irans hat die Zeit-Ehe trotz apologetisch-modernistischer Deutung als „Probe-Ehe" nie viele Befürworter gefunden, nicht einmal in zwölferschiitischen Gemeinden (Ende 1980; Badry 2008).

Ehe und Familie genießen weiterhin im öffentlichen Diskurs eine hohe Wertschätzung. Doch haben die erwähnten demografischen und sozioökonomischen Veränderungen, die Neubestimmung kultureller Normen und Traditionen und die Entstehung neuer Wertesysteme und Rollenmodelle zur allmählichen Infragestellung tradierter Geschlechterrollen und Moralvorstellungen beigetragen. Besonders die junge Generation befindet sich in einer Konfliktsituation zwischen gesellschaftlicher Erwartungshaltung und persönlichen Bedürfnissen. Längere Ausbildungszeiten, wirtschaftliche Zwänge und unsichere Zukunftsperspektiven haben zu einem Anstieg des Heiratsalters geführt. Enorme Kosten für eine Hochzeit lassen die traditionelle Eheschließung für viele zum unerschwinglichen Luxus werden; die Zahl der Unverheirateten und Alleinstehenden, bisher verschwindend gering, hat sich erhöht (Rashad/ Osman 2003; Singerman/ Ibrahim 2003). Nicht selten empfindet die Jugend die Sittennormen als nicht mehr zeitgemäß. Seit mehreren Jahrzehnten, jedoch vermehrt seit den 1990er Jahren, setzt sie sich u.a. mit Hilfe der Strategie scheinbar legitimierter „Ehen" über die sexuellen Verbote hinweg.

3 Zu den alternativen Lebens- und Beziehungsformen im Einzelnen

3.1 Gemeinsamkeiten und Unterschiede

Die neuen eheähnlichen Beziehungen mögen regional unterschiedliche Bezeichnungen und Ausformungen annehmen, sind aber durch folgende Gemeinsamkeiten gekennzeichnet:

- Es handelt sich um inoffizielle Ehe-Formen, die zwar oft schriftlich dokumentiert, nicht aber staatlich registriert werden. Die Beziehung basiert auf gemeinsamer Übereinkunft der Partnerinnen und Partner, nicht immer ist aber die Gegenwart von Zeuginnen bzw. Zeugen oder die Zahlung einer

Brautgabe garantiert. Im Unterschied zur schiitischen Zeit-Ehe wird bei den sunnitischen Varianten auf eine ausdrückliche Befristung der Beziehung verzichtet.

- Die neuen Zweierbeziehungen bieten eine schnelle, einfache und kostengünstige Alternative zur regulären Eheschließung. Möglicherweise zähe Verhandlungen zwischen den Familien des Brautpaares entfallen ebenso wie lästige Behördengänge oder aufwändige Hochzeitsfeierlichkeiten. Die Männer gehen keine materiellen Verpflichtungen während der Ehe ein.
- Die eheähnlichen Verbindungen sind in erster Linie darauf ausgerichtet, intime Beziehungen zu ermöglichen, nicht darauf, eine Lebensgemeinschaft und Familie zu gründen.
- Die Trennung erfolgt ähnlich formlos wie die Eheschließung.
- Bei allen Ehe-Typen liegen die Risiken für die Frauen deutlich höher als für die Männer. Sollte sie nach der Trennung eine neue Ehe eingehen, müssen sie unter Umständen ihren Rechtsstatus als Geschiedene unter Beweis stellen; bei fehlenden Dokumenten oder Zeuginnen bzw. Zeugen kann der Vorwurf der Bigamie oder Polyandrie im Raum stehen. Ähnliches gilt im Falle der Schwangerschaft, sollte der Partner die Vaterschaft nicht anerkennen oder die Ehe in Abrede stellen. Auch hier fällt die Beweislast den Frauen zu.

Die neuen Schein-Ehen basieren zum Teil auf älteren gewohnheitsrechtlichen Vorbildern, haben aber im Laufe der Zeit bisweilen bizarr anmutende Sonderformen angenommen, die mit islamischem Recht schwer zu legitimieren sind. Letztere ähneln eher der im ‚Westen' bekannten Lebensabschnittspartnerschaft. Weil die Unterschiede zwischen den Varianten Außenstehenden marginal anmuten, seien im Folgenden nur wenige Wesensmerkmale genannt.

- Die Ehe nach Gewohnheitsrecht ('*urfi*-Ehe) ist vornehmlich in Ägypten verbreitet, hat aber mittlerweile auch Anhänger (bezeichnenderweise mehr Männer als Frauen) in anderen arabischen Ländern, darunter Jordanien, gefunden (Abaza 2001; Badry 2008; Jacobs/ Metzler 2008; Welchman 2007). Ursprünglich war damit eine vertragliche Übereinkunft gemeint, die allen *scharia*-rechtlichen Bedingungen entsprach, nicht aber staatlich registriert wurde, weil dies weder das religiöse noch das Gewohnheitsrecht erfordert. Dies konnte nach Einführung der Registrierungspflicht, in Ägypten seit 1931, zu Problemen führen. Schon damals waren Richtern Fälle des absichtlichen Unterlaufens des Gesetzes bekannt (z.B. bei Kinderheirat). Nach der Zunahme der inoffiziellen Eheschließungen gestand der ägyptische Gesetzgeber Ende Januar 2000 Frauen das Recht zu, vor dem Familiengericht eine Scheidung der '*urfi*-Ehe herbeizuführen – eine Regelung, die keine staatliche Sanktionierung bedeutete, sondern allein zur Klärung des Rechtsstatus der Frau gedacht war. Viele gingen nämlich fälschlicherweise davon aus, eine '*urfi*-Ehe sei automatisch geschieden, wenn einer der Partner den Ehevertrag zerreiße. Bei den neuen Varianten der '*urfi*-Ehe scheint im Extremfall nur noch das gegenseitige Einverständnis vorzuliegen. Die Anwesenheit von Zeuginnen bzw. Zeugen, die Abfassung eines schriftlichen Dokuments oder

die Zahlung einer Brautgabe sind nicht immer gewährleistet. Die Motive für eine *'urfi*-Ehe sind ganz unterschiedlich: Abgesehen vom Bedürfnis nach Partnerschaft und Intimität mag z.B. bei Obdachlosen oder Straßenkindern[23] der Wunsch nach zumindest zeitweiliger Versorgung eine Rolle spielen, bei Witwen der Wunsch, ihren Anspruch auf die Pension des verstorbenen Ehemannes nicht zu verlieren, oder bei Angestellten der Wunsch nach beruflichem Aufstieg. Als äußerst brisant hat sich in Ägypten die wachsende Zahl an Vaterschaftsklagen herausgestellt – ein bereits aus der Vergangenheit bekanntes Problem.[24]

- Die *misyar*-Ehe oder ‚ambulante Ehe' findet sich in erster Linie in der Golfregion, wurde aber auch u.a. nach Ägypten ‚exportiert'. Sie wird von Männern bevorzugt, die beruflich viel unterwegs sind und am jeweiligen Aufenthaltsort eine kostengünstige weitere Ehe eingehen, die sie aber vor ihrer *nikah*-Ehefrau geheim halten wollen. Die *misyar*-Ehefrau (Single, Geschiedene, Witwe) verbleibt in ihrem eigenen bzw. im elterlichen Zuhause und wird von Zeit zu Zeit von ihrem *misyari* aufgesucht. Die *misyar*-Ehe ist theoretisch unbefristet, eine Scheidung notwendig, ebenso die Einhaltung der „Warteperiode" (*'idda*) zur Feststellung einer eventuellen Schwangerschaft nach Beendigung der Beziehung; Unterhaltsansprüche oder andere Ehepflichten ergeben sich, solange sich kein Nachwuchs einstellt, für den Mann nicht (vgl. u.a. Abaza 2001; Badry 2008; Welchman 2007).
- Eine weitere Variante geht auf den jemenitischen Shaykh 'Abd al-Majid al-Zandani zurück und machte v.a. 2003 Schlagzeilen (Badry 2008; Shalash 2003). Nach eigenen Angaben hatte den religiösen Gelehrten ein Deutschland-Besuch im Jahre 1989 dazu inspiriert, die „*friend*-Ehe" als Übergangslösung für muslimische Studenten in nicht-islamischen Ländern zu empfehlen, um sie vor ‚Schlimmerem' zu bewahren. Diese privat geäußerte Meinung wurde in den Medien bald als allgemein gültiges Rechtsgutachten dargestellt. Um jeden Verdacht der Befürwortung freier intimer Freundschaften auszuräumen, sprach Zandani, ein führendes Mitglied der jemenitischen fundamentalistischen *Tajammu'*-Reformpartei, später von der „erleichterten Ehe" (*zawaj muyassar*), entfällt doch bei ihr die Pflicht des Mannes zur Bereitstellung und Ausstattung einer gemeinsamen Wohnung.
- Jüngsten Berichten zufolge verbreitet sich nun auch die *musakana*, das Konkubinat bzw. die Kohabitation, in einigen arabischen Ländern (u.a. 'Umar 2007). Die religiöse Pseudo-Legitimation scheint somit obsolet zu sein. So neu, wie die Berichterstatter Glauben machen wollen, ist die ‚Ehe ohne Trauschein' allerdings auch in der arabischen Welt nicht. Dass die Existenz der Partnerschaften bzw. Wohngemeinschaften überhaupt eingestanden wird, kommt jedoch einer kleinen Sensation gleich. Der überwiegenden Mehrheit der Beobachterinnen und Beobachter ist eine solche ‚wilde Ehe', die in der Praxis oft geheim gehalten oder als rechtmäßige Ehe ausgegeben wird, ein Dorn im Auge, lässt sich doch so nicht einmal mehr die vermeintliche moralische Überlegenheit gegenüber ‚dem Westen' aufrecht erhalten. Der Majorität gilt diese Ehe-Form deshalb vom islamischen Moralkodex aus betrachtet als eindeutig untersagt (*haram*).[25]

3.2 Reaktionen

Die Reaktionen auf die eheähnlichen Beziehungen lassen sich grob in drei Positionen unterteilen. Die nahezu schon ‚klassische' Einteilung in traditionalistische, modernistische und fundamentalistische Tendenzen erweist sich hier, wie in anderen komplexen ethischen Fragen der Moderne, als wenig hilfreich.

- Uneingeschränkte Befürworter melden sich eher selten öffentlich zu Wort – aus verständlichen Gründen, könnte doch ein *coming-out* unerwünschte Konsequenzen nach sich ziehen. Die meisten, so die *Bloggers*, ziehen es vor, ihre Erinnerungen oder Meinungen anonym bzw. unter Pseudonym im Internet kundzutun. Sozialarbeiter, Soziologen, Psychologen und andere Experten beschränken sich darauf, auf den Wertewandel und die Gefahren der Unterdrückung der Sexualität bei den Heranwachsenden zu verweisen. Eine Ausnahme stellen erwartungsgemäß religiöse Gelehrte dar, die sich von der Propagierung ihrer individuellen Auslegung wohl einen Autoritäts- und Prestigegewinn versprechen. Dazu zählen zwölferschiitische Gelehrte, welche die „Genuss-Ehe" modernistisch apologetisch deuten, saudische Befürworter der *misyar*-Ehe (z.B. der 1999 verstorbene Groß-Mufti Saudi-Arabiens Ibn Baz) oder Zandani. Sie sind sich vermutlich darüber im Klaren, dass eine gewisse Anpassung des traditionellen Wertekodex an den Gesellschaftswandel unabdingbar ist; allerdings wollen sie möglichst viele *Scharia*-Normen bewahren und bieten deswegen keine wirkliche Alternative an.[26]
- Eine größere Anzahl religiöser Gelehrter hält die unkonventionellen Zweierbeziehungen höchstens in Zeiten „dringender Notwendigkeit" (*darura*) für gerechtfertigt (bei längerer Abwesenheit infolge von Geschäftsreisen, Studium etc.). Sie bedienen sich also einer klassischen Rechtsfigur, die (neben dem Prinzip des „öffentlichen Wohls", *maslaha*) im modernisierten islamischen Recht oft überstrapaziert wird. Gleichzeitig versuchen sie die soziale Bedeutung und moralische Vertretbarkeit jener Ehe-Typen herunterzuspielen. Selbst wenn jene die Mindestanforderungen der *Scharia* erfüllten, seien sie doch sozial nicht immer akzeptabel und deswegen keinesfalls zu empfehlen. So argumentiert z.B. der bekannte ägyptische Muslimbruder und seit vielen Jahren in Qatar residierende und bei *al-Jazira* wirkende Medienmufti Yusuf al-Qaradawi (Jg. 1921) im Falle der *misyar*-Ehe: Diese sei nur zu erlauben, sollte die (verwitwete) Frau wegen unmündiger Kinder oder pflegebedürftiger Eltern ans Haus gebunden sein oder berufstätig und vermögend und deswegen auf finanzielle Unterstützung nicht angewiesen sein. Gleichermaßen meinten einige Gelehrte der angesehenen Theologischen Hochschule *al-Azhar* in Kairo, *'urfi*- und *friend*-Ehen seien vertretbar, solange sie mit der *Scharia* übereinstimmten und als Übergangslösung oder eine Art Probe-Ehe gedacht seien.
- Gegner der alternativen Ehen halten unbeirrt an der traditionellen *nikah*-Ehe fest (vgl. z.B. 'Abd al-'Azim 2002). Alle anderen Formen seien nichtig und verboten, Unzucht oder versteckte Prostitution. Sie entsprächen weder den Bedingungen des religiösen Gesetzes noch den Zielen der rechtmäßi-

gen Ehe, seien sie doch allein auf sexuelle Befriedigung und nicht auf die Gründung einer Familie ausgerichtet. Allein die *nikah*-Ehe verspreche Mitgefühl, Zuneigung und Stabilität. Unterschlagen wird dabei die recht hohe Scheidungsrate. Als besonders anstößig werden „geheime Ehen" empfunden. Jungfrauen, die eine solche Ehe ohne Zustimmung des Vormunds eingingen, setzten nicht allein ihren guten Ruf aufs Spiel, sondern auch ihre Ehre und die ihrer Familie. Die Kritiker schwingen sich gerne zu Anwälten der Frauen auf: Mit jenen werde ein böses Spiel getrieben, sie würden ihrer legitimen Rechte beraubt, von verantwortungslosen, zügellosen Gesellen, die nur auf ihren eigenen Vorteil bedacht seien, ausgebeutet, gedemütigt und im Namen der Liebe betrogen. Mahnend und drohend zugleich wird auf Missbräuche hingewiesen. Erfahrungsberichte junger Frauen sollen die katastrophalen Folgen einer solchen vermeintlichen Ehe ebenso unter Beweis stellen wie die eigenen Erklärungsansätze für die Ausbreitung des Phänomens untermauern. Im Mittelpunkt der Kritik steht die Frage, was aus den Kindern einer solchen Beziehung werden soll. Was die Begründung für die Ausbreitung der „Pseudo-Ehen" angeht, so besteht am ehesten Konsens mit Blick auf die wirtschaftliche Krise. Konservative Kreise verweisen auf den Zerfall der traditionellen Familie, den Mangel an elterlicher Kontrolle, Moral und Religiosität, die Aufhebung der Geschlechtersegregation und des islamischen Gesetzes. Als weiterer Faktor wird der Einfluss moderner Medien ins Feld geführt: Diese hätten die Bedürfnisse erst geweckt und präsentierten die Frau als Sex-Objekt. Die Gefahren einer solchen Entwicklung werden in den schwärzesten Farben gemalt: suizidgefährdete junge Frauen, zu ‚echter' Beziehung unfähige Männer, ein Heer von „unehelichen" Kindern, die ohne Vaterschaftsnachweis und somit ohne Geburtsurkunde keine Perspektiven hätten; sie könnten kriminell werden und sich irgendwann an der Gesellschaft für ihr nicht selbst verschuldetes schweres Schicksal rächen. Abhilfe sollten dementsprechend mehr familiäre und staatliche Kontrolle, die Einrichtung staatlicher und privater Fonds für Heiratswillige oder Aufklärungsarbeit bringen. Aber auch die religiöse Elite wird zuweilen ermahnt, ihrer Vorbildfunktion besser gerecht zu werden.

4 Abschließendes und Ausblick

Die neue Öffentlichkeit hat dazu geführt, bisher verdrängte oder ignorierte Fragen von Sexualität und Moral deutlich anzusprechen und zur Diskussion zu stellen. Mit dieser Entwicklung gehen Prozesse der Enttabuisierung, Enttraditionalisierung, aber auch Individualisierung einher. Vor allem die jüngere Generation der 20 bis 30-Jährigen, welche in der islamischen Welt die Mehrheit stellt, verlangt mehr Autonomie, Eigenverantwortung und Selbstbestimmung in der Privatsphäre. Die islamische Normativität macht nur noch einen Teil der moralischen Normen und Standards aus; sie wird von unterschiedlichen außer-islamischen Angeboten überlagert. Ob damit langfristig der Weg zu einer ‚offenen Gesellschaft' und zu gleichberechtigter, partnerschaftlicher Beziehung

geebnet wird, hängt von zahlreichen Faktoren ab. Zukunftsweisend erscheint mir die Erschütterung der patriarchalen Struktur auf der Mikroebene. Wird die Autorität, Macht und Kontrolle dieses Fundaments der Gesellschaft in Frage gestellt, ist der Schritt zur Infragestellung der vorherrschenden patrimonialen staatlichen Strukturen nicht weit.

Die bisherige Diskussion über Sexualmoral spricht allerdings eher gegen eine solche Zukunftsvision, verläuft sie doch weiterhin in tradierten, überkommenen Redeweisen und Denkmustern. Androzentrische Diskurse über *Scharia*-Konformität und Ehre-Scham-Konzepte dominieren. Eine systematische Aufarbeitung und Dekonstruktion der islamischen Diskurse über Sexualität und Geschlechterverhältnisse im Laufe der Jahrhunderte zeichnet sich bislang in erster Linie in den Diaspora-Gemeinden ab (z.B. Ali 2006), deren Rückwirkung auf die Mehrheitsgesellschaften aber mittelfristig nicht ausgeschlossen ist.

Die Diskussion über alternative Beziehungsformen findet noch vornehmlich in den neuen Medien statt; sie unterliegt mithin deren Gesetzmäßigkeiten, kann aber durch das Lancieren von Informationen weiter reichende dynamische Prozesse in Gang setzen, deren Verlauf ebenso wenig zu kontrollieren ist wie die möglichen Resultate abzusehen sind. Ausgewogene Betrachtung oder historische Kontextualisierung sind zwar nicht zu erwarten, wohl aber eine Sensibilisierung der Öffentlichkeit für Missstände und Skandale, die lange totgeschwiegen, heruntergespielt oder verharmlost wurden. Die bewusste Verbreitung von Fehlinformationen in der Debatte über alternative Beziehungsformen lässt sich z.B. an der Diskussion über die *friend*-Ehe und der Strategie der Übertreibung und Dramatisierung auf beiden Seiten, Befürwortern wie Gegnern ‚reiner Partnerschaften' und Beziehungen, aufzeigen. Zandanis persönliche Meinung wurde, wie erwähnt, nicht nur fälschlicherweise als allgemein gültiges Rechtsgutachten verkauft, auch die irreführende Bezeichnung *friend*-Ehe hält sich hartnäckig im medialen Diskurs. Das Instrument der Übertreibung zeigt sich in erster Linie an der unterschiedlichen Einschätzung des Phänomens der alternativen Beziehungsformen insgesamt. Fest steht allein, dass es keine zuverlässigen Daten zu deren Verbreitungsgrad gibt. Dennoch kursieren diverse Zahlenangaben, die auf kleineren Umfragen oder wenig zuverlässigen offiziellen Erhebungen basieren. Diese weichen aber stark voneinander ab und lassen insgesamt nur einen Schluss zu: Die angebliche Verbreitung von *mut'a, 'urfi, misyar* oder *musakana* in einigen arabisch-islamischen Ländern ist maßlos übertrieben. Im Durchschnitt mag es kaum 1-2% der Bevölkerung betreffen; dieser Prozentsatz mag unter Studierenden in Ballungszentren höher liegen, zudem nach Land, Alter und Status divergieren.[27]

Dennoch stellt sich die Frage, warum die jeweiligen Akteure das Phänomen hochspielen. Zwei mögliche Gründe lassen sich meines Erachtens anführen:

1. Die Gegner bauen auf den übertriebenen Zahlen ihr Bedrohungsszenario auf: Sie wollen so verbreitete Ängste vor westlichem Kulturimperialismus und Identitätsverlust im Zuge von Globalisierung schüren und staatliche

Stellen zu Gegenmaßnahmen drängen. Letzeren dient ein solcher Diskurs der Ablenkung von dringlicheren Problemen, darunter Armut oder Jugendarbeitslosigkeit.

2. Die Befürworter verfolgen anscheinend mit derselben Strategie das subversive Ziel, nicht nur alternativen Lebens- und Beziehungsformen zur gesetzlichen Anerkennung zu verhelfen, sondern weitere gesellschaftliche Liberalisierungsprozesse in Gang zu setzen.

Abschließend bleibt die Frage: Sind Anzeichen einer ‚Gegenkultur' unter der jugendlichen Bevölkerung, zumindest in einigen ausgewählten *MENA*-Gebieten zu erkennen, die Parallelen zur 1968er-Generation in Westeuropa aufweist? Partiell ja – dies sieht beispielsweise Laudan Nooshin (2005, 486) für die neue iranische Rockmusikszene so. Selbst wenn organisierte soziale Bewegungen mit Straßenprotesten angesichts des allgegenwärtigen Sicherheits- und Polizeiapparats selten sind, so zeigt doch die bisweilen überaus kreative Musik-, Kunst- und Kulturszene, das vermehrte Vordringen von jungen Frauen in Tätigkeitsbereiche, die ihnen bislang verschlossen waren, und das Erstreiten von Rechten und Freiheiten (auch vor Gericht), dass ein gewisses Potential vorhanden ist. Fraglich ist, ob sich die ‚jungen Aufmüpfigen' nicht doch wieder in altbewährte Kanäle flüchten, um langfristig Problemen aus dem Weg zu gehen. Alles spricht demnach für eine allmähliche Transformation, die flankierende Maßnahmen auf politischer Ebene voraussetzt. In diesem Zusammenhang ist die Herauskristallisierung einer engagierten Zivilgesellschaft (v.a. Menschenrechts- und Frauen-*NGO*s) seit den 1990er Jahren besonders erwähnenswert (dazu z.B. Fernea 2000; Jürgensen 2004). Ob der Umgestaltungsprozess, der sich in vielen Bereichen abzeichnet, von Erfolg gekrönt sein wird, steht in den Sternen. Nichtsdestotrotz ist festzuhalten, was Evelyne Accad, geb. 1943 in Beirut, 2004 emeritierte Professorin für Vergleichende Literaturwissenschaft an der Universität von Indiana schon vor einigen Jahren prognostizierte:

> Unless a sexual revolution is incorporated into political revolution, there will be no real transformation of social relations (…). By *sexual revolution*, I mean a revolution that starts at the personal level, with a transformation of attitudes toward one's mate, family, sexuality, society, and specifically a transformation of the traditional relations of domination and subordination that permeate interpersonal relationships, particularly those of sexual and familial intimacy. (Handal 2005, 98)

Anmerkungen

1 Sowohl hier als auch bei den nachstehend genannten „Akteuren“ handelt es sich in der Regel um Männer.

2 Auf eine wissenschaftliche Transkription der arabischen Namen und Termini wird in diesem Rahmen bewusst verzichtet. Titel von Publikationen auf Arabisch werden in deutscher Übersetzung mit dem Vermerk „(Arabisch)“ angegeben.

3 Zu Hiba Qutb, ihrem Werdegang, ihrer Sendung und ihren Aktivitäten siehe z.B. den Bericht von Alexander (2006). Ob sich Hiba Qutb, eine Frau Anfang 40, Mutter von drei Töchtern, aus gebotener Vorsicht (weitere Grenzüberschreitungen würden sicher nicht geduldet) oder aus fester Überzeugung als mit den religiös-rechtlichen Normen in vollkommenem Einklang präsentiert, sei dahingestellt. Auch wenn sie Sexualität außerhalb der heterosexuellen Ehe ablehnt, so spricht sie sich doch angesichts des verbreiteten Unwissens für die Einführung von Sexualkundeunterricht an Schulen aus – eine Forderung, die z.B. von Frauenrechtlerinnen wie der ägyptischen Ärztin Nawal al-Saadawi seit Jahrzehnten erhoben wird. – Es sei an dieser Stelle angemerkt, dass aus Platzmangel nur eine kleine Auswahl der eingesehenen Literatur erwähnt werden kann. Das betrifft in erster Linie Internetseiten (besonders arabische) oder einzelne Beiträge in Speziallexika oder Sammelbänden. Weitere Angaben zu den angesprochenen Tendenzen und zum Themenkomplex finden sich in Badry 2008 und in der in Vorbereitung befindlichen englischen Fassung meines am 25.09.2007 auf dem Deutschen Orientalistentag (DOT) in Freiburg gehaltenen Vortrags „‚Sexuelle Revolution‘ oder Medieninszenierung? Facetten des Diskurses über Sexualmoral in der zeitgenössischen arabischen Welt“. Die Publikation dieses und weiterer Beiträge des von Roswitha Badry, Maria Rohrer und Karin Steiner im Rahmen des DOT organisierten interdisziplinären Panels zu „Liebe, Sexualität, Ehe und Partnerschaft – Paradigmen im Wandel“ in einem separaten Band ist für Ende 2008/Anfang 2009 geplant.

4 Innerhalb von zwei Jahren (2006/07) hat der Roman von Alsanea auf Arabisch bereits sieben Auflagen zu je 100.000 Exemplaren erreicht. Nach dem Vordiplom an der Universität Riad absolviert die mittlerweile 26-jährige Autorin momentan ein Aufbaustudium an der Universität Chicago (Schanda 2007).

5 Laut Alavi (2005, Klappentext) gibt es mehr als 65.000 iranische Internet-Tagebücher – mehr als in deutscher, italienischer oder spanischer Sprache. Ebenso aktiv ist die iranische *Weblog*-Szene im Exil. Ob diese bei der angegebenen Zahl mitgerechnet wurde, ist nicht ganz klar. – Für unser Thema von besonderem Interesse sind in der Publikation von Alavi die Angaben zu Protestbekundungen von Frauen und Jugendlichen gegen die vielfältigen Restriktionen im öffentlichen wie privaten Bereich (vgl. ebd., 168 ff, 178 ff, 240 ff). – Allgemein zum Einfluss des Internets auf den Wertewandel im arabischen Raum vgl. Hofheinz 2004 (und weitere Artikel in diesem von Sigrid Faath herausgegebenen Sammelband). – Abgesehen vom Internet erfreut sich das Mobiltelefon uneingeschränkter Beliebtheit. In den VAE z.B. erleichtert es auch den Kontakt zum anderen Geschlecht. Das Handy hat zum einen den Vorteil der größeren Mobilität als der PC, zum anderen den Vorzug, die Reputation der einheimischen Mädchen und Frauen nicht zu gefährden. Vgl. dazu u.a. Heather Sharps Bericht für *BBC News / Middle East* (29. Juli 2005) „Phone Technology Aids UAE Dating.“ 7. August

2007 <http://news.bbc.co.uk/go/pr/fr/-/2/hi/middle_east/4718697.stm>. Es sei allerdings angemerkt, dass die moderne Technik, wie nicht anders zu erwarten, auch zu Missbräuchen geführt hat. Es sind Fälle bekannt geworden, in denen ohne Wissen der beteiligten Frauen Aufnahmen intimer Beziehungen oder gar von Vergewaltigungsszenen über das Netz bzw. Handy verschickt wurden. Zu einem Beispiel aus Saudi-Arabien (2004) siehe Makhlouf (2005).

6 Es ist bezeichnend, dass die Erfolge von Qutb, Aswani und Alsanea in ‚westlichen' Kreisen aufmerksam, ja geradezu euphorisch registriert wurden. Sie entsprechen wohl ganz den ‚westlichen' Vorstellungen vom ‚Orient' und welcher Veränderung er bedarf. Es ist nicht ausgeschlossen, dass man dabei entweder einer Medieninszenierung aufgesessen oder erneut einem Orientalismus zum Opfer gefallen ist. Zu den verzerrten Vorstellungen vom Orient und der voyeuristischen Sicht ‚westlicher' Beobachter vgl. jetzt, wenngleich streckenweise essentialistisch und unter Vernachlässigung der Okzidentalismen, Braun/Mathes (2007) mit zahlreichen weiteren Literaturhinweisen.

7 Einen bedeutenden Beitrag leistete Elizabeth Warnock Fernea mit ihrem Sammelband aus dem Jahre 1995. Während sich die dort zusammengetragenen Aufsätze hauptsächlich dem 20. Jh. widmen, beschäftigen sich die Studien von Motzki (1986) oder Gil'adi (1992) mit mittelalterlichen Konzeptionen zu Kindheit und Jugend. Ein Blick in die diversen relevanten Beiträge in der *Encyclopedia of Women and Islamic Cultures* (im Folgenden standardgemäß abgekürzt als *EW&IC*), u.a. in Bd. II/2005 („Gender Socialisation", „Youth Culture and Movements") oder Bd. III/2006 („Childhood", „Marriage", „Sexualities", „Virginity"), zu einzelnen Regionen macht die rasante Entwicklung der Forschung ebenso deutlich wie die fortbestehenden Defizite. Wie zukünftige Bearbeitungen der hier behandelten Thematik aussehen könnten, zeigen die Studien von Kian-Thiébaut (2005) zu Iran oder von Bennett (2005) zu Indonesien.

8 Zu bedenken ist, dass die Zahlenangaben in der Literatur zum Teil beträchtlich voneinander abweichen können, und zwar je nachdem, welche Altersgrenze oder welcher Zensus zum Ausgangspunkt genommen wird. Ich stütze mich, auch im Folgenden, vorwiegend auf die Angaben bei Assaad/Roudi-Rahimi (2007).

9 Nach Michael A. Lange (2004) hat sich das durchschnittliche Heiratsalter in Ägypten bei Frauen von 25 auf 30 Jahre, bei Männern von 35 auf 40 Jahre erhöht.

10 Eine Ausnahme stellen in der Regel islamis(tis)che Jugendorganisationen dar (Sparre/ Petersen 2007).

11 Die 1969 geborene christlich palästinensisch-amerikanische Literatin, Feministin und Universitätsdozentin Nathalie Handal bemerkt hierzu in einem autobiografischen Zeugnis: „My mother always told me that my body belonged to the man I would marry. What if I didn't want to marry, I would ask. *Then you will not have a life*, she would respond. I was convinced at a young age that she must have been missing some information to come to such a conclusion. How can my body belong to anyone but myself? Why did she think it was dirty for a woman to have sex with a man to whom she was not married, to imagine having had sex with several men? What she was speaking about, was this unyielding divide between sex for pleasure and sex for procreation, a divide that is linked to culture, religion, and socio-politics. Like many women, due to religious and/or cultural norms/values, she was conditioned to believe that virginity before marriage and heterosexual relationships should be enforced without taking

into account that sexual oppression and gender oppression is a way for the power system to control society." (Handal 2005, 97) – Es sei angemerkt, dass nach dem Koran Sexualität durchaus ihren Eigenwert besitzt und nicht an die Fortpflanzung gebunden ist (Badry 2005, 23 ff, 223 ff). Erst durch das Zusammenfließen verschiedener außerislamischer Traditionen, darunter christlicher, mit islamischen seit dem Spätmittelalter hat sich in vielen Köpfen die Meinung festgesetzt, Sexualität in der Ehe diene primär der Fortpflanzung. Diese Meinung wird hartnäckig von konservativen wie fundamentalistischen Kreisen vertreten.

12 Um ein bekanntes Beispiel aus der Golfregion anzuführen: Während junge Saudis oder Emiratis sich gerne mit Alkohol, *Clubbing* und Frauen in Bahrain vergnügen, wollen sie doch nach eigener Aussage später eine Jungfrau ehelichen, ein ‚gutes Mädchen', das nicht über ähnliche voreheliche Erfahrungen verfügt (Chaieb 2005).

13 Zu Abtreibungen, Hymen-*Repair*-Operationen sowie Schätzungen zum vor- und außerehelichen Geschlechtsverkehr vgl. z.B. die Angaben arabischer MedizinerInnen und SexualwissenschaftlerInnen im Rahmen eines „panarabischen Sexologen-Kongresses" im Jahre 2000 in Oxford (Pelham 2000). Andere Einschätzungen finden sich beispielsweise in Heather Sharps „Cairo Youth Break Sex Taboos" (siehe auch Kommentare der LeserInnen) vom 03.08.2005. Für weiterführende Angaben vgl. EW&IC III/2006, „Health: HIV and AIDS/Sexual Transmitted Diseases", „Reproduction: Abortion", „Virginity".

14 Allgemein befürwortet wird heute die gute Ausbildung der Töchter; das gilt auch für Mütter, die Analphabetinnen sind.

15 Vgl. ähnliche Einschätzungen von Kian-Thiébaut (2005, 46) oder Ehteshami (2007, 186).

16 Bei Abwesenheit des Vaters übernimmt oft die Mutter den Haushaltsvorstand. Zu den möglichen Auswirkungen auf die Kinder siehe Abdalla (2003) oder Fernea (2000, 186 f).

17 Der koranischen Sexualmoral entsprechend sollte die Ehe zum einen dazu dienen, den Geschlechtstrieb zu kanalisieren und zu kontrollieren, um vor ‚sexuellen Verfehlungen' zu schützen und gesellschaftliche Destabilisierung zu verhindern; zum anderen sollte die Ehe zur Begründung einer Lebensgemeinschaft führen, die Geborgenheit und Sicherheit gewährt und für den Fortbestand der Menschheit sorgt.

18 Bis zur Abschaffung der Sklaverei hatte der Muslim zudem das Recht, ein Konkubinat mit seiner Sklavin oder seinen Sklavinnen einzugehen (vgl. Badry 2005, 63 ff). Es liegt nahe, die zeitgenössischen alternativen Ehe-Formen als Ersatz für das entfallene Konkubinat oder gar als dessen Wiederbelebung zu sehen. Doch bleibt die Frage, in welchem Maße es diese Ehe-Muster immer schon in der Praxis gegeben hat, gehen sie doch auf älteres, zum größten Teil vor-islamisches Gewohnheitsrecht zurück, das nach der Islamisierung des Öfteren mit einer islamischen Scheinlegitimation versehen wurde. Zu solchen vorislamischen Ehe-Typen vgl. z.B. Ahmed (1992, 41 ff).

19 Homosexualität steht in allen Staaten mit muslimischer Mehrheitsbevölkerung unter mehr oder weniger hohen Strafen. Trotz der im klassischen islamischen Recht (nicht im Koran!) angedrohten Strafen wurde Homosexualität in der historischen Praxis meist, solange sie nicht öffentlich wurde und sozialen Unfrieden stiftete, toleriert, galt in gewissen Kreisen als üblich, kam selbst unter angesehenen Ehemännern und Familienvätern vor und war häufig Thema literarischer Werke. Ähnliches trifft, wenngleich in geringerem Maße, auf weibliche Homosexualität zu. Die-

ser Grundsatz nach dem Motto ‚alles ist erlaubt, solange es unter dem Mantel der Verschwiegenheit passiert', gilt bis heute für jegliche Form der Normübertretung. Aus demselben Grund ist jede Erhebung zum Sexualverhalten problematisch. – Mittlerweile bietet wiederum das Internet mehreren Hundert muslimischen Homosexuellen die Möglichkeit, falls notwendig unter Wahrung ihrer Identität, sich offen zu ihren Neigungen zu bekennen, auf Anfeindungen durch andere Muslime in aller Welt einzugehen und diesen ihr ganz individuelles Verständnis von den religiös-rechtlichen Lehren entgegenzusetzen. Diese offensiv vertretenen Bekenntnisse und Neudeutungen können eventuell in ferner Zukunft ein Umdenken bewirken. Momentan ist die muslimische Welt aber noch weit davon entfernt, gleichgeschlechtliche Partnerschaften anzuerkennen oder sich zu einer theologischen Neubewertung durchzuringen. Ähnliches gilt für Bisexualität, Transvestismus, Transsexualität oder andere, als ‚unnatürlich' eingestufte sexuelle Beziehungen (s.u. Anm. 27 zum Libanon).

20 ‚Ehrenmorde' sind nicht islamisch zu begründen, sondern gehen auf älteres Gewohnheitsrecht und das ‚Ehre-Scham-Konzept' zurück, nach dem männliche Familienangehörige für die Wahrung und Einhaltung des Keuschheitsideals durch ihre weiblichen Anverwandten verantwortlich sind. Bei vermuteter oder erwiesener Nichteinhaltung des Ehrenkodex fühlen sich so manche ‚Hüter der Familienehre' zur Selbstjustiz aufgerufen. Abgesehen von der Türkei (Strafgesetzbuch 2005) sehen viele muslimische Staaten bisher nur geringe Strafen für ‚Ehrenmörder' vor (vgl. Walther 2005, 665). Menschenrechts- und Frauenorganisationen kämpfen seit vielen Jahren mit verschiedenen Kampagnen gegen diese ‚Unsitte'.

21 Die Zwölferschiiten stellen die größte Gruppe innerhalb der Schia dar. Seit 1501 gilt die Zwölferschia im Iran als Staatsreligion. Zudem bilden Zwölferschiiten im Irak und im Libanon die Mehrheit der Bevölkerung.

22 Die *mut'a* bezeichnet in der Regel eine (mündliche oder schriftliche) Übereinkunft zwischen einem (verheirateten oder unverheirateten) Mann und einer unverheirateten Frau (Jungfrau, Geschiedene oder Witwe), eine Ehe für eine bestimmte Dauer (vom Bruchteil eines Tages über Monate bis zu Jahren) einzugehen. Der Ehemann verpflichtet sich zur Zahlung eines ‚Entgelds'. Die Anwesenheit von Zeuginnen und Zeugen oder eines Religionsgelehrten ist nicht vorgeschrieben, ebenso ist die Registrierung oder notarielle Beglaubigung fakultativ. Beides ist jedoch empfehlenswert, um ‚Unannehmlichkeiten' oder strafrechtlicher Verfolgung zu entgehen. Aus der Zeit-Ehe ergeben sich für die Frau weder Unterhalts- noch Erbansprüche, es sei denn, diese sind vertraglich vereinbart worden. Die Ehe erlischt ohne Ausspruch einer Scheidungsformel zum vertraglich festgelegten Zeitpunkt. Im Gegensatz zur Prostitution haben Kinder aus einer solchen Verbindung, zumindest theoretisch, Anspruch auf das Erbe des leiblichen Vaters. Unabhängig von der Dauer der Zeit-Ehe hat deshalb die Frau nach Beendigung der Ehe eine (verkürzte) „Warteperiode" einzuhalten. Im Unterschied zur Frau kann der Mann beliebig viele Zeit-Ehen gleichzeitig eingehen. In den theologischen Diskussionen bis heute umstritten ist, ob eine Jungfrau eine *mut'a* (überdies ohne Zustimmung des Vormunds) abschließen darf. Die Motive für eine Zeit-Ehe können ganz unterschiedlich sein: Sexuelle Bedürfnisbefriedigung und zeitweilige Versorgung mögen eine entscheidende Rolle spielen; die Hoffnung auf Umwandlung der Zeit-Ehe in eine *nikah*-Ehe, so die Ergebnisse der

empirischen Untersuchung von Haeri (1989), erfüllt sich meist nicht. Eine *mut'a* kann auch rein ‚platonisch' sein, sollte restriktive staatliche Gesetzgebung (geltendes islamisches Strafrecht wie in der Islamischen Republik Iran) dies ratsam erscheinen lassen. – Zur *mut'a* und (auch kurz) zu *'urfi* Walther (2005, 663 ff).

23 Straßenkinder sind ein zunehmendes Problem in Metropolen wie Kairo oder Teheran, das – im Falle entlaufener Mädchen, denen oft der Weg in die Prostitution vorgezeichnet ist – zum Thema preisgekrönter Filme geworden ist. Vgl. zum iranischen Dokumentarfilm *Runaway* Mir-Hosseini (2002), zum ägyptischen Film *These Girls* Youssef (2007).

24 Besondere Aufmerksamkeit erlangte in den ägyptischen Medien der Fall Hinnawi, Kostümbildnerin, gegen Fishawi, Fernsehstar, der schließlich zu Gunsten der Klägerin entschieden wurde (Anerkennung der Vaterschaft einer Tochter aus der gemeinsamen *'urfi*-Ehe und anschließende gerichtliche Scheidung). – Zu Vaterschaft (und Adoption) generell Welchman (2007, 142 ff). Zu Vaterschaftsnachweisen und DNA-Tests (nur in Tunesien werden bisher Gentests als Vaterschaftsnachweis akzeptiert, auch um Unterhaltsansprüche einzuklagen) vgl. Eich (2005, 104 ff).

25 Beispiele für eine strikte Ablehnung: Asmar (2006). Eher neutral ist der Bericht in der syrischen „Wochenzeitung für Frauen- und Kinderrechte" von Aws (2006).

26 Die einzige Konzession scheint bezeichnenderweise den Wegfall der materiellen Verpflichtungen des Ehemannes bei Berufstätigkeit der Frau zu betreffen.

27 Vgl. Abaza (2001, 20) zu weit übertriebenen Zahlen in Ägypten (Zeitung der *Wafd*-Partei, die von 67-70% Studierenden mit *'urfi*-Erfahrung spricht; selbst die Angaben des *Ministeriums für Soziale Angelegenheiten* – 17,2% der ägyptischen Studierenden – scheint haltlos). – Vgl. jetzt Jacobs/ Metzler (2008): Nach inoffiziellen Schätzungen gebe es 400.000 *'urfi* –Eheschließungen pro Jahr, Tendenz steigend; die Gesamtzahl solle sich sogar auf mehrere Millionen belaufen. Demgegenüber sei die Zahl der registrierten Eheschließungen (500.000 für das Jahr 2006) rückläufig. – Eine gewisse Ausnahme stellt z.B. der Libanon dar. Kürzlichen Umfragen zufolge (*Studien* 2007) soll hier die Ehe ohne Vertrag auf eine recht hohe Akzeptanz stoßen (etwa 20% der Befragten, allerdings mehr Männer als Frauen und mehr Christen als Muslime). Zu bedenken sind in diesem Fall aber u.a. das multikonfessionelle Staatssystem, die Folgen des Bürgerkrieges und der langjährige, bisher erfolglose Kampf für die Zivilehe. Beachtenswert ist zudem die aktive libanesische Homosexuellen-Szene. Bisher einmalig für die arabisch-islamische Welt stellten dortige Homosexuelle vor einigen Jahren die Forderung nach Anerkennung der gleichgeschlechtlichen Ehe und Abschaffung des Strafrechtsparagraphen 534, der ein Jahr Haft für die Aufrechterhaltung ‚unnatürlicher sexueller Beziehungen' vorsieht. Zur speziellen Situation im Libanon (Forderung nach Zulassung der Zivilehe und der gleichgeschlechtlichen Ehe) siehe Mahmud (2004). Zur Homosexuellenszene im Libanon, v.a. der *NGO* „HELEM", einer Bewegung, die sich für LGBT-Belange insgesamt einsetzt (HELEM ist ein Akronym, einerseits ist es die Abkürzung für die Bewegung, andererseits bedeutet es im Arabischen, hier in der dialektalen Aussprache, „Traum"), vgl. Torbey (2005).

Literatur

Abaza, Mona (2001) „Perspectives of *'urfī* Marriage in the Egyptian Press." *ISIM-Newsletter* 7/2001: 20-21.

'Abd al-'Azim, Sa'id (2002) *Die 'urfi-Ehe* (Arabisch). Alexandria: Dar al-Iman.

Abdalla, Josette (2003) „The Absent Father." *The New Arab Family*. Hg. Nicholas S. Hopkins. Kairo/ New York: AUC, 201-213.

Ahmed, Leila (1992) *Women and Gender in Islam: Historical Roots of a Modern Debate*. New Haven/ London: Yale UP.

Alavi, Nasrin (2005) *Wir sind der Iran: Aufstand gegen die Mullahs – die junge persische Weblog-Szene*. Aus dem Englischen von Violeta Topalova und Karin Schuler. Köln: Kiepenheuer & Witsch.

Alexander, Dietrich (2006) „‚Frauen haben ein Recht auf Freude am Sex'." 28. April 2007 <http://www.kurdroj.com/b_deutsch/Artikel/frauen.sex_10.12.06.htm>.

Ali, Kecia (2006) *Sexual Ethics and Islam: Feminist Reflections on Qur'an, Hadith, and Jurisprudence*. Oxford: Oneworld.

Alsanea, Rajaa (2007) *Die Girls von Riad* [2005]. Übersetzt aus dem Arabischen von Doris Kilias. München/ Zürich: Pendo.

Asmar, Hilmi al- (2006) „Wird die Kohabitation zur Alternative für die Ehe? (Arabisch)." 18. Mai 2007 <http://helmialasmar.maktoobblog.com/?post=49122>.

Assaad, Ragui/ Farzaneh Roudi-Fahimi (2007) „Youth in the Middle East and North Africa: Demographic Opportunity or Challenge?" *Population Reference Bureau, Washington, DC*. 7. August 2007 <http://www.prb.org/pdf07/YouthinMENA.pdf>.

Aswani, Alaa al- (2007) *Der Jakubijân-Bau* [2002]. Übersetzt aus dem Arabischen von Hartmut Fähndrich. Basel: Lenos.

Aws, Yahya al- (2006) „Die Kohabitation: ein Weg zur Ehe … oder Suche nach Vergnügen? (Arabisch)." 18. Mai 2007 <http://www.thara-sy.com/English/arabic/index.php?option=conten..>

Badry, Roswitha (2005) „Abtreibung/ Empfängnis: Islam", „Ehe und Familie: Islam" und „Sexualität : Islam." *Ethik der Weltreligionen: ein Handbuch*. Hg. Michael Klöcker/ Udo Tworuschka. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft, 23 ff, 63 ff, 223 ff.

Dies. (2008) „‚Not macht erfinderisch' oder Sexualmoral im Umbruch? Die ‚Genuss-Ehe' (mut'a) im sunnitischen Kontext". *Festschrift für Heinz Gaube*. Hg. Lorenz Korn/ Thomas Leisten/ Eva Orthmann/ Florian Schwarz (im Druck).

Bennett, Linda Rae (2005) *Women, Islam and Modernity: Single Women, Sexuality and Reproductive Health in Contemporary Indonesia*. London/ New York: Routledge Curzon.

Braun, Christina von/ Bettina Mathes (2007) *Verschleierte Wirklichkeit: die Frau, der Islam und der Westen*. Berlin: Aufbau-Verlag.

Bührmann, Andrea D./ Angelika Diezinger/ Sigrid Metz-Göckel (2007) Hg. *Arbeit – Sozialisation – Sexualität: zentrale Felder der Frauen- und Geschlechterforschung*. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften.

Bentlage, Björn/ Thomas Eich (2007) „Hymen Repair on the Arabic Internet." *ISIM Review* 9/2007: 20-21.

Chaieb, Mounira (2005) „Young in the Arab World: Bahrain." *BBC News/Middle East*. 22. Februar 2005. 7. August 2007 <http://news.bbc.co.uk/2/hi/middle_east/4229337.stm>.

Ebert, Hans-Georg (1996) *Das Personalstatut arabischer Länder: Problemfelder, Methoden, Perspektiven*. Frankfurt/M./ Berlin/ Bern u.a.: Lang.

Ehteshami, Anushiravan (2007) *Globalization and Geopolitics in the Middle East:*

Old Games, New Rules. London/ New York: Routledge.

Eich, Thomas (2005) *Islam und Bioethik*. Wiesbaden: Reichert.

Ende, Werner (1980) „Ehe auf Zeit (mut'a) in der innerislamischen Diskussion der Gegenwart." *Die Welt des Islams*, N.S. 20/1980: 1-43.

Encyclopedia of Women and Islamic Cultures = *EW&IC* (2003-2007).VI Bde. Hg. Suad Joseph. Leiden/ Boston: Brill (besonders Bd. II: "Family, Law and Politics", 2005, und Bd. III: "Family, Body, Sexuality and Health", 2006).

Fernea, Elizabeth W. (2005) Hg. *Children in the Middle East*. Austin: University of Texas Press.

Dies. (2000) „The Challenges for Middle Eastern Women in the 21st Century." *Middle East Journal* 54/2000: 185-193.

Gil'adi, Avner (1992) *Children of Islam: Concepts of Childhood in Medieval Muslim Society*. Basingstoke/ London: Macmillan.

Haeri, Shahla (1989) *Law of Desire: Temporary Marriage in Shi'i Iran*. New York: Syracuse UP/ London: Tauris.

Dies. (1994) „Temporary Marriage: an Islamic Discourse on Female Sexuality in Iran." *In the Eye of the Storm: Women in Post-Revolutionary Iran*. Hg. Mahnaz Afkhami/ Erika Friedl. London: Tauris, 98-114.

Handal, Nathalie (2005) „Reflections on Sex, Silence, and Feminism." *The MIT Electronic Journal of Middle East Studies: Crossing Boundaries, New Perspectives on the Middle East* 5/2005: 97-107. 28. April 2007 <http://web.mit.edu/cis/www/mitejmes>.

Hofheinz, Albrecht (2004) „Das Internet und sein Beitrag zum Wertewandel in arabischen Gesellschaften." *Politische und gesellschaftliche Debatten in Nordafrika, Nah- und Mittelost: Inhalte, Träger, Perspektiven*. Hg. Sigrid Faath. Hamburg: DOI, 449-472.

Hopkins, Nicholas S. (2003) Hg. *The New Arab Family*. Kairo/ New York: AUC.

Jacobs, Andreas / Fabian Metzler (2008) „Wilde Ehe auf Ägyptisch." *KAS-Länderberichte/ Ägypten* 1/2008. 29. März 2008. <http://www.kas.de/proj/home/pub/18/1/-/dokument_id-12726/index.html>.

Jürgensen, Carsten (2004) „Die Menschenrechtsdebatte." *Politische und gesellschaftliche Debatten in Nordafrika, Nah- und Mittelost: Inhalte, Träger, Perspektiven*. Hg. Sigrid Faath. Hamburg: DOI, 295-318.

Ders. (2004) „Die Frauengleichstellungsdebate." *Politische und gesellschaftliche Debatten in Nordafrika, Nah- und Mittelost: Inhalte, Träger, Perspektiven*. Hg. Sigrid Faath. Hamburg: DOI, 319-344.

Kian-Thiébaut, Azadeh (2005) „From Motherhood to Equal Rights Advocates: the Weakening of Patriarchal Order." *Iranian Studies* 38/2005: 45-66.

Lange, Michael A. (2004) „Sozialer Wandel in Ägypten – eine wachsende Furcht vor der Ehe?" *KAS-Landesbüro Kairo. Kairo-News 2/2004*. 28. März 2008 <http://www.kas.de/db_files/dokument/7_dokument_dok_pdf_4271_1.pdf>.

Mahmud, Fathi (2004) „20.000 Fälle von Zivilehe [pro Jahr, R.B.] auf Zypern [von Libanesen, R.B.]: Der Konflikt der Konfessionen und Rechtsschulen ist (verantwortlich für) das Problem der Ehe im Libanon (Arabisch)." 18. Mai 2007 <http://arabi.ahram.org.eg/arabi/ahram/2004/11/13/MOLH15.HTM>.

Makhlouf, Sanaa (2005) „Rape and the Loss of Agency." *ISIM Review* 16/2005: 16 f.

Mir-Hosseini, Ziba (2002) „Iran's Runaway Girls Challenge the Old Rules." *ISIM Newsletter* 9/2002: 23.

Motzki, Harald (1986) „Das Kind und seine Sozialisation in der islamischen Familie des Mittelalters." *Zur Sozialgeschichte der Kindheit*. Hg. Jochen Martin/ August Nitschke. Freiburg/ München: Alber, 391-441.

Nooshin, Laudan (2005) „Underground, Overground: Rock Music and Youth

Discourses in Iran.“ *Iranian Studies* 38/2005: 463-494.

Pelham, Nick (2000) „Battle of the Sexualities.“ *BBC News/Middle East*. 26. Juni 2000. 7. August 2007 <http://news.bbc.co.uk/2/hi/middle_east/806642.stm>.

Rashad, Hoda/ Magued Osman (2003) „Nuptiality in Arab Countries: Changes and Implications.“ *The New Arab Family*. Hg. Nicholas S. Hopkins. Kairo/ New York: AUC, 20-50.

Rispler-Chaim, Vardit (2007) „The Muslim Surgeon and Contemporary Ethical Dilemmas Surrounding the Restoration of Virginity“. *Hawwa* 5/2007: 324-349.

Schanda, Susanne (2007) „E-Mails aus saudischen Betten.“ *NZZ* 10.06.2007.

Shalash, Sa‘id (2003) „‚Revolutionäre‘ Entwicklung im ‚Recht der Minderheiten‘: Die ‚*friend*-Ehe‘ … der letzte Schrei in der Welt der Ehe (Arabisch).“ *Zahrat al-Khalij* 1273/16.08.2003: 8-20.

Sharp, Heather (2005) „Cairo Youth Break Sex Taboos.“ *BBC News/Middle East*. 3. August 2005. 7. August 2007 <http://news.bbc.co.uk/2/hi/middle_east/4708461.stm>.

Singermann, Diane/ Barbara Ibrahim (2003) „The Costs of Marriage in Egypt: a Hidden Dimension in the New Arab Demography“. *The New Arab Family*. Hg. Nicholas S. Hopkins. Kairo/ New York: AUC, 80-116.

Sparre, Sara Lei/ Juul Petersen (2007) „Youth and Social Change in Jordan and Egypt.“ *ISIM Review* 20/2007: 14 f.

Studien (2007) „(Studien:) Arbeitslosigkeit ist für 90% der Studierenden ein Ehehindernis (Arabisch).“ *Majallat al-‘ulum al-ijtima‘iyya*. 9. Februar 2007. 18. Mai 2007 <http://www.swmsa.com/modules.php?name=News&file=articles&s..>.

Torbey, Carine (2005) „Lebanon’s Gays Struggle with Law.“ *BBC News/Middle East*. 28. August 2005. 1. August 2007 <http://news.bbc.co.uk/1/hi/world/middle_east/4154664.stm>.

‘Umar, Muhammad (2007) „Das Konkubinat/die Kohabitation bei den Arabern: Sexuelle Beziehung oder Schein-Ehe? (Arabisch).“ 18. Mai 2007 <http://www.albawaba.com/ar/news/261472>.

Walther, Wiebke (2005) „Die Situation von Frauen in islamischen Ländern.“ *Der Islam in der Gegenwart*. Hg. Werner Ende/ Udo Steinbach. München: C.H. Beck, 635-680.

Welchman, Lynn (2007) *Women and Muslim Family Laws in Arab States: a Comparative Overview of Textual Development and Advocacy*. Amsterdam: Amsterdam UP.

Youssef, Nelly (2007) „Tahani Rashed on Her Movie ‚These Girls‘: ‚My Film Does Not Smear the Reputation of Egypt!‘“ 1. August 2007 <http://www.qantara.de/webcome/show_article.php_c-310/_nr-441/i..>.

Eva Kimminich

Ent-Individualisierungs- und Subjektivierungsprozesse weiblicher Protagonisten im frankophonen Immigrations-Roman

Die Spannbreite der Themen des frankophonen Immigrationsromans ist groß, die sprachliche Gestaltung originell, die Erzählstrategien sind vielfältig, denn die Autorinnen und Autoren müssen nicht nur zwischen verschiedenen Wirklichkeiten und Kulturen vermitteln, sondern sie bewegen sich auch auf dem schmalen Grat zwischen erlebter Realität und Imagination, zwischen Hoffnung und Enttäuschung. So gibt diese Literatur Einblick in die Problematik von Vorstellungen, Fremdzuschreibungen und Projektionen, mit denen EinwanderInnen zu kämpfen haben. Sie entindividualisieren, machen sie zu Menschen ohne Klasse und ohne Heimat, das heißt ohne Identität. Eine wichtige Rolle dabei spielt auch das Erleben und Verarbeiten von Xenophobie und Rassismen. 1990 stellte die Menschenrechtskommission einen rasant ansteigenden Rassismus in Frankreich fest (Dubet 1994, 138). Das hatte zur Folge, dass nicht nur die *banlieues* – die ‚Bannmeilen'– der Großstädte zu ‚mentalen Ghettos' wurden; sie verdichten seit jeher das, was eine Gesellschaft beängstigt, ihre Vorstellungen vom Bösen und Bedrohlichen, meist deckungsgleich mit denen vom Fremden (siehe dazu Kimminich 2003 u. 2007). Ereignisse wie der 11. September 2001 und die Unruhen von 2005 haben dazu geführt, dass dieser 1990 noch als moderat bezeichnete Rassismus weiterhin zugenommen hat, insbesondere auch gegen Einwanderer aus Westafrika. Hautfarbe und Religionszugehörigkeit genügen, um den Mechanismus von xenophober Angst, Abwertung und Ausgrenzung auszulösen, der immer auch mit einer Aufwertung der eigenen Kultur verbunden ist. Diese wird meist mit nationalem Selbstwertgefühl gekoppelt, das sich auf die nationale Literatur stützt, ein Bildungskapital, welches die Hegemonie legitimiert. Der Immigrationsroman greift diese Problematiken auf und analysiert die Subtilität ihrer Wirkungskreisläufe bzw. der Strategien, die es dem Einzelnen ermöglichen, sich vor den zerstörenden Effekten von Fremdzuschreibungen zu schützen.

1 Alltagsrassismus, Subjektivierung und Ent-Identifizierung

Um diese Prozesse und Strategien zu beschreiben, braucht man Begriffe. Mark Terkessidis hat die konkreten Erscheinungsformen und Wirkungsweisen des Alltagsrassismus an Migranten und Migrantinnen der zweiten Generation in Deutschland untersucht und ein Inventar rassistischer Situationen zusammengestellt. Um die Schlüsselerlebnisse der befragten Personen benennen zu können, hat er Begriffe gebildet, mit denen sich solche Erlebnisse abstrahieren lassen. Terkessidis spricht von Subjektivierungsprozessen, die erst durch rassistische Situationen ausgelöst werden. Idealtypisch verlaufen sie in der Reihenfolge: ‚Entfremdung', ‚Verweisung', ‚Entantwortung' und ‚Entgleichung' (Terkessidis 2004, 172-202). Mit ‚Entfremdung' bezeichnet Terkessidis ‚Urszenen', in denen ein Subjekt zunächst aufgrund körperlicher Merkmale, seines Namens oder auffälliger Kleidungsstücke als ‚anders' markiert wird und dadurch erstmals aus einem Kollektiv, dem es sich bis dahin zugehörig gefühlt hat, ausgegrenzt wird. ‚Verweisung' nennt er einen Prozess, durch den die betroffene Person durch Herkunftsdialoge an einen anderen Ort verwiesen wird. Denn die Nachfrage, woher jemand denn ‚wirklich' komme, nachdem er seinen Geburts- und Wohnort in Deutschland bereits angegeben hat, macht deutlich, dass er diesem Land nicht zugeordnet wird. Dieses Nachbohren nach seiner ‚eigentlichen' Herkunft, die die seiner Eltern oder Großeltern ist, löst im Sinne einer ‚Hingehörigkeit' einen Prozess aus, den er als ‚Entantwortung' bezeichnet. Sie nehmen dem Betroffenen die Verantwortung für sein persönliches Handeln, tut er doch alles, was er tut, wie ein ‚Türke', ein ‚Araber', ein ‚Koreaner', ein ‚Neger' oder ein *banlieusard*. Nicht die Einzelperson wird gesehen, sondern die ethnische, religiöse bzw. urban-territoriale Zugehörigkeit. Ablehnung und Antipathie betreffen immer auch die Kultur und Religion des Ausgegrenzten. Daraus resultiert ‚Entgleichung'. Sie beruht auf Hinweisen, mit denen ein meist klischeehaftes Defizit hervorgehoben wird, durch das Gleichheit ohne Vergleich verweigert wird. Durch ‚Entgleichung' werden dem Betroffenen die Konkurrenzfähigkeit und damit auch die Autonomie als Subjekt aberkannt. Als letztes, ebenfalls sehr brauchbares Konzept, übernimmt Terkessidis schließlich Luce Irigarays ‚Spekularisation', das im Kontext des Feminismus geprägt wurde. Damit lässt sich die Bildlichkeit der Identifikationsfolien thematisieren, die von allen Befragten im Hinblick auf das ihnen zugeschriebene Anders-Sein hervorgehoben wurde, vor allem aber auch ihre Spiegelfunktion. Denn Spekularisation bedeutet im erweiterten Kontext, dass dem als Fremden wahrgenommenen Subjekt ein negatives Phantombild übergestülpt wird, vor dessen Hintergrund der ihn so Wahrnehmende sich selbst im dadurch aufgerufenen Gegenbild positiv widerspiegeln kann. Da dieses Phantombild ein kollektives ist, das nicht mit dem Selbstbild der Gruppe übereinstimmt, kann der so Wahrgenommene keine Identität mit sich und der ihm zugeordneten Gruppe herstellen. Darüber hinaus sind diese Bilder mit Defiziten oder negativen Zuschreibungen verknüpft, die Minderwertigkeit suggerieren. Subjektivierung kann daher nur über Ethnizität oder Ent-Identifizierung verlaufen. Die Flucht in die Ethnizität ist häufig mit einem Rückzug auf Traditionen und religiöse Verhaltensregeln verbunden:

> Wenn man in einer Gesellschaft existiert, für die man keinerlei Bedeutung hat, ist die Suche nach den eigenen Wurzeln und der eigenen Identität eine Möglichkeit, zu zeigen, dass es einen noch gibt. (…) Jeder Angriff auf seine Kultur oder sein Milieu veranlasst den Einzelnen unweigerlich, sich auf sein Erbe zurückzuziehen und gerade dessen auffälligste Merkmale in Schutz zu nehmen. (Dubet 1994, 87, 148-150)

Ent-Identifizierung hingegen setzt einen Subjektivierungsprozess voraus, der aus dem Vergleich zwischen dem Eigenen und dem Anderen, dem Besonderen und dem Allgemeinen hervorgeht. Weil Rassismus dem Einzelnen diese Möglichkeiten des Vergleichs vorenthält, verwehrt er ihm die Entfaltung seines Selbstwertverständnisses. Der Ausweg führt nur über eine Durchdringung der Zusammenhänge von ‚Entfremdung' und ‚Entgleichung', die aber immer auch mit dem Anspruch verbunden ist, Veränderungen einzuleiten oder zu fordern.

Mit diesem Begriffsinventar können die Ursachen und die Verarbeitungsprozesse von Entfremdungserlebnissen sichtbar gemacht werden, die auch im Immigrationsroman auf verschiedene Weise dargestellt werden.

2 Subjektivierung und Ent-Identifizierung im frankophonen Immigrationsroman

Der sich besonders seit den 1990er Jahren auf subsaharische EinwanderInnen konzentrierende frankophone Immigrationsroman (siehe dazu Cazenave 1996, Albert 1999, Herzberger-Fofana 2000) rückt die Hoffnungen bzw. Enttäuschungen ins Blickfeld, die sie im Land ihrer Träume erleben. So sehen die Protagonisten meist nur die grauen Randzonen ihrer Traumstädte, in die sie seit ihrer Einreise abgeschoben werden. Dort erleben sie zunächst jene von Terkessidis definierten Urszenen der ‚Entfremdung' und ‚Entgleichung', bevor sie, in die Enge ethnischer Enklaven getrieben, meist kaum mehr Spielraum zur Identitätsentfaltung und Lebensplanung haben. Daher analysiert der Immigrationsroman vor allem die psychologischen Konsequenzen, die sich aus dem Schock enttäuschter Hoffnungen und erlebter Entfremdungserfahrungen ergeben. Sie spitzen sich im Spannungsfeld zwischen Tradition und Moderne meist auf fatale Weise zum Drama zu. *S'écrire*, sich selbst schreiben, heißt deshalb einesteils eine Darstellung und Verarbeitung leidvoller Erfahrungen der Selbstentfremdung, die bis zum Selbstverlust reichen kann. Andernteils handelt es sich um ein Abwägen verschiedener Selbst- und Fremdwahrnehmungen, die zu einer Befreiung von stigmatisierenden Zuschreibungen führen, die neue Räume für alternative Identitäten und Selbstdefinitionen eröffnen.

Auf der Basis von etwa zwei Dutzend Romanen lässt sich eine Entwicklung beobachten, die auch Unterschiede zwischen männlichen und weiblichen Autoren nahelegt. Es scheint, dass Autorinnen eher mit Tabus brechen als männliche Schriftsteller und dass Autorinnen eher sich selbst entwerfende Protagonistinnen schildern. So war es Marima Bâ, die es 1976 als erste afrikanische Schriftstellerin wagte, in ihrer *Une si longue lettre* über die weibliche Erfahrung mit Polygamie zu schreiben. Sie tat es mit Respekt gegenüber der

Tradition, aus der sie selbst sich noch nicht befreien konnte. Ihre, wie sie selbst, im Intellektuellenmilieu nach der Unabhängigkeit sozialisierte und engagierte Protagonistin Ramatoulaye verzichtet daher auf die Scheidung, als ihr Mann nach vielen Jahren Ehe eine sehr viel jüngere Zweitfrau nimmt: die Schulfreundin ihrer gemeinsamen Tochter. Ihre Freundin Aissatou hingegen, die dasselbe Schicksal erfährt, verlässt ihren Mann und beginnt ein neues, selbstbestimmtes Leben in den USA. Während Mariama Bâ das Für und Wider dieser beiden Frauenschicksale und ihrer eigenen Selbstfindung sorgfältig ergründete, brach die kamerunsche Schriftstellerin Calixthe Beyala in den 1980er Jahren erneut mit einem Tabu. Sie begann provokativ über Sexualität, Beschneidung und Gewalt gegen Frauen zu schreiben. Damit eröffnete sie einen Kanon von bis dahin nicht thematisierbaren Erfahrungen, der die Immigrationsliteratur seither prägt. Ken Bugul beschreibt beispielsweise eine Selbstsuche, die die sich selbst entfremdete Erzählerprotagonistin von einem Extrem ins andere treibt. Nachdem sie in Brüssel ihre Selbstsuche bis in die Prostitution getrieben hat, kehrt sie zurück in den Senegal und wird 28. Ehefrau eines Marabus, um die Weiblichkeit ihrer eigenen Kultur kennen zu lernen; eine Erfahrung, die sie in *Riwan ou Le chemin du sable* beschreibt. Fatou Diome hingegen hat alles auf Bildung gesetzt und lässt ihre Erzählerprotagonistinnen diese Karte als Joker ihres Lebens ausspielen.

Bei den Romanen männlicher Autoren, auf die hier nicht näher eingegangen werden kann, fällt hingegen auf, dass diese ihre Protagonisten eher in Aussichtslosigkeit stagnieren lassen. Dennoch ist auch hier eine starke Kreativität zu beobachten, mit der Erfahrungen der Selbstentfremdung oder des sozialen Abstiegs dargestellt werden. Dabei werden subtile Psychogramme erstellt, wie die eines Josephs in Biyaoulas *L'Impasse* oder der Figuren in Alain Mabanckous *Bleu-Blanc-Rouge*, die sämtlich einen zweiten Namen tragen, der auf ihre Schattenexistenz in Frankreich verweist. In *L'Impasse* wird die Schwierigkeit aufgezeigt, die Diskrepanz zwischen dem Lebensalltag in Frankreich und den Erwartungen der Familien in Brazzaville, zwischen der Liebe Josephs zu seiner weißen Freundin und dem Rassismus ihrer Familie auszuhalten. Die Spannung des Protagonisten Joseph äußert sich in den wellenartigen Migräneanfällen, die er erleidet, bis er durch die Behandlung eines Psychologen zu dem wird, was er immer abgelehnt hat, zum ‚*café au lait*' d.h. zu einem verweißlichten Schwarzen, der weder von den einen noch von den anderen akzeptiert und respektiert wird.

Meine Analyse konzentriert sich exemplarisch auf die Autorinnen Ken Bugul und Fatou Diome sowie auf den Schriftsteller Daniel Biyaoula.

3 Ken Bugul: *Le baobab fou* – Sozialisation und Selbstentfremdung

Die senegalesische Schriftstellerin Ken Bugul beschreibt die Konsequenzen eines zwiespältigen Kulturkontakts, der die Erzählerprotagonistin des autobiografischen Romans „Le baobab fou" (1984) fast in die Selbstaufgabe treibt. Umso wichtiger ist der Schreibprozess, der es ihr ermöglicht, dass „les êtres écrasés se rémémorent" – dass die Zermalmten sich ihrer selbst wieder erinnern können, wie die Autorin ihrem Roman als Motto voranstellt. Einer symbolisch mythischen *préhistoire* der mit der Autorin gleichnamigen Protagonistin Ken folgen daher ihre Erinnerungen. Mit deren Hilfe versucht sie, die Ursachen ihrer Selbstentfremdung zu ergründen und macht gleichzeitig auf die Gefahren bikultureller Sozialisation aufmerksam. Die Erinnerungen an ihre Abreise – sie hat aufgrund ihrer hervorragenden schulischen Leistungen ein Auslandsstipendium erhalten – rücken den Kern des Problems ins Blickfeld der Lesenden.

> Ce matin là nous nous faisions nos adieux. Je partais.
> Les autres restaient.
> Je partais très loin. Je m'arrachais pour tendre vers le nord.
> Le Nord des rêves, le Nord des illusions, le Nord des allusions,
> Le Nord référentiel, le Nord – Terre promise. (...)
> Ce fut le début d'une épopée que je vécus, moi, une femme, une Noire, qui pour la première fois accomplissait l'un de ses rêves, le plus cher. (33, 35)

> An diesem Morgen verabschiedeten wir uns. Die anderen blieben. Ich ging weit fort. Ich riss mich los gen Norden. Der Norden der Träume, der Norden der Illusionen, der Norden der Allusionen, der Norden aller Bezugspunkte, der Norden des gelobten Landes. (...) Das war der Beginn eines Epos, das ich erlebte, eine Frau, eine Schwarze, für die sich zum ersten Mal einer ihrer Träume erfüllte, der kostbarste.

Das Zitat macht deutlich, wofür der Norden, in diesem Falle Belgien steht: für Illusion, Traum und Hoffnung. Bugul analysiert, wie diese Illusionen entstanden sind und welch zerstörerische Macht sie in sich tragen. Die Ernüchterung beginnt bereits bei ihrem ersten Spaziergang durch Brüssel.

> J'avais commencé par m'acheter n'importe quoi. (...)
> Je marchais le long de la grande avenue lorsque j'avisais une vitrine de perruques. J'hésitai un peu, et décidée, j'y entrai.
> – Bonjour mademoiselle, vous voulez quelque chose? – disait en avançant vers moi une vendeuse surgie brusquement.
> – Oui, enfin, je je je regardais. Je balbutiais un peu. Mais qu'est-ce qui me prends, moi, qui parle si bien français?
> La vendeuse ne me laissa pas longtemps à mes pensées (...). Elle revint avec une perruque posée sur un mannequin.
> – Elle est belle, vous savez. Voulez vous l'essayez?
> (…) Elle voyait bien que cela ne m'allait pas du tout, (…).

– Non, ça ne va pas, disais- je.
– Oui, vous avez raison; pour vous, il faut des perruques afro. C'est votre genre. (…)
Dehors tout prit un rythme nerveux. (…) J'étais bouleversée. (…) Oui j'étais une noire, une étrangère et c'était la première fois que je m'en rendais compte. (49 f)

Ich begann mir alles Mögliche zu kaufen. (...)
Ich lief die große Avenue entlang, als ich ein Perückengeschäft sah. Ich zögerte, trat dann entschlossen ein.
– Guten Tag Mademoiselle, suchen Sie etwas? – sagte eine Verkäuferin, die plötzlich auftauchte und mir entgegenkam.
– Naja, eigentlich schon, ich, ich, ich schaute um. – Ich stotterte ein wenig. Was war denn los mit mir, die ich so gut Französisch sprechen konnte?
Die Verkäuferin ließ mir keine Zeit zum Nachdenken (...). Sie kam mit einer Perücke zurück.
– Sie ist schön, nicht wahr. Wollen Sie sie probieren? (…)
Sie sah, dass mir das gar nicht stand, (…)
– Nein, das steht mir nicht, sagte ich.
– Ja, Sie haben Recht; Sie bräuchten eine Afro-Perücke. Das ist ihr Stil. (…)
Draußen nahm alles einen nervösen Rhythmus an. (…) Ich war erschüttert (…).
(…) Ja, ich war eine Schwarze, eine Fremde (…) und es war das erste Mal, dass ich mir dessen bewusst wurde.

Dieses Zitat stellt eine charakteristische Urszene der Entfremdung heraus, wie sie in vielen Romanen immer wieder geschildert wird: das Erleben der Andersfarbigkeit. Für die Erzählerprotagonistin Buguls ist dies der Beginn einer Geschichte der Selbstentfremdung, die sie nach einer gescheiterten Beziehung mit einem belgischen Studenten und einem Homosexuellen der Brüsseler Schickeria aus Einsamkeit schließlich in die Prostitution führt, denn Hautfarbe und Prostitution werden durch die rassistische Diskriminierung von Schwarzen und die Degradierung von Frauen miteinander verknüpft. Sie wird der Protagonistin als einzig mögliche Rolle von verschiedenen weiblichen wie männlichen Figuren immer wieder angetragen.

Ken (...) tu es une Noire et tu es belle. Il faut que tu exploites cela. (...) Une femme ne peut être rien d'autre que de la consommation. (...) tu allies la féminité à l'intelligence et tu es noire. Alors, si tu veux gagner de l'argent, cesse de discuter avec les clients de métaphysique et de poésie. (120)

Ken (...) du bist eine Schwarze und du bist schön. Du musst das nutzen. (...) Eine Frau kann nur Konsumgut sein. (...) Du vereinst Feminität und Intelligenz und du bist schwarz. Wenn du also Geld verdienen willst, dann höre auf mit den Kunden über Metaphysik und Dichtung zu diskutieren.

Die Autorin stellt hier eine Problematik heraus, die schwarze Frauen zusätzlich betrifft, denn die Hautfarbe ist für sie nicht nur mit einer Entfremdung als

Individuum verbunden, sondern gleichzeitig mit einer Spekularisation ihrer Geschlechtsidentität. Es handelt sich um eine doppelte Entfremdung.

Wie nun aber kam es dazu, dass Ken die an ihre Schwärze gebundene *africanité* vergessen konnte und glaubte, in Belgien ihre gallischen Vorfahren finden zu können? Auf diese für die Erzählerin existenzielle Frage wird im vorletzten Kapitel eine Antwort gesucht, denn:

> J'avais trop joué avec un personnage: une femme, une Noire qui avait cru longtemps à ses ancêtres gaulois et qui non reconnue, avait tout rejeté à une enfance non vécue, à la colonisation, à la séparation du père et de la mère.
>
> Ich hatte zu sehr mit einer Figur gespielt: einer Frau, einer Schwarzen, die lange Zeit an ihre gallischen Vorfahren geglaubt hatte, und die, weil nicht anerkannt, alles auf eine nicht gelebte Kindheit zurückführte, auf die Kolonisation, die Trennung von Vater und Mutter.

Die Trennung ihrer Eltern und das Schweigen zwischen ihr und ihrer Mutter trieben sie schon früh in eifriges Lernen. Als Beste ihrer Klasse am französischen Gymnasium vertiefte sie sich in die Geschichte und die Lebensweise einer ihr fremden Kultur. Die Autorin macht auf die Problematik bikultureller Sozialisation bzw. fremdkultureller Bildung aufmerksam. Verläuft eine solche einseitig, dann bringt sie Selbstentfremdung hervor, die auch innerhalb der eigenen Kultur zu Entfremdung und Entgleichung führt. So lernt die Erzählerprotagonistin, bei verschiedenen Verwandten wohnend, insbesondere in der verwestlichten Familie ihres sich an seinen weißen Nachbarn orientierenden Bruders, die Lebensweise der Weißen kennen: Sie essen an einem Tisch mit Besteck, haben Bücher im Haus und bewegen sich anders. Die Erzählerprotagonistin nimmt diesen Habitus an.

> Être occidentalisé ne me semblait plus si facile. Ce n'était pas seulement l'école française. C'était tout un mode de vie. Je trouvais cela fatigant mais cela ne m'empêchait pas de souhaiter m'y mettre, de prendre toutes les manières jusqu'à la démarche.
>
> Verwestlicht zu sein, erschien mir nicht mehr so einfach. Das bedeutete nicht nur in die französische Schule zu gehen. Es handelte sich um den gesamten Lebensstil. Ich empfand das ermüdend, aber das hielt mich nicht auf, damit zu beginnen diesen Habitus zu erlernen, bis hin zur Art und Weise zu gehen.

So gilt sie bald als *toubab* (wolof: Weiße) in ihrem Dorf, erlebt eine Erfahrung der Entgleichung. In ihrer Einsamkeit gibt sie sich noch mehr ihren Träumen einer westlichen *terre promise* hin. Eine unausgewogene Sozialisation fördert also die Identifizierung mit einer fremden Kultur, die nicht gelingen kann, und wird gleichzeitig von einer *toubabization* überlagert (siehe dazu Hitchcott 2000, 63 ff).

4 Daniel Biyaoula: *Agonies* – Ethnizität und Ent-Identifizierung

Der Roman des Kongolesen Daniel Biyaoula beginnt mit dem Prolog einer anonymen männlichen Figur. Diese signalisiert den LeserInnen, dass sie sich auf eine tragische Geschichte einstellen müssen. Anschließend werden die Hauptfiguren eingeführt. Sie begegnen uns wie zufällig in der Tristesse eines vorstädtischen Szenarios, dessen Schicksalhaftigkeit uns von Beginn an ahnen lässt, dass es seinen Bewohnern wenig Chancen bietet, obwohl uns die Protagonistin Gislaine Yula als eine dynamische, selbstbewusste junge Frau vorgestellt wird, die genau weiß, was sie will. Gislaine wird vom Büro der Sozialwohnungsvermittlung ein Appartement in Parqueville vermittelt. Es ist ein fiktiver Name, dessen Beschreibung auf jede der vielen Pariser Banlieues passt, in denen überwiegend Nord- und Westafrikaner leben.

> Non pas à Manhattan qu'on se serait cru, mais dans une ville de clapiers géants, avec des cages minuscules où les gens étaient bien encaqués, au balcon desquelles étaient entassés des objets de toutes sortes, des bouts de décharge, pendus habits, chiffons et hardes qu'on faisait sécher. (…) Des basanés surtout qui y habitaient. Si on ne savait pas ce que c'était que des gens comme ça, pas de doute, là qu'il fallait aller pour s'éduquer. A portée de main qu'on l'avait, la gamme de basanés. Et riche qu'elle était, vraiment. On y trouvait de tout. Du noir le plus sombre au brun le plus clair. Des aborigènes aussi. Des Blanc, quoi ! Souvent, le visage livide, hâve ou boursouflé et cramoisi, le cheveu gras, la mine sordide, négligée qu'ils trimbalaient. Naturellement ils regardaient tous les autres par-dessus la tête. Mais presque pareils que les basanés qu'ils étaient considérés par leurs semblables qui n'y vivaient pas, vu qu'ils portaient aussi sur eux la tare des tares: la pauvreté. (14/15)

> Es war nicht Manhattan, in das man sich versetzt fühlte, sondern eine Stadt aus riesigen Kaninchenställen, mit winzigen Käfigen, in denen die Leute eng zusammengepfercht lebten; auf ihren Balkonen stapelten sich Gegenstände aller Art, Sperrmüll, aufgehängte Kleidung, Lumpen und Fetzen, die man trocknen ließ. (…) Vor allem Farbige lebten dort. Wenn man keine Ahnung hatte, was da für Leute lebten, kein Zweifel, dort musste man hingehen, um es zu erfahren. Zum Greifen nahe hatte man sie, die gesamte Palette der Farbigen. Und wie farbig, das war sie wirklich. Da fand man von allem etwas. Vom dunkelsten Schwarz bis zum hellsten Braun. Auch Eingeborene. Weiße eben! Das Gesicht leichenblass, ausgezehrt oder aufgedunsen und dunkelrot, das Haar fettig, das Aussehen schmutzig, verwahrlost, so liefen sie oft durch die Gegend. Natürlich schauten sie auf alle anderen herab. Aber von ihresgleichen, die nicht da lebten, wurden sie fast genauso wie die Farbigen betrachtet, da auch sie vom Makel der Makel gezeichnet waren: von der Armut.

Der Autor beschreibt nicht nur die Wohnblöcke, ihre bröckelnden Fronten und zerstörten Fensterscheiben, sondern er liefert auch eine Bestandsaufnahme der Bewohner. Ihre Hautfärbungen zeigen, dass es sich um eine heterogene Gemeinschaft handelt, in der sich auch Weiße befinden. Auch wenn diese eben-

falls von Armut betroffen sind und von ihresgleichen an den unteren Rand der sozialen Hierarchie gestellt werden, erhebt sie ihre Hautfarbe jedoch immer noch über ihre farbigen Mitbewohner.

Als Gislaine die ihr zugewiesene Wohnung aufsucht, stockt ihr der Atem; sie macht auf der Stelle kehrt und geht zum Vermittlungsbüro zurück. Der Dialog, der sich dort entspinnt, macht deutlich, was es für den Einzelnen bedeutet, dort zu wohnen, aber auch, dass dunkle Hautfarbe und Banlieue zusammen gehören:

> Je ne veux pas de l'appartement que vous m'avez attribué! (…) Madame, quand j'ai vu l'immeuble, madame, quand j'ai senti l'odeur qui se dégageait dans le hall, et puis la saleté, les graffitis qu'il y avait dedans, je n'ai pas eu le courage d'aller plus loin! Et puis les gens, madame! (...) Je ne pourrai jamais vivre dans ce quartier! Trouvez-moi un appartement ailleurs, s'il vous plaît! (16)

> Ich möchte die Wohnung nicht, die Sie mir zugewiesen haben! (...) Madame, als ich den Wohnblock gesehen habe, Madame, als mir der Geruch in die Nase gestiegen ist, der sich in der Halle ausbreitete, und dann der Dreck, die Graffitis darin, da hatte ich nicht den Mut weiterzugehen! Und dann erst die Leute, Madame! (...) Ich könnte niemals in diesem Viertel leben! Finden Sie woanders eine Wohnung für mich, bitte!

Die Antwort ist vernichtend und richtungweisend:

> C'est des gens comme vous qui sont là-bas, non? De toute façon vous verrez que vous vous y ferrez, vous verrez! De toute façon, vous n'avez pas le choix! (...) Je suis désolée, mademoiselle! Je ne peux rien faire pour vous! Et si vous le refusez, on le donne à quelqu'un d'autre! Il y a beaucoup de gens qui attendent d'en avoir un, vous savez! Et ne comptez pas qu'on vous proposera un autre de sitôt!

> Das sind doch Leute wie Sie, die da leben, nicht? Sie werden sehen, Sie werden da schon zurechtkommen, Sie werden sehen! Jedenfalls haben Sie sowieso keine andere Wahl! (...) Tut mir leid, Mademoiselle! Ich kann nichts für Sie tun! Und wenn Sie sie ablehnen, geben wir sie jemand anderem! Es gibt viele Leute, die darauf warten, eine zu bekommen, wissen Sie! Und glauben Sie bloß nicht, dass man Ihnen so bald eine neue anbieten wird.

Das Zitat schildert eine Urszene der Entgleichung, die hier nicht durch Hingehörigkeit zu einem Ursprungsland, sondern durch Hingehörigkeit zu einer urbanen Zone entsteht; einer Zone der Ausgrenzung, die die Lebenspläne und Hoffnungen der Protagonistin von Anfang an zum Scheitern verurteilen, denn sie gerät dadurch in die Bannkreise des ethnischen Kollektivs. Biyaoula schickt seine Heldin in einen aussichtlosen Kampf, der sich im Spannungsfeld zwischen Tradition und Moderne vollzieht. Dennoch versucht sie zunächst, das Beste aus ihrer Wohnung zu machen, vor allem aus ihrem Leben, denn:

> Moderne, on ne l'est pas seulement extérieurement, par son allure, son accoutrement, ses manières, sa peau, ses cheveux (…). Mais jusqu'à dans son coeur, dans sa tête et dans son âme qu'on l'est, moderne. Et pour une Africaine ultramoderne comme Gislaine Yula, il s'agissait aussi d'être libre de disposer de sa personne. (28)

> Modern, das ist man nicht nur in der äußeren Erscheinung, durch sein Benehmen, seine Aufmachung, seine Manieren, seine Haut, seine Haare (...). Tief in seinem Herzen, in seinem Geist und in seiner Seele ist man es, modern. Und für eine ultramoderne Afrikanerin wie Gislaine Yula ging es darum, frei über sich selbst bestimmen zu können.

Dass dies in der ethnischen Enklave der Banlieue nicht so einfach ist, macht Biyaoula am Figurenreichtum seines Romans deutlich. Da diese fast alle untereinander verwandt oder bekannt sind, kann er die fatalen Verstrickungen des Einzelnen in die ethnische Enklave überzeugend inszenieren. Aus ihr gibt es kein Entkommen, immer schließt sich der Kreis, auch für die zweite weibliche Protagonistin Maud. Die Freundschaften und Liebesbeziehungen werden beiden jungen Frauen zum Verhängnis, weil sie sich über die Grenzen und Regeln des Kollektivs hinwegsetzten, als Mitglied ihrer ethnischen Gruppe und als Frau. Ethnische Zugehörigkeit und gekränkte männliche Eitelkeit, die durch den Rückzug in Tradition und innerethnischen Rassismus gestützt werden, lassen den Roman schließlich in das von Beginn an angedeutete Drama kippen. Die Schlüsselszenen für die Schürzung des Knotens und die Peripetie spielen sich in der Diskothek *Tam-Tam* ab. In der ersten Szene lässt Gislaine Nsamu stehen, der sie bedrängt, und tanzt mit dem ihr noch fremden Camille, mit dem sie eine Liebesbeziehung eingeht. Das zweite Mal, nachdem sie erfahren hat, dass Camille gleichzeitig eine Beziehung mit einer reichen weißen Gönnerin führt, die seinen Lebensunterhalt sichert, lässt sie Camille stehen und tanzt mit Nsamu.

Diese öffentliche Blamage vertragen beide Männer nicht. Der eine, Nsamu, verfolgt das Liebespaar (Gislaine und Camille) bis er es zerstört. Dazu nutzt er auch die sich zuspitzenden kriegerischen Ereignisse im Heimatland, durch die auch in der Diaspora ethnische Spannungen erzeugt werden. Sie liefern Nsamu ein Argument, denn jetzt geht es nicht mehr um seine gekränkte Männlichkeit, sondern darum, Gislaine vor einem feindlichen Stammesangehörigen zu bewahren. So wird Gislaines Versuch, mit Camille eine sozusagen moderne, ethnische Differenzen überbrückende Liebesbeziehung zu führen, durch den eifersüchtigen Nebenbuhler systematisch zerstört und Camille wird aus verzweifelter Wut zum Mörder, als der Zufall alle drei in Gislaines Wohnung zusammenführt.

Auslöser des Dramas ist die moderne Selbständigkeit Gislaines. Sie steht sowohl dem machistischen Selbstbild Nsamus im Wege, als auch dem traditionellen Verständnis Camilles. Beide sind nicht in der Lage, die Freiheit, mit der Gislaine sich zu entscheiden vermag, zu akzeptieren.

Biyaoulas Roman steht exemplarisch für eine Reihe von Romanen, die die psychischen Belastungsgrenzen von ImmigrantInnen der zweiten Generation

schildern: Marginalisierung in allen Bereichen gesellschaftlichen Lebens und Stigmatisierung als postmoderne Verlängerung einer imperialistischen, Identitäten vernichtenden Politik einerseits. Übertriebene Heimatliebe und extremer Traditionalismus andererseits, wie der Autor inbesondere an den Nebenfiguren Gabirel Nkessi und seiner Tochter Maud zeigt. Gabriel kann seine Abneigung gegen Weiße nicht überwinden, weil er durch alltagsrassistische Erlebnisse tief verletzt ist. Es handelt sich um typische Urszenen, wie Terkessidis sie beschreibt. Auch seiner Heimat ist Gabriel entfremdet, was ihn in eine Identitätskrise stürzt: „Comme s'il ne pouvait plus vivre nulle part, (…) Une malaise immense que ça créait en lui. Mais il s'était trouvé un bon responsable de son mal-être: le Blanc." (44) (Wie wenn er nirgendwo leben könnte, … Ein ungeheures Unwohlsein erzeugte das in ihm. Aber er hatte einen geeigneten Verantwortlichen für sein Unbehagen gefunden: den Weißen.). Maud hingegen gehört einer Generation an, die kulturelle Zerrissenheit zwar im Rahmen ihrer Sozialisation erlebt, sich aber in Frankreich zu Hause fühlt. Während das Nirgendwo Identität nicht nur spaltet, sondern untergräbt, kann Maud beide Kulturen für sich vereinen; Gislaine bescheibt sie daher als eine „Noire-Blanche" (24).

Als Gabriel entdeckt, dass seine Tochter Maud einen französischen Freund hat, durchstoßen ihn die tief sitzenden Demütigungen ‚wie eine Lanze'. So schickt er Maud schließlich in sein ihr fremdes Heimatland. Perspektiven werden keine eröffnet, aber Mauds trotzige Hoffnungen stehen für eine ganze Generation: „Elle finit par se dire que c'était le tribut que Guy et elle devaient payer pour pouvoir vivre ensemble un jour." (218) (So sagte sie sich schließlich, dass das wohl der Preis dafür sei, den Guy und sie dafür bezahlen müssten, um eines Tages zusammenleben zu können). Enttäuschung und Hoffnung werden hier im Rahmen eines Zusammenstoßes zweier Generationen beleuchtet. Die Entfaltung moderner, den Verhältnissen entsprechender Individualität, wie Maud sie erstrebt, wird innerhalb der Diaspora also vor allem durch den Alltagsrassismus blockiert, den die Väter erleben. Er steigert ihre Traditionalität und erzeugt schwarzen Rassismus.

5 Fatou Diome: *La préférence Nationale* – Spekularisation und ‚Rück-Spiegelung'

In ihrer Novellensammlung von 2001 mit dem Titel *La préférence Nationale* schreibt die in Straßburg, also in einer der Hochburgen Le Pens lebende senegalesische Autorin über die Erfahrungen, die sie bei ihrer Arbeitssuche machte. Die Erzählerprotagonistin der Novelle *Le visage de l'emploi* stellt gleich zu Beginn heraus, was es bedeutet AfrikanerIn zu sein:

> (...) africain est synonyme d'ignorance et de soumission. Je me dis que c'est sans doute pourquoi, dans ce pays, même les métiers ont des visages. Surtout les plus durs et les plus mal payés. Quand vous entendez un marteau-piqueur, inutile de

> vous retourner, c'est à coup sûr un noir, un turc, un arabe qui tient la manette. Quant au bruit des aspirateurs, il signale presque toujours la présence d'une Africaine, d'une Portugaise ou d'une asiatique. (65)

> (...) afrikanisch ist gleichbedeutend mit Unwissen und Unterwerfung. So sagte ich mir, dass dies wohl der Grund dafür sei, dass in diesem Land sogar Berufe Gesichter haben. Besonders die schweren und am schlechtesten bezahlten. Wenn Sie eine Handramme hören, völlig unnötig, dass Sie sich umdrehen, mit Sicherheit ist es ein Schwarzer, ein Türke oder Araber, der am Griff steht. Was das Sausen der Staubsauger angeht, so signalisiert es fast immer die Anwesenheit einer Afrikanerin, Portugiesin oder Asiatin.

Das Zitat zeigt, wie Identifikationsfolien einer xenophob unterfütterten Spekularisation aufgegriffen und durch eine ausgeprägte Metaphorik visibilisiert und entlarvt werden können. Dieser Wirkungsmechanismus der Metapher wird vor dem Hintergrund kognitiver Metaphernmodelle deutlich (Lakoff/Johnson u.a.). Ihre Konzeptualisierung ermöglicht es, Metaphern neu zu perspektivieren. Sie werden als kognitive Instrumente betrachtet (Zimmer 2008), durch die andere Sichtweisen auf ein Thema oder eine Problematik auch auf die LeserInnen übertragen werden können. Dies geschieht über Implikationszusammenhänge, durch die bestimmte Aspekte, assoziierte Gemeinplätze, sowie die damit erzeugten Stimmungen und Wertungen in den Mittelpunkt gerückt werden. Über solche Filter werden Verknüpfungen und Assoziationen hergestellt, die dazu dienen, bestimmte Aspekte gesellschaftlicher Wirklichkeit zu konstituieren bzw. gewohnte Sichtweisen aufzubrechen, wenn die implizierten Gemeinplätze – meist durch Ironie, starke Bildlichkeit oder karikatureske Übertreibung – offen gelegt werden.

Das folgende Zitat komprimiert die Erfahrung der schwarzen Hautfarbe als ein unausweichliches Stigma, indem es Entfremdung und Entgleichung mit verschiedenen Implikationssystemen verknüpft.

> Strasbourg, une ville virile qui porte sa cathédrale comme une érection destinée au ciel. Là, j'ai hiberné de janvier à mai, ne sortant que lorsque je ne pouvais faire autrement. Dehors, tout était uni-forme. L'égalité n'avait jamais aussi bien porté son nom, – personne n'échappait à l'emballage: manteaux, gants, écharpes et bottes créent dans l'espace d'un hiver une race artificielle, celle des emmitouflés. Les gens n'étaient plus que des boules de laine et couleurs industrielles. Les races étaient masquées. (...) L'été arriva après s'être fait désirer durant de longs mois. Sans une once de pudeur, il dévoila ses formes. Il s'exprimait avec l'arrogance dans les beaux corps, et feignait la gêne dans les plus ingrats. Chacun se vit affublé de sa carte d'identité organique. – On ne traîna plus de manteaux, d'écharpes, de gants et de bottes, mais la totalité de ses origines, sa peau. Certain portèrent la leur comme un trophée, d'autres comme une croix. (57/ 58)

Straßburg, eine männliche Stadt, die ihre Kathedrale trägt wie eine in den Himmel gerichtet Erektion. Dort habe ich von Januar bis Mai Winterschlaf gehalten, habe das Haus nur verlassen, wenn es nicht anders ging. Draußen war alles einförmig. Die Gleichheit ist ihrem Namen niemals gerechter geworden, niemand konnte sich der Verpackung entziehen: Mantel, Handschuhe, Schal und Stiefel schufen im Winter eine künstliche Rasse, die der Vermummten. Die Menschen waren nur Wollknäuel und Industriefarben. Die Rassen waren maskiert. (...) Der Sommer kam, nachdem er viele Monate auf sich warten ließ. Ohne einen Funken von Scham zeigte er seine Formenvielfalt. Mit Arroganz kam er in den schönen Körpern zum Ausdruck, bei den weniger Begnadeten täuschte er Verlegenheit vor. Jeder sah sich mit seinem organischen Personalausweis versehen. Man trug keine Mäntel, Schals, Handschuhe und Stiefel mehr zur Schau, stattdessen zeigte man seine Herkunft: seine Haut. Manche trugen die ihre wie eine Trophäe, andere wie ein Kreuz.

Über das Implikationssystem des natürlichen Jahreszeitenwechsels wird die Unausweichlichkeit herausgestellt, mit der die Hautfarbe zum organischen Personalausweis wird und jede Gleichheit a priori unmöglich macht. Grausam entblößt der Sommer die Nacktheit und damit die Ungleichheit. In diesem Sinne deutet auch das eingebrachte Implikationssystem der Passionsgeschichte den unvermeidlichen Leidensweg an. Vor allem aber greift sie das Stigma der Unwissenheit auf, um es zu dekonstruieren. Die Ich-Erzählerin hat bei den Duponts Arbeit als Haus- und Kindermädchen gefunden. Diome beschreibt die vielen demütigenden Situationen, die die Erzählerprotagonistin täglich ertragen muss, bis sie sich schließlich wehrt:

– Toi savoir allumer vidéo?
– Non Madame, répondis-je.
Elle me considéra, mi-maternelle, mi-méprisante:
–Toi tête à réfléchir?
Puis se tournant triomphalement vers son mari, avant de me jauger à nouvelle elle proféra:
– *Cogitum sum*, je *suis* pensée, comme dirait Descartes. (...)
Cette(?) fois c'en était trop, l'outrage était grand et l'héritage de Descartes menacé. Je ne pouvais pas empêcher (?) qu'elle fît la savante à mes dépenses, mais j'exigeais qu'elle le fît correctement. Alors je rétorquai à Madame:
– Non Madame, Descartes dit *Cogito ergo sum*, c'est à dire „je pense donc je suis", comme on peut le lire dans son *Discours de la Méthode*. (69/70)

– Du können Video anschalten?
– Nein Madame, antwortete ich.
Sie betrachtete mich halb mütterlich, halb verächtlich:
– Du haben Kopf zum Nachdenken?
Dann drehte sie sich triumphierend zu ihrem Mann um; bevor sie mich erneut maß, sprach sie:
– *Cogitum sum*, ich bin gedacht, wie Descartes sagen würde. (...)

> Dieses Mal war es zu viel, die Beleidigung war groß und das Erbe Descartes bedroht. Ich konnte nicht verhindern, dass sie auf meine Kosten die Gelehrte spielte, aber ich verlangte, dass sie es richtig tat. Deshalb erwiderte ich Madame:
> – Nein, Madame, Descartes sagte *Cogito ergo sum*, d.h. „ich denke also bin ich", wie man in seinem *Discours de la Méthode* nachlesen kann.

Was wird in dieser ernst-heiteren Satire mit dem symbolischen Wert des nationalen, die Hegemonie des Franzosen untermauernden Bildungskapitals gemacht? Zunächst wird deutlich, wie sehr das aus Zeiten des Kolonialismus stammende Bildungskonzept nachwirkt. Aber die Autorin zeigt auch, dass der damit verbundene soziale Aufstieg nur auf leeren Versprechungen beruht. Vor allem aber macht sie den Anspruch des Durchschnittsfranzosen auf kulturelle Hegemonie zunichte, indem sie das klischeehafte Defizit mangelnder Intelligenz und Bildung negiert. Damit wird der Mechanismus der Spekularisation zerstört. Denn das Phantombild fällt auf den Projizierenden zurück. So wird dem sich darauf stützenden Rassismus der Boden entzogen. Ein ähnliches intertextuelles Spiel treibt Diome in der Novelle *Cunégonde à la bibliothèque* mit einem Klassiker der französischen Literatur.

6 Resümee

Die Literatur subsaharischer ImmigrantInnen konzentriert sich auf die Analyse gesellschaftlicher Entfremdungsmechanismen sowie auf die Identitätsarbeit eines sich selbst (er)findenen Subjekts. An den Protagonistinnen wird zum einen die Verarbeitung leidvoller Erfahrungen der Selbstentfremdung und Fremdbestimmung detailliert ausgeleuchtet. Zum anderen werden Prozesse der Bewusstseinsbildung und Identitätsarbeit dargelegt, die auf der Basis einer Ent-Identifizierung die Konstruktion neuer Identitäten in Gang setzen.

Am autobiografischen Roman Ken Buguls *Le baobab fou* wurde die Identitätsproblematik sichtbar, die aus der Kombination von Hoffnung und Enttäuschung durch eine fehlgeschlagene Sozialisation über Entfremdung und geschlechtsspezifische Spekularisation erwächst. Ihr Roman ist daher als Autopsie einer Selbstentfremdung und *toubabization* zu bezeichnen. In Daniel Biyaoulas *Agonies* wird das Subjektivierungsbestreben durch Ent-Identifizierung unter dem Druck kollektiver Kräfte ergründet. Der Versuch seiner Protagonistinnen, sich im Spannungsfeld zwischen zwei Kulturen, zwischen Tradition und Modernität neu zu erfinden, scheitert an einem durch Traditionalität untermauerten Machismo der gleichaltrigen Männer bzw. an einer durch Rassismuserfahrungen selbst zum Rassismus getrieben Vätergeneration. Fatou Diomes Novellen hingegen stellen das hegemoniale Bildungskapital ‚Literatur' ins Zentrum und zeigen, welche Rolle es bei der Überwindung rassistischer Zuschreibungen spielen kann. Sie operiert insbesondere mit Metaphern, die ihr ein vielschichtiges Spiel mit Allgemeinplätzen und literarischen Implikationssystemen ermöglichen, über das rassistische Zuschreibungen unterminiert werden.

Literatur

Albert, Christine (1999) *L'immigration dans le roman francophone contemporain*. Paris: Karthala.

Arndt, Susan (2000) *Feminismus im Widerstreit. Afrikanischer Feminismus in Gesellschaft und Literatur*. Münster: Unrast.

Cazenave, Odile (1996) *Afrique sur Seine: une nouvelle génération de romanciers africains à Paris*. Paris: L'Harmattan.

Cazenave, Odile (2000) *Rebellious Women. The New Generation of Female African Novelists*. Boulder/ London: Lynne Rienner Publishers.

Dubet, François/ Didier Lapeyronnie (1994) *Im Aus der Vorstädte. Zerfall der demokratischen Gesellschaft*. Stuttgart: Klett-Cotta.

Herzberger-Fofana, Pierette (2000) Littérature féminine francophone d'Afrique noire: suivi d'un dictionnaire de romancières. Paris: L'Harmattan.

Kimminich, Eva (2003) „‚Lost Elements' im ‚*Mikro*Kosmos'. Identitätsbildungsstrategien in der Vorstadt- und Hip-Hop-Kultur." *Kulturelle Identität. Konstruktionen und Krisen*. Hg. Eva Kimminich. Frankfurt/M. u.a.: Peter Lang, 45-88.

Kimminich, Eva (2006) „*Citoyen* oder Fremder? Ausgrenzung und kulturelle Autonomie in der Banlieue Frankreichs." *Archiv für Sozialgeschichte* 46: Integration und Fragmentierung in der europäischen Stadt. Bonn: J.H.W. Dietz Nachf., 505-538.

Kimminich, Eva (2006) „Schreibhalde Banlieue: Streifzug durch eine re-kreative Nische – Immigrationsliteratur und Rap." *Black Paris. Kunst und Geschichte einer Schwarzen Diaspora*. Hg. Tobias Wendel u.a. Wuppertal: Peter Hammer Verlag, 314-329.

Lakoff, Mark/ Johnson George (1999) *Leben in Metaphern. Konstruktion und Gebrauch von Sprachbildern* [1980]. Übersetzt aus dem Amerikanischen von Astrid Hildenbrand. Heidelberg: Carl-Auer-Systeme.

Terkessidis, Mark (2004) *Die Banalität des Rassismus. Migranten zweiter Generation entwickeln eine neue Perspektive*. Bielefeld: Transcript.

Zimmer, Felicitas (2008) *Metaphern im frankophonen afrikanischen Roman am Beispiel der senegalesischen Schriftstellerin Fatou Diome*. Universität Freiburg (Magisterarbeit).

Zitierte Romane

Bâ, Mariama (2002) *Une si longue lettre*. Paris: Le serpent à plumes.

Biyaoula, Daniel (1996) *L'Impasse*. Paris: Présence Africaine.

Biyaoula, Daniel (1998) *Agonies*. Paris: Présence Africaine.

Bugul, Ken (1984), *Le baobab fou*. Dakar u.a.: Les Nouvelles Éditions africaines.

Bugul, Ken (1999) *Le chemin du sable*. Paris/Dakar: Présence Africaine.

Diome, Fatou (2001) *La préférence Nationale*. Paris: Présence Africaine.

Diome, Fatou (2004) *Le ventre de l'Atlantique*. Paris: Carrière.

Mabankou, Alain (1998) *Bleu-Blanc-Rouge*. Paris: Présence Africaine.

Rüdiger Heinze

„Was die Menschen vergessen, bewahren die Zellen“: Jeffrey Eugenides’ *Middlesex*

> *Ich wurde zweimal geboren: zuerst, als kleines Mädchen, an einem bemerkenswert smogfreien Januartag 1960 in Detroit und dann, als halbwüchsiger Junge, in einer Notfallambulanz in der Nähe von Petoskey, Michigan, im August 1974. (...) Auf meiner Geburtsturkunde lautet mein Name Calliope Helen Stephanides. Mein neuester Führerschein (ausgestellt von der Bundesrepublik Deutschland) nennt als meinen Vornamen schlicht Cal. (...) Wie Teiresias war ich erst das eine und dann das andere. (...) Nun aber, mit einundvierzig, spüre ich, dass mir noch eine weitere Geburt bevorsteht. Nachdem ich sie jahrzehntelang vernachlässigt habe, denke ich auf einmal an verstorbene Großtanten und -onkel, verloren geglaubte Großväter, unbekannte Cousinen fünften Grades oder, im Falle einer aus Inzucht hervorgegangenen Familie wie der meinen, an all das zugleich. Und daher möchte ich, bevor es zu spät ist, etwas endgültig niederschreiben: die Achterbahnfahrt eines Gens durch die Zeit. Singe jetzt, o Muse, die Geschichte der rezessiven Mutation auf meinem Chromosom fünf.*
>
> Eugenides 2002, 11 f[1]

So beginnt Jeffrey Eugenides’ Roman *Middlesex*. Fast alle Themen des Buches sind hier bereits angesprochen. Der Erzähler singt ein Epos von homerischen Ausmaßen: die Geschichte bzw. „Achterbahnfahrt“ eines Gens durch die Zeit. Wie ich zeigen möchte, besteht diese eine Geschichte aus vielen Geschichten und noch mehr Anspielungen, Mythen und Motiven, alle verbunden durch die Frage nach Identität bzw. Identitäten. *Middlesex* ist Bildungsroman, Generationenportrait, Einwandererschicksal, Zeitgeschichte und mehr. Der vorliegende Essay ist ein Versuch, diese Geschichten und ihre prägenden Stationen anhand der von ihnen aufgeworfenen Kernfragen nach Identität aufzuschlüsseln: Wer sind wir, und warum? Woher kommen wir? Wie viel von uns ist genetisch determiniert, wie viel Prägung?

In Anbetracht dieser weit reichenden Fragen verwundert es nicht, dass die Antwort, sofern es eine einheitliche gibt, etwas ausführlicher ausfällt – die deutsche Übersetzung hat 734 Seiten – und dass der Erzähler, wie er selbst

auf den ersten Seiten ankündigt, sich zahlreiche typisch homerische Freiheiten nimmt, wie beispielsweise über Ereignisse zu erzählen, von denen er nichts wissen kann. Der Roman ist ein Rückblick des 41-jährigen in Berlin lebenden Cal nicht nur auf sein bisheriges Leben, sondern auch auf die Geschichte seiner Familie von den Großeltern bis in die Gegenwart, also in das Jahr 2002, und die Geschichte ‚seines' Gens, welches ihn zu einem 5α-Reduktase Pseudohermaphroditen macht (chromosomales Geschlecht und gonadales Geschlecht stimmen nicht mit dem Aussehen der Genitalien sowie den sekundären Geschlechtsmerkmalen überein).

Für einen Roman, der aus einer Vielzahl an Geschichten besteht, die immer wieder die Frage nach Identität und Hybridität[2] aufwerfen, ist dies eine ausgesprochen sinnstiftende Perspektive. Der Erzähler vergleicht sich immer wieder mit Teiresias, dem blinden Seher der griechischen Mythologie, der zeitweise Mann, zeitweise Frau war; darüber hinaus spielen Ovids *Metamorphosen* eine wichtige Rolle, ebenso wie der Minotaurus und diverse Monster: Diese sind Grenzgänger, Hybride, verwandelte oder sich ständig wandelnde Wesen, die unsere Vorstellungen von Normalität und Einheit in Frage stellen; schließlich heißt der Erzähler bzw. die Erzählerin Kalliope: Sie ist die älteste und weiseste der Musen, die Muse der epischen Dichtung, deren Zeichen die Schreibtafel ist, und der zufolge Geschichten und Mythen uns verstehen helfen, wer wir sind bzw. woher wir kommen, indem sie uns die Welt erklären. Sie will uns auch deutlich machen, dass die Vergangenheit und unser Verständnis von ihr die Gegenwart und die Zukunft bestimmen.

Eine kurze Literaturgeschichte

2002 erschienen, gewann *Middlesex* 2003 den Pulitzer-Preis. In der amerikanischen Rezeption ist der Roman wiederholt als Komplementstück zu Jonathan Franzens 2001 erschienenem *Die Korrekturen* bezeichnet worden, weil beide vorgeblich den alten Ruf nach einer ‚Great American Novel' erfüllten, der immer wieder in Zusammenhang mit – oft nationalistischen – Debatten einer eigenständigen kulturellen Identität der USA ertönt. Aus dem Vergleich lassen sich einige wichtige Erkenntnisse ziehen: Franzens Buch handelt von einer beinahe prototypischen *WASP*[3]-Familie der Gegenwart mit der üblichen *middle class-Angst* vor dem sozialen und materiellen Abstieg. *Middlesex* erzählt eine andere Geschichte; eine, die nicht in gleichem Maße *WASP* und *white mainstream* ist, aber ebenso prototypisch amerikanisch: die Geschichte einer Einwandererfamilie im Laufe des 20. Jahrhunderts. Der Roman illustriert damit die vielfach beschworene Zentralität von Immigration für die US-amerikanische Geschichte. Der Historiker Oscar Handlin hat dies in seinem berühmten Buch *The Uprooted* beschrieben: „Once I thought to write a history of the immigrants in America. Then I discovered that the immigrants *were* American history" (1951, 3).
Einwandererromane bzw. -(auto-)biografien wie *Middlesex* erscheinen in der amerikanischen Literaturgeschichte erstmals während der großen Immigra-

tionswelle zwischen 1890 und 1920; allerdings ist die Mehrheit der bisherigen Texte erst in den letzten dreißig Jahren erschienen, nach dem *Immigration and Nationality Act* von 1965 und seiner Implementierung 1968. Dieser hob die rassistischen Quoten-Gesetze[4] von 1921 und 1924 auf und ermöglichte so eine weitere große Migrationsbewegung, hauptsächlich aus dem asiatischen und mittelamerikanischen Raum, und die entsprechende Zunahme literarischer Produktionen der zugewanderten ethnischen Gruppen.[5] *Middlesex* ist also eines von zahlreichen Büchern, die die Geschichte einer Einwandererfamilie erzählen,[6] wenn auch mit dem wesentlichen Unterschied der Erzählerfigur.

Eine (Einwanderer-)Familiengeschichte

Cals Großeltern Desdemona und Lefty sind Schwester und Bruder und verlieben sich ineinander. In Folge des Griechisch-Türkischen Kriegs von 1919 bis 1922 fliehen sie aus ihrem kleinasiatischen Bergdorf nach Smyrna und entkommen von dort auf einem Schiff mit Flüchtlingen. Knapp dem Tode entronnen, ohne Freunde und Familie, entschließen sie sich, ihrer Liebe nachzugeben. Vor den Mitreisenden auf dem Schiff täuschen sie eine beginnende Romanze zweier Fremder vor:

> Jedes Mal, wenn Lefty Desdemona an Deck traf, tat er, als habe er sie erst kürzlich kennen gelernt. (...) Auch Desdemona spielte ihre Rolle. (...) Auf der ganzen Überfahrt spielten sie diesen Phantasieflirt durch, und ganz allmählich glaubten auch sie ihn. Sie ersannen Erinnerungen, improvisierten ein Schicksal. (Warum taten sie das? Warum nahmen sie solche Mühen auf sich? Hätten sie nicht auch sagen können, sie seien schon verlobt? Oder dass ihre Ehe bereits Jahre vorher arrangiert worden sei? Ja, natürlich hätten sie das tun können. Aber sie wollten ja nicht die anderen Reisenden täuschen, sondern sich selbst). (102)

Desdemona und Lefty heiraten, entwerfen sich eine neue Vergangenheit und erträumen sich eine neue Zukunft, wie alle auf dem Schiff. Passenderweise ist das Schiff auf dem Weg nach Amerika: Zwar ist die große Einwanderungswelle zwischen 1880 und 1920 schon vorbei und die rassistischen Zuwanderungsgesetze sind in Kraft bzw. kurz vor der Ratifizierung, aber Amerika ist trotzdem noch immer eine Nation von Einwanderern, wie John F. Kennedy es in seinem berühmten Essay „A Nation of Immigrants" (1964) formuliert, und lockt mit dem Versprechen des amerikanischen Traums, des *Melting Pot*, dem zufolge die Vergangenheit nichts, die Zukunft aber alles zählt: *One Nation under God*.[7]

Einmal durch Ellis Island gekommen, reist das frisch vermählte Paar nach Detroit zu einer Kusine und wird Teil zweier weiterer Episoden US-amerikanischer Geschichte: Automobil und Prohibition. Lefty wird am Fließband, und damit im *Melting Pot* von Henry Fords Autofabrik, ein echter Amerikaner; in einer metaphorisch und mythisch aufgeladenen Szene werden die neuen Arbeiter als Teil eines Theaterstücks in folkloristischer Tracht in einen überdimensionierten Kochkessel geschickt und ‚umgerührt', um anschließend in neuen,

einheitlichen Anzügen als Amerikaner wieder aus dem Kessel zum Vorschein zu kommen.[8] Und weil er nun offiziell in Amerika angekommen ist, macht Lefty, was viele Alt- und Neu-Amerikaner während der Prohibition machen: Er wird Teil eines *Bootlegging*-Unternehmens, auch *Rumrunning* genannt. Nachdem er bei einer illegalen Nacht-und-Nebel-Aktion auf einem zugefrorenen See nur knapp dem Tod entkommt, eröffnet er in seinem Keller eine illegale, ‚griechisch' dekorierte Kneipe, ein perfektes Simulakrum einer griechischen nationalen und kulturellen Identität, die es weder in seiner persönlichen Vergangenheit noch in der griechischen Geschichte jemals gegeben hat, und die erst hier, in der Diaspora, ‚erschaffen' wird. Ironischerweise heißt sie „Zebra Room", ein nicht gerade stereotypischer Verweis auf ‚griechische Identität'. Damit wird sie zu einem metaphorischen Ort einer uneinheitlichen, hybriden und letztlich niemals völlig verfügbaren kulturellen und personalen Identität.

Die weitere Geschichte der Großeltern und dann auch ihrer Kinder ist eine Mischung aus ‚typischem' Migrantenschicksal, wie es in zahlreichen Autobiografien geschildert wird,[9] und amerikanischer Durchschnittsvita in diesen Jahrzehnten. Oft sind beide in weiten Teilen deckungsgleich, ein Umstand, der zu dem nicht gänzlich überzeugenden Vergleich mit Jonathan Franzens *Die Korrekturen* geführt hat. *Middlesex* schildert den Weg der Familie durch die Depression (Desdemona arbeitet vorübergehend für die *Nation of Islam*) und den Zweiten Weltkrieg sowie den Aufstieg in die sub-urbane Mittelklasse anhand Haus, Wohngegend und Auto, auch wenn ihnen der Zugang zur ‚weißen Aristokratie' aufgrund ihrer Herkunft verwehrt bleibt. Immer wieder werden ihre Lebensgewohnheiten und ihr Hybrid-Patriotismus ironisch gegen griechischen Hintergrund und amerikanische Staatsbürgerschaft gebrochen: Die Großeltern sind Griechen, die ‚vorübergehend' bis zum Tod in Amerika leben,[10] ihre Kinder – die Eltern des Erzählers – sind überzeugte Amerikaner, z.B. hinsichtlich des Zweiten Weltkrieges und der Zypernkrise, aber eben auch Griechen in vielen Lebensgewohnheiten und Ansichten, z.B. hinsichtlich religiöser Praxis, Essen und Kleidung. In den Details ihrer Geschichten, Schicksale und Charaktere tritt wiederholt die Unzulänglichkeit ethnischer und nationaler Zuschreibungen zutage, und eben auch die der so genannten Bindestrich-Identität der Einwanderer und ihrer Kinder. Hier ist alles eine Mischung, und selten sind die Zutaten gleichmäßig und eindeutig verteilt. Bezeichnenderweise heißt die Fast-Food-Kette, mit der die Eltern von Cal erfolgreich sind, *Herkules Hot Dogs*: eine Mischung aus griechischem Mythos und amerikanischem Massenessen.

Eine Zeitgeschichte

Diese Hybridität zeigt sich auch im größeren Zusammenhang. Im Schicksal der Familie spiegelt sich die amerikanische Geschichte, die ebenso vielfältig und heterogen ist, und subtil und komplex mit der Geschichte der Familie Stephanides verwoben ist. Der Text beleuchtet die amerikanische Außenpolitik, die gesellschaftlichen und sozialen Umbrüche von den 50ern bis zu den 70ern, die

Rassenunruhen in Detroit 1967 und die türkische Invasion Zyperns 1974. Jedes Ereignis, groß und klein, scheint sinnstiftend mit jedem anderen verknüpft, wie es sich für ein Epos gehört, mit dem Unterschied, dass die Protagonisten keine Helden sind. Ihre Geschichte ist eine große, bunte Geschichte menschlicher Kleinigkeiten, die scheinbar unweigerlich, aber trotzdem von schier unglaublichen Zufällen geprägt, zu einem Ereignis führt: Callies Empfängnis.

Eine Kindheits- und Adoleszenzgeschichte

> Im Schlafzimmer wird es still. In meiner Mutter schwimmen eine Milliarde Spermien stromauf, die männlichen voraus. Sie tragen nicht nur Anweisungen bezüglich Augenfarbe, Größe, Nasenform, Enzymproduktion, Mikrophagenresistenz, sondern auch eine Geschichte mit sich. Vor einem schwarzen Hintergrund schwimmen sie, und ein langer weißer Seidenfaden wickelt sich ab. Der Faden begann an einem Tag vor zweihundertfünfzig Jahren, als die Biologiegötter zu ihrem Ergötzen mit einem Gen auf dem Chromosom fünf eines Babys herumspielten. Das Baby gab diese Mutation an seinen Sohn weiter, der sie an seine zwei Töchter weitergab, die sie an drei ihrer Kinder weitergaben (...). Per Anhalter stieg das Gen von einem Berg herab und ließ ein Dorf zurück. Es wurde in einer brennenden Stadt eingeschlossen und entrann mit schlechtem Französisch. Bei der Überquerung des Ozeans täuschte es eine Liebesgeschichte vor, umkreiste das Deck eines Schiffs und liebte in einem Rettungsboot. (...) Als Sperma auf Ei trifft, spüre ich einen Ruck. Es gibt einen lauten Ton, einen Überschallknall, als meine Welt zerbirst. Ich spüre, wie etwas anders wird, wie ich schon Teile meiner pränatalen Allwissenheit verliere, der leeren Tafel meines Personseins entgegenpurzle. (296 f)

Callie wird als Mädchen geboren, weil niemand ihren Pseudohermaphroditismus wahrnimmt oder wahrhaben will. Durch vierzehn Jahre folgt die Geschichte *ihrem* Leben, bis es plötzlich zu *seinem* Leben wird. Natürlich weist der Erzähler schon vorher auf bedeutungsschwangere und mythische Anzeichen hin, wie zum Beispiel Callies Auftritt als Teiresias in einer Schulproduktion von *Antigone*. In Folge ihrer ersten sexuellen Erfahrungen mit einem Jungen und einem Mädchen und eines schweren Unfalls entdeckt der Notfallarzt ihren Pseudohermaphroditismus. Sie wird in die „Ambulanz für sexuelle Störungen und geschlechtliche Identität" (565) von Dr. Luce gebracht, einem berühmten Arzt, für den Callie ein Glücksfall ist, weil sie seinen Theorien Vorschub zu leisten scheint. Er untersucht sie und kommt zu folgendem Schluss:

> Bezüglich Sprache, Gebaren und Kleidung offenbart das Kind eine weibliche geschlechtliche Identität, trotz eines dem entgegenstehenden Chromosomensatzes. Damit wird deutlich, dass mehr als die genetischen Determinanten das anerzogene Geschlecht eine größere Rolle in der Ausbildung der geschlechtlichen Identität spielt. Da die geschlechtliche Identität des Mädchens zu der Zeit, als ihre körperliche Verfassung entdeckt wurde, zweifelsfrei als weiblich festgestellt

> wurde, erscheint die Entscheidung, eine feminisierende Operation durchzuführen und mit einer Hormonbehandlung zu begleiten, als richtig. (...) Zwar besteht die Möglichkeit eines partiellen oder totalen Verlustes des erotisch-sexuellen Empfindens durch die Operation, doch ist sexuelle Lust nur ein Faktor eines glücklichen Lebens. Die Fähigkeit zu heiraten und in der Gesellschaft als normale Frau zu gelten sind ebenfalls wichtige Ziele (...). (608 f)

Hier tritt am deutlichsten das Thema (der geschlechtlichen) Identität zu Tage, die Frage nach der Balance zwischen genetischem Determinismus und Prägung, zwischen biologischem Faktum und mythischer Geschichte, der Geschichte des Gens, mit dem nach Ansicht des Erzählers eben auch Schicksale und Motive vererbt werden: „Es heißt, Eltern gäben körperliche Züge an ihre Kinder weiter, ich aber glaube, dass auch alle möglichen anderen Dinge weitergegeben werden: Leitmotive, Szenarien, selbst Schicksal" (158). Insofern ist es paradox und passend, wenn der Erzähler über seine Empfängnis schreibt, dass er „[d]er leeren Tafel [s]eines Personenseins entgegenpurzele" (297) und über seine ‚Entdeckung', dass „[s]ein Körper den narrativen Erfordernissen [nach Tschechow, R. H.] nun entsprach" (551). Die Waffe an der Wand ist losgegangen. Callie schlägt ihren begrifflichen ‚Zustand' (Hypospadie) im Lexikon nach, und wird schlussendlich auf ‚Monster' verwiesen. In ihren eigenen Worten wird sie ein „seltsames Objekt", ein Grenzgänger, dem der eigene Körper vorübergehend fremd wird.

Nachdem Callie heimlich die Diagnose von Dr. Luce liest, flieht sie. Nicht nur ist die Diagnose nicht zutreffend, weil sie in Bezug auf ihre sexuelle Orientierung nicht ganz die Wahrheit gesagt bzw. verschwiegen hat, dass sie sich auch zu Mädchen hingezogen fühlt; sie teilt auch die Schlussfolgerung des Arztes nicht, dass es wichtige Ziele sind, zu heiraten und als normale Frau zu gelten. Die Zurückweisung einer rein konstruktivistischen Perspektive wie sie Dr. Luce vertritt, erfolgt im Kontext einer treffenden Diagnose scheinbar gegensätzlicher zeitgeschichtlicher Bestrebungen: von der Aufhebung sexueller Unterschiede (*unisex*) und der Annäherung von Mann und Frau zu der evolutionsbiologisch begründeten Differenz (664). Cal ist zwar Mitglied in einer Intersex-Vereinigung, bleibt aber der Kategorisierung gegenüber skeptisch.

Eine Reise- und Selbstfindungsgeschichte

Einem in der amerikanischen Literaturgeschichte häufig vorkommenden Motiv entsprechend, begibt Callie sich auf eine Reise, einen *roadtrip* per Anhalter nach Westen. Traditionell ist dies die allegorische und metaphorische Entsprechung der Identitätssuche; das berühmteste Beispiel dürfte Jack Kerouacs *On the Road* (1957) sein. Und auf eine solche begibt Callie sich auch, indem *er* sich einen neuen Namen gibt, dazu neue Kleidung, neuen Haarschnitt, neuen Gang, neue Stimme. *Cal* beginnt, Männlichkeit zu spielen, und am Anfang übertreibt er im Gang, in der Lässigkeit, im eigenbrötlerischen Habitus. Er flieht nach San Francisco, moralisches Babylon und Brutstelle diverser sozialer

und politischer Bewegungen. Nach einigen haarsträubenden Erfahrungen, u.a. einer Beinahe-Vergewaltigung, die nur abgebrochen wird, weil die Gewalttäter ihn als „Missgeburt" wahrnehmen (662 f), landet Cal in einem Sexclub, wo er in einem Schwimmbecken für Zuschauer gegen Geld als der mythische Gott Hermaphrodit firmiert – eine mehr als deutliche Anspielung auf das nicht nur aus der amerikanischen Geschichte vertraute Motiv der *freakshows* (z.B. in P.T. Barnums *Zirkus*).

Hier lernt er durch eine Kollegin und Freundin mehr über sich, und dass Normalität nicht normal ist:

> Normalität war nicht normal. Das ging gar nicht. Wenn Normalität normal wäre, dann könnte jeder damit leben. (...) Doch die Menschen – und vor allem die Ärzte – hatten in Bezug auf Normalität ihre Zweifel. Sie waren sich nicht sicher, ob die Normalität ihrer Aufgabe gewachsen war. Und daher halfen sie ihr ein wenig nach. (621)

Im Schnelldurchlauf lernt Cal nicht nur die Komplexität seiner eigenen Identität kennen, sondern auch die allen Lebens. Ausgerechnet hier, im *Octopussy Club*, wird er erwachsen.

Eine epische Geschichte

Dem epischen Grundsatz folgend, dass eine wahrhaftige Reise eine Rückkehr beinhalten muss, z.B. die des Odysseus, endet *Middlesex* damit, dass Cal zu seiner Familie nach Middlesex zurückkehrt. Der Vater Milton ist bei einem Unfall gestorben, und Cal übernimmt die in griechischen Familien traditionell männliche Aufgabe, im schwarzen Anzug vor der Haustür Wache zu halten, damit der Geist des Toten nicht zurückkommt (733). Für seine Familie ist er „dasselbe Kind, nur anders" (503).

> Sie werden wissen wollen: Wie gewöhnten wir uns daran? Was geschah mit unseren Erinnerungen? Musste Calliope sterben, um Raum für Cal zu schaffen? Auf alle diese Fragen antworte ich mit demselben Gemeinplatz: Es ist erstaunlich, woran man sich gewöhnen kann. Nachdem ich aus San Francisco zurückgekehrt war und begonnen hatte, als Mann zu leben, fand meine Familie, dass das Geschlecht, entgegen der allgemeinen Ansicht, gar nicht so wichtig war. Mein Wechsel vom Mädchen zum Jungen war weit weniger dramatisch als die Entfernung, die jeder von der Kindheit zum Erwachsensein zurücklegt. Im Großen und Ganzen blieb ich der Mensch, der ich immer gewesen war. (722)

In einer epischen Auflösung enthüllt ihm seine Großmutter Desdemona, wo die Reise seiner Familie und seines Gens begann, und welche Geschichten daraus erwachsen sind. Auf der narrativen Ebene des Romans bleibt diese Art epischer Auflösung jedoch aus. Zahlreiche Fäden werden nicht zusammengeführt, Entscheidungen nicht begründet, Motive nicht homogenisiert. Das Geschich-

tengeflecht bleibt trotz homerischen Erzählers polyphon, heterogen und offen. Auch auf die anfangs aufgeworfenen großen Fragen nach den verschiedenen Aspekten von Identität gibt die Erzählung keine endgültige Antwort. Man mag von Hybridität sprechen oder einer Art posthumanistischem Humanismus. Dies bleibt, nach Ansicht des Verfassers, glücklicherweise den Lesern überlassen. Eine mögliche Antwort wäre der selbstreferenzielle Verweis auf das Erzählen: „So verstehen wir, wer wir sind, woher wir kommen. Geschichten sind alles" (253). Nur wer sich an die Vergangenheit erinnert, nur wer Geschichten über sie erzählt, wer Mythen webt, wird die Gegenwart und Zukunft ein wenig verstehen können. Nur wer sich selbst erzählt und erfindet, ohne die Vorgeschichten zu vergessen, nur wer sich nicht durch einengende Kategorien und angebliche Normalität in seiner Kreativität einschränken lässt, kann weiter an der eigenen Erzählung stricken, allerdings mit einer wichtigen Einschränkung:[11] „Was die Menschen vergessen, bewahren die Zellen." Einem radikalen Konstruktivismus erteilt der Roman damit eine Absage, denn Schicksal, Vergangenheit und (Lebens-)Geschichten sind, wie das Titelzitat betont, letztendlich nicht allein in unserer Hand als immer wieder vergessende, verdrängende, teils sehr unzuverlässige und selektive Erzähler unseres eigenen Lebens.

Anmerkungen

1 Alle Zitate aus dem Primärtext beziehen sich auf diese Ausgabe.

2 Dem Autor ist die Problematik des Begriffs und seiner terminologischen und methodologischen Geschichte bewusst. Er soll hier Verwendung finden in einer eher basalen (ursprünglich biologischen) Bedeutung: eine polyphone (Bachtin), rhizomatische (Deleuze/ Guattari), prozessorientierte Mischung verschiedener Elemente, die kein neues, einheitliches und statisches Produkt hat und deren Teilelemente bereits notwendigerweise hybrid sind. Im Kontext dieses Essays bedeutet dies einen Fokus auf transnationale und kreolische (Glissant) Aspekte kultureller und personaler Identitäten. Eine strukturelle Diskussion der Konstruktion von Identität erfolgt in Appiahs *The Ethics of Identity* (2005).

3 *WASP* ist ein Akronym für die Mitglieder der amerikanischen W*hite* A*nglo*-S*axon* P*rotestant* Mehrheit.

4 Die so genannten *Quota-Laws* deckelten die Einwandererzahlen aus bestimmten Ländern, indem sie Obergrenzen bestimmten, die anhand von Prozentsätzen früherer Residenzzahlen dieser Gruppen festgelegt wurden. Da bestimmte Gruppen vor den gewählten Zeitpunkten kaum in den USA vertreten waren, ließ die Quote nur eine minimale Zuwanderung dieser Gruppen zu. Die Festlegung der Zeitpunkte war willkürlich und zielte darauf ab, *undesirables* (z.B. Chinesen) basierend auf rassistischen Annahmen aus den USA fernzuhalten.

5 Besonders die so genannte 2. Generation, d.h. die Kinder der Einwanderer, hat den literarischen Kanon seither nachhaltig verändert und geprägt, wie z.B. Lahiris *The Namesake* (2004). Zur 2. Generation siehe auch Portes' und Rumbauts *Legacies* (2001).

6 Vgl. Louis Mendozas *Crossing into America* (2003).

7 Die Worte *one Nation under God* sind Teil des so genannten *Pledge of Allegience*, einer Art (Fahnen)Eid, der seit Ende des 19. Jahrhunderts von Schülern an öffentlichen Schulen zu Schulbeginn rezitiert wird. Die Worte *under God* sind allerdings erst seit 1954 Teil des Eides. Ihnen folgt „*indivisible, with liberty and justice for all*."

8 Nicht nur in der kulturwissenschaftlichen und historischen kritischen Literatur, sondern auch im massenmedialen und populären Gebrauch ist längst nicht mehr vom *Melting Pot* die Rede (eine Metapher, die auf Hector St. John de Crevecoeurs *Letters From An American Farmer* zurückgeht). Stattdessen sind multiethnischer *Pizza Pie*, *Salad Bowl* und Mosaik an die Stelle der Einheitlichkeit getreten. Die Angst vor einer allzu heterogenen amerikanischen Nation und Kultur wurde unlängst von Samuel Huntington (2004) in einem unglücklichen – wieder kulinarischen – Vergleich auf den Punkt gebracht: Gibt man zu viele fremde Gewürze in eine Tomatensuppe, ist diese keine solche mehr.

9 Zu den ersten Texten dieser Art gehört Edith Maud Eatons „Leaves from the Mental Portfolio of an Eurasian" in *Mrs. Spring Fragrance and Other Writings*; zu den bekannteren neueren Texten dieser Art gehören Frank McCourts *Angela's Ashes* und *'Tis*.

10 Dies wird in der Migrationsforschung als so genannte *sojourner mentality* bezeichnet, d.h. dass eine Person niemals den Vorsatz hat, dauerhaft im Zielland zu verweilen, und dass die mögliche Rückkehr ins Ursprungsland einen wichtigen Teil der kulturellen und personalen Identität ausmacht (Foner 2003, 55 f).

11 Dies erinnert stark an performative (vgl. Judith Butlers *Gender Trouble*) und/oder neo-pragmatische (vgl.

Richard Rortys *Contingency, Irony, and Solidarity*) Ansätze von Identität.

Literatur

Appiah, Kwame Anthony (2005) *The Ethics of Identity*. Princeton/ Oxford: Princeton UP.

Butler, Judith (1990) *Gender Trouble*. New York: Routledge.

Crevecoeur, Hector St. John (1962) *Letters from an American Farmer* [1782]. London: Dent.

Edith Maud Eaton (1995) *Mrs. Spring Fragrance and Other Writings* [1912]. Urbana: University of Illinois Press.

Eugenides, Jeffrey (2003) *Middlesex*. Übersetzt aus dem Amerikanischen von Eike Schönfeld. Hamburg: Rowohlt.

Foner, Nancy (2003) Hg. *American Arrivals*. Santa Fe: School of American Research Press.

Franzen, Jonathan (2002) *Die Korrekturen*. Übersetzt aus dem Amerikanischen von Bettina Abarbanell. Hamburg: Rowohlt.

Handlin, Oscar (1951) *The Uprooted*. New York: Grosset & Dunlap.

Huntington, Samuel (2004) *Who Are We?* New York: Simon & Schuster.

Kennedy, John F. (1964) *A Nation of Immigrants*. New York: Harper & Row.

Kerouac, Jack (1957) *On the Road*. New York: Viking Press.

Lahiri, Jhumpa (2004) *The Namesake*. London: Harper Perennial.

McCourt, Frank (1996) *Angela's Ashes*. New York: Scribner.

McCourt, Frank (1997) *'Tis*. New York: Scribner.

Mendoza, Louis (2003) Hg. *Crossing into America: The New Literature of Immigration*. New York: New Press.

Portes, Alejandro/ Ruben G. Rumbaut (2001) Hg. *Legacies: The Story of the Immigrant Second Generation*. Berkeley: University of California Press.

Rorty, Richard (1989) *Contingency, Irony, and Solidarity*. Cambridge: Cambridge University Press.

Svenja Blume/ Angelika Nix

Kindheit: von der Lebensphase zur Lebenseinstellung. Das „kulturelle Alter" als literaturwissenschaftliche Herausforderung

Die Wochenzeitung *DIE ZEIT* hat in ihrer Ausgabe vom 12. Juni 2008 ein „sommerliches Experiment" angekündigt: Zwölf Wochen lang will sie sich auf einer Doppelseite im Ressort Wissen erstmals an ein junges Lesepublikum zwischen acht und zwölf Jahren wenden. Die Ankündigung des Experimentes mit dem Titel „Auf eurer Seite" entwirft ein argumentatives Spannungsfeld, das die Thematik des vorliegenden Beitrags pointiert spiegelt. Als Motivation nennt die Verfasserin Susanne Gaschke die Werbung von LeserInnennachwuchs, was allerdings nicht wirtschaftlich, sondern vielmehr gesamtgesellschaftlich begründet wird. Selbst in bildungsbürgerlichen Kreisen sei insbesondere bei den 14- bis 19-Jährigen eine so dramatische Distanz zum gedruckten Wort zu erkennen, dass der ureigenste Auftrag der Printmedien – „nämlich den Bürgern in einer Demokratie möglichst objektive, wohlinformierte Argumente für ihre politischen Entscheidungen an die Hand zu geben" (Gaschke 2008) – gefährdet sei. Um reflektierte (erwachsene) BürgerInnen zu gewährleisten, so impliziert der Text, müssen alle Generationen einbezogen und gleichsam von ‚unten' her gebildet werden – das Experiment setzt entsprechend bei den kindlichen (Erst)LeserInnen und nicht bei der jugendlichen Risikogruppe an.

Ziel sei es, die innere Anteilnahme und das Weltverständnis der jungen LeserInnen zu wecken, was über einen Gleichklang von „sinnvoll" und „angenehm" erreicht werden soll. Dabei will die *ZEIT* „[g]ewiss nicht pädagogisierend und herablassend" und auch nicht „anbiedernd" für die Kinder schreiben (ebd.). Simulierte Jugendsprache soll ebenso vermieden werden wie der überkritische Duktus, „der viele Kinderbücher und manche Lehrpläne der siebziger Jahre prägte", oder die „rein affirmative, unkritisch-konsumorientierte Haltung mancher heutigen Jugendmedien" (ebd.). Im Idealfall läsen auch Erwachsene die Kinderseiten gerne, denn Kindermedien „taugen in der Regel nichts, wenn sie *nur* auf Kinder zielen" (ebd.) – das „Kindgerechte" dürfe nicht dem „Kindischen" unterliegen: „Das Verächtlich-Kindische aber widerspricht dem aufklärerischen Imperativ, dass in jeder Erziehungsbemühung (...) alles aufgehoben sein muss, was der erzogene, der erwachsene Mensch einmal werden soll und kann" (ebd.).

Susanne Gaschkes Argumentation entwirft ein weites Problemfeld: Wie unterscheiden sich kindliche von erwachsenen LeserInnen und wie muss dann ein „guter Journalismus für Kinder“ (ebd.) aussehen? Welche Positionen haben das Kind und der/die Erwachsene in der Gesellschaft? Welche Bedeutung übernehmen Schrift und Wissen im Generationenverhältnis? Die Beziehung von Kindheit und Erwachsenheit, das wird hier offenbar, ist komplex und kompliziert, denn sie wird von kulturellen Konstanten und Konventionen definiert.

Das kulturelle Alter

Dass die Dichotomie Kindheit/Erwachsenheit kein statisches Konzept darstellt, sondern sich in engem Zusammenhang mit den sich verändernden soziokulturellen Gegebenheiten immer wieder neu formiert, gehört zu den Grundaussagen der Kindheitsforschung:

> (…) we have drawn attention to the (…) history and cultural specificity of childhood which indicates that the sociocultural context in which the ‚natural‘ child lives and has lived varies considerably. The phenomenological outcome of this well-documented diachronic instability has been a recognition that concepts of childhood are not constant. (James/ Jenks/ Prout 1998, 196)[1]

Der französische Historiker Philippe Ariès, der in seinem wegweisenden Werk über die *Geschichte der Kindheit* darauf hinweist, dass eine Vorstellung vom „Lebensalter Kind“ erst mit der Moralisierung der bürgerlichen Gesellschaften im Europa des 18. Jahrhunderts entsteht, sieht das Zeitalter der Aufklärung als den Anfangspunkt einer kulturellen Vorstellung vom Kind. Mit ihrer scharfen Trennung zwischen unmündigen Kindern und mündigen Erwachsenen bedingt die europäische Aufklärung quasi einen doppelten Paradigmenwechsel: Einerseits erkennt sie die Kindheit konkret als eigenständige Lebensphase der Entwicklung an, andererseits wird bereits im Moment seiner Entstehung das Phänomen Kindheit vom biologischen Alter gelöst, indem die Dichotomie Kind/ Erwachsener von kulturellen Koordinaten bestimmt und damit vom eigentlichen Lebensalter unabhängig wird.

Die Annahme, dass der Mensch im Laufe seines Lebens „reifen“ könne und müsse, bedingt nach Ariès zunächst eine an hierarchisch aufeinander aufbauenden „Altersklassen“ orientierte Vorstellung von Erziehung (Ariès 1992, 560). Ziel des Strebens nach Reifung des Menschen ist im Rahmen aufgeklärten Denkens die Ausbildung des eigenen Verstandes. Die hierbei erworbene Fähigkeit zum freien Denken bildet wiederum die Grundlage für die geistige Unabhängigkeit des Einzelnen.[2] Das Streben nach Entfaltung des Intellekts steht im Zeichen des Strebens nach eigen- wie sozial verantwortlichem Handeln innerhalb der bürgerlichen Gesellschaft (Herrmann 2001, 59). ‚Verstehen‘ und ‚Verantworten‘ bilden zusammen die Einheit, die das Bild einer herangereiften Persönlichkeit

ausmacht – und damit im 18. Jahrhundert das Erwachsenenalter vom als zu überwinden geltenden Kindesalter trennt:

> Der Mensch stößt sich an der bloßen Niedlichkeit der Kindheit, die seinem gesunden Verstand zuwider ist. (...) Nur die Zeit kann von der Kindheit und der Jugend heilen, die wahrhaftig in jeder Hinsicht die Altersstufen der Unvollkommenheit sind. (Gracian: *El Discreto*, 1646. Zit. nach Ariès 1992, 216)

Kindheit wird in der Aufklärung in Relation zu einem angestrebten Zustand der persönlichen und gesellschaftlichen Autonomie definiert, der sich durch die Ausrichtung allen Denkens und Handelns an der eigenen Vernunft auszeichnet. Der Idealzustand einer auf diese Weise erreichten Mündigkeit des Individuums gilt als Erwachsenheit. Die (biologische) Kindheit steht dementsprechend, als der Ausgangspunkt einer Phase der Entwicklung hin zur Vervollkommnung, sinnbildlich für das menschliche *Werden:*

> Die Zuwendung zum Kind hat ihre Basis *nicht* in einem Verständnis von Kindheit, das dieser ein Eigenrecht und einen Eigenwert zubilligt, sondern in der als zentral erfahrenen Notwendigkeit, das Kind zu einem Erwachsenen zu machen. Diese Zuwendung zum Kind und mithin auch die Erziehung, die aus ihr folgt, haben ihren Ausgangspunkt *nicht* in der Vorstellung eines möglichen eigenständigen Bedürfnisses von Kindheit oder Kindsein, *nicht* in einem Bild vom Kind, wie es *als Kind* ist oder sein darf, sondern in dem Bild, wie der Erwachsene sein soll, zu dem das Kind werden wird. [Hervorh. i. O.] (Wild 1987, 134 f)

Mit der Aufklärung entsteht ein diskursiver Rahmen, der durch die Formulierung klarer Bedingungen für das ‚Erwachsensein' auch das Konzept ‚Kindheit' ganz bewusst in einem kulturellen Rahmen entwirft: Kinder gelten in der literalen Gesellschaft der Aufklärung, die – nach der Erfindung des Buchdrucks – Wissen über das Medium Schrift fixiert und tradiert (vgl. Postman 1999), nicht mehr nur als „kleine Menschen", die aufgrund einer entwicklungsbiologisch bedingten Hilflosigkeit noch nicht voll gesellschaftsfähig sind.[3] Sie werden vielmehr als Individuen definiert, die sich in einer gesellschaftlichen Lernphase befinden (Wild 1987, 129). Die vollwertige Mitgliedschaft in der literalen Gesellschaft funktioniert über den Erwerb von Bildung (vgl. Metz-Becker 2002), die ihrerseits in Abhängigkeit zur Beherrschung der Kulturtechniken Lesen und Schreiben steht und den von Kant geforderten „Gebrauch des eigenen Verstandes" erst möglich macht. Die Überwindung der Kindheit hängt also nicht vom biologischen Reifegrad eines Menschen ab, sondern lässt sich an seiner gelungenen Enkulturation ablesen, d.h. sie steht in Abhängigkeit zur *geistigen* Reife einer Person.

Das kulturelle Konzept „Kindheit" erweitert das biologische „Kindsein"[4] und steht sinnbildlich für eine zu überwindende Übergangsphase der intellektuellen Unreife im Leben eines Menschen, ganz gleich, wie lange diese dauert. Die Definition von Kindheit *ex negativo*, als Phase des ‚Noch-nicht-Erwachsenseins',

bestimmt die im erweiterten Sinne ‚kindliche' Lebensphase als Transitorium, als Durchgangsstation auf dem Weg zu einem angestrebten idealen Seinszustand.

In Reaktion auf die aufklärerische Idealisierung von Erwachsenheit markiert die Philosophie Jean-Jacques Rousseaus einen Paradigmenwechsel, indem sie den Eigenwert der Kindheit betont:

> Die Natur will, daß Kinder Kinder sind, ehe sie Männer werden. (…) Die Kindheit hat eine eigene Art zu sehen, zu denken und zu fühlen, und nichts ist unvernünftiger, als ihr unsere Art unterschieben zu wollen. (Rousseau 1995, 69)

„Die Kindheit im Kinde reifen" zu lassen, fordert Rousseau (Rousseau 1995, 73) und setzt dem Kindheitskonzept der Aufklärung eine Auffassung gegenüber, die die Grundlage für das Kindheitsparadigma der Romantik bildet: Kindheit versteht er nicht als negatives, un-aufgeklärtes Vorstadium eines verstandesgeprägten Erwachsenen, sondern im Gegenteil als die Positivfolie, von der sich der „verbildete" Erwachsene, der mit wachsender Entfernung zum Kindsein den Zugang zu seinem gottnahen Naturzustand verliert, immer mehr ablöst (Rousseau 1995, 9). Rousseaus Kindheitsbild ist in diesem Sinne immer noch relational, es dreht lediglich die Vorzeichen der aufklärerischen Philosophie, auf die er sich bezieht, um: Ideal ist nun der kindliche Urzustand des Menschen, alle Erziehung soll darauf hinwirken, den „entarteten" Erwachsenen wieder auf seinen ursprünglich guten Kern zurückzuführen (ebd.).

Johann Gottfried Herder sieht in Weiterführung Rousseau'schen Gedankenguts im Kind den Vertreter einer „vorrationalen" Welt, versteht dieses jedoch in seiner „Andersartigkeit" weniger als Vorstufe denn als radikalen Gegenpol zum rational geprägten Erwachsensein (Ewers 1990, 101). Damit öffnet er den Weg zur romantischen Kindheitsphilosophie, die Kindheit in bewusster Abgrenzung zur Aufklärung als Zustand, als in sich geschlossene Lebensphase beschreibt, in der das Kind nicht Werdendes, sondern Seiendes ist:

> Der romantische Mythos vom Kinde basiert auf der Annahme, daß sich in jeder einzelnen Kindheit ein ursprüngliches, paradiesisches Stadium der Menschheitsgeschichte ontogenetisch wiederhole. Das Kind als Wiedergeburt der verlorenen „mythischen Urzeit" wird zur Inkarnation der Ursprünglichkeit, Naivität, Reinheit, Harmonie und Natürlichkeit. In diesem Sinne besitzt das Kind als noch archaisches, poetisches Wesen die magisch-animistische Weltsicht, der sich die rational aufgeklärte Gesellschaft selbst entfremdet hat. (Nix 2002, 44)

Autonomie wird im Sinne der Romantik nicht durch das Heranbilden der erwachsenen Vernunft garantiert, sondern liegt im Gegenteil in der dem Kind eigenen Fantasie, die Ausdruck einer ‚hinter den Dingen' liegenden ursprünglichen Wirklichkeit, einer universalen Weltsicht, ist. Kindheit gilt – so hat es Hans-Heino Ewers (1989) in seiner grundlegenden Studie zur Entstehung der romantischen Kindheitsutopie formuliert – als „poetische Daseinsform" (ebd.), welche das vom Verstandesdenken bestimmte Erwachsenendasein komplemen-

tär ergänzt: Die Kindheitsauffassung der Romantik definiert das Kind nicht als transitorisches Stadium auf dem Weg zum Erwachsensein, sondern geradezu als die immanente Kehrseite der Erwachsenenwelt, als das Magische, Fantastische, Irrationale, das im aufgeklärten Denken keinen Platz mehr hat. Nicht als unreifer Mensch wird das Kind gesehen, sondern als ‚das Andere' im Menschen. Das Konzept Kindheit steht nicht für Unvollkommenheit, sondern für Alterität:

KINDHEIT

Aufklärerisches Verständnis:	Romantisches Verständnis:
Kulturelle Definition von Erwachsenheit	Kindheit als eigenständiges kulturelles Konzept
Vernunft = Autonomie	Fantasie/Poesie = Autonomie
Kindheit = *Transitorium*	Kindheit = *Zustand*
Kind = Werdender	Kind = Seiender
Relationales Konzept:	*Essentialistisches Konzept:*
Kind = „der Anfang"	Kind = „der Andere"
Kindheit = Unvollkommenheit	Kindheit = Alterität

Die Gegenüberstellung des aufklärerischen relationalen und des romantischen essentialistischen Kindheitsentwurfs verdeutlicht die Relativität beider Konzeptionen, die mit erstaunlich homogenen Kategorien arbeiten, diese jedoch gänzlich konträr bewerten: Was der eine Entwurf als Phase der Vorrationalität und Unvollkommenheit der Welterkenntnis versteht, welche geistige und soziale Abhängigkeit bedingt, sieht der andere als den poetischen Widerpart eines einseitig rational bestimmten Daseins, als Vervollkommnung des Welterlebens und Garant geistiger Autonomie. In der ‚Lernphase Kindheit' des einen spiegelt sich die ‚kindliche Genialität' des anderen Entwurfs.

Die hier pointiert aus historischer Perspektive formulierte Dichotomie Aufklärung/Romantik darf dabei nicht darüber hinwegtäuschen, dass es sich bei den hier präsentierten Kindheitsentwürfen weniger um ein diachrones Nacheinander, als um ein synchrones Nebeneinander handelt: Bis in die heutige Zeit bestimmen ‚aufgeklärte' und ‚romantische' Kindheitsentwürfe sowohl auf sozialer wie auf pädagogischer und auch auf (kinder)literaturwissenschaftlicher Ebene den Umgang mit dem Thema ‚Kind' (Ewers 1990, 99). So baut beispielsweise am Beginn des 20. Jahrhunderts die schwedische Pädagogin Ellen Key (1992) ihre reformpädagogischen Gedanken bewusst auf dem „Eigensinn des Kindes" (76) auf, den sie in Anlehnung an die romantische Vorstellung von der „kindlichen Heiligkeit" (120 ff)[5] formuliert und der die Grundlage einer auf die Förderung von Fantasie und Sinnlichkeit ausgerichteten Erziehung bildet. Ihre Forderungen finden psychologische Bestätigung in der Forschungsarbeit Jean Piagets (1997), dessen Konzept des kindlich-„animistischen" Weltbildes (157 ff)

der Vorstellung einer radikal ‚anderen' Weltsicht des Kindes, wie sie bereits die Romantik entwirft, entspricht.

Während reformpädagogische Bestrebungen des 20. Jahrhunderts – man denke hier besonders an die antiautoritäre Erziehung nach A.S. Neill (1965) – darauf hinzielen, kindlicher Eigenart einen ‚Freiraum Kindheit' zu garantieren,[6] entwirft die Kinderrechtskonvention der Vereinten Nationen 1994 einen an aufgeklärten Gesellschaftsidealen orientierten ‚Schonraum Kindheit', in dem sich der Entwicklungsprozess vom unvollkommenen hin zum Vollmitglied der Gesellschaft ungehindert in Gang setzen kann:

> Die Vertragsstaaten dieses Abkommens, (…) in der Erkenntnis, dass das Kind zur vollen und harmonischen Entfaltung seiner Persönlichkeit in einer Familie und umgeben von Glück, Liebe und Verständnis aufwachsen soll, in der Erwägung, dass das Kind umfassend auf ein individuelles Leben in der Gesellschaft vorbereitet und (…) im Geist des Friedens, der Würde, der Toleranz, der Freiheit, der Gleichheit und der Solidarität erzogen werden sollte, eingedenk dessen, dass die Notwendigkeit, dem Kind besonderen Schutz zu gewähren, (…) in der Allgemeinen Erklärung der Menschenrechte (…) anerkannt worden ist, eingedenk dessen, dass (…) das Kind wegen seiner mangelnden körperlichen und geistigen Reife besonderen Schutzes und besonderer Fürsorge (…) bedarf, (…) haben folgendes vereinbart (…). (*Die Rechte des Kindes – UN-Kinderrechtskonvention im Wortlaut mit Materialien* 2001, 10)

Unschwer lassen sich in der Gegenüberstellung von ‚Frei-' und ‚Schonraum Kindheit' romantische und aufgeklärte Menschen- bzw. Gesellschaftsbilder wiedererkennen. Die Polarität von relationaler und essentialistischer Kindheitskonzeption ist dabei keineswegs statisch zu verstehen, vielmehr spannt sich zwischen den beiden Ansätzen ein Feld, in dem unterschiedliche und immer wieder neue Konstruktionen und Bewertungen von Kindheit und Erwachsenheit möglich sind. Ein zeitgemäßes Kindheitsbild konstruiert sich im 20. Jahrhundert offensichtlich in diesem Spannungsgefüge:

> Die Moderne entdeckt die Kindheit als menschliche Lebensform sui generis und definiert die Kinder zugleich als Garanten einer besseren Zukunft der Menschheit und der Gesellschaft. (Herrmann 2001, 60)

Das Schlagwort der ‚Ambivalenz' ist konstitutiv für das Konzept ‚Kindheit' – es gibt nicht (mehr) *die* Kindheit, sondern nur immer wieder neue Konstruktionen und Bewertungen von Kindheit und Erwachsenheit.

Die Wahrnehmung des Alters als eine kulturelle und damit veränderliche Kategorie hat weit reichende Folgen für alle wissenschaftlichen Bereiche, die sich explizit oder implizit auf ein bestimmtes Generationenverhältnis beziehen. Wird die generelle Bedeutung der Generation als soziales Organisationsprinzip anerkannt, dann müssen im nächsten Schritt die Strukturen und Implikationen des Entwurfs von ‚Kindheit' versus ‚Erwachsenheit' untersucht werden – d.h. es

ist die Frage nach dem impliziten *Generationenkonzept*, nach der Bewertung der ‚kindlichen' und ‚erwachsenen' Weltsicht zu stellen. Die Konsequenzen dieser Fragestellung sollen im Weiteren am Beispiel der Literaturwissenschaft respektive der Kinder- und Jugendliteraturwissenschaft diskutiert werden.

Es leuchtet ein, dass vor dem Hintergrund der kulturellen Konstruktion von Alter die Literatur – als Medium der Reflexion von Welt- und Menschenbildern – und speziell eine intentionale Kinder- und Jugendliteratur das Spannungsfeld eines immer wieder neu aus verschiedenen Perspektiven zu beleuchtenden Generationengefüges reflektiert. Gerade in postmoderner Zeit, wo sich ein polarisierendes Generationenverständnis angesichts einer dynamischen, an der Leitfigur des „ewigen Jugendlichen" entworfenen Generationenvermischung als Anachronismus erweist (vgl. Blume 2005, 23 ff u. 312 ff), stellt sich insofern die Frage, inwiefern die Vorstellung einer am biologischen Alter ihrer intendierten LeserInnenschaft orientierte Zielgruppenliteratur *für Kinder und Jugendliche* überhaupt noch die soziale bzw. geistige und literarische Wirklichkeit zu spiegeln vermag.

Gleichwohl scheint die Literaturwissenschaft an einem Generationenbegriff festzuhalten, der der tatsächlichen literarischen Entwicklung nicht gerecht werden kann: Die Kinder- und Jugendliteraturwissenschaft erkennt die Relation und Relativität von Kindheitsbild und Literaturbegriff zwar grundsätzlich an (vgl. Ewers 2001), setzt jedoch auch unter nicht-normativen Vorzeichen[7] die Kategorie ‚Kinder- und Jugendliteratur' als unumstößliche Konstante für die Ausgliederung ihres Gegenstands aus der Allgemeinen Literaturwissenschaft absolut. Deutlich betont Hans-Heino Ewers (2000) „in Parallele zu der These, dass Kinder- und Jugendliteratur nicht aus einem, sondern grundsätzlich aus einer Mehrzahl sich überlappender Textkorpora besteht" (41), die Ambivalenz des Gegenstands als Beweis für dessen Spezifik und definiert Kinder- und Jugendliteratur vor diesem Hintergrund als eigenständiges Polysystem:

> Wer sich (…) dem Gegenstand [Kinder- und Jugendliteratur, S.B./ A.N.] und dessen Erfassung (und damit zugleich der eigenen Disziplin) verpflichtet fühlt, kommt um eine Theorie- und Methodenkombination nicht herum (…). Die unverzichtbaren Bestandteile einer solchen Kombination lauten nach meiner Auffassung: eine Theorie der (kinder- und jugend)literarischen Kommunikation als Ausgangsbasis; sodann deren Ergänzung in zwei Richtungen: zum einen durch eine Theorie (kinder- und jugend)literarischer Handlungssysteme, an die eine Soziologie der einschlägigen Institutionen anzuschließen wäre; zum anderen durch eine (kinder- und jugend)literarische Semiotik (…) und eine Textwissenschaft (…). (Ewers 2004, 26)

Es bleibt festzuhalten, dass selbstverständlich auch die Allgemeine Literaturwissenschaft, indem sie ihrerseits mit der Kinder- und Jugendliteratur große Teile der gesamtliterarischen Textproduktion ausgrenzt und sich de facto nahezu ausschließlich mit der Literatur *für Erwachsene* beschäftigt, die Separation der Forschungsbereiche bekräftigt. Die Problematik einer grundsätzlich dynamischen Generationenkonzeption, die das Auseinanderdividieren bzw.

das Bemühen um Eingrenzung der Gegenstandsbereiche obsolet macht, wird innerhalb des literatur*wissenschaftlichen* Diskurses bislang von beiden Seiten kaum reflektiert.

Die Soziologie hat demgegenüber in den letzten Jahren die Problematik des Generationendiskurses erkannt und Ansätze für dessen Integration in ein adäquates Gesellschaftsverständnis formuliert, die in ihrer Ausrichtung und Methodik von den auch auf literaturwissenschaftlichem Gebiet viel diskutierten und als wissenschaftliche Perspektive inzwischen allgemein anerkannten ‚*Gender Studies*' inspiriert sind. Die Finnin Leena Alanen (1992) ist bestrebt, die „Kinderfrage" analog zur „Frauenfrage" nicht als gesonderten Forschungsbereich innerhalb ihres Faches zu definieren, sondern formuliert nach dem Vorbild der soziologischen Genderforschung die Forderung nach der generellen Integration eines „kindlichen Blickwinkels" in die allgemein-soziologische Arbeit:

> (…) the empirical study of children and childhood is not insignificant to sociology for childhood is an experience which all members of society share and which has marked influence on us all by shaping the perspective that will remain with us throughout life (…). This experience, moreover, is socially organized and the social location from which it emanates is a permanent element of social structure, despite its transitional occupancy by individual members of the social category of children (…). Children and childhood are therefore not a special problem to be studied apart from general sociological problems; they connect to a range of other issues and social processes and are approachable from a number of sociological viewpoints. (20 f)

Analog zur Kategorie „Gender" erkennt Alanen die Kategorie „Generation" als gesellschaftliches Organisationsprinzip, das die Wahrnehmung und das Handeln jedes Einzelnen grundlegend bestimmt:

> The lesson here is that the powerful, assymetrical configuration of childhood/ adulthood may also be seen as a general principle of social organization just like gender has already shown to do. It would then not only define the forms in which we are able to think about children and childhood (and, of course, adults and adulthood); it would also have to permeate through all social relations, in all spheres of social life, in social institutions and the everyday practices in which interactions within them are coordinated and social life reproduced as orderly and having its present sense. (65)

Alanen entwirft gewissermaßen das Konzept eines *age mainstreaming*,[8] indem sie die Kategorie ‚Kindheit' nicht als eine Stufe innerhalb einer chronologischen und hierarchischen Generationenordnung, sondern als gesellschaftlichen „Standpunkt" begreift, d.h. als Perspektive, die die Gesellschaftsstruktur, innerhalb der sie entsteht, de- und gleichzeitig – unter anderem Blickwinkel – rekonstruiert:

> What do children know? Can we accept (…) that children know their world in a way that we (i.e. adults, researchers) cannot know, because only they see the world from a location that is theirs? Should we take their consciousness of the world as serious knowledge (…)? Is there, in analogy to feminist theory, a possibility of ‚childist knowledge'? (105)

„Kindliches Wissen" wird – einmal als solches erkannt und in den Forschungsdiskurs integriert – vom biologischen Alter des ‚Wissenden' unabhängig. „Kindlichkeit" im Sinne Alanens wäre dann die historisch veränderliche „distinktive Perspektive" einer vom Erwachsenenblick bestimmten Gesellschaftsordnung (107).

Das kulturelle Alter als narrative Kategorie

Alanens für die Soziologie entworfener Generationendiskurs bietet für die Literaturwissenschaft erstaunlich fruchtbare Denkanstöße: Löst man die Begriffe ‚Kinder'- bzw. ‚Erwachsenenliteratur' von ihrer Eigenschaft als eine über den Umweg intendierter bzw. tatsächlicher Zielgruppen definierten Literatur *für Kinder* bzw. *für Erwachsene*, lässt sich *jeder* literarische Text als Vermittler einer *kindlichen* bzw. *erwachsenen Perspektive* verstehen. Die Relativität der Begriffe ‚Kindlichkeit' und ‚Erwachsenheit' bringt dabei mit sich, dass diese Perspektive immer als veränderliches Konstrukt verstanden werden muss, die durch das Auge des Betrachters ebenso bestimmt wird wie durch die historische Situation der Entstehung des betrachteten Werkes. ‚Kindliches' und ‚erwachsenes' Erzählen könnten in diesem Sinne als eine mögliche Koordinatenpaarung für die Positionierung eines Textes im literarischen Feld dienen, ohne dabei zwingend auf die intendierte Rezeptionssituation zu rekurrieren und den Text unter funktionellen Gesichtspunkten, beispielsweise seiner Eignung als ‚Lektüre für Kinder', zu bewerten und möglicherweise an den Feldrand zu drängen oder gar systematisch aus dem (wahlweise allgemein- oder kinder)literarischen Feld auszuschließen.

In der historischen Situation des ausgehenden 20. Jahrhunderts tut sich allerdings innerhalb des literarischen Feldes wie auch in der literaturwissenschaftlichen Forschung ein Machtdiskurs zwischen ‚oben' und ‚unten', zwischen Standard und Abweichung, Innovation und Anpassung, Anerkennung und Ablehnung auf. Die kanadische Literaturwissenschaftlerin Lissa Paul hat in diesem Zusammenhang ihrerseits mehrfach auf die Analogien zur feministischen Literaturtheorie hingewiesen:

> Wenn die Kinderliteratur auf der Voraussetzung basiert, dass Kinder im Allgemeinen unbewusst und naiv sind und des Schutzes und der Belehrung bedürfen, bekommt die Frage nach der Eignung der Bücher oder dem Gegenteil große Bedeutung. Wenn aber Kinder im Verhältnis zu feministischen und postkolonialen

> Theorien anders konstruiert werden, ändert sich auch die Kinderliteratur. Die Abgrenzung zwischen ihnen und uns ist dann nicht mehr kategorisch und die Eignung weniger wichtig. (zit. in Hunt 2006, 24 f)

Kinderliteratur formiert sich am Ende des 20. Jahrhunderts immer noch im Diskurs der Naivität/Abhängigkeit ihrer intendierten LeserInnenschaft und spiegelt so die Dichotomie Aufklärung/Romantik wider:

> Der im Gegeneinander von (…) aufgeklärt-didaktischer und romantischer Kinderliteratur erstmals sich manifestierende Antagonismus wird im Laufe der Geschichte in unzähligen Verkleidungen wiederkehren; noch in den allerjüngsten Debatten schimmert er durch. (Ewers 1990, 99)

Diese Beobachtung führt uns auf die Bedeutung des Alters als *narrativer* Kategorie: Mit der Anerkennung des (kulturellen) Alters, analog zur inzwischen etablierten Anerkennung der Kategorie Geschlecht als sozialem Organisationsprinzip ergibt sich für die Literaturwissenschaft die Aufgabe, die formalen und inhaltlichen Strukturen, die ein Text in Abhängigkeit eines kulturellen Entwurfs von ‚Kindheit' bzw. ‚Erwachsenheit' entwirft, zu untersuchen – und zwar unabhängig von dessen postulierter Systemzugehörigkeit. Eine dem ‚*age mainstreaming*' verpflichtete Literaturwissenschaft hat die Frage nach dem impliziten Generationenkonzept eines Textes, d.h. nach der Bewertung der ‚kindlichen' und ‚erwachsenen' Weltsicht zu stellen, um auf diese Weise die ‚kindliche' bzw. ‚erwachsene' Perspektive und Erzählweise eines literarischen Textes reflektieren zu können.

Ein ‚kindlich' bzw. ‚erwachsen' erzählter Text wäre demnach ein Text, dessen Strukturmerkmale das Bild von ‚Kindheit' bzw. ‚Erwachsenheit', das er reflektiert, widerspiegeln – unabhängig davon, ob er an Kinder oder an Erwachsene adressiert ist. So ist Imre Kertész' nobelpreisgekrönter *Roman eines Schicksallosen* (1996), dessen unkommentiert naiv-unschuldiger Ton die Grausamkeit der Deportation eines jüdischen Jungen fast anstößig wirken lässt, ebenso ‚kindlich' erzählt wie Hans-Peter Richters auf der Auswahlliste des Deutschen Jugendliteraturpreises erscheinendes, fast gleichzeitig publiziertes *Damals war es Friedrich* (1974) zum gleichen Thema, das das Motiv einer ‚heilen Kinderwelt' vor seiner intendiert-kindlichen Leserschaft gerade durch das bewusst unkommentierte Nachvollziehen der Perspektive des jugendlichen Protagonisten dekonstruiert.

Das Beispiel macht deutlich: Der Standpunkt des Betrachters muss bei der Analyse des Generationenkonzepts immer mitreflektiert werden. ‚Kindheit' und ‚Erwachsenheit' müssen grundsätzlich vor dem Hintergrund ihrer jeweiligen kulturellen Situation, welche ihrerseits wieder zu – historisch wandelbaren – literarischen Normen in Verbindung steht, definiert und beurteilt werden. Von der Symbolebene aus erscheint die Trennung der Systeme willkürlich – der Text selbst verändert sich nicht, er wird nur unterschiedlich verstanden und bewertet: ‚Kindliche' und ‚erwachsene' Erzählverfahren lassen sich ganz offensichtlich

nicht eindeutig kinderliterarischen (d.h. im Literaturbetrieb an Kinder adressierten) bzw. erwachsenenliterarischen (d.h. an Erwachsene adressierten) Texten zuordnen bzw. aus diesen herausfiltern, sondern können, unabhängig von dessen Systemzuordnung, Bestandteil *jedes* literarischen Textes sein. Die Frage, welche Texteigenschaften in diesem Sinne nun tatsächlich als ‚kindlich' bzw. ‚erwachsen' zu verstehen sind, lässt sich nur über eine Analyse des Status Quo der kulturellen Konstruktion von Kindheit und Erwachsenheit diskutieren.

Diese Analyse ist grundlegende Voraussetzung für die kritische Reflexion nicht nur von Primär-, sondern auch von Sekundärliteratur. Jede Textanalyse muss sich selbst grundsätzlich historisch sehen und die Möglichkeit einbeziehen, dass sich die für einen Augenblick festgestellten Konzeptionen von Kindheit und Erwachsenheit in anderen historisch-kulturellen Zusammenhängen angleichen oder – beispielsweise in einem dritten Konzept der ‚Jugendlichkeit' – auflösen können:

> Wo „Jugendlichkeit" zum Lebensgefühl bzw. zur Lebensbedingung geworden ist (…) wäre es absurd, ausgerechnet bei der Definition des Begriffes „Jugendliteratur" – eines Begriffs, in dem sich (…) dieses postmoderne Lebensgefühl offensichtlich strukturell fassen läßt – wieder die erkennbare Bezogenheit auf eine anhand ihres Alters fest definierte Adressatengruppe zu fordern. (Blume 2005, 313)

In Analogie zu den Gender Studies und den sich seit Anfang der 1990er Jahre parallel etablierenden Queer Studies, die den als kulturelles Konstrukt erkannten Geschlechterdiskurs in seiner binären Struktur von ‚männlich' und ‚weiblich' grundsätzlich in Frage stellen,[9] könnte ein Modell *Age Studies* einen Interpretationsansatz entwerfen, welcher die Polarität Kindheit/Erwachsenheit nicht als gegeben hinnimmt, sondern kulturelle Repräsentationen und Interpretationen von Kindheit und Erwachsenheit im Hinblick auf die Frage diskutiert, wie sich die kulturelle Erfahrungsdifferenz zwischen Erwachsenen und Kindern auf die Konzeption von z.B. ‚Kinder-' bzw. ‚Erwachsenenliteratur' auswirkt. Eine ‚que(e)r gedachte' Generationenanalyse müsste es in diesem Zusammenhang darauf anlegen, „Fixierungen immer wieder zu durchkreuzen und die Begriffe für das aus ihnen Ausgeschlossene zu öffnen" (Hark 2005, 290).

Dem zwischen den Generationspolen verorteten Konzept der Jugend bzw. ‚Jugendliteratur' kommt dabei eine wichtige Brückenfunktion zu: Die gesellschaftliche Übergangszeit zwischen Kindheit und Erwachsensein, die sich um die Jahrtausendwende zum für alle Altersphasen „offenen Lebensbereich" entwickelt (Ferchhoff/ Neubauer 1997, 113), deckt sich in strukturfunktionalistischer Hinsicht mit dem Konzept einer für alle Lesealtersstufen offenen ‚Jugendliteratur', die sowohl auf dem kinder- und jugendliterarischen wie auf dem allgemeinliterarischen Feld eine zentrale Position einzunehmen vermag:

> (…) das von Shavit und Ewers entworfene Konzept der ‚Ambivalenz' bzw. ‚Doppelsinnigkeit' mehrfach adressierter kinder- und jugendliterarischer Texte (sollte) im Hinblick auf zeitgenössische jugendliterarische Texte modifiziert werden (…): Die entsprechenden Texte dürfen nicht etwa als an zwei verschiedenen litera-

> rischen Systemen teilnehmend verstanden werden, innerhalb derer sie einen jeweils spezifischen impliziten Leser bedienen, der im einen Falle als kindlich, im anderen als erwachsen definiert wird. Das Konzept des ‚doppelten Adressaten' müßte vielmehr in das Konzept eines *in sich* ambivalenten Adressaten überführt werden: in das Konzept eines jugendlichen Lesers nämlich, der an der Schwelle zwischen Kindheit und Erwachsensein die unterschiedlichen Erwartungen und Lektüremöglichkeiten einer kindlichen und einer erwachsenen Leserschaft in sich vereint. (Blume 2005, 48 f)

Wenn in Anlehnung an die soziologische *Age*-Forschung Kindheit und Erwachsenheit als sich ununterbrochen neu konstituierende und damit veränderliche kulturelle Praxis angesehen werden, leuchtet es nicht ein, warum sich diese Dynamik nicht in einer Dynamisierung des literarischen Feldes niederschlagen sollte – zumal die Trennlinie zwischen einem kinder- und jugendliterarischen System und einem allgemeinliterarischen System sich aus der Bezogenheit auf die soziokulturelle Kategorie ‚Kind' rechtfertigt. Die bislang vor dem Hintergrund der Systemtrennung sich ergebende Frage nach einer besonderen Beschaffenheit von Kinder- und Jugendliteratur muss grundsätzlich neu überdacht werden: Der Rückgriff auf als ‚typisch kinderliterarisch' verstandene Erzählverfahren, der auf der Verabsolutierung von (historischen) Kindheitsbildern aufbaut, wird der Dynamik des Kindheits-/Erwachsenheits-Begriffs nicht gerecht.

Der deutschsprachige Forschungskontext, der im Sinne von Hans-Heino Ewers' (2000) grundlegender *Einführung* im Allgemeinen auf der Auffassung von der Kinder- und Jugendliteratur als Handlungssystem aufbaut, zeigt sich auf ästhetischer Ebene mit Festschreibungen einer kinderliterarischen Ästhetik äußerst zurückhaltend. Im Sinne einer „narrativen Sozialisation" ihrer Leser wird die Aufgabe der Kinder- und Jugendliteratur darin gesehen, die Entwicklung einer „Erzählkompetenz" zu gewährleisten, die über spezifische, der kognitiven Fähigkeit des Publikums angemessene literarische Verfahren befördert wird (Boueke/ Schülein 1991, 14), und zwar insbesondere über die Realisation mündlicher Erzählmuster – Handlungsdominanz, typisierende Personenzeichnung, antithetische Bewertungen –, die den romantischen Kindheitsdiskurs bestätigen:

> Wie die alte Erzählkunst die Menschheit auf historischer Ebene bei diesem Wandel [zwischen Mündlichkeit und Schriftlichkeit, S.B./ A.N.] begleitet hat, so geleitet auf biographischer Ebene die Kinderliteratur den einzelnen aus der anfänglichen Oralität in die Welt der Schriftkultur. Diese Funktion aber kann sie nur erfüllen, wenn sie der Mündlichkeit nahe und verwandt bleibt. Um ihre jüngsten Adressaten zu erreichen, muss Kinderliteratur tauglich zu mündlicher Realisation, d.h. mündliche Dichtung im handfesten Sinne sein. (Ewers 1991, 104)

Im skandinavischen Kontext wird *barnbokens särart* (die Spezifik des Kinderbuchs) von vornherein viel unbekümmerter als ästhetische Frage diskutiert,

so dass sich kinder- und jugendliteraturwissenschaftliche Einführungswerke wie Vivi Edströms *Barnbokens form* (Die Form des Kinderbuchs, 1980), Else Breens *Slik skrev de* (So schrieben sie, 1995) oder Maria Nikolajevas *Barnbokens byggklossar* (Bausteine des Kinderbuchs, 1998) selbstverständlich ausführlich kapitelweise mit der Frage nach „berättelsens mönster" (Erzählmuster, Edström 1980), „fortellerstrukturer" (Erzählstrukturen, Breen 1995) bzw. narratologischen Besonderheiten (Nikolajeva 1998) befassen. Nikolajeva formuliert die folgenden ästhetischen Charakteristika kinder- und jugendliterarischer Texte: einfach, aber nicht vereinfachend; linearer Erzählfluss; handlungsorientiert; ‚unschuldige' Perspektive; optimistisch mit Happy End; didaktisch; redundant in Diktion und Struktur; orientiert an Mündlichkeit (Nikolajeva 1998a, 221).[10]

Es leuchtet – im *age*-Paradigma gedacht – nicht ein, weshalb ‚kindgemäßes' Erzählen, das sich an Strukturen der Einfachheit orientiert, zwar innerhalb des allgemeinliterarischen Systems als Stilgriff akzeptiert wird, umgekehrt aber komplexe, ‚erwachsenengemäße' Textstrukturen innerhalb des kinder- und jugendliteraturwissenschaftlichen Diskurses als systemsprengend angesehen werden.[11] Der Anglist Christian Kölzer (2004) hat angeregt, die auf dem systembedingten Idealtypus eines impliziten ‚erwachsenen' bzw. ‚kindlichen/jugendlichen' Lesers aufbauende Rezeptionssituation kinder- und jugendliterarischer Texte aus ihrer Verfangenheit im hierarchischen Altersstufenmodell zu lösen, das sich in der modernen Mediengesellschaft ohnehin überlebt hat:

> Es scheint angesichts der Begrenztheit der sich letztlich auf numerische Werte berufenden Begrifflichkeit von ‚erwachsen' und ‚jugendlich' [bzw. ‚kindlich', S.B./A.N.] hilfreich, stattdessen von ‚erfahrenen' und ‚unerfahrenen' Lesern zu sprechen, da dies den Grad ihres für eine optimale Erschließung des jeweiligen Textes notwendigen Spezialwissens ebenso zum Ausdruck bringt wie die Erfahrung bei der Lektüre literarischer Texte, etwa im Umgang mit verschiedenen Genres und anderen literarischen Konventionen. (18)

Konsequent weitergedacht bedeutet Kölzers Vorschlag die Betonung kultureller Erfahrungsdifferenz bei der Rezeption jedes literarischen Textes. E.T.A. Hoffmanns Erzählung *Nußknacker und Mausekönig*, die ambivalent als psychologische Erzählung über den Tod eines kleinen Mädchens oder als fantastische Reise interpretiert werden kann, mag dies veranschaulichen: Im Sinne der Romantik ist ja gerade das ‚nicht-wissende', dem mythischen Ursprung des Menschen noch nahe Kind dasjenige, des den Erwachsenen an ‚Erfahrung' übertrumpft – die ‚erfahrene' Lesart von *Nußknacker und Mausekönig* wäre im Sinne der Romantik also die ‚kindliche', die das Geschehen nicht hinterfragt und metaphorisch deutet. Über die Kategorie der (Lese)Erfahrung deutet sich die Relativität ‚kindlichen' bzw. ‚erwachsenen' Lesens ebenso an wie die Relativität ‚kindlichen' bzw. ‚erwachsenen' Erzählens.

Die Literaturwissenschaft steckt an dieser Stelle in einem Dilemma, dessen Lösungsansatz im Modell der *Age Studies* stecken könnte. Eine genaue Reflexion der Asymmetrie des Generationenverhältnisses, die nach der Konstitution,

der Funktion und der spezifischen Ausformung der Generationendifferenz in einer Gesellschaft und Epoche sowie nach deren Auswirkung auf die jeweiligen Konzeptionen ‚kindlichen' und ‚erwachsenen' Erzählens fragt, macht es möglich, ‚kindliche' und ‚erwachsene' Erzählverfahren über die systematische Grenze zwischen kinder- und jugendliterarischen und erwachsenenliterarischen Texten hinweg zu definieren. Der Anspruch dabei ist ein erkenntnistheoretischer: Analog zur Vorgehensweise der Gender Studies findet im Entwurf der *Age Studies* der im Sinne einer normsetzenden, „erwachsenenzentrierten" Weltsicht „andere", abgewertete Pol einer hierarchischen Generationenordnung Beachtung und befragt

> die ästhetischen Diskurse der Vergangenheit und Gegenwart (…) daraufhin (…), in welcher Weise sich in ihnen die [Generationenrelation, S.B./ A.N.] offen manifestiert oder verdeckt zum Ausdruck kommt und wie angeblich [altersunabhängige, S.B./ A.N.] ästhetische Normen in subtiler Weise die Diskurse steuern, die Schreibweisen beeinflussen (Stephan 2006a, 290).[12]

Wichtig ist dabei, wie das Beispiel E.T.A. Hoffmann zeigt, die historische Selbstsicht: Was in der eigenen Epoche oder Gesellschaft ‚kindlich' ist, kann in anderen zeitlichen und/oder sozialen Kontexten ‚erwachsen' sein – oder beispielsweise im aktuellen Konzept der ‚Jugendlichkeit als Lebensform' aufgehen. Die Methode muss flexibel auf sich verändernde Generationenverhältnisse reagieren. Sie muss sozusagen in der Lage bleiben, ‚mitwachsen' zu können.

Die *Age Studies* stellen mit ihrer Annahme, dass narrative Verfahren in der Literatur – unabhängig von der innerhalb des literarischen Handlungssystems vorgenommenen Adressierung literarischer Texte – grundsätzlich über die Kategorie des kulturellen Alters organisiert werden können, einen neuen Ansatz dar, der in mehrerlei Hinsicht gravierende Folgen für den literaturwissenschaftlichen Diskurs hat:

1.) Die Methode betont (analog zur literaturwissenschaftlichen Gender- bzw. Queerforschung) die Offenheit wie auch die Konstruiertheit literarischer Diskurse und fordert deren Reflexion – *quer* zu etablierten Wissenschaftstraditionen. Die Betrachtung der Symbolebene von Texten berücksichtigt deren Adressierung nur insofern, als diese über Textsignale aus dem literarischen Werk erschließbar ist. Die Dynamik des Generationenkonzepts verbietet dabei eine statische Festlegung dieser Signale als grundsätzlich ‚kindlich' bzw. ‚erwachsen' und beurteilt stattdessen *jeden* Text vor dem Hintergrund einer Analyse des ihm eigenen Entstehungs- und Rezeptionsgefüges. Das auf außerliterarischen Kriterien aufbauende literarische Handlungssystem verliert auf diese Weise seine Funktion als ‚conditio sine qua non' des Forschungsgegenstandes Kinder- und Jugendliteratur, der als selbstverständlicher Bestandteil eines im erweiterten Sinne ‚allgemeinliterarischen' Symbolsystems angesehen wird. Dabei ist zu beachten, dass die Spezifik des Gegenstandes Kinder- und Jugendliteratur auf der literarischen Handlungsebene hier nicht in Abrede gestellt wird. Die Frage nach der *Funktion* eines literarischen Textes darf jedoch nicht als Legitimation

für dessen grundsätzliche Sonderbehandlung auch innerhalb des literarischen *Symbol*systems dienen, das per definitionem im Unterschied zum literarischen Handlungssystem Texte gerade im Hinblick auf deren (von der konkreten Produktions- bzw. Rezeptionssituation unabhängige) *ästhetische* Kriterien betrachtet.

2.) Wenn Kinder- und Jugendliteratur auf literarästhetischer Ebene nicht mehr als ‚Sonderliteratur' verstanden wird, sondern die Frage nach dem impliziten Generationenkonzept eines literarischen Textes jede interpretatorische Handlung (mit)bestimmt, um diesen in ein offenes Paradigma ‚kindlichen' bzw. ‚erwachsenen' Erzählens einzuordnen, das Prestigegefälle zwischen ‚kleiner' und ‚großer' Literatur in der Vereinigung vormals getrennt betrachteter Textkorpora also aufgehoben wird, muss auch das Selbstverständnis der ‚Allgemeinen' Literaturwissenschaft in Frage gestellt werden. Kinder- und Jugendliteraturforschung – verstanden als *literaturwissenschaftliche* Forschung – darf als selbstverständlicher Bestandteil des Untersuchungskorpus nicht aus der Allgemeinen Literaturwissenschaft ausgeschlossen werden. Dazu gilt es zu berücksichtigen, dass die Kinder- und Jugendliteraturforschung sich – zumindest im deutschsprachigen Raum – als interdisziplinäre Forschung versteht, die sich dem Gegenstand Kinder- und Jugendliteratur aufgrund seiner spezifischen Bezogenheit auf ein kindliches/jugendliches Lesepublikum von unterschiedlichen Positionen und Fragestellungen her nähert und dabei genuin literaturwissenschaftliche Fragestellungen neben u.a. didaktischen und pädagogischen Perspektiven beleuchtet. Diese Interdisziplinarität macht ihren Reiz aus und bietet große Chancen zur Erweiterung der jeweiligen wissenschaftlichen Horizonte, darf aber nicht gleichzeitig bedeuten, dass innerhalb *eines* Forschungsbereiches aus einem spezifischen Interesse heraus die im Hinblick auf ein bestimmtes Textkorpus entworfenen Fragestellungen als Ausschließlichkeits- und damit Ausschlusskriterium innerhalb der Gesamtdisziplin missverstanden werden. Gerade die Literaturwissenschaft, die aufgrund ihrer spezifischen, für den Gegenstand grundlegenden Perspektive und Methodik in der Lage ist, bei aller Berücksichtigung der *kindlichen* AdressatInnen der Spezifik des *literarischen* Gegenstandes gerecht zu werden, ist hier gefragt, sich innerhalb des eigenen Diskurses selbst keine unnötigen Grenzen aufzuerlegen.

Bezogen auf die Regeln, die das literarische Feld zu einem gegebenen Zeitpunkt strukturieren, wird der Literarizitätsgrad eines Textes aus einer *Age*-Perspektive heraus unter anderem über seinen Gebrauch und die feldinterne Bewertung ‚kindlicher' und ‚erwachsener' Erzählverfahren bestimmt. Bezogen auf die Normen des literarischen Kanons erweist sich ein innerhalb eines literarischen Textes entworfenes Generationenbild als affirmativ oder subversiv und kann davon ausgehend auf seine jeweilige Funktion im literarischen Betrieb hin befragt werden. Dabei wird davon ausgegangen, dass jeder literarische Text auf der Symbolebene explizit oder implizit von einem Generationendiskurs bestimmt ist, der seine Produktions- wie seine Rezeptionsbedingungen im literarischen Handlungssystem steuert.

Diesen Diskurs sichtbar zu machen, machen sich die literaturwissenschaftlichen *Age Studies* zur Aufgabe. Ziel ist dabei die Revision und Öffnung des literarischen Feldes unter der Berücksichtigung eines dynamischen Generationenbegriffes. *Age Studies* beleuchten im Hinblick auf die Analyse literarischer Texte die Kategorie ‚Alter' in ihrer ganzen Vielschichtigkeit, die das englischsprachige ‚*age*' in seinen Bedeutungsaspekten ‚Lebensalter', ‚Generation/Lebensabschnitt' und ‚Epoche/Zeitalter' zum Ausdruck bringt.

Das eingangs vorgestellte Experiment der *ZEIT* liegt im Trend eines kulturellen *age mainstreaming*, indem es Generationenkonzepte reflektiert und zielgerichteten Journalismus unabhängig von überkommenen Kindheitsvorstellungen leisten möchte. Analog dazu ist es Aufgabe einer literaturwissenschaftlichen Forschung, die Dynamik ihres eigenen Gegenstandes zu reflektieren und aus dem impliziten Generationenkonzept der literarischen Darstellung ein Modell kindlicher/jugendlicher/erwachsener narrativer Verfahren zu entwickeln, das soziokulturelle und literarästhetische Erkenntnisse miteinander verbindet. Die Perspektive, die sich ergibt, wenn die hierarchische Unterscheidung von Kinder- und Jugendliteratur auf der einen und Erwachsenen-/Allgemeinliteratur auf der anderen Seite als normatives Konstrukt entlarvt wird, eröffnet der Literaturwissenschaft neue und ertragreiche Gegenstandsbereiche, deren Erforschung mit dem hier entworfenen Modell gerade erst am Anfang steht.

Anmerkungen

1 Vgl. auch Ewers 2001, 47.

2 Vgl. Kants Diktum : „Sapere aude – habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen." (zit. in: Hinske 1977, 452)

3 Weber-Kellermann (1979) vollzieht illustrativ die „vom Mittelalter bis zur Französischen Revolution" (11-88) in Bezug auf Familienstruktur, Kleidung, Wohnen und Spiel/Arbeit für alle Gesellschaftsschichten belegte Vorstellung vom Kind als ‚Erwachsenem in klein', nach. Sobald entwicklungsbiologisch (in Bezug auf die Grundbedürfnisse Essen, Fortbewegen, Sprechen, Sauberkeit) eine bestimmte Stufe der Selbständigkeit erreicht ist, gilt das mittelalterliche Kind als gesellschaftsfähig und damit „erwachsen". Das ist mit etwa sieben Jahren der Fall (vgl. hierzu 12 f und Ariès 1992, 76).

4 Die hilfreiche Unterscheidung zwischen dem von biologischen Merkmalen bestimmten „Kindsein" und dem kulturellen Konzept „Kindheit" schlägt Reiner Wild vor (Wild 1987, 25).

5 In der deutschen Romantik spricht v.a. Jean Paul von der „Heiligkeit", die er als die grundlegende Eigenschaft der Kindheit annimmt. Vgl. dazu: Ewers 1989, 107 ff.

6 Siehe hierzu auch: Böhm/Oelkers 1995.

7 Es fällt auf, dass nicht nur normative Theorien, die auf die Frage ‚Was kennzeichnet ein Kinder- und Jugendbuch?' eine textimmanente Antwort suchen, sondern auch diejenigen Eingrenzungsversuche des Gegenstands Kinder- und Jugendliteratur, die wie Zohar Shavit oder Hans-Heino Ewers erklärtermaßen *deskriptiv* arbeiten (also einen Ist-Zustand analysieren und nicht kreieren wollen), am Begriff Kinder- und Jugendliteratur unbedingt festhalten.

8 Die Begrifflichkeit ist hier von uns im Sinne von Alanens Konzept weiterentwickelt.

9 Siehe hierzu die in die *Queer Theory* einführenden Werke von Annamarie Jagose (2001) und Andreas Kraß (2003). Interessant ist in diesem Zusammenhang die Frage, welche Konsequenzen die insbesondere im deutschsprachigen Raum kontrovers diskutierte These Judith Butlers von der sozialen und kulturellen Konstruktion von *gender* und *sex* im Hinblick auf den Aspekt des kulturellen respektive biologischen Alters impliziert. Vgl. Butler 1991. Zur amerikanischen und deutschsprachigen Debatte siehe: Stephan 2000.

10 Nikolajeva bezieht sich hier auf Nodelman 1996.

11 AutorInnen und Kinder- und JugendliteraturwissenschaftlerInnen formulieren in einer Ausgabe der vom Arbeitskreis für Jugendliteratur herausgegebenen Zeitschrift JuLit unter dem Titel *Empfänger unbekannt – Annahme verweigert? Die moderne Jugendliteratur sucht ihre Zielgruppe* die Ratlosigkeit, die in Bezug auf die Aufweichung der traditionellen Vorstellungen von festen AdressatInnengruppen innerhalb des literarischen Handlungssystems herrscht: Der Augsburger Literaturdidaktiker Kaspar H. Spinner macht sich aus literatursoziologischer Perspektive auf die Suche nach den „unbekannten Adressaten", der Jugendbuchautor Andreas Steinhöfel fragt sich, „für wen" er eigentlich schreibe, seine Kollegin Kirsten Boie macht den „Leser im toten Winkel" des Autors aus, und der Schriftsteller Burkhard Spinnen hält das Kinderbuch gar nur noch für eine „Utopie". Vgl. JuLit 2 (2001).

12 Das Zitat ist von Stephan entlehnt und von den Verfasserinnen auf den *Age Studies*-Entwurf hin adaptiert.

Literatur

Alanen, Leena (1992) *Modern Childhood? Exploring the „Child Question" in Sociology*. Jyväskylä: Kasvatustieteiden Tutkimuslaitos.

Ariès, Philippe (1992) *Geschichte der Kindheit* [1975]. München: dtv.

Behnken, Imbke/ Jürgen Zinnecker (2001) Hg. *Kinder. Kindheit. Lebensgeschichte*. Seelze-Velber: Kallmeyer.

Blume, Svenja (2005) *Texte ohne Grenzen für Leser jeden Alters. Zur Neustrukturierung des Jugendliteraturbegriffs in der literarischen Postmoderne*. Freiburg: Rombach.

Blume, Svenja/ Angelika Nix (2007) „Abgrenzung oder Entgrenzung? Das kulturelle Alter als narrative Kategorie." *Über Grenzen. Grenzgänge der Skandinavistik*. Hg. Wolfgang Behschnitt/ Elisabeth Herrmann. Würzburg: Ergon, 101-126.

Böhm, Winfried/ Jürgen Oelkers (1995) Hg. *Reformpädagogik kontrovers*. Würzburg: Ergon.

Boueke, Dietrich/ Frieder Schülein (1991) „Kindliches Erzählen als Realisierung eines narrativen Schemas." *Kindliches Erzählen – Erzählen für Kinder. Erzählerwerb, Erzählwirklichkeit und erzählende Kinderliteratur*. Hg. Hans-Heino Ewers. Weinheim/Basel: Beltz, 13-41.

Breen, Else (1995) *Slik skrev de. Verdi og virkelighet i barnebøker 1968-1990*. Oslo: Aschehoug.

Butler, Judith (1991) *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/M: Suhrkamp.

Die Rechte des Kindes – UN-Kinderrechtskonvention im Wortlaut mit Materialien (2001). Hg. Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend. Berlin.

Edström, Vivi (1980) *Barnbokens form. En studie in konsten att berätta*. Stockholm: Rabén & Sjögren.

Ewers, Hans-Heino (1989) *Kindheit als poetische Daseinsform. Studien zur Entstehung der romantischen Kindheitsutopie im 18. Jahrhundert. Herder, Jean Paul, Novalis und Tieck*. München: Fink.

Ewers, Hans-Heino (1990) „Romantik". *Geschichte der deutschen Kinder- und Jugendliteratur*. Hg. Reiner Wild. Stuttgart: Metzler, 99-138.

Ewers, Hans-Heino (1991) „Kinder brauchen Geschichten. Im kinderliterarischen Geschichtenerzählen lebt die alte Erzählkunst fort." *Kindliches Erzählen – Erzählen für Kinder. Erzählerwerb, Erzählwirklichkeit und erzählende Kinderliteratur*. Hg. Ders. Weinheim/ Basel: Beltz, 100-114.

Ewers, Hans-Heino (2000) *Literatur für Kinder und Jugendliche. Eine Einführung in grundlegende Aspekte des Handlungs- und Symbolsystems Kinder- und Jugendliteratur*. München: Fink.

Ewers, Hans-Heino (2001) „Kinderliteratur als Medium der Entdeckung von Kindheit." *Kinder. Kindheit. Lebensgeschichte*. Hg. Imbke Behnken/ Jürgen Zinnecker. Seelze-Velber: Kallmeyer, 47-62.

Ewers, Hans-Heino (2004) „Skizze einer Theorie kinder- und jugendliterarischer Handlungssysteme." *Kinder- und Jugendliteraturforschung 2003/2004*. Hg. Institut für Jugendbuchforschung der Johann-Wolfgang-Goethe-Universität (Frankfurt/M.)/ Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz (Berlin), Kinder- und Jugendbuchabteilung. Frankfurt/M. u.a.: Lang, 13-26.

Ferchhoff, Wilfried/ Georg Neubauer (1997) *Patchwork-Jugend. Eine Einführung in postmoderne Sichtweisen*. Opladen: Leske+Budrich.

Gaschke, Susanne (2008) „Auf eurer Seite." *DIE ZEIT*, Nr. 25/ 12.06.2008, 1.

Hark, Sabine (2005) „Queer Studies." *Gender@Wissen. Ein Handbuch der Gender-Theorien*. Hg. Christina von Braun/ Inge Stephan. Köln/ Weimar/ Wien: Böhlau (utb), 285-303.

HERRMANN, ULRICH (2001) „Menschenrechte, Kinderrechte und die pädagogische Herausforderung des 21. Jahrhunderts." *Kindheit und Familie. Beiträge aus interdisziplinärer und kulturvergleichender Sicht*. Franz-Michael Konrad. Münster: Waxmann, 51-65.

HINSKE, NORBERT (1977) Hg. *Was ist Aufklärung? Beiträge aus der Berlinischen Monatsschrift*. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft.

HUNT, PETER (2006) „Børnelitteraturens ånd. En dans mellem definitioner." *På opdagelse i børnelitteraturen*. Hg. Nina Christensen/ Anna Karlskov Skyggebjerg. Kopenhagen: Høst & Søn, 13-28.

JAGOSE, ANNAMARIA (2001) *Queer Theory. Eine Einführung*. Berlin: Querverlag.

JAMES, ALLISON/ CHRIS JENKS/ ALAN PROUT (1998) *Theorizing Childhood*. Cambridge: Polity.

KERTÉSZ, IMRE (1996) *Roman eines Schicksallosen* [*Sorstalanság,* 1975]. Übers. Christina Viragh. Berlin: Rowohlt [Deutsche Erstausgabe als *Mensch ohne Schicksal* bei Rütten & Loenig, Berlin].

KEY, ELLEN (1992) *Das Jahrhundert des Kindes* [1902]. Weinheim/ Basel: Beltz.

KÖLZER, CHRISTIAN (2004) „Warum Erwachsene ‚Jugendbücher' lesen dürfen – und andersherum! *Dual address* in Philip Pullmans Fantasy-Trilogie *His Dark Materials*." *Peter Pans Kinder. Doppelte Adressiertheit in phantastischen Texten*. Tagungsband zum Wissenschaftlichen Symposium 16. bis 18. Mai 2003. Hg. Maren Bonacker. Trier: WVT, 16-26.

KRAß, ANDREAS (2003) Hg. *Queer Denken. Queer Studies*. Frankfurt/M: Suhrkamp.

LYPP, MARIA (1984) *Einfachheit als Kategorie der Kinderliteratur*. Frankfurt/M: dipa-Verlag.

METZ-BECKER, MARITA (2002) *Schaukelpferd und Schnürkorsett. Kindheit um 1800*. Marburg: Jonas.

NEILL, A.S. (1965) *Theorie und Praxis der antiautoritären Erziehung. Das Beispiel Summerhill*. München: Szczesny.

NIKOLAJEVA, MARIA (1998) *Barnbokens byggklossar*. Lund: Studentlitteratur.

NIKOLAJEVA, MARIA (1998a) „Exit Children's Literature?" *The Lion and the Unicorn* 2, 221-236.

NIX, ANGELIKA (2002) *Das Kind des Jahrhunderts im Jahrhundert des Kindes. Zur Entstehung der phantastischen Erzählung in der schwedischen Kinderliteratur*. Freiburg: Rombach.

NODELMAN, PERRY (1996) *The Pleasures of Children's Literature*. New York: Allyn and Bacon.

PAUL, LISSA (1997) „Enigmavariasjonene – hva feministisk teori vet om barnelitteratur." *Nye veier til barneboka*. Hg. Harald Bache-Wiig. Oslo: Landslaget for Norskundervisning. 228-251.

PIAGET, JEAN (1997) *Das Weltbild des Kindes*. München: dtv.

POSTMAN, NEIL (1999) *Die zweite Aufklärung*. Berlin: Berlin Verlag.

ROUSSEAU, JEAN-JACQUES (1995) *Emil oder über die Erziehung* [1765]. In neuer deutscher Fassung besorgt von Ludwig Schmidts. Paderborn u.a.: Schöningh.

SHAVIT, ZOHAR (1986) *Poetics of children's literature*. University of Georgia Press.

STEPHAN, INGE (2006) „Gender, Geschlecht und Theorie." *Gender Studien. Eine Einführung* [2000]. Hg. Christina von Braun/ Inge Stephan. München/ Weimar: Metzler, 58-69.

STEPHAN, INGE (2006a) „Literaturwissenschaft." *Gender-Studien. Eine Einführung* [2000]. Hg. Christina von Braun/ Inge Stephan. Stuttgart: Metzler, 284-293.

WEBER-KELLERMANN, INGEBORG (1979) *Die Kindheit. Eine Kulturgeschichte*. Frankfurt/M.: Insel.

WILD, REINER (1987) *Die Vernunft der Väter. Zur Psychographie von Bürgerlichkeit und Aufklärung in Deutschland am Beispiel ihrer Literatur für Kinder*. Stuttgart: Metzler.

Rezensionen zum Thema
‚Kindheit, Jugend, Sozialisation'

Annegret Erbes

Mädchen in jugendkulturellen Szenen: Protagonistinnen und Zuschauerinnen

Rohmann, Gabriele (2007) Hg. Krasse Töchter. Mädchen in Jugendkulturen. Berlin: Archiv der Jugendkulturen (312 S., 25 Euro)

Krasse Töchter zeigt die Beteiligung von Mädchen und jungen Frauen an jugendkulturellen Szenen auf unterschiedliche Weisen auf: Mädchen und junge Frauen werden sowohl in ihren Rollen als aktive Protagonistinnen in männlich dominierten Jugendkulturen (z.B. als Rapperinnen oder Graffiti-Sprüherinnen) gezeigt, die die Szene selbst auch mitprägen, wie auch als Protagonistinnen/Konstrukteurinnen eigener, weiblich geprägter Jugendkulturen (z.B. Ladyfeste) und als Mädchen und Frauen, die eher passiv ‚dabei sind', die Szenen selbst jedoch kaum oder nicht mitprägen (z.B. Hardcore, Metal).

Der Band gibt nicht nur einen guten Überblick über aktuelle jugendkulturelle Szenen, sondern gibt auch an vielen Stellen Anknüpfungspunkte an aktuelle Theorien und Ergebnisse der Geschlechter-/Mädchen-/Jugendforschung. Nach einem einführenden Kapitel wird verschiedenen Zugängen zum Thema gefolgt. Unterschieden werden ‚feminine' Jugendszenen, hierzu zählt Rohmann Visual kei (optisch auffällige Musiker- und Fanszene), die Gothic-Szene und Riot Grrrls/Ladyfeste, von ‚maskulinen' Jugendszenen, wozu Hardcore-, Skinhead-, Rockabilly-, Metal-, Fußball- und rechte Szene zählen. Weitere Kapitel sind den Themen „Mädchen und Medien" sowie „Perspektiven" (der Mädchenarbeit) gewidmet. Im Folgenden kann nicht auf alle Beiträge eingegangen werden.

Stauber legt in ihrem Aufsatz „Selbstinszenierungen junger Szene-Aktivistinnen – Genderkonstruktionen in Jugendkulturen" Grundlagen anhand des Konzepts des „*doing gender*" und unter Verwendung von Ansätzen und Ergebnissen der Jugendforschung. Ihre Grundthese lautet, dass Selbstinszenierungen in einem von „Unsicherheit, Unplanbarkeit und Perspektivlosigkeit" (37) geprägten gesellschaftlichen Klima stattfinden, in welchem Kohärenz immer wichtiger wird. Selbstinszenierungen von Jugendlichen dienen demnach der „*Kohärenz in entscheidenden biographischen Phasen*" (38, Herv. i. O). Inwieweit Geschlecht in jugendkulturellen Selbstinszenierungen „produziert, reproduziert, modifiziert" wird, lässt sich – so Stauber – nicht einheitlich beantworten, hier existierten sowohl zwischen den Szenen als auch innerhalb dieser „große Unterschiede" (38).

Mädchen und Frauen in ‚femininen' Jugendszenen: Beispiele für das Spiel mit geschlechtlichen Rollen, ihrer Inszenierung und Überschreitung in jugendkulturellen Szenen geben die Beiträge zu Visual Kei (eine mädchendominierte Jugendkultur aus Japan, die in Deutschland ein in erster Linie visuelles Phänomen darstellt) und zur Gothic-Szene. Brill zeigt in ihrem Beitrag „Fetisch-Lolitas oder junge Hexen" Funktionen der Inszenierung und Betonung von

Weiblichkeit bei Männern und Frauen. Die Vorstellung und Inszenierung von Geschlechtslosigkeit und Gleichberechtigung in der Gothic-Szene wird von Brill jedoch als „schöne, aber realitätsferne Fantasie entlarvt“ (69). Eine subkulturelle Szene mit politischem Ansatz in Verbindung mit queer-feministischer Theorie, Elementen des Punk und Aktionsformen zeigt Groß in ihrem Aufsatz „Riot Grrrls und Ladyfeste – Angriffe auf die heterosexuelle Matrix“.

Mädchen und Frauen in ‚maskulinen‘ Jugendszenen: Was fasziniert Mädchen und junge Frauen an maskulin geprägten Szenen und wie beteiligen sie sich an diesen? Schulze analysiert in ihrem Beitrag „Mädchen im Hardcore: Not Just Boys’ Fun?“ Prozesse der Herstellung und Naturalisierung von Geschlechterdifferenzen und In- bzw. Exklusion, die im Hardcore „oft zum Nachteil der Mädchen“ sind (99). El-Nawabs Beitrag beschäftigt sich mit Mädchen und Frauen in der Skinhead- und Rockabilly-Szene. In der von „martialischem Männlichkeitskult“ (107) geprägten Skinszene müssen Frauen sich „halt echt behaupten“ (108), z.B. indem Sexismus zum „Spaß“ umgedeutet oder mitgemacht, und „an sich schon“ (108) Gleichberechtigung in der Szene und Selbstbewusstsein behauptet wird (109). Der Beitrag bietet Einblick in eine vom „Starksein“ geprägte männliche Gedankenwelt und die Rolle, die Frauen in dieser zukommt. Auch in der Rockabilly-Szene haben emanzipierte Frauen es „natürlich … nicht leicht“ (111). El-Nawab zeigt auch hier, wie Frauen mit dem Sexismus und den konservativen Rollenbildern der Szene umgehen und kommt zu dem Schluss: „Sie *sind* emanzipiert, von ihrem Selbstverständnis her, auch wenn es für den Betrachter von außen anders scheint. Und sie sind es auch wieder nicht“ (117, Herv. i. O.). Weibliche Fußballfans und ihre Strategien, sich in der männlich dominierten Szene zu bewegen (bspw. ignorieren, adaptieren, ironisieren, herausfordern und bekämpfen, 157), sind Gegenstand des Aufsatzes von Selmer/Sülzle. In ihrem Beitrag „Lebensgeschichten von rechtsextrem orientierten Mädchen“ kommt Köttig zu dem Schluss, dass die rechte Szene „für alle erdenklichen weiblichen Rollenmodelle Möglichkeiten der Umsetzung“ und „eine große Bandbreite von Aktionsformen und Themen“ (167) bietet. Welche dieser Angebote aus dem rechten Spektrum von Mädchen und Frauen gewählt werden und wie diese sich in der Szene bewegen, sei „ganz eng mit familiengeschichtlichen und biographischen Erfahrungen verbunden“ (167).

Die Beiträge gehen zwar auch der Frage nach, was Mädchen und junge Frauen an männlich dominierten Szenen anspricht und wieso sie sich ihnen anschließen, insgesamt jedoch wird dieser Aspekt zu wenig analysiert. Besser nachvollziehbar wird dieses Handeln m.E. in den Beiträgen, in denen gezeigt wird, wie Mädchen und junge Frauen in die Rolle aktiver Szeneprotagonistinnen gehen, wie es etwa in den Beiträgen zu Graffiti-Sprayerinnen und Rapperinnen deutlich wird. Die Beiträge von Pyranja, Schwarz und Madlener zeigen, wie Mädchen und junge Frauen sich nicht über Anpassung, sondern über Aneignung und Gestaltung der Szene durchzusetzen versuchen.

Der Beitrag von Wallner zur Auswirkung der Geschlechterverhältnisse auf die heutigen Lebensbedingungen von jungen Frauen und Mädchen weist unter Bezugnahme auf aktuelle Studien auf die Heterogenität innerhalb und zwischen Mädchen und Jungen hin:

> Es gibt keine einfachen Wahrheiten mehr. Nicht alle Mädchen sind gleich und auch nicht alle Jungen, ebenso wenig Mädchen und Jungen. Es gibt weiterhin wesentliche Unterschiede, aber auch Annäherungen, und der Lebenslagenkontext beeinflusst deutlich, inwiefern das Geschlecht Chancen begrenzt oder erweitert. (284)

Mädchen sind heute – so Wallner – Opfer, Gewinnerinnen und Gestalterinnen ihrer Lebenssituation. Vor diesem Hintergrund entwickelt sie Perspektiven für die Mädchenarbeit.

Der Band zeigt eindrücklich, dass jugendkulturelle Szenen häufig auf Männlichkeitsinszenierungen aufbauen und wie bedeutend die Abgrenzung geschlechtlicher Rollen in Jugendkulturen ist. Vielerorts zeigt sich, dass die Szeneregeln von den männlichen Beteiligten bestimmt werden und dass von ihnen auch bestimmt wird, unter welchen Maßgaben Mädchen und junge Frauen sich beteiligen können. Ob und in welchem Maße Mädchen und Frauen diese Szenen ihrerseits mitprägen und welche Strategien sie hierzu in Anschlag bringen, ist in den verschiedenen Szenen unterschiedlich.

In einigen von Männlichkeitskult, Geschlechterhierarchie und -rollenzuweisung bzw. schlicht Frauenverachtung geprägten Szenen scheint es immerhin Übereinkünfte zu geben, dass das sexistische *posing* in der Öffentlichkeit nicht identisch ist mit dem tatsächlichen Verhalten in privaten Beziehungen und Partnerschaften. Ob es Zeichen für Befreiung und Veränderung ist, wenn Mädchen und Frauen sich zu diesen Szenen zugehörig fühlen, muss diskutiert werden und hierzu sind die Schlussfolgerungen mancher Beiträge eine gute Grundlage.

Der Band ist sehr gut dazu geeignet, sich einen Überblick über die Vielfalt jugendkultureller Szenen und die Vielfalt der Beteiligungsformen von Mädchen und Frauen zu verschaffen. Bezogen auf die thematischen Schwerpunkte der Beiträge wird vielfach auch der Stand der Forschung sowie der entsprechenden Forschungsdesiderate aufgearbeitet und werden Anknüpfungspunkte an theoretische Positionen der Geschlechterforschung gegeben. *Krasse Töchter* zeigt die Breite des Spektrums sowohl der jugendkulturellen Szenen als auch der Beteiligungsformen von Mädchen und jungen Frauen. Hierbei bleiben zwar logischerweise speziellere oder analytischere Fragestellungen teilweise offen, dennoch kann der Band uneingeschränkt als sehr lesenswert empfohlen werden.

Dinah Steinbrink

Die Macht der Medien im 21. Jahrhundert: Sind Internet und Fernsehen (bald) eigenständige Sozialisationsinstanzen?

Lothar Mikos/ Dagmar Hoffmann/ Rainer Winter (2007) Hg. Mediennutzung, Identität und Identifikation. Die Sozialisationsrelevanz der Medien im Selbstfindungsprozess von Jugendlichen. München: Juventa Verlag (304 S., 25,50 Euro).

Medien sind in unserem Leben heutzutage allseits präsent und kaum zu umgehen. Zu Beginn des 21. Jahrhunderts werden auch Kinder und Jugendliche zunehmend mit den Medien konfrontiert; dass diese starken Einfluss auf Leben und Lebensgestaltung nehmen, ist unumstritten. Es ist jedoch zu prüfen, inwieweit gerade die audiovisuellen Medien nicht mittlerweile schon als eigenständige Sozialisationsinstanz gesehen werden können.

In einigen rezenten Sozialisationstheorien wird den Medien, wenn sie überhaupt explizit thematisiert werden, dieser Status teilweise abgesprochen, da nach Ansicht einiger AutorInnen Menschen nur in sozialen Realitäten und Interaktionen lernfähig sind und außerdem die Medien den SozialisandInnen kein – sozialisatorisch unabdingbares – direktes Feedback übermitteln können.

Mit voranschreitender Globalisierung und Modernisierung vermischen sich jedoch mediale und soziale Aspekte: über das Internet sind heute beispielsweise verschiedenste Formen der Kommunikation etabliert, so zum Beispiel Chatprogramme oder Gästebücher auf Homepages. Des Weiteren werden in den Medien verschiedenste Rollenmuster und Lebensmodelle für Kinder und Jugendliche offeriert, mit denen sich die RezipientInnen auch innerhalb ihrer Peergruppen auseinandersetzen, die sie annehmen oder verwerfen und die sie sich damit als Ressource für die Bildung der eigenen Identität zu Nutze machen können.

Mit der Frage, inwiefern die in den Medien vertretene Vielfalt an Identifikationsangeboten den Jugendlichen bei der Erarbeitung und Herausbildung einer eigenen Identität hilfreich sein kann oder ob durch die Pluralität der Angebote nicht eher eine Hemmung und Verunsicherung hervorgerufen wird, die es Kindern und Jugendlichen erschwert, eine authentische Identität auszubilden, beschäftigen sich die Beiträge in dem von Lothar Mikos, Dagmar Hoffmann und Rainer Winter 2007 herausgegebenen Sammelband *Mediennutzung, Identität und Identifikation. Die Sozialisationsrelevanz der Medien im Selbstfindungsprozess von Jugendlichen*.

Das umfangreiche Werk zeichnet sich durch eine Vielzahl an Perspektiven und Herangehensweisen aus. Exemplarisch dafür kann hier die Beteiligung zahlreicher AutorInnen verschiedenster fachlicher Disziplinen genannt werden. Zu SoziologInnen, PädagogInnen und PsychologInnen gesellen sich AutorInnnen aus den Bereichen der Kommunikations- und Medienwissenschaft sowie der Publizistik. Der Band ist nach einer ausführlichen Einleitung in sieben Kapitel untergliedert, in welchen jeweils ein bis drei Artikel zu finden sind.

Das lobenswert breite Spektrum des Bandes macht es in diesem Rahmen unmöglich, jeden einzelnen Beitrag mit einer detaillierten Ausführung zu berücksichtigen. Die sieben Kapitel werden daher nur thematisch beleuchtet und an einigen Stellen einzelne Artikel herausgegriffen. Neben der Qualität der Artikel stellt ihre Genderrelevanz das wichtigste Beurteilungskriterium dar. Dies unter anderem aus dem Grund, da meiner Ansicht nach gerade die Einflüsse und Entwicklungen in Kindheit und Jugend zentral für die Herausbildung einer geschlechtsspezifischen Identität sind, welche wiederum für die meisten Individuen unserer Gesellschaft lebenslang eine zentrale Kategorie bildet.

Das erste Kapitel beschäftigt sich mit „Identitätskonstruktionen über verschiedene Medien(genres)". In einem empirischen Beitrag wird die Bedeutung, welche der Aneignung neuer Kommunikationsmittel für die soziale Identität von Jugendlichen zukommt, untersucht. Des Weiteren diskutiert Sven Thiermann sehr theoretisch die „Produktive Identität. Mediale Aneignungstechniken zwischen Innovation und Nachahmung". Außerdem betrachtet ein Artikel auf theoretischer Grundlage, ergänzt durch empirische Analysen, die Identitätsangebote, die Jugendlichen in Castingshows offeriert werden.

Insgesamt sehr lesenswert ist das zweite Kapitel „Medien und Sozialisation". In dem einzigen explizit genderspezifischen Artikel des Bandes, „Lara Croft: Ein neues Vorbild für Action-Heldinnen und Frauen?", untersucht Autorin Elosa Giomi den Film Tomb Raider, welcher nach dem gleichnamigen Computerspiel erschien, im Hinblick auf dargestellte Rollenmuster und entsprechende Identifikationsmöglichkeiten für Jugendliche. Giomi kommt zu dem Schluss, dass, anders als dem Computerspiel, welchem sie anhand anderer Studien „Kritik an normativen Geschlechterrollen" (68) zuspricht, dem Film ein „gender-dekonstruktives Potential abgeht" (75). Zu diesem Ergebnis kommt sie vor allem durch die Analyse der Darstellungen von Körper und Charakter Lara Crofts, die im Film durch die Schauspielerin Angelina Jolie verkörpert wird. Giomi stellt fest, dass die Darstellungen Crofts insgesamt in übertriebenem Maße weiblichen Klischees entsprechen und ihr dementsprechend gezeichnetes Bild Identifikationspotentiale für Mädchen und Frauen birgt und gleichzeitig bei Männern Begehren oder Beschützerinstinkte weckt; somit verfestige der Film eher stereotype Muster als sie zu hinterfragen oder gar neue anzubieten.

In einem weiteren Artikel thematisieren Sara Bragg und David Buckingham anhand einer qualitativen Studie mit Interviews und Tagebuchanalysen, wie jüngere Jugendliche auf Darstellungen von Liebe, Sexualität und Beziehungen reagieren, und stellen fest, dass diese im Hinblick auf Wahrnehmung und reflexives Vermögen bezüglich medialer Darstellungen häufig unterschätzt werden.

Im dritten Kapitel werden „Musik-Sport-Selbstpräsentationen" untersucht; in diesem Teil hebt sich der äußerst angenehm zu lesende Artikel Jürgen Schwiers „Ultras – Zur Selbstmediatisierung jugendlicher Fußballfans" durch eine detaillierte Beschreibung des wenig erforschten Gebietes der Ultra-Fußballfankultur hervor. Schwach wirkt dagegen der Beitrag von Renate Müller, Marc Calmbach, Stefanie Rhein und Patrick Glogner „Identitätskonstruktionen mit Musik und

Medien im Lichte neuerer Identitäts- und Jugendkulturdiskurse“, dem ein ausführlicher Theoriekomplex vorangestellt ist, dessen Bezug zum zu kurz geratenen empirischen Teil zur Hardcore-Kultur jedoch unklar bleibt; gerade in diesem Zusammenhang sind das kurze Resümee und die fehlende Übertragung auf die zentrale Frage der Sozialisationsrelevanz sehr enttäuschend.

„Interaktive und Expressive Medien“ sind der Untersuchungsgegenstand des vierten Kapitels, wobei das Internet hier den Schwerpunkt bildet. Als thematisch sehr spannend und durch ein schlüssiges Resümee zeichnet sich Sabina Misochs Artikel „Die eigene Homepage adoleszenter Identitätsarbeit“ aus. Nach der Analyse privater Homepages von Jugendlichen, deren Auswahl leider etwas willkürlich erscheint, kommt sie zu dem Schluss, dass die Seiten „ein ideales Medium für Jugendliche sein können, da diese mehrere Funktionen erfüllen, die adoleszente Identitätsarbeit aktiv unterstützen und befördern können“ (178).

Im fünften Kapitel, „Migration und globale Medien“, werden eine quantitative und eine qualitative Studie nebeneinander präsentiert, die sich sehr dezidiert mit der Frage beschäftigen, welchen Einfluss beispielsweise internationale Fernsehprogramme oder das Internet auf Jugendliche mit Migrationshintergrund haben. Genauer wird zum Beispiel untersucht, inwieweit die Rezeption von Fernsehprogrammen aus dem Heimatland oder die stets mögliche audiovisuelle Kommunikation über das Internet die Integration von Jugendlichen im Gastland erschweren. In einem weiteren Artikel wird die „Internetnutzung und soziale Integration im frühen Jugendalter“ thematisiert. In dieser Studie bildet die geschlechterspezifische Internetnutzung einen Untersuchungsschwerpunkt. Die Autorinnen kommen zu dem Ergebnis, dass bei Mädchen häufig schulbezogene Motive, bei den Jungen hingegen eher Unterhaltung und Spaß zur Nutzung des Internets führen.

Überzeugend durch schlüssige Argumentation und strukturierte Sprache wirkt David Gauntletts Beitrag im sechsten Kapitel „Methoden“, in dem er „Neue Forschungsmethoden in der Publikumsforschung“ vorstellt. Das siebte Kapitel ist der Epilog des Bandes. Unter dem Titel „Jugendgenerationen und Jugendszenen im Medienumbruch“ geben Jürgen Zinnecker und Achim Barsch detaillierte Einblicke in empirische Ergebnisse und theoretische Ansätze innerhalb der Szenenforschung.

Schade ist, dass in diesem Sammelband die Herausbildung einer geschlechtsspezifischen Identität kaum thematisiert wird. Nur einer der sechzehn Beiträge beschäftigt sich explizit mit der Thematik, in den anderen wird diese Frage allenfalls am Rande problematisiert. Meiner Ansicht nach ist die Herausbildung und Inszenierung einer geschlechtsspezifischen Identität, gerade auch im Hinblick auf die Medien, eines der spannendsten Felder innerhalb der Sozialisationsforschung. Die zum Beispiel in der Werbung, in US-amerikanischen Teeniekomödien oder in Computerspielen ständig reproduzierten, stereotypen Rollenmuster und Inszenierungsformen von Weiblichkeit und Männlichkeit sind nur ein Punkt, der m.E. enormen Einfluss auf Kinder und Jugendliche hat. Zu betonen ist jedoch, dass sich der Sammelband die explizite Untersuchung dieser Problematik in keiner Weise zum Ziel setzt.

Wird in den meisten Artikeln die Verbindung zwischen theoretischen Ausführungen und empirischen Ergebnissen deutlich, fehlt in einigen Artikeln der Transfer, der von der Empirie Rückschlüsse auf die Relevanz des jeweiligen Mediums bezüglich der Identitätsbildung zuließe. Somit bleibt in manchen Beiträgen der Bezug zum Titel des Sammelbandes und dessen zentraler Fragestellung sehr schwach. Gerade darum und im Zusammenhang mit der in etlichen Artikeln fehlenden Nähe zu Identität oder zur Sozialisationsrelevanz des jeweiligen Mediums – häufig durch ein sehr eng gestecktes Untersuchungsfeld ‚provoziert' – wäre ein Fazit, in dem die Ergebnisse aller Beiträge reflektiert und kontextualisiert würden, wünschenswert.

In den Artikeln werden zahlreiche Medien abgedeckt, jedoch vermisse ich die spezifische Auseinandersetzung mit Computerspielen. Gerade diese nehmen im Leben etlicher Jugendlicher einen hohen Stellenwert ein und wirken nicht nur zeitraubend, sondern normativ.

Einige kleine Fehler, die von ungenauer, vielleicht etwas zu kurzfristiger Planung des Bandes zeugen, fallen ins Auge. Unter anderem sind einige AutorInnen nachlässig, was die sprachliche Gleichbehandlung von Frauen und Männern bzw. Jungen und Mädchen angeht.

Bezüglich der Heterogenität der wissenschaftlichen Disziplinen, der Mischung aus empirischen, theoretischen und methodologischen Beiträgen sowie des Zusammenspiels von qualitativen und quantitativen Studien, die sich in einigen Fällen durch ihre gemeinsame Präsenz optimal ergänzen, zeichnet sich der Band jedoch insgesamt durch eine enorme Breite aus, die ihn in erster Linie für ein akademisches Publikum lesenswert macht. Einigen Artikeln gelingt es durchaus, die Lesenden zu überzeugen, dass es im 21. Jahrhundert von Nöten ist, die Medien und deren Relevanz bei der Identitätsbildung in Sozialisationstheorien zu berücksichtigen und ihnen als Einflussfaktor einen höheren Stellenwert beizumessen als zuvor.

Sarah Lurz

Sexuelle Orientierungen von Jugendlichen und deren Bedürfnisse

Watzlawik, Meike (2004) Uferlos? Jugendliche erleben sexuelle Orientierungen. Norderstedt: Book on Demand (138 S., 16,90 Euro).

Wie erleben Jugendliche im Alter von 12 bis 16 Jahren sexuelle Orientierungen in Deutschland und in den Vereinigten Staaten und wie integrieren sie diese Erfahrungen in ihr Selbstbild? Dies ist eine der Hauptfragen, denen die Entwicklungspsychologin Meike Watzlawik in ihrem Buch nachgeht. Die Autorin geht davon aus, dass immerhin ein Großteil der Jugendlichen sich der eigenen sexuellen Orientierung zwischen dem 11. und 16. Lebensjahr bewusst werden würde. Zusätzlich würden heterosexuelle Jugendliche in diesem Lebensabschnitt ihre

ersten sexuellen Kontakte anders erleben als homo- oder bisexuelle Jugendliche. Die Selbstwahrnehmung verzerre sich, da nicht jede Form sexuellen Begehrens gesellschaftlich im gleichen Maße anerkannt sei. So könne es vorkommen, dass der Prozess der sexuellen Identitätsfindung für Jugendliche nicht immer unproblematisch vonstatten gehe. Watzlawik entschied dich deshalb, dass es interessant sei von Jugendlichen zu erfahren, von wem sie Unterstützung bei Fragen erhalten, die ihr Intimleben betreffen. Oft erscheinen Eltern und LehrerInnen nicht als adäquate GesprächspartnerInnen, sondern eher Gleichaltrige oder Erwachsene, die einen ähnlichen Erfahrungshorizont in Bezug auf ihre sexuelle Identität haben. Um diese unterschiedlichen Aspekte beleuchten zu können, führte die Autorin eine quantitativ ausgelegte Befragung im Internet durch, an der Jugendliche unterschiedlicher sexueller Orientierungen teilnehmen konnten. Vorteile der Befragung im Internet waren die gewährleistete Anonymität und die freie Entscheidung an der Studie teilzunehmen. Als Nachteil stellte sich jedoch heraus, dass das Medium Internet auch einen determinierenden Faktor darstellen kann, da nicht alle Jugendlichen – z.B. aus familiärfinanziellen Gründen – über die Möglichkeit verfügen, das Internet zu nutzen.

Insgesamt wurden 576 hetero-, homo- oder bisexuelle Jugendliche aus Deutschland (167 weibliche und 409 männliche) und 474 homo- oder bisexuelle Jugendliche aus den USA (274 weibliche und 200 männliche) befragt. Interessanterweise nahmen an der Studie mehr amerikanische bisexuelle Mädchen teil als deutsche und mehr schwule Jungen aus Deutschland als aus den USA. Dies liesse sich damit begründen, dass die Befragung freiwillig war. Auch verfügen amerikanische homo- und bisexuelle Jugendliche über einen größeren FreundInnenkreis als Gleichaltrige in Deutschland. Deutsche gaben an eher wenige FreundInnen zu haben oder sogar EinzelgängerInnen zu sein. Bezüglich des Zeitpunkts, wann Jugendliche sich ihrer sexuellen Orientierung zum ersten Mal bewusst werden, stellte sich heraus, dass dies bei den meisten amerikanischen Jugendlichen früher geschieht als bei deutschen Jugendlichen (zwischen 12,0 und 12,8 Jahren in den USA im Vergleich zu 12,8 und 13,2 Jahren in Deutschland).

Doch wie reagieren homo- und bisexuelle Jugendliche auf das Bewusstwerden der sexuellen Orientierung? Bei dieser Frage war die Nationalität nicht entscheidend, da je Land drei ähnliche Hauptgründe am häufigsten genannt wurden: Diese waren z.B. Unklarheit, Panik und Verzweiflung oder ein ‚Nicht-Wahrhaben-Wollen'. Deutlich mehr bisexuelle Jugendliche in den USA erlebten die erste Reaktion auf ihre sexuelle Orientierung als unproblematisch und insgesamt bekamen mehr amerikanische homosexuelle Jugendliche positive Reaktionen auf ihr *coming out*. Dabei muss jedoch darauf aufmerksam gemacht werden, dass positiv konnotierte Reaktionen insgesamt, unabhängig vom Land, eher selten waren. Watzlawik ging in ihrer Befragung noch einen Schritt weiter und wollte wissen, ob Jugendliche mit ihrer sexuellen Orientierung überhaupt zufrieden seien. Es stellte sich heraus, dass im Durchschnitt bisexuelle Jugendliche in Deutschland und den USA unzufriedener sind als gleichaltrige homosexuelle Jugendliche. Wobei rund ein Drittel der homosexuellen Jugendlichen

angaben, nicht zufrieden zu sein und bisexuelle Jugendliche dementsprechend noch seltener angaben zufrieden zu sein. Als ‚Wunsch-Orientierung' wurde oft eine heterosexuelle Orientierung genannt, da diese als ‚normaler' erscheine und das Leben sich somit einfacher gestalten ließe. Heraus sticht die Antwort einiger homosexueller Jugendlicher in den USA: Diese begründen ihre heterosexuelle Wunschorientierung mit religiösen Aspekten und äußern, dass homosexuelles Begehren eine Sünde sei. Deutsche homosexuelle Jugendliche dagegen begründen ihren Wunsch heterosexuell zu sein nur damit, dass es einfacher sei, da ja ‚alle' so seien.

Doch wie sieht es mit eine/m/r AnsprechpartnerIn aus, wenn Themen über Gefühle und Gedanken während der Phase der sexuellen Orientierung auftreten? Es scheint unwichtig zu sein, welche sexuelle Orientierung der/die Jugendliche hat. In der Regel sind es Mädchen, die häufiger ein klärendes Gespräch suchten. Trotzdem suchten sich weit weniger als die Hälfte der homo- und bisexuellen Jugendlichen eine Person zum Reden. Bei der Gesprächsperson handelte es sich in erster Linie um FreundInnen, gefolgt von der Mutter bzw. den Eltern. Augenfälligerweise suchten homo- und bisexuelle Jugendliche sich auch häufiger AnsprechpartnerInnen aus Internetbekanntschaften. Eine Gesprächsperson zu finden scheint am schwersten für bi- und heterosexuelle Jungen zu sein. Diese würden eine männliche Ansprechperson bevorzugen. Ein Drittel der bisexuellen Jugendlichen können sich überhaupt nicht vorstellen, mit jemandem über ihre sexuelle Orientierung und die damit verbundenen Gefühle und Gedanken zu sprechen. Die Folge sei wie die Autorin feststellt, dass ihnen ein Austausch über diesen wichtigen Teil ihrer Persönlichkeit verschlossen bleibe.

So weit müsse es jedoch nicht kommen meint Watzlawik, wenn Informationen über sexuelle Orientierungen nicht mit Klischees beladen wären. Diese seien nicht hilfreich, wenn es darum geht, gesellschaftliche Vorurteile abzubauen. Bi- und homosexuellen Jugendlichen würde es dementsprechend schwerer fallen, sich zurecht zu finden, oder sie würden nur schwer einen selbstsicheren Umgang mit negativen Reaktionen lernen. Um dem entgegen zu wirken, wäre in Institutionen wie der Schule ein Sexualkundeunterricht angebracht, der die Realität homo- und bisexeller Identitäten besser widerspiegelt und nicht mit heteronormativen Klischees arbeitet. Es sollte ein gesamtgesellschaftliches Ziel sein, nicht-heterosexuelle Beziehungen in einen positiven Kontext zu setzen, um so Jugendlichen Vorbilder anbieten zu können und Stigmatisierungen entgegenzuwirken.

Folglich bietet meiner Ansicht nach Watzlawiks Buch einen sehr guten Einstieg in das Thema sexueller Orientierung Jugendlicher und liefert Grundlagen für Nachfolgebefragungen, die sich mit dieser Thematik auseinandersetzen möchten. Zusätzlich könnten im Bereich Jugendarbeit einige der Ergebnisse wertvoll sein, um die Sexualaufklärung für Jugendliche strukturell zu verändern und so besser an ihre Bedürfnisse anzupassen.

Gisela Wolf

Pädagogik der Vielfalt

Lutz van Dijk/ Barry van Driel (2008) Hg. Sexuelle Vielfalt lernen – Schulen ohne Homophobie. Querverlag: Berlin (223 S., 14,90 Euro).

Mit dem Taschenbuch *Sexuelle Vielfalt lernen – Schulen ohne Homophobie* haben Lutz van Dijk und Barry van Driel eine Sammlung vielfältiger pädagogischer Ansätze aus verschiedenen Ländern vorgelegt, die sich alle darauf richten, Homophobie in Schulen und anderen Bildungseinrichtungen entgegenzutreten. Homophobie wird in dem Buch als Menschenrechtsverletzung betrachtet. Im schulischen Kontext führen homophobe Einstellungen von SchülerInnen und Lehrkräften dazu, dass SchülerInnen und Lehrkräfte, wenn sie lesbisch oder schwul sind oder andere vermuten, sie seien es, schikaniert, beschimpft und angegriffen werden. Homophobie an Schulen verletzt SchülerInnen in ihrer Menschenwürde, macht sie zum Ziel von Diskriminierungen und Angriffen und hindert sie daran, ohne Beeinträchtigungen lernen zu können.

In dem Buch finden sich Konzepte und Erfahrungsberichte aus Südafrika, den USA, der Schweiz, Österreich, Großbritannien und Polen. In allen Bildungseinrichtungen dieser Länder konstatieren die AutorInnen homophobe Einstellungen und homophob motivierte Handlungen bei SchülerInnen, Lehrkräften und Bildungsbehörden. Gleichzeitig arbeiten die AutorInnen deutliche, länderspezifische Unterschiede in Bezug auf die gesellschaftspolitischen Rahmenbedingungen pädagogischer Arbeit gegen Homophobie heraus. Eine Berücksichtigung dieser Unterschiede ist für eine Analyse der Hindernisse, die vor der fachlich gebotenen Implementierung pädagogischer Arbeit gegen Homophobie aufgetürmt werden, sehr wichtig. Die Widerstände sind auf unterschiedlichen gesellschaftspolitischen Ebenen angesiedelt. Während in Deutschland und Spanien die Arbeit gegen Homophobie an Schulen wesentlich dadurch behindert wird, dass sich die meisten Lehrkräfte aufgrund mangelnder Qualifikation nicht in der Lage sehen, ihren SchülerInnen in diesem Themenbereich fachkompetent zu begegnen, die Lehrpläne einer Thematisierung von Homosexualität jedoch nicht entgegen stehen, erließ im Frühjahr 2007 der (damalige) Bildungsminister Giertych aus Polen Richtlinien, nach denen Homosexualität im Schulunterricht in keiner Weise mehr erwähnt werden durfte.

Die sehr defensive These der Herausgeber des Buches, die Arbeit gegen Homophobie an Schulen sei nicht durch eine fundierte wissenschaftliche Diskussion abgesichert, erstaunt angesichts der Tatsache, dass derzeit hinreichend Studien aus Deutschland, Österreich, Großbritannien und den USA belegen, wie SchülerInnen homophob beschimpft werden, LehrerInnen über schwulenfeindliche Witze lachen oder weghören, wenn auf dem Schulhof Jugendliche aufgrund ihrer vermeintlichen Homosexualität angegriffen werden. Das Buch selbst ist voller Fallbeispiele und Studienergebnisse, die das Vorgehen gegen Homophobie für all diejenigen dringend erforderlich machen, die bisher noch Zweifel

daran hegten, dass solche Arbeit notwendig ist. Es werden also erneut Daten zusammengetragen über Jugendliche, die aus homophoben Motiven schikaniert werden. Erneut wird auf Schulverantwortliche hingewiesen, die ihre Aufgabe nicht etwa darin sehen, SchülerInnen vor Angriffen zu schützen, sondern darin, die Arbeit gegen Homophobie aus ihren Schulen fernzuhalten. Jede/-r, die/der in diesem Bereich tätig ist, kennt solche Erfahrungen. Berichte darüber sind leider nach wie vor notwendig, weil es tatsächlich immer noch möglich ist, dass sich Schulverantwortliche der Wahrnehmung des Problems verweigern. Insofern leistet das Buch hier auch eine wichtige Dokumentation der Erfahrungen von Lesben und Schwulen an Schulen.

Die AutorInnen des Buches wollen Veränderungen in Gang bringen und geben eine Fülle konkreter Handlungsbeispiele für die Bildungsarbeit. So bietet das Buch eine Fundgrube an Konzeptbausteinen und Materialhinweisen für die pädagogische Arbeit mit Kindern im Grundschulalter (z.B. in Großbritannien und Deutschland), Jugendlichen (z.B. in Spanien und Deutschland) und Erwachsenen (z.B. in Texas USA und Südafrika) zum Thema Lebensweisen. Es werden Umgangsformen mit fundamentalreligiösen christlichen und moslemischen Menschen vorgestellt. Viele der Bausteine und beschriebenen Konzepte sind praxiserprobt. Eine aktuelle Liste von Aufklärungsprojekten in Deutschland, Österreich und der Schweiz und LehrerInnengruppen ermöglicht die Vernetzung in diesen Ländern. Zahlreiche gut recherchierte Internetlinks erleichtern die Suche nach weiteren Informationen und Beratungsmöglichkeiten.

Es ist recht entlarvend für die Situation im Bildungswesen der beschriebenen Länder, dass die Wege, auf denen Konzepte gegen Homophobie an die Schulen gebracht werden, oft einem Hürdenlauf gleichen. So schildert der spanische Autor Jesús Generelo die Implementierung von Trainingskursen für LehrerInnen in Spanien:

> Wir hatten einigen Erfolg, mussten allerdings auch taktvoll sein und zuweilen für Kurse zweideutige Namen wählen, da Referenzen zu Homosexualität Widerstand ausgelöst hätten. Nur so erhielten wir die Zustimmung von SchuldirektorInnen. (S. 87)

Traurig ist auch, dass in dem Buch einige Banalitäten wiederholt werden müssen, so z.B. von Stefan Timmermanns (Deutschland):

> Wer die Diskriminierung von Minderheiten abbauen und einen respektvollen Umgang miteinander fördern will, der muss auch das Personal in diesen Bereichen dazu befähigen, d.h. aus- und weiterbilden. (S. 60)

Dieser Satz ist nach wie vor richtig und nimmt die Pädagogischen Hochschulen in die Pflicht. Fast etwas rührend wirkt auf mich der Bericht von Darren Lund über eine Homo-Heteroallianz an einer kanadischen Schule. Als ob Lesben, Schwule und Bisexuelle einer karitativen Zuwendung bedürften und nicht die heterosexuelle Welt einer grundlegenden Gesellschaftsreform. Aber absurde

Situationen, wie das Kussverbot, welches im Dezember 2006 vom Direktor einer Sporthauptschule in Österreich (siehe den Text von Hauberger und Pankratz) gegen zwei Schülerinnen verhängt wurde, oder der Befund, dass nur ein Drittel der Schweizer Lehrkräfte davon ausgeht, dass homo- und bisexuelle Jugendliche in der Schule akzeptiert sind (siehe den Text von Kauer und Wiedmer), verlangen eben unkonventionelle Antworten. Wie die AutorInnen in dem empfehlenswerten Buch von Lutz van Diyk und Barry van Driel zeigen, mangelt es nicht an Ideen und Konzepten.

Annegret Erbes

Heterogenität und Pluralität als Kennzeichen einer Generation – junge Muslime in Deutschland

Wensierski, Hans-Jürgen von/ Claudia Lübcke (2007) Hg. Junge Muslime in Deutschland. Lebenslagen, Aufwachsprozesse und Jugendkulturen. Opladen & Farmington Hills: Barbara Budrich (360 S., 29,90 Euro).

Der von Wensierski/Lübcke herausgegebene Band behandelt das breite Spektrum von Lebenslagen, Jugendkulturen und Prozessen des Aufwachsens junger Muslime in Deutschland und widmet sich damit einer sehr aktuellen und relevanten Thematik. Wensierski/Lübke werben für einen Perspektivenwechsel, ihr Ziel ist, die Generation junger Muslime als „selbstverständlichen Teil einer pluralistischen Jugendpopulation in Deutschland“ zu identifizieren, und nicht, wie in der bisherigen Jugendforschung üblich, sie in erster Linie unter dem Fokus der Migration oder in religiösen Kontexten zu betrachten (8). Gleichwohl wird davon ausgegangen, dass muslimische Herkunftsmilieus „eine spezifische (pluralistische) Struktur der Jugendphase in modernen Gesellschaften hervorbringen“, wobei allerdings offen bleibe, ob die Prägekraft entsprechender Milieus mehr aus traditionellen Bindungen religiöser Gemeinschaften oder sozialer Lage/Segregation entstehe (ebd.). Es wird deutlich, dass es sich bei jungen Muslimen in Deutschland eher um eine Generation als um eine Gruppe handelt, denn die Lebenslagen dieser Jugendlichen sind weder in erster Linie religiös geprägt noch homogen (9), und entsprechend durchziehen die Begriffe „Heterogenität/Pluralität“ die Texte.

Der Band umfasst sechs Kapitel. Er beginnt mit den Grundlagen des Themas und bündelt anschließend Aufsätze zu Orientierungsmustern muslimischer Jugendlicher. Daran schließen sich Texte zu Religion und Religiosität und zur Sozialisation und Bildung dieser jungen Menschen an. Auf ein Kapitel zu Lebensentwürfen und Jugendkulturen folgen schließlich Artikel zu den sozialen Problemen junger Muslime in Deutschland.

Die Aufsätze widmen sich bekannteren oder populäreren Themen und Grundlagen gleichermaßen wie spezielleren bzw. weniger breit diskutierten Aspekten (z.B. Männlichkeitskonzepten junger muslimischer Männer und

Homosexualität), Geschlechteraspekte werden bezogen auf den ganzen Band breit behandelt. Insgesamt wird ein sehr guter Überblick über den Forschungsstand bzw. die (beträchtlichen) Forschungsdesiderate gegeben.

Im Folgenden werden insbesondere solche Texte dargestellt, die sich explizit auf Genderthematiken beziehen.

Boos-Nünnings Beitrag zur „Religiosität junger Musliminnen im Einwanderungskontext" beschäftigt sich u.a. mit dem Religionsverständnis und der Stärke der religiösen Bindung junger muslimischer Frauen, dem Zusammenhang zwischen Religiosität und sozialer Integration und dem Tragen des Kopftuchs.

Nökels Aufsatz mit dem Titel „‚Neo-Muslimas' – Alltags- und Geschlechterpolitiken junger muslimischer Frauen zwischen Religion, Tradition und Moderne" stellt u.a. den Islam im Selbstverständnis junger Frauen dar, ihre Glaubenspraxis sowie Verschiebungen der Machtbalancen zwischen Generationen und Geschlechtern. Er widmet sich unter der Überschrift „Bin ich eine Emanze?" der schwierigen Position derjenigen jungen Frauen, die sich unter explizitem Bezug auf den Islam („Sie erheben Anspruch auf die Freiheiten, die sie in Koran und Hadith zugesichert finden") „von einem Regime der (patriarchalen) Tradition und Unterordnung distanzieren, das sie mit der Müttergeneration verbinden". Es wird eindrücklich dargestellt, wie diese jungen Frauen daher gleichermaßen zwischen die Fronten von VertreterInnen konservativer und liberaler Orientierungen geraten (152).

Gegenstand des Beitrags von Mertol sind „Männlichkeitskonzepte von Jungen mit türkischem Migrationshintergrund". Seine zentrale These ist, dass die Geschlechtervorstellungen Jugendlicher von der Gleichzeitigkeit traditioneller und modernisierter Orientierungen geprägt sind. Unter Bezug auf Connell und Brandes geht Mertol u.a. auf die „geschlechtsspezifische" Erziehung von Jungen in türkischen Familien, auf das Konzept der Ehre in seiner Bedeutung für Männlichkeit sowie auf die Männlichkeitsbilder dieser Jungen ein. Dieser Beitrag ist deshalb besonders lesenswert, weil die Ergebnisse von Mertols eigener Studie, die auf einer nur sehr kleinen Fallzahl beruht (n = 5), umfassend mit vertiefenden Informationen unterfüttert werden.

Straßburger bezieht sich in ihrem Aufsatz „Auf die Liebe kommt es an! Beziehungsideale und -entscheidungen junger Muslime in Deutschland" auf die Ergebnisse unterschiedlicher Studien bspw. zu den Themen Jungfräulichkeit, PartnerInnenideal und -wahl. In ihrem Fazit stellt sie „einen Pluralismus in den Konzepten biographischer Lebensführung und den familialen Lebensformen" fest, wobei das entsprechende Spektrum nicht mit den häufig verwendeten dichotomen Etiketten wie „traditionell" vs. „modern" angemessen beschrieben werden könne (209). Vielmehr werde ein Bemühen der jungen Muslime sichtbar, „orientalisch" geprägte „Formen von Familienorientierung und Familienstrukturen mit den Mustern einer westlich individualisierten Lebensführung zu verbinden" (ebd.).

In ihrem Beitrag „Zwischen Tabu und Liberalisierung – Zur Sexualität junger Muslime" stellen Schäfer/Schwarz umfangreiche empirische Befunde zu Themen wie Sexualaufklärung in muslimischen Milieus, zum Virginitätsgebot sowie zu

sexuellen Erfahrungen muslimischer Frauen und Männer dar. Bestätigt werden konnte die Eingangsthese, dass sich junge Muslime in Deutschland „gewissermaßen in einem Dilemma“ befinden, nämlich zwischen der Sexualmoral der 50er Jahre, bezogen auf das familiäre Herkunftsmilieu, und der Sexualmoral der 90er Jahre, bezogen auf Gesellschaft, Öffentlichkeit und Kultur (278). Die Sexualentwicklung und -moral junger Muslime mache, so Schäfer/Schwarz, „in ersten Umrissen“ einen Wandel der hegemonialen muslimischen Sexualmoral sichtbar (279).

Der Aufsatz „Homosexualität junger Muslime – Anmerkungen zu gleichgeschlechtlichen Sexualkontakten unter Männern in Westeuropa“ von Bochow schließlich gibt entlang der gedanklichen Linien Sozialisation in patriarchal geprägten Familien, Männerfreundschaften, Ablehnung von Homosexualität, Ehre und Männlichkeitskult ebenfalls neue und interessante Einblicke.

Neben diesen gibt es viele weitere wichtige und interessante Beiträge, die ebenfalls sehr lesenswert sind und auch Genderthematiken mehr oder weniger ausgeprägt mitbehandeln.

Die Texte eignen sich sowohl dafür, einen umfassenden Überblick über den Forschungsstand zu gewinnen, als auch zum Einstieg in unterschiedliche Aspekte von Lebenslagen, Aufwachsprozesse und Jugendkulturen junger Muslime in Deutschland. Dieser Band ist nicht nur sehr informativ, sondern macht Lust, sich weiter mit dem Thema zu beschäftigen.

Rezensionen zum Thema
‚Kinder- und Jugendbücher, Kinderfilm'

Caroline Günther

Wie jetzt: Echs oder Ex? – Nadia Buddes sprachverspielte Kinderbücher (freigegeben auch für Erwachsene)

Nadia Budde (1999) Eins Zwei Drei Tier. Wuppertal: Peter Hammer Verlag (18 S., 11,00 Euro);

Dies. (2000) Trauriger Tiger toastet Tomaten. Ein ABC. Wuppertal: Peter Hammer Verlag (48 S., 15,50 Euro);

Dies. (2002) Kurz nach sechs kommt die Echs. Wuppertal: Peter Hammer Verlag (32 S., 12,90 Euro);

Dies. (2004) Flosse, Fell und Federbett. Wuppertal: Peter Hammer Verlag (28 S., 12,90 Euro).

Ich leide an Bibliophilie. Ich lese viel und gerne und: Ich liebe Bücher. Dass mein unstillbares Verlangen nach Büchern im wahrsten Sinne des Wortes als Leidenschaft bezeichnet werden kann – als etwas, das Leiden schafft –, fällt mir meistens dann frappierend auf, wenn ich Kinderbücher in die Hand nehme. Ich möchte damit nicht sagen, dass es keine – in meinen Augen eher zu viele – schlechte Bücher für geübte Lesende gibt, die unter dem Begriff Literatur gehandelt werden, solche Bücher, bei denen ich mich zwingend frage, wie ein Verlag so etwas nur in Druck und dann auch noch in den Handel geben kann, ohne vor Scham zu erröten. Doch gehäuft bei Büchern für Kinder steht mir die Ungläubigkeit wie riesige Fragezeichen unübersehbar ins Gesicht geschrieben, und dass sich meine Augen nicht mit Tränen füllen, ich in lautes Wutgeschrei ausbreche oder meinen Kopf apathisch gegen die Wand schlage, verdanke ich bzw. meine direkte Umwelt meiner so nachhaltigen und wirkmächtigen Sozialisation in Selbstdisziplinierung. Umso erfreulicher scheint es mir, dass sich neben diesen Blättern – die maximal als Kotztuch Einsatz finden, das man freudig und schwungvoll in den stinkenden Mülleimer wirft – auch solche Kinderbücher auf dem Markt zirkulieren, die bei den Jüngeren nicht nur Entdeckungsgeist und Sprachexperimentierfreude wecken, sondern auch den Älteren und Lese- sowie Welterfahreneren durch ungewöhnliche Illustrationen und überlegte Sprachspiele ein Grinsen ins Gesicht zaubern.

Vier Bücher der beschriebenen Art, Bücher, die mich zum Schmunzeln und mein Kind zum Nachdenken und Nachfragen bringen und, ganz nebenbei, renommierte Preise eingefahren haben, stelle ich im Folgenden vor. Allesamt sind sie von Nadia Budde, einer in Berlin lebenden Kinderbuchautorin, ver-

fasst und illustriert sowie mit klanghaften Titeln versehen: *Eins Zwei Drei Tier* (1999), *Trauriger Tiger toastet Tomaten* (2000), *Kurz nach sechs kommt die Echs* (2002) und *Flosse, Fell und Federbett* (2004).

Nicht am Anfang, sondern im Mittelpunkt steht das Wort, stehen Sprache, Schriftbild und Illustration in Nadia Buddes Kinderbüchern. Die den einzelnen Aussagen zugewiesenen, diese ergänzenden sowie unterminierenden Bilder lassen mich in ihrer Kombination mit dem Sprachwitz Buddes sofort an Wilhelm Buschs Bildergeschichten denken. Doch während sich die Diskrepanzen von Wort und Bild bei Busch auf die Eigenmächtigkeit und Handlungsfähigkeit von Artefakten beziehen, bspw. einer Gießkanne, deren Hals von einem Bild zum nächsten zu wachsen scheint und so die fromme Helene kopfüber die Treppe hinunter befördert, äußern sich dieselben in Nadia Buddes *Flosse, Fell und Federbett* und *Kurz nach sechs kommt die Echs* auf einer anderen Ebene: In Buddes Texten verweisen Diskrepanzen von Wort und Bild auf blickwinkelgebundenes Verstehen und auf die sprachlichen Zeichen inhärenten Interpretationsspielräume sowie Leerstellen konkreter sprachlicher Äußerungen.

In der Gute-Nacht-Geschichte *Flosse, Fell und Federbett* macht ein Kuschelbär ‚seinem' Kind (oder umgekehrt?), das selbst nach dem Zählen von 8417 Schäfchen nicht einschlafen kann, mehrere thematische Vorschläge für mögliche Gute-Nacht-Geschichten, anstatt eine Geschichte zu erzählen. Und das so lange, bis das Kind, erleichtert über den beendeten Sprachrausch des Bären, ermüdet und ermattet von den vielen in seinen Kopf gesetzten absurden Bildern einschläft. Zu Beginn der Geschichte findet das Kind Gefallen an den vom Bären eröffneten Möglichkeiten, z.B. an den Vorstellungen mit Motten zu trotten, mit Hasen zu rasen, mit Hechten zu fechten oder mit Meisen zu verreisen. Doch im Laufe der Auflistung von Möglichkeiten weicht dieses Interesse einer sich im Gesichtsausdruck des Kindes niederschlagenden Skepsis gegenüber den gut gemeinten Einschlafhilfen und in die inhaltlich in ihrer Unmöglichkeit und Irrealität stabilen Ideen des Bären schleichen sich vonseiten des Kindes Brüche der Interpretation ein. So wähnt sich das Kind beim „mit Salamandern Wandern" (18) verfolgt und bedroht von zwei, sich in die grinsende Salamandergruppe eingeschlichenen und nur einem aufmerksamen Auge auffallenden zähnefletschenden Krokodilen, die dem Kind den gemütlichen Spaziergang verleiden. Oder es stößt beim „mit Eulen Heulen" (22 f) auf ein stattliches Exemplar der Gattung, das, anstatt wie die anderen bedächtig vor sich hin zu singen, grimmig und gar nicht freundlich dem Kind direkt und zielsicher ins Ohr schreit, so dass diesem nichts anderes übrig bleibt, als sich dieselben zuzuhalten, was selbstverständlich auch dem Eulenheulvergnügen ein jähes Ende setzt.

Abb. 1: mit Salamandern wandern

Während (m)einem diesen Text rezipierenden Kind die eben beschriebenen Brüche in erster Linie als Ausbrüche einzelner Tiere auffallen und zugänglich sind, vielleicht auch als Versuch des Aufbegehrens gegen Ordnungsstrukturen, erschließen sie sich mir als geübter und in strukturalistischen Überlegungen versierter Leserin als Verbildlichung der Ambiguität und Arbitrarität sprachlicher Zeichen sowie in einer postmodern-dekonstruktivistischen Sicht auf das Verhältnis von Signifikat und Signifikant als kontingente Produkte kultureller Aushandlungsprozesse von Bedeutungen, die keine absoluten Inhalte transportieren, je nach (Wissens-)Stand und Blickwinkel gelesen sowie dekonstruiert und damit resignifiziert werden können. Verdeutlicht wird damit in den beiden genannten Büchern der Einfluss der Lesenden auf die Gestaltung und Ordnung eines Textes, dessen Inhalte sich durch den Akt des Lesens und in den Augen der Lesenden formieren und eher in den Text hinein- denn herausgelesen werden. Intentionen und Inhalte erscheinen nicht als dem Text *per se* inhärent, sondern als aktive Konstruktionsleistungen der Lesenden auf der Grundlage situierten Wissens. Und wer kennt in diesem Kontext nicht die im Erwachsenenalter einsetzende Erkenntnis eines in der Kindheit ‚falsch' verstandenen Wortes, der Blitz der Erleuchtung im Moment des Verstehens und das anschließende aus der Tiefe des Herzens aufsteigende Lachen über die eigenen Scheuklappen. Denn wer kommt nun morgens früh um sechs: die Hex, die Echs oder die Ex?

Mit der Resignifizierung bin ich an einem weiteren Punkt angelangt, der mich die Bücher Nadia Buddes zur Lektüre sowohl für Kinder als auch für (kindliche) Erwachsene empfehlen lässt. Und an dieser Stelle bringe ich ‚Geschlecht' als Kategorie ins fluktuierende Spiel der Signifikanten. Obwohl ‚Geschlecht' von Budde nicht explizit verhandelt wird, weder kritisch reflektiert noch naiv re-/produziert, denn dafür sind die Darstellungen zu vielfältig und zu unterschiedlich – vielleicht im doppelten Sinne am deutlichsten zu umschreiben mit der Redewendung ‚Geschlecht ist in den Büchern Buddes kein Thema', weder umgangssprachlich noch im wörtlichen Sinn –, findet sich in *Kurz nach sechs*

kommt die Echs (hier also Echs, nicht Ex, auch wenn das in unseren Gender-Kontext gut passen würde) eine resignifizierte und resignifizierende Darstellung einer Hexe, wie ich sie meinem Kind viel lieber vermittle als über das Bild der viel zu bekannten bösen und hässlichen Hexe Grimm'scher Märchen.

Die nach einem langen und öden Arbeitstag am Computer heimkehrende Echs trifft, nachdem sie Alltägliches wie Kochen und Fernsehen hinter sich gebracht hat, im Traum auf eine Hexe (keine Fee, allerdings erschließt sich das den Rezipierenden nicht durch explizite Benennung als solche, sondern einerseits über den Reim (Echs – Hex) sowie andererseits durch ein auf den Gürtel der Hex aufgesetztes „H"), die der Echs die Möglichkeit gibt, Wünsche zu äußern und diese, allerdings in modifizierter Form, auch erfüllt. Zum Tragen kommt bzw. zum Verhängnis wird auch hier die Ambiguität sprachlicher Zeichen und die auf verschiedenen Blickwinkeln beruhende Interpretation derselben. Denn woher soll bitte die nette und freundlich lächelnde Hex, die vielleicht einen Hang zu S/M hat – man weiß es nicht –, wissen, dass sich die Echs unter „etwas Schmuck vom Juwelier" (18) kein breites Dornenhalsband vorstellt oder unter „ein kleines treues Tier" (19) keinen Kampfhund – etwas Treueres, das eine_n selbst dazu noch uneigennütziger schützt, ist doch unvorstellbar, oder? Trotz oder gerade wegen ihrer von den Vorstellungen und Erwartungen der Echs divergierenden Interpretationen einzelner Wünsche erscheint die Figur der Hexe positiv konnotiert, als jemand, die Wünsche erfüllt bzw. sich darum ehrlich bemüht, wobei die Nähe zur Zauberei, die bzw. deren Unterstellung, wie wir wissen, für als solche titulierte Frauen im Zeitalter der Inquisition zum Verhängnis wurde, beibehalten wird. Das tradierte Bild der Hexe erfährt so eine Resignifizierung: Nicht länger verkörpert sie das Hässliche, Böse und Unheilbringende, sondern das Freundliche, Gutmütige und Wundervolle.

Abb. 2: „etwas Schmuck vom Juwelier"

Geradezu subversiv agiert der Text *Kurz nach sechs kommt die Echs* hinsichtlich geschlechtlicher Konnotationen und Codierungen von Kleidungsstücken und Kompetenzen. Die Zusammenführung des weiblichen Artikels (die Echs) und der Krawatte (einerseits als Signum für Arbeit, andererseits als Hinweis auf Geschlechtszugehörigkeit sowie in Verbindung als Zeichen für vergeschlechtlichte Arbeitsfelder) in der Figur der Echs, löst gesellschaftlich immer noch mit Männlichkeit etikettierte Krawatten von der Geschlechterdimension ab und steuert damit einer Resignifizierung der Krawatte als Zei-

chen für Männlichkeit sowie männliche (Berufs-)Kompetenz entgegen, auch wenn sie Krawatten weiterhin mit Arbeit in Beziehung setzt (sie eignen sich darüber hinaus hervorragend, um Hände an ein Bettgestell zu fesseln, aber vielleicht nicht in diesem Sinn für die Darstellung in einem Kinderbuch). Das Tragen von Krawatten erlaubt also nicht länger, auf ‚das Geschlecht' bzw. auf (geschlechtlich konnotierte) Eigenschaften der/des Tragenden zu schließen. Da im Büro der Echs keine Krawattenpflicht herrscht, erscheint das Tragen von Krawatten nicht als Voraussetzung für die Arbeit an und mit dem Computer. Dennoch führt die Resignifizierung von Krawatten auch zu Umbrüchen in der Konzeption von vergeschlechtlichten Arbeitsfeldern, im vorliegenden Beispiel zu einer Subversion der Konstruktion von Computerarbeit als ‚Männerarbeit'.

Abb. 3: „Wir"

‚Geschlecht' als Gesellschaftsstruktur- oder Identitätskategorie explizit zu thematisieren und kritisch zu verhandeln, kann für die Darstellungen Nadia Buddes trotz der Resignifizierungen der Figur der Hexe, der Krawatte sowie des vergeschlechtlichten Tätigkeitsbereichs rund um Computer nicht als durchweg positives Merkmal ihrer Bücher konstatiert werden. Die Bücher, in denen die Protagonist_innen als Tiere konzipiert sind, halten einer genderkritischen Lektüre noch am ehesten stand. Sie zeichnen sich oftmals aus durch ein *undoing gender*, dadurch dass ‚Geschlecht' durch die Nichtthematisierung einfach keine Relevanz zugewiesen bekommt. Geschlechtszugehörigkeit, wird sie denn dargestellt, vermittelt sich über Details. Manchmal reicht ein einziges, als Geschlechtsmarker tradiertes Zeichen aus, um mich eine Figur geschlechtlich interpretieren zu lassen (Sollte ich mein Kind mal nach dessen geschlechtlicher Einschätzung der einzelnen Figuren fragen oder das hier einfach aus meinem stereotyp geschlechtlich sozialisierten Blickwinkel so stehen lassen, um damit

meinem Versuch die Treue zu halten, ‚Geschlecht' in der Erziehung meines Kindes so selten als möglich als relevant zu erklären und wenn, dann nicht zweigeschlechtlich heterosexuell?). In anderen Fällen hingegen werden einzelne Details kombiniert (auch mit sprachlichen Bezeichnungen), so dass ‚Geschlecht' einfach nicht ausgeblendet werden kann. So lässt das Vorhandensein von Wimpern meistens, jedoch nicht immer, auf Weiblichkeit schließen. In *Eins Zwei Drei Tier* weisen Klara und Luzi auf manchen Bildern Wimpern auf, jedoch nicht auf allen, dafür aber immer einen Rock. Andererseits ist aber auch eine der vier Bienen, die keine Kleidung trägt, mit Wimpern versehen, die ich aber und trotz der Kombination mit langem Haar nicht als weiblicher wahrnehme als bspw. die Biene mit den schwarzen kurzen Haaren und ohne Wimpern.

Am häufigsten und am explizitesten, aber auch stereotyp und klischeehaft thematisiert werden ‚Geschlecht', ‚Sexualität' und ‚sexuelle Orientierung' in *Trauriger Tiger toastet Tomaten*. Hier wird uns Fischer Fritzes Frau Frida vorgeführt – mit Kleid und Wimpern –, die immer freitags anstelle ihres Mannes fischen gehen muss, widerwillig, gelangweilt, und am Ende doch nur einen Föhn, einen Fußlappen, einen Federball und eine Flasche Fett an Land zieht: Eine unfähige Frau und Fischen als Männerdomäne? Oder Ottilie und Oskar mitsamt ihren geschlechtsdeterminierten Essgewohnheiten, die sich auf die Gemütsstimmung ihrer Backöfen in der Art auswirken, dass Ottilies Ofenröhre rot und warm leuchtet und lacht, während Oskar eine blaue, kalte Röhre besitzt, deren Griff-zum-Öffnen-der-Backofenklappe-Mundwinkel nach unten hängen. Bei wem gibt es wohl kalte Ölsardinen aus der Dose und bei wem „Omelett, oder Ochsenoberschenkel im Orangensoßenbett und Oblaten oder Obstbrei" (28)?

Da Thematisierungen und Darstellungen von ‚Sexualität' bzw. ‚sexueller Orientierung' in Kinderbüchern traditionell nichts zu suchen haben – außer wenn sie als Thema explizit gewählt werden, wie bspw. in den wenigen Büchern über gleichgeschlechtliche Eltern- oder Liebespaare sowie in Schriften zur geschlechtlichen und/oder sexuellen ‚Aufklärung' –, sind die wenigen Anspielungen in den Büchern Buddes nur für ausgewachsene Lesende erkenntlich. In *Trauriger Tiger toastet Tomaten* tauchen sowohl Sodomie als auch Schwulsein bzw. Transvestitismus – eine klare Zuordnung kann hier meiner Meinung nach nicht erfolgen – in humoristischer Darstellung auf und verweisen damit implizit auf den diesen sexuellen Praktiken zugeschriebenen devianten Charakter von der Norm der Heterosexualität. Denn Heterosexualität erfährt weder eine explizite noch eine ironische oder humoristische Erwähnung und wird damit als unhinterfragte Norm re-/produziert. In Dora, die dauernd an Dick den Dackel denkt, die sich beschämt und des Normübertritts ihrer Begierde bewusst, verlegen die Hand vor den Mund legt im vergeblichen Versuch, einen tabuisierten Gedanken zu verschweigen, dokumentiert sich die Konzeption von Sodomie als Abweichung. Während ein auf Tiere ausgerichtetes Begehren wie im Fall Doras von den dieses verspürenden Figuren also selbst als Normbruch erfahren wird, erscheint die Darstellung der drei Schwulen (oder Drags oder Prinz mit Gefolge?) Peter, Paul und Prinz Pudernudel als klischeebeladen und einfältig. Da sitzen die drei in langen Gewändern auf ihren Kronen besetzten Sesseln, befühlen den richti-

gen Sitz ihrer Langhaarperückenfrisuren, die Krone auf dem Haupt, gestutztes Bärtchen, getuschte Wimpern, und betrachten ihr Bild im Spiegel bei Pianogedudel. Und der Pudel? Langweilt sich so lange bis auch er mitspielen darf, denn „die Perücke von Prinz Pudernudel passt am besten zu Peters Pudel" (31). Und ob nun Pudel oder Prinz Pudernudel, einer ist doch immer eingeschnappt und fühlt sich verraten und ausgeschlossen, schmollt im Tuntenfummel zum Inszenierungsrummel. Denn so läuft es nun mal in Schwulenkreisen, das weiß doch jedes Kind – oder bekommt es eben durch solche Darstellungen suggeriert!

Anhand der Nichtthematisierung von Heterosexualität und der ins Lächerliche gezogenen Homosexualität dokumentieren sich in *Trauriger Tiger toastet Tomaten* Anspielungen auf ‚Sexualität' bzw. ‚sexuelle Orientierung', wenn sie als solche gedeutet werden, überwiegend als Heteronormativität, wodurch diese re-/produziert und naturalisiert wird.

Neben den Reimen, die den Zugang zu den Texten durch ihre Rhythmik und Sprachmelodie erleichtern, und den Inhalten der Geschichten, die einen wichtigen Aspekt des Lebens der Kinder direkt betreffen – den abendlichen Kampf ums Ins-Bett-Gehen und das Einschlafen, obwohl man ja noch gar nicht müde ist –, sind es vor allem die Illustrationen, die wortwörtlich ins Auge springen. Nadia Buddes Darstellungen von Tieren und Menschen speisen sich nicht aus dem Versuch, Vorlagen für Selbstgestaltungen zu liefern oder als Identifikationsgrundlage zu dienen. Wir begegnen keinen Prinzessinnen, nach deren Schönheit und Eleganz gestrebt werden kann, und keinen tapferen und starken Rittern, die zum Vorbild werden können. Und die Frage, was aus Kindern wird, die sich die grüne Echs mit lilafarbener Krawatte, langweiliger Arbeit und ödem Tagesablauf zum Vorbild für ihre weitere Lebensgestaltung nehmen, verliert dann an Relevanz, wenn man sich das fröhliche Gesicht der Echs anschaut: Nicht im mindesten gestresst vom Weckergeklingel morgens früh um sechs, sondern eine Stunde wach und zufrieden im Bett verbringend, macht sie sich um sieben rennend und lächelnd auf ihren Weg zum Bus und Tag träumend zur Arbeit, Eintönigkeit nicht als Langeweile wahrnehmend und zu erfreuen durch nicht mehr und nicht weniger als schöne Träume. Wer wünscht sich nicht für das eigene Kind, gerade im Zeitalter der Schnelllebigkeit, des Konkurrenzdrucks und Aufstiegstrebens, solch anspruchslose Zufriedenheit und Freude? Identifikationen sind aufgrund der Darstellungen, die nicht realistisch sein sollen und auch keinem Kindchenschema des ‚Ach, wie süß' folgen, jedenfalls weitestgehend ausgeschlossen, so dass die Eltern/Erziehungsberechtigten – und das ist als durchweg positive Konsequenz formuliert – schon einmal nicht in die Verlegenheit kommen, mit ausgefahrenen Ellbogen und leerem Blick Sammelaufklebern mit der Echs oder einem Trauriger-Tiger-Kuscheltier *made in China* in überfüllten Mainstreamkaufhausketten hinterher zu jagen. Eher dürfen sie mit dem Kind über die abstrakt philosophischen Grundfragen ‚Wer bin ich?' ‚Wo bin ich?' und ‚Was spielt das für eine Rolle für was?' diskutieren. So bietet sich bspw. an, das Kind in Zusammenhang mit dem einsamen, etwas eitlen Elch, der ein Eilpaket erhält, das einen Spiegel enthält, somit den Elch selbst und diesen, anstatt von sich selbst abzulenken, multipliziert und in dif-

ferenzierte Räume katapultiert, mit Foucaults einprägsamen Aphorismus „Ich bin, wo ich nicht bin, gleichsam ein Schatten“ (Foucault 2006, [1967], 321) zu konfrontieren und dem Sprössling am Beispiel von Spiegeln und Spiegelungen mit poststrukturalistischen Überlegungen zu identitären Selbst- und Fremdverortungen sowie -konzeptionen vor den Kopf zu stoßen oder Flausen in den Kopf zu setzen – je nach Situierung.

Die von mir rezensierten Bücher Nadia Buddes geben keine (Lebens-)Anleitungen und liefern keine Problemumgangs- und -lösungsstrategien. Im Zentrum stehen Funktionen und Strukturen der deutschen Sprache. In diesem Punkt der Sprachversiertheit und des Wortwitzes, die keiner langen, ausgefeilten Sätze, sondern lediglich einiger weniger Worte bedürfen, um die Lesenden in ihren Bann zu ziehen, sind die Geschichten Buddes meiner Meinung nach am stärksten. Auf subtile Arten vermitteln sie Sprachrhythmiken, Sprachstrukturen und Sprachwirkungen durch den Einsatz von Assonanzen, Alliterationen, Distinktionen, Parallelismen, Figura etymologica und Paronomasien. *Eins Zwei Drei Tier*, das bereits von Kindern unter zwei Jahren rezipiert werden kann und im Jahr 2000 mit dem Deutschen Jugendliteraturpreis ausgezeichnet wurde, beschäftigt sich mit dem Aufzeigen von Gleichwertigkeit und Vielfalt von Körper- und Raumgestaltungsmöglichkeiten, vorgeführt an einzelnen Tieren und verbunden durch Reime. *Trauriger Tiger toastet Tomaten*, das sich an Kinder richtet, die bereits ein Gefühl und ein erstes Verständnis für Sprachstrukturen ausgebildet haben, stellt das deutsche Alphabet vor, dokumentiert einzelne Buchstaben als kleinste Einheiten der Sprache, die, zusammengesetzt und unterschiedlich kombiniert, die strukturelle Gesamtheit der Sprache bilden. *Kurz nach sechs kommt die Echs* und *Flosse, Fell und Federbett* visualisieren die Macht von Sprache, Bilder hervorzurufen, Handlungen zu vollziehen, in ihren Wirkungen determiniert zu sein von den Erfahrungshintergründen und Wissensbeständen der Adressat_innen und damit interpretier- sowie niemals in Gänze steuer- und kontrollierbar zu sein.

Viele Aussagen hingegen bleiben Kindern in einer ersten Lektüre unverständlich, Anspielungen verschlossen, da sie sich auf tradiertes, volkstümliches Wissen beziehen, entscheidend auch auf Wissen um Redewendungen, das man sich im Lauf des Lebens erwirbt und auf das Kinder nicht zurückgreifen können. Daher sehen sich Vorlesende häufig mit Verständnisfragen konfrontiert, die zu beantworten bzw. zu diskutieren einerseits selbstverständlich der Ausdifferenzierung von Wissen des Kindes dienen und damit als förderlich bezeichnet werden können, andererseits aber auch eine Lektüre (zeit- und erklärungs-)aufwendig gestalten, was für leider ach so oft viel zu beschäftigte Eltern/Erziehungsberechtigte/Betreuende nicht immer ohne Weiteres zu bewerkstelligen ist. Gleichzeitig bedingen aber genau jene Textstellen das Grinsen, das sich beim Lesen der Bücher Buddes so oft scheinbar wie von selbst einstellt, jedoch zurückgeht auf die Kompetenz Buddes, auf eine Weise mit Wörtern zu spielen und Anspielungen zu jonglieren, die ich in vielen (Kinder-)Büchern vermisse.

Durchzogen sind alle vier Bücher von unterschiedlichen Verständnisebenen, die es verschiedenen Altersgruppen ermöglichen, Spaß an der Lektüre zu empfinden. Bei mir kommt zum Spaß entscheidend auch Inspiration und Spielfreude hinzu. Denn während ich hier sitze, schreibe und über die vier Kinderbücher nachdenke, formieren sich in meinem Kopf und vor meinem inneren Auge, federleicht und zugleich gedankenschwer, Ideen zu Inspirationen und zu Buchstaben und Linien zu Buchstaben und zu Worten und Bilder zu Worten und zu Reimen und wiederum zu Bildern. Versuche nur mal Spaßes halber dir Illustrationen zu den folgenden, in Anlehnung an Buddes *Flosse, Fell und Federbett* entstandenen Wortspielen auszumalen:

Was möchtest du tun? Entscheide dich hier. Möchtest du vielleicht mit mir und ein paar Katzen abkratzen? Oder mit knackigen Wanzen eng umschlungen Stehblues tanzen? Geilen Stieren nachgieren, mit Erdhummeln rumfummeln, mit Hammeln rammeln, mit Zicken ficken, mit Mösen dösen, es hinter privaten Scheiben öffentlich treiben oder schlappe Ratten begatten? Vielleicht wünschst du dir mit dem kessen Vater und einem heftigen Kater einen Besuch im Prater oder willst mit betrunkenen Tunten schunkeln und später im Dunkeln gut munkeln, vielleicht den *Stone Butch Blues* spielen oder mir hier wegen ein paar Sexismen *Gender Trouble* machen? Na, siehst du, mit einer ausbaufähigen und fantasievollen Primärliteratur, ein bisschen Ansporn und einschlägigem Bildmaterial macht doch selbst das Den-Kleinsten-Gute-Nacht-Geschichten-Vorlesen richtig Spaß.

Tina-Karen Pusse

Der Widerspenstigen Zähmung

Cornelia Funke (2003): Tintenherz. Hamburg: Dressler, (568 S.,19,90 Euro);

Dies. (2005) Tintenblut. Hamburg: Dressler, (723 S., 22,90 Euro);

Dies. (2007) Tintentod. Hamburg: Dressler, (760 S., 22,90 Euro).

Cornelia Funkes Tinten-Trilogie lässt sich in jenes Genre der Kinderliteratur einreihen, in dem die Grenzen zwischen parallelen Welten überschreitbar werden. Die Pforte zwischen diesen Welten öffnet dabei aber weniger ein magischer Gegenstand (wie z.B. in Philip Pullmans *His Dark Materials* oder C.S. Lewis *Narnia Chronicles* oder sogar in Michael Endes *Unendlicher Geschichte* – in der der magische Gegenstand ein Buch ist) sondern vielmehr eine seltene Fähigkeit: so intensiv vorzulesen, dass die Metapher vom ‚Lebendigwerden der Figuren' plötzlich buchstäblich zu nehmen ist. Doch für jede aus einem Buch herausgelesene Figur verschwindet ein anderes Lebewesen aus der Realität in die Geschichte. Der lesesüchtige Buchbinder Mo entdeckt diese Fähigkeit auf tragische Weise. Als er seiner Frau und seiner kleinen Tochter eines abends *Tintenherz* vorliest, einen Roman, der in einer eher mittelalterlichen Zauberwelt

spielt und in der ein Feuerschlucker gerade von zwei Ganoven bedrängt wird, liest er diese Dreiergruppe ins heimische Wohnzimmer – seine Frau jedoch (sowie mutmaßlich einige Insekten) verschwinden in den Roman.

Zehn Jahre später steht der Feuerschlucker „Staubfinger" wieder vor Mos Tür – er möchte dringend zurück in seine Welt, die Verbrecher Capricorn und Basta jedoch haben sich hervorragend eingelebt, wollen ihre ‚Rückführung' mit aller Macht verhindern und haben so alle Ausgaben des Buches, aus dem sie stammen (bis auf die eine, die Mo besitzt), vernichtet. Nun sind sie alle aus unterschiedlichen Gründen hinter der letzten Ausgabe her. Es kommt zu Verfolgunsjagden und Geiselnahmen, Mos Tochter Meggie entdeckt, dass sie das Talent des Vaters geerbt hat, mit ihrem Vater macht sie den Autor des Buches ausfindig, in einem verlassenen italienischen Dorf kommt es zum *Showdown* an dessen Ende die Verbrecher zwar besiegt und die Mutter wieder herausgelesen, dafür aber der Autor Fenoglio in seiner eigenen Geschichte verschwunden ist, von der nur noch ein einziges angekohltes Blatt übrig bleibt.

Im zweiten Teil, *Tintenblut*, lässt sich Staubfinger mit einem überaus narzistischen Plagiator ein, der sich selbst Orpheus nennt. Er verschafft ihm wieder Einlass in die Tintenwelt. Nach und nach finden auch Meggie, ihre Eltern, ihre Tante Ellinor und der weniger begabte Vorleser Darius auf verschiedenen Wegen einen Eingang (hier ist Mo ein Robin-Hood-artiger Freiheitskämpfer, den Fenoglio nach seinem Vorbild gestaltet hatte – immer weniger kann er sich gegen die Macht der ihm auferlegten neuen Identität wehren) und der Rest der Handlung spielt sich in der Tintenwelt ab, die durch die Konkurrenz und Eitelkeit der beiden Autoren Fenoglio und Orpheus gehörig durcheinandergerät . Im dritten Band, *Tintentod*, wird Orpheus zu einer sehr gefährlichen Figur, da er als einziger sowohl über die Begabung des Vorlesens verfügt, als auch schreibend die Geschichte verändern kann, während Fenoglio Änderungen nur in Zusammenarbeit mit Meggie durchsetzen kann – außerdem ist es sein Verhängnis, dass ihm die Bösewichter einfach immer ein wenig besser gelingen. Es ist aber vor allem die ambivalente Macht der Literatur selbst, die die größte Gefahr darstellt. Der Text nämlich, und das müssen sowohl Mo, Meggie, Orpheus also auch Fenoglio erfahren, lässt sich nicht ganz kontrollieren. Immer wieder führt er vor, wie man zum Opfer der eigenen Worte werden kann. Für eine glücklich erschriebene neue Wendung, eine Rettung, muss an anderer Stelle ein hoher Preis bezahlt werden. Fast immer entwachsen die Figuren ihren Schöpfern. Und ganz wie in E.T.A. Hoffmanns *Goldnem Topf,* der wohl als Gründungstext dieses Genres gelten kann, ist das Spiel mit der Fantasie immer auch ein Spiel um Leben und Tod – und entsprechend ernst wird es auch betrieben.

Vielleicht ist gerade dies das größte Desiderat: Alle drei Bände der Trilogie sind absolut und mit allerletzter Konsequenz humorlos. Die Tinten-Trilogie ist eine lachfreie Zone. Über die ein oder andere Pointe auf der Ebene des Verwebens verschiedenster literarischer Texte mag man verzaubert und anerkennend lächeln – auf dieser Ebene handelt es sich eher um ein Kinderbuch für literarisch gebildete Erwachsene; Kinder selbst müssen diesen Büchern jedoch mit großer Geduld begegnen, müssen das Panorama und die sorgfältig gestalteten Figuren mehr lieben als die Spannung, müssen wirklich einen langen Atem haben.

Fokussiert man den Blick auf die *Gender*-Konstellationen, dann ist die Trilogie vor allem insofern interessant, als sie eine mittelalterliche Welt mit sehr strikten Rollenvorgaben mit Charakteren konfrontiert, die aus dem 21. Jahrhundert und einem eher progressiven Milieu stammen. Hier die mittelalterliche Tintenwelt, in der Frauen vor allem als Dienstbotinnen oder gar Sklavinnen vorkommen, in der sie sich als Männer verkleiden müssen um eigenständiges Einkommen zu erzielen und wo Ausflüge in die Position der Macht nur unter Zuhilfename von Intriganz und Boshaftigkeit zu bewerkstelligen sind. Dort der alleinerziehende unbehauste Vater oder die Bücherwelt der aufbrausend dominanten Elinor, die den minder begabten Vorleser Darius regelmäßig als Blitzableiter missbraucht.

Etwas enttäuschend ist daher, dass sich im Laufe der Erzählung immer mehr Charaktere für das Leben in der Tintenwelt entscheiden, dass sich auch die Protagonistinnen immer wohler fühlen mit ihren eingeschränkten Optionen – immer mit der etwas vagen Begründung, dass in der Tintenwelt doch alles viel ‚intensiver' und ‚natürlicher' sei. Meggie, die im ersten Teil der Trilogie ein ausgesprochen mutiges kleines Mädchen ist, die im zweiten Teil ihre Selbständigkeit als Pubertierende noch gegen Farid durchsetzt, einen Jungen, den sie aus *Tausendundeiner Nacht* herausgelesen hat, heiratet am Ende, so suggeriert es der dritte Teil, ausgerechnet einen Ingenieur, der nach ihren Erzählungen „Flugmaschinen" bauen wird. Sie die Muse und Geschichtenerzählerin, er der tatkräftige Konstrukteur – das ist nicht gerade ein Ende, das man einem Kinderbuch des 21. Jahrhunderts wünscht. Immerhin: Der in der Tintenwelt geborene Bruder Meggies sehnt sich – und das ist eine schöne, wenn auch nicht allzu überraschende, Pointe des Textes, nach der alten Welt seiner Eltern, die ja für ihn die fantastische ist, die er wiederum nur aus Erzählungen kennt. Der zumindest für Feministinnen etwas schale *Schluss* ist somit immerhin nicht das *Ende* der Geschichte.

Silvia Maria Dutzi-Kosmalla

Darf es ein BISSchen mehr sein?

Stephenie Meyer (2006) Bis(s) zum Morgengrauen. Hamburg: Carlsen Verlag (510 S., 19,90 Euro).

Das Jugendbuch *Bis(s) zum Morgengrauen* vermag mit seinem zweideutigen Titel ein Spannungsmoment aufzubauen, das die aufmerksamen LeserInnen ahnen lässt, dass hier ein Buch geschrieben wurde, das hinter einer harmlosen Fassade weit mehr verborgen hält als man im ersten Moment vermuten würde.

Die Autorin Stephenie Meyer hatte die Idee zur Handlung ihres Debütromans geträumt. Sie sah im Traum, wie sich ein junges Mädchen und ein Vampir auf einer Wiese verliebt umarmten und sich küssten. Auf dieser Idee basiert

die vierbändige Jugendbuchreihe, von der bereits drei Bände erschienen sind. Der erste Band avancierte zum internationalen Bestseller und wurde in 20 Sprachen übersetzt. In Deutschland wurde das Buch von den Jugendlichen der Jugendbuchjury für den Deutschen Jugendliteraturpreis 2007 nominiert. Ein signifikanter Indikator, dass es sich hier um ein Werk handelt, das Jugendliche tatsächlich anspricht und Einfluss auf deren Jugendsozialisation haben kann.

Die Geschichte beginnt mit einer trivialen Szene, die vermuten lässt, dass es sich lediglich um einen banalen Jugendroman handeln wird. Die Protagonistin Isabella Swan – genannt Bella – kommt als neue Schülerin in die verregnete Kleinstadt Folks, um bei ihrem Vater zu leben. Die Eltern sind geschieden. Bisher verbrachte Bella die meiste Zeit bei ihrer Mutter im sonnigen Phoenix. In der neuen Schule wundert sie sich über eine Gruppe von fünf bemerkenswert hübschen Teenagern, die immer zusammen in der Cafeteria sitzen, aber nie etwas zu essen scheinen. Im Laufe der Handlung verliebt sie sich in Edward, einen Jungen aus dieser Gruppe, und erfährt sein Geheimnis. Sie alle sind Mitglieder der Vampirfamilie Cullen und wurden von deren Oberhaupt Carlisle gerettet. So verwandelte er zwei im Sterben liegende Menschen in Vampire und nahm weitere bereits verwandelte Vampire in die Familie auf. Das Besondere an Carlisle ist seine Fähigkeit, die Familienmitglieder dazu zu inspirieren, dass sie sich von Tier- statt von Menschenblut ernähren. Sie selbst bezeichnen sich deshalb als „Vegetarier". Edward zuliebe nehmen sie Bella in ihren harmonischen Familienkreis auf, obwohl sie sonst keine allzu nahen Kontakte zu menschlichen Wesen pflegen. Durch Edwards Vampirdasein gerät Bella im letzten Teil des Buches in unerwartete Gefahr, aus der sie auf dramatische Weise von ihm und seiner Familie gerettet wird.

Durch die Perspektive der Ich-Erzählerin Bella gelingt es der Autorin die Charaktere mit einer faszinierenden Exaktheit und Sensibilität zu beschreiben. Die Liebesgeschichte wird überzeugend realistisch und fesselnd dargestellt. Ein wichtiges Moment in der Erzählung ist die *Verzauberung* von Bella durch den Außenseiter Edward und die Art von Gefährlichkeit, die ihrer Liebe inhärent ist. Wobei Edwards ständiger innerer Kampf als eine perfekte Metapher angesehen werden kann, für die einerseits starke sexuelle Anziehung in der Phase der Adoleszenz und andererseits die damit verbundenen potenziellen Gefühle der Gefahr und der Angst.

Vermutlich liegt der Reiz dieser Erzählungen darin begründet, dass ein Individuum aus Liebe zu einer anderen Person bereit ist *sich zu verwandeln* bzw. *verwandelt wird*. Dieser romantische Aspekt gilt als Traum vieler Menschen und verweist auf die Problematik vieler Jugendlicher, Neues und teilweise Prekäres in das eigene Leben sowohl integrieren zu wollen als auch zu müssen.

Stilistisch gelingt es, mit Ausnahme der zu häufigen Beschreibung von Edwards überwältigender Schönheit, auf zu detailreiche und langatmige Schilderungen zu verzichten. Die (Vampir-)Männer werden geschlechterstereotypisch als groß, beschützend, stark, wortkarg und mit (un)gebändigter

Virilität dargestellt. Als Zeichen ihrer hegemonialen Männlichkeit verfügen sie über Statussymbole wie teure, schnelle Autos, exquisite Kleidung und herrschaftliche Häuser. Die Frauen werden, was die Geschlechterstereotypisierung betrifft, auf klassische Weise dichotomisiert. Während die Männer als *größer und stärker* gelten, werden die Frauen automatisch als *kleiner und schwächer* imaginiert. Als Ausdruck einer selten erkennbaren emanzipierten Haltung der Autorin zur Rolle von Frau und Mann, ist vermutlich folgende Aussage Bellas zu verstehen:

> Aber ich finde es falsch … wenn ein Mann und eine Frau einander nicht ebenbürtig sind. Es kann nicht immer der eine sein, der plötzlich auftaucht und die andere rettet. Sie müssen sich *gegenseitig* retten können. (487)

An dieser Stelle argumentiert die Protagonistin Bella vehement für ihre Verwandlung in ein kraftvolles Vampirwesen und tritt Edward als starke Persönlichkeit gegenüber. Attribute wie Tapferkeit und Furchtlosigkeit beschreiben ihre Charaktereigenschaften. Diese Beschreibung steht in Kontrast zu vielen Schilderungen, wo sie teilweise als tollpatschig und immer wieder in rettungsbedürftigen Situationen dargestellt wird.

Thematiken wie die Unsterblichkeit, der Prozess des Erwachsenwerdens, die Abnabelung von den Eltern, die anfängliche Entdeckung der Sexualität und die Begegnung mit dem potenziellen Tod in jeder Phase des menschlichen Lebens, sind entscheidende Motive dieses Buches. Der Versuch einer Kombination aus Spannungsmomenten wie Verlangen, ewiger Liebe und Freundschaft mit einer gleichzeitigen Verbindung zum positiven Vampir-Genre wurde bis dato literarisch nicht umgesetzt. Vermutlich liegt hierin eine Erklärung für den Erfolg des Romans. So erscheint die Handlung zwar einerseits surreal, andererseits jedoch so anziehend und wünschenswert, dass eine Identifikation der (weiblichen) Jugendlichen mit der Protagonistin als folgerichtig erscheint. Bei der Komposition schafft es die Autorin die Ereignisse und deren Motive glaubwürdig zu schildern und somit einen sinnvollen Handlungsstrang zu entwerfen. Meyer hat ihren Roman als ein gut lesbares und leicht verdauliches Jugendbuch konzipiert, das dem durchaus legitimen Wunsch nach Eskapismus der Zielgruppe nachkommt.

Summa summarum geht es in diesem Buch und den Folgebänden immer wieder um die finale (Macht)Frage: „Wer wird sich am Ende durchsetzen?“ Bella mit ihrem Willen nach *Verwandlung* und dem daraus resultierenden ewigen Leben als starke Vampirin mit übermenschlichen Kräften, das sie gemeinsam mit ihrem Geliebten verbringen will oder aber Edward mit seiner Vorstellung einer gemeinsamen Zukunft mit Bella, in der sie als ein fragiles menschliches Wesen mit einem endlichen Leben existieren wird?

Vor der endgültigen Beantwortung dieser Frage noch ein Appell an die Autorin:

Es darf künftig gerne ein BISSchen mehr sein ...

...an potentiellen Alternativen zu den bis dato vorherrschenden Geschlechterstereotypen und Geschlechterrollen. Dieser wünschenswerte Paradigmenwechsel könnte die Basis für einen variationsreicheren, geschlechterungebundeneren und somit zeitgemäßen (Jugend)Sozialisationsprozess bieten.

Natália Wiedmann

Es ist nur ein Spiel. Aber damit ist es ihnen Ernst.

Die Wilden Kerle (2003) Reg. Joachim Masannek. SamFilm;

Die Wilden Kerle 2 – Alles ist gut, solange du wild bist! (2005);

Die Wilden Kerle 3 – Die Attacke der biestigen Biester! (2006);

Die Wilden Kerle 4 – Angriff der Silberlichten (2007);

Die Wilden Kerle 5 – Hinter dem Horizont (2008).

Die Kritiken der *Wilde-Kerle*-Filme ähneln sich und bemängeln ein ums andere Mal dieselben Aspekte: Ideenarmut, Dramaturgieverstöße, hölzernes Schauspiel und immer wieder die Dialoge, beschrieben als altklug, aufgesetzt, möchtegernflott, gekünstelt, als Phrasendrescherei. Schon im ersten Abenteuer der Wilden Kerle beginnt die Schilderung der Erzählerstimme betont gefährlich und ernst, und gäbe es ‚Superlativste', so würden die jungen ZuschauerInnen auch mit diesen bis zur völligen Übersättigung und darüber hinaus zu Tode gemästet – allermindestens. Eine rauchige Stimme berichtet von der Herrschaft der „besten Fußballmannschaft der Welt" im „Wilde-Kerle-Land", vom Anführer Leon, dem „Wildesten unter Tausend", und vom sturmartigen Angriff der „unbesiegbaren Sieger" auf den „Mittelpunkt" ihrer Welt, den „Teufelstopf" genannten Bolzplatz, den „Hexenkessel aller Hexenkessel". Man kann dies als ironische Übertreibungen verstehen, als die Einnahme einer kindlichen Wahrnehmungsperspektive, aber spätestens mit dem fünften *Wilde-Kerle*-Film kann von (rhetorischen) Übertreibungen keine Rede mehr sein: Gespielt wird um Leben und Tod gegen wahrhaftige Vampire, die ganz begierig darauf sind, die Wilden Kerle zu verführen und mit einem Biss in den Hals symbolisch zu entjungfern.

Fortsetzungen bewegen sich immer zwischen Wiederholung und Veränderungen, und nicht alle ZuschauerInnen werden diese Veränderungen in der *Wilde-Kerle*-Filmreihe gutheißen, mögen im zunehmenden Ernst einen Verlust des ‚ursprünglichen Charmes', der Scherzhaftigkeit sehen und beklagen, dass der Fußball eine zunehmend kleinere Rolle spiele. Aber diese Beobachtungen lassen sich genauso gut ins Produktive wenden, für eine erneute Filmlektüre

nutzbar machen. Denn der Ernst der Lage und die wichtige Rolle von Geschlecht und Sexualität im letzten *Wilde-Kerle*-Teil eröffnen die Frage danach, inwiefern diese Aspekte schon von Beginn an zentrale Narrationselemente bildeten. So beeinflussen die Veränderungen/Wiederholungen retrospektiv die Sicht auf die Vorlage. Hier sei nun eine solche Lektüre verfolgt, die nicht den Sport, sondern die Auseinandersetzung mit den Geschlechterrollen als Handlungszentrum der Filme betrachtet.

Die Grundstruktur bleibt in allen *Wilde-Kerle*-Filmen dieselbe, inszeniert wird jeweils eine doppelte Bedrohung des Fußballteams: Von Außen durch eine gegnerische Mannschaft, von Innen durch Spaltungen in der Gruppe selbst, sei es aufgrund einer Konkurrenzsituation, eines Vertrauensbruchs oder der Unfähigkeit, als Team zusammen zu spielen. Die Handlung des ersten Teils entspricht dabei den typischen Elementen eines Sportlerteam-Films noch am deutlichsten: Da wäre die Suche nach einem geeigneten Trainer, welcher der Gruppe gegen den stärkeren Gegner zum Sieg zu verhelfen vermag, ungewöhnliche Trainingsmethoden, der Spieler, der durch sein Einzelgängertum den Sieg gefährdet, Verlust und Wiedergewinn des Selbstvertrauens. Ein gutes Drittel der rund 90 Filmminuten aber befasst sich mit der Integration eines neuen Teammitglieds, wobei es entscheidend ist, dass es sich dabei um ein Mädchen handelt. Der Widerstand gegen die Aufnahme Vanessas ist groß, ihre Akzeptanz muss sie sich hart erkämpfen.

Von besonderem Interesse ist dabei die Szene, die ihre erste Begegnung mit den ‚Wilden Jungs' zeigt: Ahnungslos werden jene von Vanessa beobachtet, während sie mit verbundenen Augen auf einer Wiese tanzen. Dieses Bild verweist auf die Inszenierung von Männlichkeit als Spektakel, die Wilden Kerle werden nicht nur als handelnde Subjekte, sondern auch als Blickobjekte für ein weibliches Publikum vorgeführt. Damit wird die spätere Zusammensetzung der *Wilde-Kerle*-Fans vorweggenommen, denn die Jungschauspieler avancierten zunehmend zu Zielobjekten schwärmerischer Verliebtheit junger Mädchen, sicher nicht der einzige, aber ein wichtiger Grund für die Zusammensetzung der ZuschauerInnengruppe, deren hoher Mädchenanteil aufgrund des Sujets der Filme zunächst verwundern mag.

Auch in den Folgefilmen bleibt die Auseinandersetzung mit dem anderen und eigenen Geschlecht zentraler Handlungsbestandteil: Der Fußballsieg im zweiten Film wird erschwert, indem eine Miniaturausgabe von Captain Jack Sparrow (eins von zahlreichen Filmzitaten, die sich u.a. lesen lassen als Verweise auf konkurrierende Gendervorstellungen und den sozialisatorischen Einfluss von Medien) Vanessa dazu bewegt, die Wilden Kerle zu verlassen, welche daraufhin lernen müssen, sich ihre Gefühle einzugestehen und diese auch mitzuteilen. Im dritten Teil treten die Wilden Kerle gegen eine Mädchenmannschaft an, die Anführerin der Silberlichten (Teil 4) bewirkt einen Brüderzwist und hinter dem Horizont schließlich stellt sich das Team nicht nur Vampiren, sondern auch der ersten Liebe.

Bei alldem sind die eingangs erwähnten und andere unerwähnt gebliebene Schwächen der *Wilde-Kerle*-Filme nicht von der Hand zu weisen – leider auch nicht die Aktualisierung ärger

licher Klischees, wie im vierten Teil das der bösen Verführerin, repräsentiert von der Silberlichtenanführerin. Gerade der vierte Film aber ist nicht nur insofern *auch* subversiv, als er binäre Geschlechterkonstruktionen durch die Einführung geschlechtlich ambivalenter Figuren unterläuft: Einmal durch Klette, eine grammatisch weibliche Figur, die sich aber einer geschlechtlichen Zuordnung verweigert, weiterhin durch die Figur des ‚Koyoten Karl-Heinz', für die ZuschauerInnen erkennbar von einer Schauspielerin gespielt, deren/dessen Geschlecht aber im Film selbst nicht diskutiert wird. Vor allem aber zeichnet sich der Film dadurch aus, dass er zwar Identitätskonzepte vorführt, die über die Abgrenzung zu einem Anderen operieren (sei es auf individueller, geschlechtlicher oder kultureller Ebene), dieses Andere aber als phantasmatische Konstruktion entlarvt. Der sich in die Silberlichtenanführerin verliebende Marlon gibt ihr den Namen ‚Horizon', ein Akt, der auf die traditionell genderspezifische Gebundenheit der Definitions-/Konstruktionsmacht verweist. Aber nicht die Benennung allein, der Name selbst markiert das Andere als Konstruktion, existiert der Horizont doch nicht als Entität, sondern nur als an den Wahrnehmenden gebundenes Phänomen. Anders als das Synonym ‚Gesichtskreis' impliziert die Verwendung des Begriffes Horizont jedoch, dass es sich tatsächlich um etwas handelt, das außerhalb der Wahrnehmung existiert: Der Horizont wird als *Ort* beschrieben, *an dem* Dinge sich abspielen können. In einer Art Projektionsprozess, in dem die deiktische Bedeutung von ‚Horizont' verschleiert wird, wird so das eigene Gesichtsfeld zu etwas anderem, zu einem Ort außerhalb, einem Ort, der nicht als imaginärer bezeichnet werden kann, weil er mit der Benennung tatsächlich sichtbar gemacht wird. Vorgeführt wird so die Gewalt der Sprache, die durch Differenzierung Differenz erst erschafft.

Solch genaue Lektüren sind zwar einer (hoffentlich zunehmenden) kulturwissenschaftlichen Auseinandersetzung mit Kinderfilmen vorbehalten, aber auch für Kinder und Jugendliche sind in der Inszenierung genügend Aspekte vorhanden, die relevante Fragen bezüglich der Geschlechterrollen aufwerfen: Kann ein Mädchen ein *Wilder Kerl* sein? Dürfen *Wilde Kerle* Angst haben und Gefühle zeigen? Wie reagiert das Umfeld auf Verhalten, das traditionellen Vorstellungen der Geschlechterrollen entgegenläuft? Selten vollzieht sich die Auseinandersetzung mit Geschlechterrollen so offen(sichtlich), so dass die Filme – trotz aller Mängel – in angenehmem Kontrast zu jenen deutschen Kinder- respektive Familienfilmproduktionen stehen, in denen Mädchen entweder keine/ nur marginale Rollen spielen, oder als ‚Quotenschöne' schließlich gerettet werden/ als ‚Quotenausnahme' letztendlich doch nur die Überlegenheit der männlichen Heldenfigur zu belegen helfen. Die Geschlechterrollen werden als genau solche vorgeführt: als Rollen, in die man schlüpft, die man sich aneignen oder von sich weisen kann, als Rollen, die man spielt, dies aber sehr ernsthaft. Sie sind variabel, aber nicht beliebig, hart umkämpft wie der Ball auf

dem Fußballfeld. Die jungen ZuschauerInnen können den langsamen (Einstellungs-)Wandel der Filmfiguren mitverfolgen, das Spiel zwischen Wiederholung und Veränderung, das sich nicht allein durch die Serialität der Filme ergibt, sondern ebenso durch die Verweise auf andere Filme und verschiedene Genres. Da die Grundstruktur der Geschichten, gekoppelt mit der zentralen Bedeutung der Genderkonfigurationen, in allen Filmen erhalten bleibt, werden das Interesse der ZuschauerInnen und das anhaltende Sehvergnügen durch die Zunahme von Fantasy-Elementen sichergestellt. Dass die Einsätze und Gefahren größer werden, bildet weiterhin ab, wie mit steigendem Alter der ProtagonistInnen Geschlecht und Sexualität für die Identitätsbildung an Bedeutung zunehmen, so dass Kritik an der Lebensferne und ‚Spektakelhaftigkeit' der Handlung etwas zu kurz greift. Ernst ist das Spiel (auf allen Feldern) aber schon von Beginn an, selbst wenn man den Ausführungen der Erzählerstimme Ironie zuspricht, ist doch gerade die Ironie gekennzeichnet durch die Ununterscheidbarkeit zwischen Ernst und Scherz. Trotzdem sollte man sich die aufgesetzt wirkenden und voller Pathos vorgetragenen Dialoge unbedingt eine Warnung sein lassen: Besonders für all jene, die mit kulturwissenschaftlichen Lektüren vertraut sind und sich für Geschlechterkonstruktionen interessieren, mag die Lektüre der *Wilde-Kerle*-Filme interessant sein, kann sogar Spaß bereiten – die Lektüre der dazu gehörigen Bücher tut Letzteres indes nicht.

Rezensionen zum Thema ‚Feminism revisited'

Antonia Ingelfinger

Eklig-schöne Untiefen des Körpers

Charlotte Roche (2008) Feuchtgebiete. Roman. Köln: DuMont (220 S., 14,90 Euro).

Charlotte Roches Roman über die unfeinen, intimen Bekenntnisse einer jugendlichen ‚Stürmer- und Drängerin' ist seit seinem Erscheinen in aller Munde. Funk, Fernsehen und Presse überschlagen sich mit Berichten, Rezensionen, Interviews und Talkshowgesprächen, und das Interesse an der jungen, gutaussehenden Autorin, die ihrer Protagonistin so unglaublich ähnlich zu sein scheint, reißt nicht ab. Kürzlich hat sie sich für das Cover des *ZEITmagazins* sogar in schlammverspritzter Unterwäsche ablichten lassen, obwohl sich die Verkaufszahlen ihres Buches offensichtlich auch ohne diese zweifelhafte Aktion in ungeahnte Höhen schrauben. Um in Zeitgeist-Gesprächen momentan mitreden zu können, muss man das Buch schon gelesen haben, denn es wird auch außerhalb der Feuilletons kontrovers abgehandelt und muss stellvertretend für verschiedene gesellschaftliche Entwicklungen herhalten.

Der Plot des Romans handelt von der 18-jährigen Gymnasiastin Helen Memel, die sich bei einer unvorsichtigen Intimrasur eine Analfissur zugezogen hat und nun in der proktologischen Abteilung eines Krankenhauses über ihr bisheriges Leben einschließlich ihrer sexuellen Erfahrungen und Vorlieben sinniert. Die Ich-Erzählerin schwelgt, besonders wenn es um den Umgang mit ihrem eigenen Körper geht, in pikanten Einzelheiten und lässt kein noch so unbedeutendes Detail über ihre ganz speziellen (Un-)Hygienevorstellungen und Sexualpraktiken aus. Hier spielt vor allem auch ihr von Hämorrhoiden verunzierter Analbereich eine herausragende Rolle, der ihren sexuellen Abenteuern keineswegs im Wege steht und über den sie ausführlich berichtet. Die Schilderungen ihrer unappetitlichen Analwunde nach der Operation, die sie sich vom Pfleger Robin per Digitalkamera dokumentieren lässt, von Toilettengängen, Periodenhygiene, dem Sex mit verschiedenen Partnern und Prostituierten und von ihren Intimrasurerfahrungen fallen unbeschwert, offenherzig und recht drastisch aus. Dabei zeigt sie keinerlei Berührungsängste, was das Ausloten und Visualisieren scham- und ekelbesetzter Körperregionen wie Handlungen betrifft. Ihre Sprache ist eine jugendliche, stellenweise infantil wirkende Umgangssprache, die die LeserInnen in die bis auf die sexuellen Erfahrungen noch unreife Gedankenwelt der Protagonistin einführt. Ausdrücke wie Mama und Papa, ‚Pipi' und ‚Kacka', zeugen nicht zuletzt davon.

Die Passagen über ihren Intimbereich und ihre Körpersäfte sind erfrischend deftig und schamlos – man bemerkt geradezu eine Lust am Schockieren der LeserIn. Wer nicht zu zart besaitet ist, muss mitunter ob der provokanten Detailfreude herzhaft lachen, obwohl sie mit Vorliebe Bereiche beschreibt, die noch immer tabuisiert und mit Ekelschranken belegt sind:

> Ich habe schon bei vielen Dingen, die mir beigebracht wurden, festgestellt, dass die gar nicht stimmen. Also habe ich mich zu einem lebenden Muschihygieneselbstexperiment gemacht. Mir macht es Riesenspaß, mich nicht nur immer und überall bräsig voll auf die dreckige Klobrille zu setzen. Ich wische sie auch vor dem Hinsetzen mit meiner Muschi in einer kunstvoll geschwungenen Hüftbewegung einmal komplett im Kreis sauber. Wenn ich mit der Muschi auf der Klobrille ansetze, gibt es ein schönes schmatzendes Geräusch und alle fremden Schamhaare, Tropfen, Flecken und Pfützen jeder Farbe und Konsistenz werden von meiner Muschi aufgesogen. Das mache ich jetzt schon seit vier Jahren auf jeder Toilette. Am liebsten auf Raststätten, wo es für Männer und Frauen nur eine Toilette gibt. Und ich habe noch nie einen einzigen Pilz gehabt. Das kann mein Frauenarzt Dr. Brökert bestätigen. (20)

Die Freude an der Provokation durchzieht alle Textbereiche, die um den Körper und seine Öffnungen kreisen. Dabei spielt die Erzählerin besonders mit dem Ekelsensorium der LeserIn und anerzogenen Hygiene- und Ästhetikvorstellungen, die das weibliche Geschlecht betreffen. Wie das obige Zitat verdeutlicht, führt sie ihre Darstellungen aber dermaßen krass und überzogen aus, dass sie schon wieder witzig klingen und ans Satirische grenzen. Hier spürt die LeserIn eine Auflehnung gegen die sexualhygienische Zurichtung des weiblichen Körpers und das mit einem immer noch virulenten Blickverbot für Frauen verbundene Schamgebot. Die Tatsache, dass eine Autorin ihre Protagonistin so tief in intime, scham- und ekelbesetzte Bereiche eindringen und so unbeschwert, selbstbewusst und selbstverständlich davon berichten lässt, verleiht dem Buch einen Großteil seiner Anziehungskraft. Gerade für Frauen stellt die unanständige, anmaßend-maßlose Haltung der Erzählerin, die darüber hinaus von einem geglückten Sexualleben berichtet, in dem sie selbst die Fäden in der Hand hält, sei es bei der Selbstbefriedigung, bei Sex mit verschiedenen männlichen Partnern oder bei ihren zahlreichen Prostituiertenbesuchen, eine wohltuend andere Perspektive auf den durch Hygiene und Kosmetik auf eine perfekte Gespielin des Mannes zugerichteten weiblichen Körper dar. Helen Memel liebt nämlich ihren Körper mit all seinen Mängeln und Unregelmäßigkeiten, was sich nicht zuletzt darin zeigt, dass sie ihn in- und auswendig kennt, gerne auch mal ihre eigenen Körpersäfte probiert und ihre körpereigenen Intimdüfte jedem Parfüm vorzieht.

Den frechen, drastischen und teilweise ins Pornografische gehenden Passagen des Romans stehen allerdings weniger unbeschwerte, nachdenklichere Abschnitte zur Seite, die die Erzählerin als verletzte, problembehaftete Jugendliche zeigen. So ist viel von der Scheidung ihrer Eltern die Rede – Helen möchte ihren Klinikaufenthalt möglichst dazu nutzen, die beiden wieder zusammenzubringen – und von den übertriebenen Hygienevorstellungen der Mutter, bei der Helen und ihr Bruder leben. Als traumatisches Kindheitserlebnis kommt ein missglückter Selbstmordversuch der Mutter, bei dem sie ihren Sohn mit in den Tod nehmen wollte und den die Tochter durch ihre Heimkehr vereitelt hat, noch zusätzlich ins Spiel. Dieser schwermütige Hintergrund steht einer

leichtherzigen Konsumption der pornografischeren Partien des Buches im Wege, verleitet allerdings auch dazu, die freizügigen und ungehemmten Betätigungen der Protagonistin als vulgärpsychologische Folgen ihrer verkorksten Kindheit zu lesen, was deren Brisanz wiederum zurückzunehmen droht.

Insgesamt scheint mir die Stärke des Romans in dem rotzigen Beharren der Ich-Erzählerin auf ihrem eigenen Körper mit all seinen eklig-schönen Untiefen zu bestehen, der vor allem auch weiblichen Jugendlichen und Frauen einen selbstbewussteren Umgang mit ihrer ‚enteigneten' Körperlichkeit und Sexualität vermitteln kann.

Stephanie Bethmann

Männer sind von der Erde – Frauen auch! Eine feministische Antwort auf den Boom der Geschlechterklischees

Mirja Stöcker (2007) Hg. Das F-Wort. Feminismus ist sexy. Königstein/T: Ulrike Helmer Verlag (149 S., 12,90 Euro).

Feminismus war gestern, oder? Heute kann und darf frau doch alles – theoretisch. Doch ein Blick in die Auslagen der Buchhandlungen verrät: Der ‚kleine Unterschied' ist wieder groß im Kommen! Populärwissenschaftliche Bücher wie *Warum Männer nicht zuhören und Frauen schlecht einparken* (Barbara und Allan Pease 2000) und *Das Eva-Prinzip* (Eva Herman 2006) feiern das Rollenklischee – mit reißendem Absatz. Es scheint, dass man und frau sich in Zeiten postmoderner Überforderung wieder nach der Eindeutigkeit stereotyper Geschlechterrollen sehnt. „Typisch Mann, typisch Frau: Wer daran glaubt, dem winkt eine einfache, klare, überschaubare Welt" (Schnurr 22). Feministische Perspektiven machen dem neuen Biologismus auf dem Markt öffentlicher Meinung da leider kaum Konkurrenz. In den *Gender Studies* ist es längst Konsens, dass Geschlecht und Körper sozial konstruiert sind. Und selbst die Neurowissenschaft – viel zitiert, wenn es darum geht, ‚naturgegebenene' Geschlechterunterschiede zu belegen – erforscht die Prägung des Gehirns durch die soziale Umwelt, nur dass darüber selten berichtet wird (Schmitz 48). Gerade weil die Rezeption wissenschaftlicher Studien in den Medien so einseitig ausfällt, wären die *Gender Studies* gut beraten, ihre komplexeren Erkenntnisse zum Thema Geschlecht stärker populärwissenschaftlich unters Volk zu bringen.

Das F-Wort. Feminismus ist sexy nimmt diese Herausforderung an. Die AutorInnen schreiben leicht verständlich, im feuilletonistischen Stil und setzen den Propheten der „Ersatzreligion" (Schnurr 21), die Geschlechterdifferenz als biologisches Schicksal predigen, eine Alternative entgegen. Der Bezug auf Pease und Herman ist dabei unübersehbar, und man kann das Buch getrost als (längst überfällige) feministische Antwort auf die derzeit dominanten Geschlechterdiskurse bezeichnen. Die AutorInnen wollen Feminismus wieder salonfähig

machen. Und nebenbei erklären sie, warum die Macht der Gene und die Mär der steinzeitlichen Geschlechterordnung längst nicht als wissenschaftlich bewiesen gelten können und dass entgegen der gängigen öffentlichen Meinung nicht Welten (oder gar Planeten, wie in John Grays *Men are from Mars, Women are from Venus,* 1993) zwischen Mann- und Frausein liegen. Kurzum, es geht um feministische Perspektiven auf Geschlechter-Revolution und Geschlechter-Evolution.

Feminismus – brauchen wir den wirklich noch? Männer wie Frauen schrecken heute vor dem „F"-Label zurück. Junge Frauen fühlen sich umso emanzipierter, je weniger sie ihre Lebenssituation sozialen Strukturen zuschreiben; Feminismus – das klingt doch nach Opfermentalität! Doch die AutorInnen überzeugen, dass Feminismus viele Gesichter hat, Spaß machen darf und heute so wichtig ist wie eh und je. „Wenn überhaupt etwas die unterschiedlichen Feminismen eint, dann ist es der Gedanke der Freiheit." Und wer hat schon etwas „gegen Selbstbestimmung einzuwenden?", fragt Herausgeberin Mirja Stöcker (10). Die Vision, dass Männer und Frauen frei und selbstbestimmt über ihr Leben entscheiden dürfen, ohne in die Geschlechterschubladen passen zu müssen, eint auch die verschiedenen Beiträge des Buches.

Stöcker stellt das „F-Wort" als ein sympathisches Sammelsurium zwischen „Freiheit", „Fun" und „Future" vor. Sie knüpft dabei an die Alltagserfahrungen von Frauen an, die Feminismus leben oder leben wollen – z. B. Kinder haben *und* Karriere machen – und sich dennoch vom Begriff distanzieren. Warum klingt Feminismus heute wie ein Stigma? Das „F-Wort", so zeigen die AutorInnen aus verschiedenen fachlichen und persönlichen Blickwinkeln, ist viel besser als sein Ruf. Sie alle plädieren dafür, Biologie nicht als Schicksal zu verstehen und weisen auf die Stereotypen und Einschränkungen hin, mit denen Frauen (und Männer) sich in unserer Gesellschaft noch immer arrangieren.

Eva-Maria Schnurr und Sigrid Schmitz erklären geschlechtstypisches Verhalten als Lern- und Sozialisationseffekt und als Produkt einer Wissenschaft, die gezielt nach Unterschieden sucht. Geschlechterunterschiede sind vor allem deshalb so evident, weil wir an sie glauben, und dieser Glaube schafft Realitäten. So rechnen zum Beispiel Mädchen schlechter, wenn sie von einer mathematischen Unterbegabung der Frau überzeugt sind (Schnurr 21). Die Verfechter der Differenztheorie berufen sich gern auf die Hirnforschung. Farbige Illustrationen, die die unterschiedlichen Hirnfunktionen bei ‚dem Mann' und ‚der Frau' kontrastieren, korrelieren so schön mit unserer Intuition: Männer und Frauen sind grundverschieden – sagt auch die Wissenschaft. Oder doch nicht? Metaanalysen solcher wissenschaftlichen Studien, so Biologin Schmitz, ergeben ein anderes Bild. Die Unterschiede zwischen den Gehirnen der Geschlechter sind keineswegs eindeutig belegt. Und selbst eine typisch weibliche Hirnfunktion ist kein Diktum der Natur. Die bunten Bilder vom Frauenhirn sind nur Momentaufnahmen eines sozialisierten Gehirns, das sich durch Erfahrung beständig verändert.

Ein weiteres ‚Totschlagargument' der Stereotypisierer ist die Herleitung des großen Unterschiedes aus der Urzeit. Männer jagen (damals Mammuts

und heute dem Fußball hinterher) und Frauen sammeln (damals Beeren und heute Schuhe) so die Kernthese. Archäologin Brigitte Röder schaut sich die wissenschaftliche Basis dieser comedytauglichen Geschlechterhistorie genau an. Die Erkenntnisse der Urgeschichte lassen eher den Schluss zu, dass Männer und Frauen durchaus ähnliche und keinesfalls strikt voneinander getrennte Tätigkeiten verrichteten. Und die Möglichkeiten einer seriösen Rekonstruktion urzeitlicher Verhältnisse sind weitaus eingeschränkter als vielfach suggeriert wird. Die Arbeitsteilung, die einstmals Männlein und Weiblein einen so sicheren Platz zuwies, entspricht nicht zufällig genau den Vorstellungen der bürgerlichen Gesellschaft – vielmehr ist „unser urgeschichtliches Traumpaar" (80) eine bürgerliche Fiktion, die den Status Quo der Geschlechterordnung legitimieren soll.

Der Sammelband will ein breites Publikum erreichen und räumt leicht verständlich mit gängigen Vorurteilen auf. Doch mancher Beitrag schießt in seinem journalistischen Stil übers Ziel hinaus und der flapsige Ausdruck geht stellenweise auf Kosten anspruchsvoller Argumentation. So formuliert Reinhard Mohr in eben dem stereotypisierenden Vokabular, gegen das die anderen AutorInnen so engagiert anschreiben. Bei ihm ist der chauvinistische Mann „Höhlenmensch[ ] (...) aus einer anderen Menschheitsepoche" (62), ein Relikt aus jener Urzeit also, die es laut Röder und Schnurr so nie gegeben hat. Wenig substantiell auch Sebastian Horndaschs persönliches Bekenntnis, das Patriarchat auch als Mann „Mist" (134) und „öde" (135) zu finden. Wichtig ist jedoch, dass diese Artikel Feminismus auch zur Männersache erklären.

Einige AutorInnen vergeben mit einem euphemistischen Freiheitsbegriff kritisches Potential. So lädt die Herausgeberin ihre LeserInnen ein, die „freiwillige Selbstbeschränkung" *ad acta* zu legen und im „Outlet-Store der unbegrenzten Geschlechtermöglichkeiten" shoppen zu gehen – und zwar „nur das, was Ihnen *wirklich* gefällt" (Stöcker, 14). Aber wie frei ist unser Wollen und Wählen? Was wem „*wirklich* gefällt", hängt ein gutes Stück von unserer Sozialisation und sozialen Position (und damit auch von unserem Geschlecht) ab (vgl. Pierre Bourdieu *Die feinen Unterschiede*, 1987, und *Die männliche Herrschaft,* 2005). Und wenn Frauen nicht schuld sind an ihrer Benachteiligung in noch immer ungerechten Strukturen, dann muss man den Mut haben, den Umkehrschluss zu denken: Dann sind sie auch nicht freie (oder sich selbst beschränkende) Entscheidungsträgerinnen. Daher sollte die Frage nach strukturellen Ungleichheiten noch stärker im Mittelpunkt stehen.

Daniel Haas, Kathrin Hartmann und Kerstin Kullmann haben solche Probleme gut im Blick und setzen sich kritisch mit Strukturzwängen und vermeintlichen Freiheiten auseinander. Der postmoderne Gender-„Outlet-Store" scheint beides herzugeben: gleichberechtigt sein und selbstbewusst mit Weiblichkeitsstereotypen spielen. Im ‚Angebot' sind dort zum Beispiel Koketterie und aggressiver Sexappeal, Verkörperungen einer „neuen Weiblichkeit" (Hartmann/Kullman, 149). Doch die AutorInnen warnen vor der gefährlichen Gratwanderung zwischen frecher Selbstbestimmtheit und neuer Rollenkonformität. Ein kritischer Feminismus ist heute gerade deshalb vonnöten, da „[d]ie Ungerech-

tigkeiten weniger offensichtlich, die Zwänge subtiler [sind]“ (Gitta Mühlen-Achs (o.J.), zit.n. Hartmann/ Kullman, 149). Allzu oft kommt die Einschränkung im Gewand der freien Entscheidung daher.

Wohl um den Feminismus für eine breite LeserInnenschaft attraktiv zu machen, legt das Buch einen Schwerpunkt auf die F-Worte „Freiheit“ und „Fun“. Feminismus kann und darf ja auch sexy sein – solange er kritisch und notfalls unbequem bleibt, um aus der ‚freien Wahl‘ auch eine faire Wahl zu machen. Bücher wie dieses sind ein Schritt auf dem langen Weg zu mehr Fairness. Das „F-Wort“ wieder aus- und großschreiben zu dürfen, heißt anerkennen, dass unsere Gesellschaft noch immer mehr Gleichberechtigung braucht. Der allgegenwärtige Kanon von Geschlecht als biologischem Schicksal ist da kontraproduktiv. Höchste Zeit, dass feministische Sichtweisen auch auf populärem Niveau wieder präsenter werden – ob sie nun sexy sind oder nicht.

Rezensionen zum Thema
‚Dimensionen von Gender Studies'

Irmtraud Hnilica

Gender Studies, leicht gemacht!

Schößler, Franziska (2008) Einführung in die Gender Studies. Berlin: Akademie Verlag (232 S., 19,80 Euro).

Dass der Stellenwert von Gender Studies an deutschen Universitäten immer mehr steigt, und zwar sowohl, was das eigenständige Studienfach betrifft, als auch in Hinblick auf Gender als theoretischen Zugriff in den verschiedenen Disziplinen, belegt die wachsende Zahl der Einführungen zu diesem Thema. Nun also noch eine „Einführung in die Gender Studies"? Ja – und mit Recht. Denn Franziska Schößler, Professorin für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Trier und Verfasserin des gleichermaßen empfehlenswerten UTB-Bandes *Literaturwissenschaft als Kulturwissenschaft* (Schößler 2006), legt, das sei vorweggenommen, mit ihrem neuesten Buch eine Einführung in die Gender Studies vor, die in kürzester Zeit den Status eines Standardwerks haben wird. Diese Prognose ist risikofrei, weil Schößlers Text Einzigartiges leistet: Er bietet einen Einstieg in das Gender-Sujet, wie er niedrigschwelliger kaum sein könnte – und das auf höchstem Niveau.

Bereits die Aufmachung überzeugt, der Band kommt in handlichem Format und angenehm unprätentiös daher, versprüht etwas vom Charme der guten alten *Merve*-Bändchen. Man fühlt sich eingeladen – und ist es auch wirklich. Die Einführung setzt keinerlei Vorkenntnisse voraus, erläutert werden auch die grundlegendsten Konzepte (wie etwa die Annahme der Gender Studies, Geschlecht sei eine soziale Konstruktion) in einer klaren und einfachen Sprache. ‚Heruntergebrochen' wird dabei jedoch nichts; auch komplexe theoretische Zusammenhänge lassen sich prägnant und frei von jeglichem Geraune präsentieren – Franziska Schößler zeigt, wie.

Der Band beginnt mit einer allgemeinen Verortung, mit der Frage „Was sind Gender Studies?", legt deren feministischen Impetus dar, grenzt die Gender Studies aber auch präzise vom Feminismus ab. Es folgen Kapitel zur Geschichte der Geschlechter um 1800 und um 1900, Ausführungen zu den Pionierinnen des Feminismus Virginia Woolf und Simone de Beauvoir, ein Kapitel zur Frauenbildforschung, zu *Ècriture feminine* und dekonstruktivem Feminismus, zu Diskursanalyse und Judith Butlers Identitätskritik, schließlich zu jüngeren Ansätzen wie den Queer, Postcolonial und Men's Studies. Explizit geht Schößler auch auf Gender und Film Studies, Gender und das literarische System, Gender und Memoria und Wissenschaftskritik ein, Komplexe, denen jeweils ein Kapitel gewidmet wird. Damit schreitet der Band das Feld, das er vorstellt, auch gründlich aus. Am Ende hat der Leser, die Leserin einen wissenschaftsgeschichtlichen Überblick zur Entwicklung der Gender Studies erhalten, kennt deren Strömungen und Ausdifferenzierungen und weiß um die mit dem Sujet verbundene politische Brisanz.

Zentrale Schlagworte und Begriffe an den Seitenrändern kommen der Leserin, dem Leser entgegen, erleichtern die Orientierung und ersparen den Bleistift. Schon daran wird deutlich, dass Schößlers *Einführung in die Gender Studies* einer Art Servicegedanken verpflichtet ist und in dieser Hinsicht viel leistet. Am Ende jedes Kapitels finden sich Fragen und Anregungen, die sowohl das Selbststudium anleiten, als auch DozentInnen zur Gestaltung von Seminaren anregen könnten. Dazu kommen – prägnant kommentierte – Lektüreempfehlungen. Und nicht nur das: Ein Serviceteil bietet am Ende eine ausgezeichnete erste Orientierung zu Bibliografien, Lexika, Einführungen, Handbüchern, Textsammlungen, Zeitschriften und Forschungseinrichtungen im Bereich der Gender Studies. Vor allem aber überzeugen die den jeweiligen Kapiteln vorgeschalteten Mini-Lektüren von Gemälden wie Gustave Moreaus *Ödipus und die Sphinx,* Salvador Dalís *Meine nackte Frau beim Betrachten ihres eigenen Körpers, der sich in Treppen, drei Wirbel einer Säule, Himmel und Architektur verwandelt,* Edouard Manets *Olympia,* Texten wie Friedrich Schillers *Das Lied von der Glocke,* Honoré de Balzacs *Das Mädchen mit den Goldaugen,* Conrad Ferdinand Meyers *Gustav Adolfs Page,* Johann Wolfgang Goethes *Wilhelm Meisters Lehrjahre,* Fotografien wie Paul Régnards Fotografie der Hysterie-Patientin Augustine. Es gelingt Schößler, jeweils im Rahmen einiger weniger Sätze eine Lektüre der Abbildung, des Textauszugs zu umreißen, so dass die ‚Anwendung' der vermittelten Theorie exemplarisch vorgeführt wird. Die Relevanz der Ausführungen liegt damit immer schon auf der Hand.

Dass der Band vom Verlag in die Reihe „Studienbuch Literaturwissenschaft" gestellt wurde, bedeutet keineswegs, dass die Lektüre sich nur für LiteraturwissenschaftlerInnen lohnte. Im Gegenteil: Schößlers „Einführung in die Gender Studies" wird – unabhängig von jeweiligen Einzeldisziplinen – allen unentbehrlich werden, die sich mit Gender befassen, sei es in Studium, Lehre oder Forschung.

Wera Morawietz

Die autonome Szene als Vorbild für die Verbindung von feministischen Theorien und politischer Praxis

Melanie Groß (2008) Geschlecht und Widerstand. post.. | queer .. | linksradikal. . Ulrike Helmer Verlag: Königstein/ T. (249 S., 19,90 Euro).

Erst die Analyse von Widerstand zeigt, welche Machtverhältnisse existieren
nach Michel Foucault (1987, 245)

Ganz nach Foucault möchte Melanie Groß in ihrem Buch auf 249 Seiten feministische Theorie und Praxis zusammenbringen und untersuchen, ob die Reflexion der Praxis der Theorie-Debatte Impulse liefern kann, um Machtverhältnisse zu analysieren.

Sowohl in Theorie als auch Praxis stellt sich nach Auffassung von Groß die Frage, ob den komplexen und paradox erscheinenden Macht- und Herrschaftsformen unserer Gesellschaft überhaupt Widerstand entgegengesetzt werden kann. Dies gelte umso mehr im Zeitalter des Poststrukturalismus, einer Zeit, in der der Begriff „Frauen" von ihren VertreterInnen schon als normierend und gewaltförmig gesehen wird und „Feminismus weiß und bürgerlich, auf Anpassung an das Bestehende fixiert, ausgrenzend und tendenziell rassistisch ist" (9).

Anhand feministischer Theorien wird diese Frage ebenso diskutiert wie in der linksradikalen, feministischen autonomen Szene, die Melanie Groß in ihrem Buch in den Mittelpunkt stellt. Die ‚Szene' muss zusätzlich zu dieser Frage immer wieder versuchen, die Theorie mit der Praxis des politischen Aktivismus zu verbinden.

Im ersten Teil des Buches wird die Kritische Theorie sowie ihre feministischen Erweiterungen, die poststrukturalistischen Feminismen, als Grundlage für *Queer Theory* und die postkolonialen Theorien beleuchtet, um festzustellen, auf welcher Theoriegrundlage die ‚Szene' handelt. Groß schafft es hier, die Theorien sehr gut und kurz darzulegen und die unterschiedlichen Schwerpunktlegungen ihrer Analysen der gesellschaftlichen Verhältnisse sowie die jeweiligen Schwachstellen herauszuarbeiten. Ein Problem ist jedoch, dass sich zwischen den vorgestellten Theorien z.T. große Lücken auftun. So wird der „Streit um Differenz", der bis heute die feministische autonome Szene prägt, von der Autorin gänzlich außen vor gelassen.

Im zweiten Teil des Buches wirft Groß auf der Grundlage der Ergebnisse von drei Gruppendiskussionen einen direkten „Blick in die feministische Szene innerhalb des autonomen Spektrums einer mittelgroßen Stadt in Nordrhein-Westfalen" (108).

Alle in der Analyse berücksichtigten Gruppen vertreten durchweg Ansätze von queeren Positionen. Zwar kann es durchaus möglich sein, dass bei den untersuchten politischen Gruppierungen in diesem Fallbeispiel Kämpfe wie im so genannten „Streit um Differenz" nicht mehr vorherrschend sind. Doch besonders für Feministinnen, die in den 80er Jahren politisiert wurden und noch heute in der autonomen Szene aktiv sind, ist die Frage der Differenz ein wichtiges Thema. Indem Groß diese Tatsache zum großen Teil ignoriert, grenzt sie insbesondere die ‚ältere' feministische Szene, die mit queeren Ansätzen nichts zu tun hat oder haben will, aus ihrer Betrachtung aus.

Die untersuchten Gruppen arbeiten mit dem bestehenden autonomen Zentrum der Stadt zusammen. Sie sind zwar alle mehr oder weniger Teil der Autonomen Szene, kritisieren sie aber gleichzeitig. Bei der ersten Gruppe handelt es sich um eine Frauengruppe, die ihren Arbeitsschwerpunkt auf Hochschulpolitik legt. Diese Gruppe wird von der Autorin als postfeministisch eingeordnet. Die zweite Gruppe ist eine Musikband, deren Mitglieder zum Teil schon seit mehreren Jahren im autonomen feministischen Referat der Universität aktiv sind.

Sie organisieren vor allem kulturelle Veranstaltungen und stufen sich selbst als queer-feministisch ein. Die dritte Gruppe definiert sich als linksradikal-feministisch.

In den geführten Gruppendiskussionen kristallisierten sich unterschiedliche theoretische Schwerpunkte ihre politischen Arbeit heraus, die sich mit den Schlagworten *Normativität*, *Zuschreibung* und *Wirkungsmächtigkeit* grob umreißen lassen. Entsprechend der gewählten Schwerpunkte sind auch ihre eingesetzten Mittel im politischen Aktivismus verschieden.

Trotz der Differenzen in der Schwerpunktsetzung und der Vorstellung von Aktivismus versuchen die Gruppen gemeinsam Politik zu machen. Denn alle wenden sich gleichermaßen gegen Diskriminierung und Unterdrückung und alle gehen gleichermaßen von der sozialen Konstruktion von Geschlecht aus.

Aus den unterschiedlichen Ansätzen resultieren vielfältige Aktionsformen, die manchmal von einzelnen Gruppen, oft aber auch von allen zusammen getragen werden: Skandalisieren und Sichtbarmachen von Verhältnissen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen, Sichtbarmachen von nicht-hegemonialen Lebensformen und Existenzweisen und Information und Aufklärung, um Gegenöffentlichkeit zu erzeugen.

Ein Anliegen der Autorin ist es, durch die Verbindung der Gruppendiskussionen mit feministischen Theorien „eine Antwort auf die Frage [zu] finden, wie unter komplexen und sich widersprechenden Vorstellungen von Macht- und Herrschaftsverhältnissen theoretisch und praktisch feministisch gehandelt werden kann“ (123). Groß zeigt, dass die verschiedenen Gruppen aus der Szene zwar um die Definitionsmacht der besten Aktionsformen kämpfen und konkurrieren. Trotz dieser Differenzen partizipieren und unterstützen aber alle auch die von den anderen Gruppen gewählten Aktionsformen. Sie legen sich also nicht auf eine einzigen Strategie fest, um widerständig zu handeln. Vielmehr verfolgen die einzelnen Gruppen verschiedene Strategien, die auf drei unterschiedliche Versionen feministischen Handelns verweisen.

Groß setzt die Aktionsformen der untersuchten Gruppen mit den Theorien von Judith Butler und anderen feministischen Theorien in Verbindung. Doch wie wichtig bzw. interessant ist dies für die wissenschaftlich-feministische Debatte? Die Autorin sieht, dass die ‚Szene‘ durch ihre Heterogenität von Ansichten und Praktiken gewissermaßen die Forderung von Nicole Wachter einlöst,

> angesichts der vielen Gesichter von Machtbeziehungen [die] Widerstandsformen zu multiplizieren – einen einzigen Ort des Widerstandes zu privilegieren, hätte eine unverhältnismäßige Einschränkung des Handlungsspielraums sowie die Minderung der Artikulationsmöglichkeit verschiedener Interessengruppen zur Folge. (224)

Nach Groß könne die feministisch-wissenschaftliche Debatte aus der Praxis der autonomen feministischen Szene nicht zuletzt lernen,

> dass komplexe Macht- und Herrschaftsverhältnisse weder theoretisch noch politisch aus einer Position heraus umfassend ermittelt oder angegriffen werden können. Insofern kann es auch nicht das Ziel feministischer Theoriedebatten sein, eine Theorie zu formulieren, die den Anspruch hat, alle Unterordnungsverhältnisse zu analysieren (227).

Groß sieht zwar durchaus die Notwendigkeit, die von ihr im ersten Teil des Buches herausgearbeiteten Leerstellen der Theorien zu füllen, wozu eine Konfrontation der unterschiedlichen Theorieansätze beitragen kann. Es kann ihrer Meinung nach jedoch nicht das Ziel sein, eine Meta-Theorie zu finden, die die Vielfalt gesellschaftlicher Ungleichheiten und Unterdrückungen analysiert und erklärt und noch dazu einen Ansatzpunkt für den politischen Aktivismus bieten will.

SoziologInnen analysieren häufig Machtverhältnisse, ohne der Frage nachzugehen, ob und wie diese kritisiert und attackiert werden können. Genau dies ist jedoch ein wichtiges Anliegen der Arbeit von Groß.

Zwar gibt es besonders in Groß' Zusammenfassung noch einige Punkte, an denen die Praxis der autonomen feministischen Szene expliziter mit Theorieansätzen hätte verbunden werden können. Dennoch liegt hier ein Buch vor, das die Synergie von Theorie und Praxis anstrebt, was lobend hervorzuheben ist. In nachfolgenden Untersuchungen könnten sowohl noch andere Theorieansätze wie die von Donna Haraway in die Analysen einfließen, als auch versucht werden, die ‚ältere' feministische Szene nicht ganz zu ignorieren. Insgesamt stellt das Buch einen vielversprechenden, ersten Ansatz dar, feministisch-autonome Praxis und feministische Theorien zusammen zu bringen. Es ist daher auf jeden Fall lesenswert.

Rezensionen zum Thema ‚Elternschaft'

Diana Baumgarten

Deutsche Väterforschung im Überblick

Tanja Mühling/ Harald Rost (2007) Hg. Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung. Opladen & Farmington Hills: Verlag Barbara Budrich (271 S., 19,90 Euro).

Der Sammelband von Tanja Mühling und Harald Rost hat es sich zur Aufgabe gemacht, das Thema Vaterschaft aus verschiedenen Blickwinkeln und Disziplinen zu beleuchten. In den einzelnen Beiträgen wird dann auch nahezu die gesamte Bandbreite der deutschen Väterforschung dargestellt.

Den Auftakt macht Gudrun Cyprian, welche sich mit den Dimensionen der Vaterrolle, die innerhalb der deutschen Forschung seit den 1970er Jahren thematisiert worden sind, beschäftigt. Auf eine kritische Auseinandersetzung mit dem Begriff der ‚Rolle' gibt sie einen Überblick über die verschiedenen Phasen, die es innerhalb der deutschsprachigen Väterforschung gab und zeigt die Faktoren auf, die zu Veränderungen im Verhalten von Vätern führten. Sie beleuchtet grundsätzliche konzeptionelle Probleme sowie methodische Unzulänglichkeiten der bisherigen Väterforschung. Ihre Kritik zielt u.a. auf die vielen und selten aufeinander bezogenen Einzelstudien in diesem Themenfeld. Daher fordert sie komplexer angelegte Untersuchungsdesigns und eine stärkere Hinterfragung normativer Zuschreibungen, an denen das Verhalten von Vätern gemessen wird.

Daniela Grunow beschäftigt sich im zweiten Beitrag des Bandes damit, ob und in welcher Weise sich der Wandel der Geschlechterrollen auf das Väterhandeln im Alltag auswirkt. Dabei hinterfragt sie kritisch, ob sich der postulierte Geschlechterrollenwandel auch in der Alltagspraxis wiederfinden lässt. Mit besonderem Blick auf die Vater- und Ernährerrolle vergleicht sie empirische Studien (aus Deutschland) zum Thema familiale Arbeitsteilung und diskutiert unterschiedliche theoretische Erklärungsansätze. Spannend ist hier der Abschnitt zu Persistenz und Wandel väterlichen Engagements im Alltag. Grunow zeigt auf, dass trotz verschiedener Veränderungen im Alltagshandeln von Vätern das Bild der männlichen Ernährerrolle unangetastet bleibt. Dieses Bild und das damit verbundene männliche Erwerbsverhalten bestimmen nach wie vor die Zeitallokation von Vätern in ihrem Alltag.

Mit dem in der sozialwissenschaftlichen Forschung bisher wenig beachteten Thema des Kinderwunsches bei Männern beschäftigt sich Harald Rost in seinem Beitrag. Er gibt einen Überblick über aktuelle Einstellungen zu diesem Thema und geht der Frage nach, wieso in den westlichen Industrieländern zunehmend immer weniger Menschen Kinder bekommen möchten. Zugleich macht er deutlich, dass dieses Thema bisher vor allem aus der Perspektive der Frauen beleuchtet wurde, galten sie doch als die ‚sichereren' InformantInnen. Mittlerweile weiss man aber, dass auch Männer einen wichtigen Part bei der Familienplanung und tatsächlichen Realisierung des Kinderwunsches übernehmen. Rost kommt in seiner Auswertung zu dem Schluss, dass eine als stabil

eingeschätzte Partnerschaft sowie eine sichere berufliche Situation bei Männern eine grössere Rolle spielen, als bei Frauen. Zugleich scheint Kinderlosigkeit für Männer als dauerhafte Lebensform an Attraktivität zu gewinnen.

Mit dem zunehmenden Engagement der Väter bei der Kinderbetreuung stellt sich auch ihnen die Aufgabe, Arbeit und Familie in ein lebbares Gleichgewicht zu bringen. Thomas Gesterkamp benennt in seinem Artikel betriebliche Hindernisse, die ein stärkeres Engagement von Vätern in der Familie ver- bzw. behindern. Eine aktiv gelebte Vater-Kind-Beziehung hat in den wenigsten Unternehmen Platz. Zu den strukturellen Hindernissen der Berufswelt kommen die Schwierigkeiten auf privater Ebene hinzu. Ein wesentlicher Punkt ist hier z.B. das mangelnde Zutrauen der Mütter in die Kompetenzen ihrer Partner bzgl. Erziehungs- und Versorgungsarbeit. Gesterkamp resümiert, dass neben strukturellen Hindernissen auch die geschlechtsspezifische Sozialisation als Grund dafür gesehen werden kann, dass die Geburt des ersten Kindes für viele Paare als Realitätsschock erlebt wird. Vorbilder aus den skandinavischen Ländern (Stichwort: Papa-Monate) sowie die Erweiterung von Handlungsspielräumen sind für ihn wichtige Ansätze, um Vätern die Vereinbarkeit zu erleichtern.

‚Nichts Neues' könnte man zunächst denken, wenn man den Titel „Wie verbringen Väter ihre Zeit? – Männer zwischen ‚Zeitnot' und ‚Qualitätszeit'" (115-160) des Beitrags von Tanja Mühling liest, denn Zeitbudgetstudien sind in der Familienforschung nicht unbekannt. Dass dies jedoch kein trockener Artikel über Zahlenreihen ist, wird beim Lesen schnell klar. Mühling gelingt es, die Ergebnisse aus verschiedenen Zeitbudgetstudien mit Ergebnissen zu Erwerbsverläufen bei Frauen und Männern vor bzw. nach der Familiengründung zu verknüpfen. Sie geht der Frage nach, wie viel Zeit Väter in Deutschland in Abhängigkeit von ihrer Lebenssituation mit verschiedenen Aufgaben und in unterschiedlichen Lebensbereichen jeweils verbringen und wie sie selbst diese Zeitverwendung bewerten. Dass das Erwerbsleben die Zeitverwendung eines Mannes umso mehr dominiert, je mehr Kinder er hat, ist zwar keine neue Erkenntnis, wird bei Mühling jedoch auf besonders anschauliche, alltagsbezogene und lesenswerte Art und Weise geschildert.

Dirk Hofäcker stellt in seinem Artikel heraus, dass das Thema ‚Väter' nicht nur auf nationaler, sondern auch auf internationaler Ebene stärker ins Blickfeld wissenschaftlicher wie politischer Aufmerksamkeit gerückt ist. Da es bislang nur wenige vergleichende Untersuchungen gibt, die den Zusammenhang von Einstellungsmustern von Vätern und der tatsächlichen familialen Arbeitsteilung international kontrastieren, versucht Hofäcker nun genau dies zu tun. Dabei bezieht er die Frage, welche Effekte unterschiedliche wohlfahrtsstaatliche Ansätze zur Förderung der Geschlechtergleichheit auf die Einstellungs- und Verhaltensmuster von Vätern haben, mit ein. Er hält fest, dass auf Einstellungsebene egalitäre Geschlechter(rollen)bilder in allen europäischen Ländern mehrheitlich begrüßt werden. Die für Deutschland immer wieder konstatierte Verhaltensstarre im konkreten Alltagshandeln von Vätern lässt sich auch im internationalen Kontext finden. Dem Einzug eines ‚neuen Vatermodells' innerhalb von Europa stehen nach wie vor strukturelle wie kulturelle Hemmschwellen gegenüber.

Antworten auf die Frage, woher die in Hofäckers Artikel beschriebene Verhaltensstarre kommen könnte, findet man im Beitrag von Rainer Volz. Er setzt sich mit der Frage auseinander, wieso traditionelle Geschlechterbilder so beharrlich weiter bestehen. Aus vorliegenden empirischen Studien arbeitet er heraus, was über Einstellungsmuster von Männern und Frauen zu Themen wie ‚innerfamiliale Arbeitsteilung' oder ‚Aktivitäten von Vätern mit Kindern' bekannt ist. Dabei weist er einmal mehr auf die strukturellen Zwänge hin, die nach wie vor eine traditionelle Arbeitsteilung nahe legen und der sich viele Paare in ihrem Alltag beugen. Volz resümiert: die Kluft zwischen den Wünschen und der Wirklichkeit bleibt bestehen, so lange es nicht gelingt, eine familienfreundlichere Organisation der Arbeitswelt zu etablieren.

Michael Matzner beleuchtet mit den allein erziehenden Vätern eine Gruppe, die bisher von der Familienforschung kaum berücksichtigt wurde. Auf Grundlage der wenigen deutschsprachigen Studien versucht er, dieser Familienform ein Gesicht zu geben. Wie bereits aus Studien zu allein erziehenden Müttern bekannt ist, kommt auch Matzner zu dem Schluss, dass es *den* allein erziehenden Vater nicht gibt. Vielmehr bietet sich ein Bild verschiedener Lebenslagen an. Reaktionen aus dem sozialen Umfeld sowie das eigene Selbstbild machen deutlich, dass Vaterfamilien in Deutschland keineswegs eine Selbstverständlichkeit darstellen.

Der letzte Beitrag stammt von Ruth Limmer und beschäftigt sich mit der Frage, welche Bedeutung die Abwesenheit von Vätern auf die Entwicklung von Kindern hat. Die von Limmer dargestellten Befunde konzentrieren sich vor allem auf Väter, die nach einer Trennung und Scheidung von ihrer Familie getrennt leben. Nach einem Abriss der entwicklungspsychologisch orientierten Väterforschung kommt sie auf die Bedeutung von Vätern in den verschiedenen Entwicklungsschritten eines Kindes, zu sprechen. Sie fordert neue Ansatzpunkte im Umgang mit strukturellen Barrieren sowie im Bereich der Elternbildung, um Väter bei der Aufrechterhaltung der Beziehung zu ihren Kindern zu unterstützen, denn bisher vorliegende Ergebnisse lassen auf erhebliche Folgen der Vaterabwesenheit für die kindliche Entwicklung schließen.

Das Vorhaben der beiden HerausgeberInnen, die Themen der deutschsprachigen Väterforschung aus verschiedenen fachlichen Blickwinkeln darzustellen, ist ausgezeichnet eingelöst worden. Die Artikel sind eine gelungene Mischung aus historischer Verortung, aktuellem Stand der Forschung und inhaltlicher Analyse des jeweiligen Themas. Dabei sind die einzelnen Beiträge in ihren Vertiefungen eines Themas sowie in ihrer Reihenfolge sinnvoll zusammengestellt. Ausgangspunkt der Analysen ist, bis auf den Artikel von Cyprian, das Alltagshandeln von Vätern mit seinen Anforderungen, Schwierigkeiten und Veränderungen. Durch die Darstellung der unterschiedlichen Forschungsperspektiven wird deutlich, dass Konzepte, die all diese Themen miteinander verbinden, noch fehlen. Somit ist die/ der Lesende selber dazu aufgefordert, sich über Zusammenhänge und Bezüge der einzelnen Forschungsperspektiven Gedanken zu machen. Allen, die sowohl auf der Suche nach umfassenden Informationen zum Stand der

deutschsprachigen Väterforschung, als auch an einer kritische Beleuchtung der Thematik interessiert sind, sei der Sammelband wärmstens empfohlen.

Greta Olson

Das Honorieren der Lust, Mutter zu sein

Daphne de Marneffe (2007) Die Lust, Mutter zu sein. Liebe, Kinder, Glück [2004]. Aus dem Amerikanischen von Juliane Gräbener-Müller. Erstveröffentlichung in den Vereinigten Staaten. München/ Zürich: Piper (480 S., 12,95 Euro).

In der Krabbelstube meines jüngsten Kindes wurde ein Cartoon aufgehängt: Es zeigt einen ehrwürdigen deutschen Bischof, der sich bückt, um einem bettelnden Mann etwas Geld in seine ausgestreckte Hand zu geben. Um den Hals des Bettlers hängt ein handgeschriebenes Schild mit der Aufschrift: Ich war ein Kitakind.

Diese Anspielung auf die deutsche Debatte um Familienministerin Ursula von der Leyens Forderung nach neuen Krippenplätzen mag als geeigneter Einstieg in die Besprechung eines Buchs dienen, das ein ganz anderes Licht auf das Mutterdasein wirft, als der Diskurs hierzulande gerade zulässt. Die Art, wie Kleinkinder angemessen zu betreuen sind und indirekt, wie Mütter zu sein haben, wurde in Deutschland im vergangenen Jahr heftig debattiert. Die empörte Kritik des Augsburger Bischofs Mixa, Ministerin von der Leyen wolle die Frauen zu ‚Gebärmaschinen' degradieren, bleibt unvergesslich. Es ging auch um eine bittere, existenzielle Schuldzuweisung für unseren fehlenden Nachwuchs. Liegt die Schuld bei den zu ehrgeizigen ‚karrieregeilen' Frauen oder gerade eben bei deren Männern, die sich weigern ‚erwachsen zu werden' und Verantwortung in einer zunehmend narzisstischen Gesellschaft zu übernehmen? Oder resultiert das Ausbleiben der Kinder aus einem veralteten konservativen System der Halbtagsschulen und nicht existenter Betreuungsangebote?

Statt um Schuldzuweisung geht es in De Marneffes Studie um die Lust, Kinder zu bekommen, um deren Betreuung und, um die psychische Entwicklung, die mit dem Kinderkriegen einhergeht. Dies ist insofern ein höchst kontroverser Ansatz, als dass Ausführungen der Autorin folgendermaßen ausgelegt werden könnten: Kinderlosigkeit führe bei Erwachsenen (Frauen) zu einer retardierten psychologischen Entwicklung. Aufgrund dieser möglichen falschen Leseart möchte ich vorweg den sehr anderen, amerikanischen Kulturzusammenhang betonen, vor dessen Hintergrund De Marneffe schreibt. In den Vereinigten Staaten gehören zwei bis drei Kinder zum Durchschnitt einer Mittelschichtsfamilie; aus ökonomischen Gründen ist es auch ‚normal' und üblich, dass Mütter arbeiten. Nicht nur müssen Hypotheken auf Häuser abbezahlt werden, es muss zudem rigoros für die Ausbildung des Nachwuchses gespart werden. (Die

Studiengebühren für ein mittelmäßiges College in den USA belaufen sich mittlerweile auf ca. 40.000 Dollar pro Jahr.)

Wie der Titel *Die Lust, Mutter zu sein* verrät, schreibt De Marneffe über die Freuden des Mutterseins. Sie beklagt eine postfeministische Tendenz, Mutterschaft entweder zu essentialisieren oder sie für ein Konstrukt zu halten, welches das Selbstbestimmungsrecht einer Frau einschränkt. Die Lust, Mutter zu sein, wird als eine ideologische Projektion einer patriarchalischen Gesellschaft dargestellt. Sehr kritisch fragt De Marneffe, ob dies vielleicht mit einem generellen Misstrauen gegenüber den essentiellen Lüsten von Frauen zu tun hat: „Das Problem der Frauen ist heute allerdings weniger ein Mangel an sexueller Freiheit, als vielmehr die sich hartnäckig haltende Annahme, Eros habe nichts mit Mutterschaft zu tun" (393). Das Muttersein wird zum Beispiel als eine andauernde und langweilige Unterforderung geschildert:

> [O]bwohl viel über die Tendenz geschrieben worden ist, die negativen Aspekte des Mutterseins mit dem zu übertünchen, was die Schriftstellerin Anna Quindlen die „Hallmark-Karten-Version" nannte, lohnt es sich doch, eine Reihe gesellschaftlicher Vorstellungen zur Kenntnis zu nehmen, die uns ganz im Gegenteil geneigt machen, Mutterschaft in einem negativen Licht zu sehen. Nehmen wir als Beispiel die Darstellung der Versorgung kleiner Kinder als „langweilig". (186 f)

Das Verlangen, Mutter zu werden und Mutter zu sein, d.h. Kinder zu bekommen, zu lieben und zu betreuen und intensiv Zeit mit ihnen zu verbringen, hat ihrer Meinung nach bisher viel zu wenig psychoanalytische Aufmerksamkeit bekommen. Kinder zu haben und zu lieben macht glücklich und ist Teil eines Eros, der nicht mit der sexuellen Liebe gleichzusetzen ist. Der Eintritt ins Muttersein geht vielmehr einher mit einer neuen Beziehung zum Selbst und ruft neue menschliche Kapazitäten hervor, welche sowohl körperliche, intellektuelle, intuitive, als auch emotionale Facetten haben.

Weil sich so etwas anti-feministisch anhören kann, besteht die Gefahr De Marneffe als Konservative anzusehen, frei nach dem Motto: Frauen, Ihr habt Eure innerliche Bestimmung verpasst, wenn Ihr nicht möglichst viel Babys in der Welt setzt und mit ihnen zu Hause bleibt. De Marneffe ist ausdrücklich Feministin, sie unterstützt aber einen Feminismus, der Frauen hilft, nicht nur Kinder zu haben, sondern auch Zeit für sie zu haben. Dabei geht sie sehr schwierige Themen an, z.B. dass viele Frauen Berufslaufbahnen einschlagen die keinen oder wenig Platz für das Kinderbekommen zulassen, obwohl sie selbstverständlich Kinder haben wollen; dass es in der Tat schwierig ist, Geschlechtergleichheit heranzubringen und gleichzeitig eine ‚mütterliche Identität' zu bewahren (374); dass ein geglücktes Berufsleben für die meisten Mütter mit der Qualität der Kinderbetreuung steht und fällt, und dass – unglückliche Realität – sich die Bedingungen der Kinderbetreuung stets ändern, weil die Arbeit unterbezahlt ist und viel zu wenig anerkannt wird.

De Marneffe schreibt auch feinfühlig darüber, wie schwer es Müttern fällt, Väter an der primären Bindung zu den Kindern teilhaben zu lassen. Diese Ungleichheit wird in Scheidungsfällen besonders auffällig: Manche ziehen es vor, Kinder eher von Drittpersonen als von ihren Vätern betreuen zu lassen. De Marneffe beschreibt zudem überzeugend, inwiefern die Debatte um Abtreibung und unfreiwillige Kinderlosigkeit auch Aspekte unserer derzeitigen Ambivalenz gegenüber dem Muttersein und der Rolle der Mutter zeigen. Weswegen wir Schwierigkeiten haben, die Lust Mutter zu sein zu honorieren, hat ihres Erachtens mit der Gleichsetzung von Mutterschaft mit Hausarbeit und Unterqualifizierung zu tun, wie auch mit einem kapitalistischen Zwang, jede Art wertvoller Arbeit in irgendeiner Form quantifizieren zu wollen.

Ihr allgemeines Ziel ist es, den Wunsch Kinder zu haben und zu betreuen psychisch wie auch gesellschaftlich aufzuwerten; dies ist ein Ziel bei dem es genauso um Väter wie um Mütter geht. Das, was durch das Kinderhaben gelernt und erfahren wird, muss artikuliert und als Wert anerkannt werden:

> Kinder können, wenn wir sie lassen, unser Zusammengehörigkeitsgefühl stärken. Wie ein Freund sagte, als ich ihm vor Jahren verriet, dass es mich mit Wehmut erfülle, keine Kinder mehr zu gebären: ‚Es geht nicht darum, daß du immer weiter Kinder bekommst. Es geht darum, daß du einen neuen Weg für die Erfahrung der Liebe findest, die du für deine Kinder verspürst, eine Liebe, die sich anfühlt wie keine andere, dass du deine Liebe für andere erweiterst und vertiefst.' Und das ist der Grund, weshalb es lohnt – wenn wir nicht mehr in Windeln versinken, nicht mehr um die Abfassung von Einkaufslisten ringen, nicht mehr von der Angst erfüllt sind, unsere Jobsicherheit oder berufliche Position hinge davon ab, dass wir keine Unruhe stiften – darüber nachzudenken, wie wir die Kenntnisse, die wir aus dem Erziehen und Versorgen unserer Kinder gezogen haben, in den gesellschaftlichen Kontext einbringen können. Anzeichen für solche Bemühungen gibt es überall um uns herum. Wir sehen sie in dem schönen, umfassenden Wissen, dessen Quelle die persönlichen Erfahrungen von Frauen und Männern sind, die Kinder haben und für sie sorgen. (429 f)

Dieses zentrale Zitat schneidet *the ethics of care* (Fürsorgeethik) an. Dieser Entwurf, der von Carol Gilligan initiiert wurde, der aber meines Erachtens auch nah an die Philosophie Martin Bubers und Emmanuel Levinas' reicht, beschreibt eine Ethik, die nicht auf Gerechtigkeit basiert, sondern auf der Beziehung zwischen dem Selbst und Anderen. Nach dieser Ethik trifft ein Mensch moralische Entscheidungen nicht auf der Basis der Vernunft, sondern auf der der Solidarität und der Werte von Beziehung.

Ich lese De Marneffe so, dass ihr zufolge viele Menschen eine ethische Entwicklung durchlaufen, indem sie Kinder bekommen und lieben. Diese Liebe für den anderen ist weit größer als die Liebe zu sich selbst und auch weniger egoistisch geprägt als erotische Zuneigung. Dadurch ist der Mensch womöglich auch in der Lage, diese Liebe für die eigenen Kinder auf andere zu erweitern

und hat dadurch einen anderen Sinn von Verantwortung der Welt gegenüber. Solche Erfahrung müssten auch in der Arbeitswelt gewertet und eingebracht werden. De Marneffe will also den Eros zum Muttersein zurückbringen, möchte aber auch, dass psychoanalytische Erkenntnisse und der Erfahrungsreichtum des Mutterseins mehr Anerkennung gewinnen.

Sehr erfrischend ist wie De Marneffe aus ihrer eigenen Erfahrung als arbeitende Mutter von drei Kindern schreibt. Dies schließt die sich stetig ändernden Bedürfnisse und Bedingungen ihres Arbeitslebens und Mutterseins ein. Sie beschreibt auch ihre eigene Ambivalenz sehr ehrlich. Elegant bewegt sie sich zwischen dem Anekdotischen und dem Allgemeinen und schafft es, beispielsweise, Julia Kristevas Differenzierung zwischen symbolischen und semiotischen Welten so zu beschreiben, dass sie allgemein verständlich ist.

Ob De Marneffes sehr wichtiger Ansatz in Deutschland aufgenommen werden kann, bleibt abzuwarten. Wir scheinen hier etwas in einem Entweder-Oder-Paradigma zu verharren, in welchem Frauen, die Kinder haben, entweder als Rabenmütter oder als Hausküken abstempelt werden. De Marneffe lädt ein zu einer anderen Art des Sprechens und Denkens über den Eros des Mutterseins.

Christina Schoch

Mutter-Natur

Christine Brinck (2007) Mütterkriege. Werden unsere Kinder verstaatlicht? Freiburg/ Basel/ Wien: Herder Verlag (154 S., 12,90 Euro).

Um das seelische Wohlbefinden von Klein- und Kleinstkindern geht es Christine Brinck in *Mütterkriege*. Und so schiebt sie, in Anbetracht der von höchster politischer Ebene ausgegebenen Forderung nach mehr Krippenplätzen für unter Dreijährige, die besorgte Frage „Werden unsere Kinder verstaatlicht?“ im Titel ihres Buches gleich hinterher.

Ihr Anliegen, auch die Perspektive der Kinder einzubeziehen, die sich in der aufgeheizten Debatte um Rabenmütter und Karrierefrauen selbst nicht äußern können, ehrt sie und bereichert den Diskurs um einen zwar nicht brandneuen, aber außerordentlich wichtigen Aspekt. Angesichts einer so emotionalisierten und emotionalisierenden Frage wie der, ab wann und in welchem Umfang welche Art der Fremdbetreuung für Babys und Kleinkinder angemessen und gut ist, mag man der Autorin ihren häufig ins Polemische kippenden, überengagierten Ton nachsehen, ebenso wie die Beflissenheit, mit der sie schlagzeilenartig vorwiegend US-amerikanische Studien zum Beleg ihrer Thesen bemüht, ohne über deren Aufbau, Sample und Methode einen Nebensatz zu verlieren und ohne die Arbeiten genauso ‚renommierter‘ Forschungseinrichtungen und Wissenschaftlerinnen hinzuzuziehen, die genau das Gegenteil behaupten. (Zusammengetragen und leicht verdaulich diskutiert unter anderem in Titelgeschichten des *SPIE-*

GEL, Nr. 9/2008, *GEO*, 05/2007 und immer wieder in der *ZEIT*, Nr. 17/2007, Nr. 25 2007 usw.)

Sehr richtig weist die Autorin immer wieder darauf hin, dass „Menschenkinder intensive, lang andauernde und sehr persönliche Liebe und Pflege benötigen" (14). Dass an diese Liebe und Pflege vor allem in den ersten Lebensjahren des Kindes in qualitativer und quantitativer Hinsicht nichts an die Fähigkeiten der leiblichen Mutter heranreicht – und heranreichen sollte, dafür garantieren nach Ansicht von Brinck ein natürlicher Mutterinstinkt, gekoppelt mit den biologischen Vorgängen der Schwangerschaft, welche die werdende Mutter als beste aller Bezugspersonen prädestinieren. Problematisch wird die Sache nun dadurch, dass die Verhältnisse, hier konkret die der bundesrepublikanischen Gesellschaft, sich nun einmal entwickeln und verändern. Und das, in Bezug auf die Themen Kinderkriegen, Mutterschaft, Rollenbilder, innerhalb einer relativ kurzen historischen Phase. Von der mehrere Generationen umfassenden Großfamilie zu Vater, Mutter und ein bis zwei Kindern, vom Versorger, der alleine letztere ökonomisch unterhalten kann, zum berufstätigen Elternpaar, das doppelt verdienen muss, um sich selbst plus Kinder über Wasser zu halten, von Frauen – und Männern, die auf bestimmte, stabile Rollenbilder hin sozialisiert wurden zu fragmentierten Lebensläufen hoch qualifizierter Akademikerinnen und Akademiker. All dies bewirkt, dass sich vor allem für Frauen, aber auch für Männer neue Lebensbereiche und Lebensmodelle eröffnet haben. Eine Frau entscheidet sich, gemeinsam mit einem Mann oder auch alleine, vielleicht für ein Leben ohne Kinder, oder sie entscheidet sich für ein Leben mit Kind(ern), wird dann aber trotzdem einen größeren oder kleineren Teil des Tages in von Mann und Kind getrennten Kontexten verbringen. In diesem Fall, so stellt Brinck richtig und nachdrücklich fest, muss für eine feste Bezugsperson gesorgt sein, zu der das Baby oder das Kleinkind eine liebevolle und verlässliche Bindung aufbauen kann. Das bedeutet, dass erstens eine entsprechende Infrastruktur vorhanden sein muss und diese zweitens hohen qualitativen Anforderungen genügen muss.

Letztendlich, und hierin liegt die verständliche, aber maßgebliche Verkürzung vieler Beiträge wie diesem zur aktuellen Debatte, ist jede Familie, ist jedes Elternpaar und jedes Kind individuell – ein Einzelfall. Es ist die schwierige Aufgabe jeder Politik, Lösungen für gesamtgesellschaftliche Probleme zu finden, die dann für sehr viele Einzelfälle greifen sollen. Dass das nicht funktioniert, zeigen die Debatten, die wir in unserer demokratischen Gesellschaft leidenschaftlich über viele verschiedene politische Maßnahmen führen. Weil es diese Debatten gibt, gibt es auch Veränderungen und Verbesserungen, manchmal auch ‚Verschlimmbesserungen'. Es ist der Sache jedoch inhaltlich nicht dienlich, wenn in Beiträgen der Sorte Brinck wieder einmal versucht wird, ein hochindividuelles, hochsensibles Thema wie das des Zusammenlebens in und außerhalb von Familien für Millionen Betroffene über einen Kamm zu scheren und zusätzlich noch auf unsachliche Art und Weise Horrorszenarien zu entwickeln („Quality Time ist ein Konzept, das von denselben Leuten schön geredet wird, die auch

Scheidungen für Kinder gut finden“ (53), „Zeitarmut der Eltern (…) führt geradewegs zu den großen Problemen unserer älteren Kinder“ (54), „Je früher und länger ein Kind in die Krippe geht, desto langsamer ist seine soziale Entwicklung“ (58)). Es gibt keine einheitlichen, keine besten, sondern nur ganz und gar individuelle Lösungen. Und es gibt, wie schon Brincks Kollegin Iris Radisch schrieb, „keine natürliche Mütterlichkeit. (…) Mütterlichkeit ist genauso wie Väterlichkeit keine selbstverständliche, sondern eine erst zu entwickelnde, vielen Irritationen und Behinderungen ausgelieferte Eigenschaft“ (Radisch 2007, 145). Diese Tatsache, dass Mütterlichkeit keine sich automatisch einstellende, naturgegebene Eigenschaft von Frauen mit Kindern ist, wird in der deutschen Gesellschaft immer noch als Tabu gehandelt. Genauso wie es anscheinend unvorstellbar ist, dass auch ein Mann ein Kind zwar vielleicht anders, aber in Sachen Fürsorge, Liebe und Lebenstüchtigkeit gleichwertig aufziehen kann wie eine Frau. In dieser Hinsicht bleiben die Vaterfiguren, die Brinck auf wenigen Seiten erstaunlich schnell und einfach abhandelt, ziemlich blass.

Tatsache ist, dass, wie Brinck beschreibt, kleine und kleinste Kinder hilflos und deshalb auf die Liebe, Pflege und Fürsorge erwachsener Bezugspersonen angewiesen sind. Deshalb ist es die Pflicht und die Verantwortung der Eltern, für ein liebevolles, fürsorgliches, konstantes Umfeld zu sorgen. *Wie* dieses im Einzelnen aussieht und auf welche Personen und Orte es sich erstreckt, dafür gibt es keine Patentrezepte. Glückliche, eigenständige, stabile Menschen wachsen unter vielen verschiedenen *guten* Bedingungen heran – mit beiden Elternteilen, mit einem, wenn sie oft zu Hause bei den Eltern sind und wenn nichts davon der Fall ist. Genau das gleiche gilt für unglückliche Menschen.

Es geht darum, Strukturen zu schaffen, die echte Wahlfreiheit ermöglichen, und es geht um andere Formen der Unterstützung für Familien, wenn die jahrhundertelange Tradition der Unterstützung und der Weitergabe von Erfahrungen in der Großfamilie nicht mehr existieren. Mit der „Koppelung von Elternschulung und Kinderbetreuung“ (83) spricht Brinck hier einen wichtigen Ansatz an. Unbedingt zuzustimmen ist ihr auch, wenn sie angesichts der faktischen Gegebenheiten der modernen Wissensgesellschaft darauf hinweist, dass die Stellschrauben für eine Vereinbarkeit von Familie und Beruf in den Strukturen der Arbeitswelt liegen, die noch immer von der Norm der männlichen Erwerbsbiografie (40 Jahre – 40 Stunden) geprägt sind. Gebraucht werden „Flexibilität ohne den Preis der Marginalisierung“ (106), die Möglichkeit, eine anspruchsvolle Tätigkeit auch mit reduzierter Stundenzahl auszuüben, und „ein langsameres, aber dennoch zuverlässiges Fortkommen bei gleichem Gehalt mit entsprechenden Beihilfen“ (106).

Insofern, so lässt sich aus den Ausführungen der Autorin schlussfolgern, ist vielen Forderungen der Autorin zuzustimmen, die Gründe, die sie hierfür aufführt, sind teilweise aber sehr in Frage zu stellen.

Christina Schoch

Vereinbarungen zur Vereinbarkeit – Möglichkeiten gelebter Gleichberechtigung von Elternschaft und Erwerbstätigkeit

Anneli Rüling (2007) Jenseits der Traditionalisierungsfallen. Wie Eltern sich Familien- und Erwerbsarbeit teilen. Frankfurt/M./ New York 2008: Campus Verlag (272 S., 29,90 Euro).

Anneli Rüling widmet sich in ihrer kürzlich erschienenen Dissertation einem gesellschaftspolitisch hoch aktuellen Thema. Es geht ihr darum, wie eine gleichberechtigte Vereinbarkeit von Familie und Beruf heute von Paaren gelebt werden kann, und wo sie an Grenzen stößt. Um diese Fragen zu beantworten, betrachtet die Autorin mittels leitfadengestützter Interviews sowohl die individuelle Arbeitsteilung von heterosexuellen Paaren unterschiedlicher Bildungsschichten, als auch die übergeordneten familienpolitischen Rahmenbedingungen. Mit dieser Verbindung von individueller Handlungs- und struktureller Ebene schließt Rüling eine Forschungslücke.

Die qualitative, subjektbezogene Herangehensweise an die Thematik trägt dabei der Tatsache Rechnung, dass die Lösungen zum ‚Vereinbarkeitsproblem' als Teil von unterschiedlichen und fragmentierten Lebensläufen in einer modernen Gesellschaft sehr individuell und deshalb mit rein quantitativen Methoden nicht zu erfassen sind. Das Leben, so hält die Autorin fest, verlaufe nicht mehr in vertrauten und vorhersehbaren institutionellen Bahnen. Vielmehr müsse die oder der Einzelne das Leben unter unsicheren Bedingungen selbst gestalten. Das gelte auch für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Paare – dies sei als ein Ergebnis der Studie vorweg genommen – sind dabei jedoch mit staatlichen Rahmenbedingungen konfrontiert, die überwiegend noch traditionelle Familienmodelle fördern.

Für Rüling stellt die Möglichkeit zur Umsetzung einer gleichberechtigten Arbeitsteilung die Grundvoraussetzung für eine selbstbestimmte Realisierung verschiedener Lebensentwürfe von Paaren dar. Mit dieser Aussage macht sie zugleich ihren (familien-)politischen Standpunkt klar, der auch die Wahl des negativ aufgeladenen Begriffs der ‚Traditionalisierungsfalle' erklären mag. Als solche bezeichnet sie – etwas sperrig – „Konglomerate von Regeln und Ressourcen, die als unbewusste Handlungsbedingungen zu nicht-intendierten Handlungskonsequenzen – einer Traditionalisierung der familialen Arbeitsteilung – führen" (106). Drei Traditionalisierungsfallen arbeitet Rüling heraus, die deutlich machen, an welchen Stellen der Familiengestaltung staatliche Rahmenbedingungen besonders zum Tragen kommen: 1. das Armutsrisiko beim beruflichen Wiedereinstieg der Mutter, 2. die Überforderung beider Elternteile bei der Koordinierung der Berufsentwicklung und 3. die geschlechtsspezifische Deutung der Haus- und Familienarbeit. Bezeichnend an diesen Traditionalisierungsfallen ist, dass sie erst sichtbar werden, wenn Paare versuchen, alternative Lebensmodelle zu realisieren. Sie benennen somit jene „critical junctures" (108)

in der Partnerschaft, an denen strukturelle (staatliche) Rahmenbedingungen für die Gestaltung der paarinternen Arbeitsteilung relevant werden.

Die immer noch nicht ausreichend vorhandenen außerfamiliären Möglichkeiten zur Kinderbetreuung, so hält die Autorin fest, stellen für erwerbstätige Eltern eine große organisatorische und finanzielle Belastung dar und sind ein Grund dafür, dass der berufliche Wiedereinstieg der Mutter nach der Geburt eines Kindes (paradoxerweise) als Armutsrisiko wahrgenommen wird (erste Traditionalisierungsfalle). Denn die Kosten für Kinderbetreuung seien trotz staatlicher Zuschüsse – vor allem für Geringverdienende, die auf die Erwerbstätigkeit beider Elternteile angewiesen sind – oft zu hoch. Anhand ihrer Fallstudien zeigt Rüling, dass dieser Denkweise – trotz eines prinzipiell egalitären Selbstverständnisses von Paaren – ein traditionelles Verständnis von Geschlechterrollen zugrunde liegt. Bereits die Frage, ob sich eine Erwerbstätigkeit der Mutter ‚lohnt', beruht auf geschlechtsspezifischen Deutungsmustern, nach denen eine Erwerbstätigkeit der Mutter begründungspflichtig ist und gegen die Möglichkeit der Nichterwerbstätigkeit abgewogen werden kann (123).

Die zweite Traditionalisierungsfalle bezieht sich auf das Problem, die berufliche Entwicklung beider Elternteile koordinieren zu müssen. Diese Aufgabe, so zeigt Rüling in ihrer Studie, wird durch die Betroffenen häufig als Überforderung wahrgenommen. Strukturelle Faktoren sind hier häufig ungleiche berufliche Entwicklungsmöglichkeiten und Einkommen, die sich in erster Linie durch eine geschlechtstypische Segregation des Arbeitsmarktes erklären lassen. „Insgesamt", so hält Rüling fest, „führt die Familiengründung bei Männern zur Stabilisierung der Erwerbsbiografie, bei Frauen zu erhöhter Diskontinuität" (156).

Die dritte Traditionalisierungsfalle speist sich aus Deutungsmustern von Mutterschaft, Vaterschaft und Erziehung und damit verbundenen, geschlechtsspezifischen Kompetenzzuschreibungen. Zentral, so Rüling, sei dabei das jeweilige Verständnis des Kindeswohls.

> Dabei wird eine weibliche Einbindung in Familie *und* Erwerbsarbeit als widersprüchlich konstruiert: Erwerbstätigkeit wird zwar in gewissem Umfang akzeptiert, doch das ‚Kindeswohl' war Maßstab und Begrenzung der weiblichen ‚Selbstverwirklichung' im Beruf. (197)

Am Ende ihrer Arbeit geht Rüling noch einmal explizit auf die familienpolitischen Rahmenbedingungen ein. Grundsätzlich stellt sie in diesem Zusammenhang die richtige und wichtige Forderung, die ‚rush hour of life' in der Lebensmitte zu entzerren. Wie die Autorin in ihrer Studie aufzeigt, bedeutet diese Lebensphase häufig eine strukturelle Überforderung der Betroffenen. Entsprechende Maßnahmen wären beispielsweise die Erleichterung der Familiengründung in der Ausbildungsphase oder die gesellschaftliche Akzeptanz eines erfolgreichen beruflichen Werdegangs auch jenseits der linearen Abfolge einer normativen männlichen Erwerbsbiografie (Ausbildung – Erwerbstätigkeit – Rente).

Als widersprüchlich bezeichnet Rüling die existierenden staatlichen Regulierungen. Beispielsweise wird mit dem neu eingeführten Elterngeld zwar ein verstärktes Engagement von Vätern bei der Kindererziehung gefördert, dennoch begünstigen das Fehlen von ausreichend Kinderbetreuungseinrichtungen vor allem für unter Dreijährige sowie die steuerrechtlichen Möglichkeiten des Ehegattensplittings nach wie vor das traditionelle Ernährermodell. Rüling erkennt zwar an, dass die gegenwärtige Familienpolitik eine Modernisierung traditioneller Geschlechterbilder thematisiert, kritisiert jedoch zu Recht, dass diese Debatte stark auf den familiären, d.h. privaten Bereich beschränkt ist. Mindestens genau so nötig wie der Blick *in* die Familien ist, so stellt Rüling fest, die Thematisierung der beruflichen Gleichstellung von Frauen im Hinblick auf Jobsicherheit, Entlohnung, Qualifizierungs- und Aufstiegsmöglichkeiten. Gleichstellungs-, Familien- und Arbeitsmarktpolitik müssen an dieser Stelle zusammenwirken, um effektive Rahmenbedingungen für die Vereinbarkeit von Familie und Beruf zu ermöglichen.

Die Studie zeigt, dass Paare den Traditionalisierungsfallen je nach Lebensumständen sowie individuellen Bedürfnissen und Vorstellungen von ‚Gerechtigkeit' auf unterschiedliche Weise begegnen: Durch die Konstruktion oder Revidierung bestimmter Werthaltungen, Einstellungen und (Wunsch-)Vorstellungen, alternierende Arbeitsteilung und Teilzeitarbeit sowie die Umdeutung und Anpassung von Gleichheitsidealen. Durch die qualitative Herangehensweise gelingt es der Autorin, die Komplexität der Sachlage in ihrer ganzen Bandbreite aufzuzeigen. Rüling wirft einen differenzierten Blick in den Mikrokosmos Familie und verdeutlicht wie schwierig nicht nur strukturell sondern auch ideell eine Überwindung traditioneller Lebensformen und damit auch die Überwindung klassischer Vorstellungen von „Mütterlichkeit" und „Väterlichkeit" sind. Mit ihrer gründlichen und ausführlichen Aufarbeitung der „Vereinbarkeitsproblematik" auf der Mikroebene leistet Rüling einen wichtigen und durch die hervorragende Leserführung lesenswerten Beitrag zu einer aktuellen politischen Debatte.

Weitere Rezensionen zu Themen der zurückliegenden Bände:

‚Männer und Geschlecht'
‚Erinnern und Geschlecht'
‚Screening Gender'

Katja Reimann

„Neue alte Fragen" – Männlichkeit und feministische Forschung

Mechthild Bereswill/ Michael Meuser/ Sylka Scholz (2007) Hg. Dimensionen der Kategorie Geschlecht: Der Fall Männlichkeit. Münster: Verlag (258 S., 24,90 Euro).

Erklärtes Ziel des Sammelbandes ist es, die Diskussion um Männlichkeit als Gegenstand feministischer Forschung aufzugreifen sowie Entwicklungen und den gegenwärtigen Stand der soziologischen Männlichkeitsforschung darzustellen. Anstoß hierfür war eine kontroverse Debatte, die 1984 im Rahmen der Sektion „Frauenforschung" der Deutschen Gesellschaft für Soziologie stattfand, seit Ende der Achtziger jedoch wieder verebbt ist und die mit diesem Sammelband reflektiert werden soll.

Als Einleitung skizzieren die HerausgeberInnen markante theoretische Konzepte der Männerforschung, auf die sich die folgenden Beiträge beziehen. So werden sowohl rollentheoretische Konzepte in Bezug auf ‚die männliche Geschlechterrolle' kurz umrissen, als auch an gesellschaftlichen Machtdimensionen orientierte Konzepte wie das der hegemonialen Männlichkeit von Connell und Bezüge zu dem eher kulturwissenschaftlichen Konzept des männlichen Habitus von Bourdieu dargestellt. Diesen Überblick vervollständigen Bereswill, Meuser und Scholz mit einer Rückschau auf die Debatte um feministische Männerforschung innerhalb der Sektion Frauenforschung. Die HerausgeberInnen rekapitulieren die Linien der damaligen Debatte und geben eine Diskussion mit Lerke Gravenhorst, Carol Hagemann-White und Ursula Müller über deren Einschätzungen und aktuellen Forschungsperspektiven wieder. Insbesondere das Verhältnis von Männlichkeit und Gewalt benennen sie dabei als nach wie vor wichtiges Thema. Hinzu kommen heute Fragen nach „Entkopplungsprozessen von Männlichkeit und Gewalt" (14), nach Möglichkeiten von nicht-hegemonialen oder reflexiven Männlichkeiten und nach deren Auswirkungen auf das System der hegemonialen Männlichkeit (vgl. 47 f).

Darüber hinaus versammelt der Band Aufsätze, welche der Konstitution und Konstruktion von Männlichkeit in wichtigen Themenfeldern der soziologischen Frauen- und Geschlechterforschung nachgehen. Thematisiert werden – neben Erwerbsleben, Sozialisation, Gewalt, Sexualität und Familie – auch Heteronormativität und Homophobie in ihrer Funktion für hegemoniale Männlichkeit sowie die zunehmende Diskursivierung von Männerkörpern. Ein wenig bedauerlich ist, dass die Herausgeber/innen keine thematische Untergliederung der einzelnen Beiträge vorgenommen haben. Dies hätte die Orientierung erleichtert. Die einzelnen Beiträge folgen dennoch nicht unvermittelt aufeinander, da in den einzelnen Artikeln häufig Linien der jeweils vorhergehenden wieder aufgegriffen werden.

In dem Beitrag „Der soziale Wandel von Erwerbsarbeit. Empirische Befunde und offene Fragen“ diskutiert Sylka Scholz die Bedeutung der Erwerbsarbeit für männliche Identitätskonstruktionen im Kontext sich verändernder Arbeitswelten und der zunehmenden Subjektivierung von Arbeit. Anschließend untersuchen Maja Apelt und Cordula Dittmer im Aufsatz „‚Under pressure‘ – Militärische Männlichkeiten im Zeichen Neuer Kriege und veränderter Geschlechterverhältnisse“ Auswirkungen von sozialen Veränderungen in einem anderen Feld männlicher Sozialisation, dem Militär als ‚Schule der Männlichkeit‘. Beleuchtet werden hier die Sozialisation der Rekruten, die Männlichkeitsbilder verschiedener Waffengattungen und deren Reaktionen auf die neue Möglichkeit für Frauen, in allen Teilen der Bundeswehr teilzuhaben. Beide Artikel verweisen auf Herausforderungen, die sich durch den sozialen Wandel für Männlichkeitskonstruktionen insbesondere von Modernisierungsverlierern stellen.

Im Beitrag „Männlichkeiten und Sozialisation. Die allmähliche Verfertigung der Körper“ stellt Anja Tervooren die Skizze einer Sozialisationstheorie vor, „die Einüben von Geschlecht und Begehren genannt wird (…) und ein dynamisches Modell der Verfestigung von Geschlecht im Körper entwickelt“ (84). Mit dem Begriff des Einübens will sie in Anlehnung an das Modell der Strukturübungen von Bourdieu die Wiederholung konkreter Handlungen, die Inszenierungen, ihre Korrektur und die sich langsam über die Zeit vollziehende Verkörperung von Geschlecht und Begehren konzeptionell fassen. Der Begriff des Einübens betont zusätzlich die notwendige Verfehlung dieser Inszenierungen und ihr damit einhergehendes produktives Potential.

In den Aufsätzen „Sich auf eine Seite schlagen. Die Abwehr von Verletzungsoffenheit als gewaltsame Stabilisierung von Männlichkeit“ (Mechthild Bereswill) und „Im Netz hegemonialer Männlichkeit: Männlichkeitskonstruktionen junger Migranten“ (Susanne Spindler) werden marginalisierte Männlichkeiten in den Blick genommen. Bereswill geht der „mit der verpönten Position des schwachen Opfers verbundene[n] ‚Verletzungsoffenheit‘ von Männern in Gewaltkonflikten“ (103) anhand einer empirischen Studie über junge Insassen in Strafvollzugsanstalten nach. Sie beleuchtet Gewalt als eine Form der Bewerkstelligung von Männlichkeit in Situationen, die von Unterwerfung und Abhängigkeit gekennzeichnet sind und in der Verletzungsoffenheit abgewehrt werden muss. Spindler untersucht marginalisierte Männlichkeitskonstruktionen anhand von Deutungs- und Handlungsmustern junger Migranten, die sich einerseits hegemonialer Formen von Männlichkeit bedienen, indem sie z.B. männerbündische Zusammenschlüsse und andererseits die Konfrontation mit Vertretern hegemonialer Männlichkeit wie der Polizei, suchen. Beide Beispiele machen deutlich, dass auch abweichende Männlichkeitskonstruktionen im System der Männlichkeiten vorgesehen sind und hegemoniale Formen von Männlichkeit stützen.

Aus einer kulturwissenschaftlichen Perspektive beleuchtet Andreas Krass Homophobie und Homosozialität in ihrer Bedeutung für die Produktion von Männlichkeit. In seinem Artikel „Der heteronormative Mythos. Homosexualität, Homophobie und homosoziales Begehren“ stellt er die These auf, dass die immanente Paradoxie patriarchaler und heteronormativer Gesellschaften, die in ihrer patriarchalen Strukturierung auf männlicher Homosozialität und in ihrer hetero-

normativen Strukturierung auf Heterosexualität beruhen, durch Homophobie ausgeglichen und miteinander in Einklang gebracht werden (vgl. 142).

Der Aufsatz „Männerkörper. Diskursive Aneignungen und habitualisierte Praxis“ von Michael Meuser problematisiert die zunehmende Diskursivierung männlicher Körper anhand der in neuen Männerzeitschriften wie *GQ* und *Men's Health* propagierten Körperbilder sowie anhand der Männergesundheitsforschung. Er kritisiert den Diskurs in der Männergesundheitsforschung, der männliches Gesundheits- und Riskoverhalten als defizitär beschreibe und damit die Beharrungskräfte der habitualisierten Körperpraxen unterschätze. Torsten Wöllmann untersucht in seinem Beitrag „Zur Medikalisierung von Männlichkeiten. Das Beispiel Andrologie“ diese Diskursivierung anhand der Entwicklung der Andrologie als medizinische Spezialdisziplin. Entgegen der These von Meuser, dass die Aufgabe des männlichen Status' als das Allgemeine eine Erosion der etablierten Geschlechterhierarchie anzeige, argumentiert Wöllmann, dass andrologische Themengebiete wie Vaterschaft und erektile Sexualität Männlichkeit eher absichern. Er sieht die Entwicklung der Andrologie als „Moment der Modernisierung hegemonialer Männlichkeit“ (180).

Ralf Pohl kritisiert in seinem Beitrag „Genitalität und Geschlecht. Überlegungen zur Konstitution der männlichen Sexualität“ Perspektiven, die einer einseitigen „Entkörperlichung der Geschlechterdifferenz“ (189) und einer Entsexualisierung von männlicher Aggression Vorschub leisten. Er schlägt vor, anhand von Freuds Triebtheorie die „spezifische Legierung von Aggression und Sexualität“ (196) in seiner tieferen Bedeutung zu untersuchen, um hegemoniale Männlichkeit in ihrer Tiefendimension erfassen zu können.

In dem Aufsatz „Männlichkeiten in sexuellen und familialen Beziehungen: Differenz, Dominanz und Gemeinschaftlichkeit“ thematisiert Cornelia Helfferich Männlichkeit und die Herstellung von Differenz gegenüber Frauen im Kontext von Familie. Ihre qualitative Studie zur Familienplanung verweist auf die Schwierigkeit von Männern, Handlungsmacht, Differenz und Dominanz im Kontext von Verhütung und Kinderwunsch herzustellen. Gerade in diesen Feldern, in denen potentiell Frauen handlungsmächtiger sind, beobachtet sie die Konstruktion eines kollektiven Akteurs, eines gemeinschaftlichen ‚Wir‘, anhand dessen Männer Handlungsmacht erlangen. Michael Matzner richtet den Blick auf Vaterschaft und Vaterschaftskonzepte als Desiderat der kritischen deutschsprachigen Männerforschung. In seinem Beitrag „Männer als Väter – ein vernachlässigtes Thema soziologischer Männerforschung“ entwickelt er eine Typologie von subjektiven Vaterschaftskonzepten, die er neben sozialen Rahmenbedingungen und Ressourcen als wichtige Voraussetzung von aktiver Vaterschaft benennt.

Über die deutsche Forschungslandschaft hinaus weist Ulf Mellström in seinem Artikel „Men, Masculinities and Gender Research in the Welfare Stateism of Sweden“. Er verdeutlicht, wie sich die Männerforschung in Schweden auf der Basis eines wesentlich schwächer ausgeprägten „Modells des Mannes als Familienernährer“ (19) und einer starken Verbindung von politischer Gleichstellungsarbeit und Geschlechterforschung entwickelt hat.

Insgesamt lässt sich feststellen, dass der Sammelband eine Vielzahl an Facetten und Themen der aktuellen Männerforschung präsentiert. Dabei werden große Linien der Diskussion, wie z.B. die Differenz unter Männern, Intersektionalität, das Verhältnis von einer handlungstheoretischen und einer Strukturebene oder die Bedeutung des Körpers für die Konstruktion von Männlichkeiten beleuchtet. Ein insgesamt sehr lesenswertes Buch, das den Anspruch, aktuelle Entwicklungen der Männerforschung aufzuzeigen, zumindest in Bezug auf sozialwissenschaftliche Diskussionen, einlöst.

Britta Voß

Das „ewig Weibliche" der Erinnerungen – Gedenkkulturen und Geschlecht

Paletschek, Sylvia/ Sylvia Schraut (2008) Hg. The Gender of Memory. Cultures of Remembrance in Nineteenth- and Twentieth-Century Europe. Frankfurt/M.: Campus Verlag (288 S., 34,90 Euro).

Es sind zwei Aspekte, die in der Forschung zur Erinnerungskultur besonders auffallen: Zum einen fokussieren die Diskurse um Erinnerung überwiegend den öffentlichen, politischen Raum der Nation und zum anderen vernachlässigen sie das Geschlecht der AkteurInnen. Dieses Desiderat wurde von einer Gruppe von HistorikerInnen aus verschiedenen europäischen Ländern zum Anlass genommen, die Bedeutung von Geschlecht für nationale Erinnerungskulturen im 19. und 20. Jahrhundert zu untersuchen. Auf der in Mannheim 2005 gehaltenen Tagung „Gendering Memory" und den daraus entstandenen Beiträgen stehen folgende Kernfragen im Mittelpunkt: Wie muss eine Erinnerungskultur aussehen, die Gender als Analysekategorie von historischen Ereignissen berücksichtigt? Welche Rolle spielt die Erinnerung an historische Geschehnisse für die politische Teilhabe und Gestaltung von Frauen? Und was muss geschehen, damit der Kanon der Gedächtniskultur die Erfahrungen und Sichtweisen von Frauen integriert? Diese Fragen werden in drei großen Kapiteln („I. Women and Female Allegories in Political Cultures of Memory", „II. Violence, War and Gender – memory and remembrance in family and state", „III. Concepts of Gendered Memory") erörtert und um die noch ausstehenden Forschungsfragen ergänzt. Über die einzelnen Beiträge des Bandes hinaus lassen sich – wie die Herausgeberinnen ausführen – verschiedene Entwicklungen verallgemeinern, die die androzentrische Erinnerungskultur des 19. und 20. Jahrhunderts entscheidend prägten und Frauen kategorisch aus der nationalen Erinnerungskultur ausschlossen.

So kann erstens die Frage nach der Erinnerung von Frauen nur vor dem Hintergrund der Entwicklungen des 19. Jahrhunderts (u.a. Entstehung der Nationalstaaten, Industrialisierung und Soziale Frage) sowie dem traditionellen Geschlechterarrangement und dessen spezifischen Rollenzuweisungen an Frauen beantwortet werden. Frauen wurden, wenn man sich ihrer bis zu

Beginn des 20. Jahrhunderts überhaupt erinnerte, nur in ihrer Funktion als Repräsentantinnen von Dynastien oder Herrschaftshäusern, als religiöse, humanitäre Vorbilder oder aber in mythologisch-biologischer Version als ‚Mutter der Nation' erinnert bzw. dargestellt. Dementsprechend konnte sich die Interpretation nationaler Monumente aus einer emanzipierten, modernen Sicht in der Geschichtswissenschaft nicht durchsetzen (hierzu sehr gut die Artikel von Helke Rausch: „Marginal Figure in the Nation: Gendered national memories in the late Nineteenth-Century Western European Metropoles" und von Astrid Swenson: „Memory, Gender and Antifascism in France and Britain in the 1930s").

Zweitens begann das öffentliche nationale Gedenken an Frauen erst sehr spät, nämlich zu Beginn des 20. Jahrhunderts. Begünstigt durch den Ausbruch des Ersten Weltkriegs und die Tatsache, dass notgedrungen Frauen stellvertretend die heimatliche (Kriegs-)Industrie aufrechterhalten mussten, wurden sie plötzlich auch in das Licht der Erinnerungskultur gerückt. Die europaweiten Frauenbewegungen, die nach dem mit der Kriegsarbeit erbrachten ‚Beweis' staatsbürgerlicher Tauglichkeit der Frauen, erfolgreich für die (Wahl-)Rechte der Frauen eintraten, legten den Grundstein einer weiblichen Erinnerungskultur.

Drittens war die vorrangige Darstellung von Frauen in den Erinnerungskulturen die der Mutter. Als solche wurde sie oft zum nationalen Sinnbild der Friedfertigkeit, Treue und Schutzbedürftigkeit. Obwohl sich viele Frauen diese symbolische Zuweisung unabhängig von ihrer Herkunft oder Klasse aneignen konnten, reduzierte diese mythogene Erhöhung der Frau als ‚Mutter der Nation' gleichsam andere bestehende Rollenbilder, Leistungen und Errungenschaften von Frauen (Vgl. den Aufsatz von Guido Vitiello, welcher derartige Erinnerungsengführungen beispielhaft anhand cineastischer Vergangenheitsdarstellungen analysiert: „Deutschland, bleiche Mutter. Allegories of Germany in Post-Nazi Cinema").

Häufig wurden Frauen viertens quasi ahistorisch in gleich bleibenden Metaphern und Symbolen erinnert. Anders als Männer, die aktiv Geschichte und Geschehen ihrer Nationen beeinflussten, wurde Frauen eine eigene, jeweils differierende Gestaltungsmacht abgesprochen. Als Marianne oder Pietà schienen ihnen qua Geschlecht Eigenschaften, etwa der Fürsorge, Hingabe oder Opferbereitschaft, eingeschrieben, die unabhängig von dem tatsächlichen historischen Moment perpetuiert und tradiert wurden. In den Erinnerungsdiskursen sind die Facetten weiblicher Teilhabe an historischen Ereignissen dementsprechend limitiert.

Fünftens findet Erinnerung an Frauen meist nur in extremen historischen und politischen Umbruchsphasen wie z.B. den beiden Weltkriegen statt. In totalen Ausnahmesituationen brechen gesellschaftlich und sozial eingeübte Grenzen kurzzeitig auf, etwa zwischen Öffentlichkeit und Privatheit oder eben zwischen geschlechtergetrennten Arbeits- und Lebensmustern (dazu Tiina Kinnunen: „Gender and Politics: Patriotic Women in Finnish Public Memory after 1944"). Allerdings ist nach Überwindung dieser extrem verunsichernden Abschnitte eine umso vehementere Rückkehr zu kanonisierten geschlechtlichen Erinnerungsbildern bemerkbar. In diesem Sinne erfolgt auch das Hinausdrän-

gen weiblicher Partisaninnen im Widerstand aus den offiziellen Erinnerungskulturen ehemals besetzter Länder (dazu besonders hervorhebenswert der Beitrag von Helle Bjerg und Claudia Lenz: „‚If only grandfather was here to tell us.‘: Gender as category in the culture of memory of the Occupation in Denmark and Norway“). Dies geschieht zugunsten eines Gedenkens an beispielhafte – doch dafür ‚weiblich‘ pazifistische – Märtyrerinnen der Nation, die zumeist in ihren mütterlichen Funktion erinnert werden.

Sechstens ist es bis heute eine Frage der angemessenen Repräsentation von Frauen in Politik, Wissenschaft und Gesellschaft, von der die Erinnerung an Frauen als Akteurinnen und Interpretinnen der Geschichte abhängt. Ohne eine solche Einbindung bleiben die Geschichtswissenschaft und der Kanon der Erinnerungskulturen androzentrisch dominiert (vgl. hierzu der sehr gute Theorieüberblick von Maria Grever und Kees Ribbens: „The Dynamics of Memories and the Process of Canonization“). Frauen können nur durch das Einbringen ihrer eigenen Erfahrungen dazu beitragen, dass das Ungleichgewicht in den Erinnerungskulturen zugunsten einer gendergerechten Gedächtniskultur aufgehoben und bereichert wird (richtungsweisend ist hier der Artikel der beiden Herausgeberinnen, Sylvia Schraut und Sylvia Paletschek: „Remembrance and Gender: Making Gender Visible and Inscribing Women into Memory Culture“).

Einen entscheidenden Beitrag hierzu erbringt der vorliegende Sammelband, der erstmals verschiedene europäische Sichtweisen zur gender-spezifischen Erinnerungskultur liefert und darüber hinaus den thematisch bislang stark auf den Zweiten Weltkrieg und den Nationalsozialismus eingeschränkten Gender-Gedächtnis-Diskurs erweitert. Es ist zu erwarten und dem Thema mehr als zu wünschen, dass sich dieser Sammelband als Standardwerk in der Frauen- und Geschlechterforschung, aber auch der ‚traditionellen‘ Geschichtswissenschaft etablieren wird.

Tina-Karen Pusse

Let’s Do It Again…and again…and again.

Katrin Oltmann (2007) Remake/Premake. Hollywoods romantische Komödien und ihre Gender-Diskurse, 1930-1960. Paderborn: transcript (356 S., 29,80 Euro).

Katrin Oltmanns großartige Filmlektüren amalgamieren (im besten Sinne) drei schon für sich genommen komplexe Denkschulen. Explizit arbeitet sie mit Konzepten des *New Historicism* und der *Gender Studies*, eher implizit ist aber auch noch eine andere Denkbewegung am Werk: Oltmanns Buch ist eine überzeugende Fortschreibung des bei Walter Benjamin schon angelegten und von Jacques Derrida vollends ausgestellten aporetischen Wechselspiels zwischen ‚Original‘ und Übersetzung.

Auch Oltmann treibt diesen Untergang des Originalkomplexes entschieden voran. Wo Benjamin und Derrida zeigen, dass das ‚Original‘ erst retrospektiv in der Übersetzung entsteht, beweist Oltmann, dass im Verhältnis von *Remake*

und ‚Original' ähnliche Kräfte wirken – weshalb sie auch nicht mehr vom ‚Original', sondern vom *Premake* spricht. Und mehr noch: das *Remake* ist bei ihr nicht bloß als *Rewriting* des *Premake* zu verstehen, als ein neuer Text, der den älteren nachträglich umschreibt. Hier wagt sich Oltmann viel weiter vor. Ihre These ist, dass das *Remake* das „*unfinished business*" des *Premakes* ist, also irritierende und verstörende Anteile desselben aufgreift und offenlegt. Für viele *Romantic Comedies* der 50er, die auf die *Screwball Comedies* der 30er referieren, ist dieses *unfinished business* z.B. die Aussparung des sexuellen Vollzugs, der wegen des *Production Codes* nicht gezeigt oder alludiert werden darf und für den dann ausgerechnet die Hochzeitszeremonie einsteht. In deren *Remakes* gehe es eben deshalb, so Oltmann, um nichts anderes als Sex und Verführung. Die Inflation ungültiger oder misslingender Hochzeitszeremonien in diesen Filmen liest Oltmann mit Eve Kosofsky Sedwicks Interpretation von John L. Austins *How To Do Things With Words*, ein Text der, wie Sedwick herausgestellt und Oltmann anhand ihrer Lektüren nun überzeugend vorgeführt hat, weniger eine konsequente Sprechakttheorie ist als ein Handbuch, das darüber Auskunft gibt, was beim Heiraten alles schiefgehen kann.

Diese Referenzfolie ist für Oltmann nicht nur inhaltlich sondern auch konzeptuell äußerst fruchtbar, denn die Mehrzahl der von ihr untersuchten *Screwball Comedies* lassen sich als *Comedies of* Re*marriage* beschreiben, sie inszenieren also Austins performativen Akt nicht nur als *Performance*, sondern als *Performance*, die *wiederholbar* ist.

Diese Wiederholbarkeit, die *repeat performances* im Plot der Filme, blendet Oltmann nun wieder auf die Beziehung zwischen *Premake* und *Remake* zurück. Die unaufhörliche Iteration und Zitation des Eheversprechens, die vom *Remake* ja noch weitergetrieben wird, bleibt nicht ohne Auswirkungen im Hinblick auf das *doing gender* der Filme, wird *gender* doch, wie Judith Butler gezeigt hat, durch genau dies – die Wiederholung performativer Akte – konstituiert.

Es ist wirklich ein Vergnügen, sich von Oltmann zeigen zu lassen, wie die Sex-Fixiertheit der *Remakes* in Kollaboration und Kontrafaktur mit der Prüderie der 50er Jahre (*domestic bliss*, *togetherness*) dieses *unfinished business*, das immer auch eine Menge *Gender Trouble* hervorbringt, nicht auflöst, sondern fortschreibt und aktualisiert.

Katrin Oltmanns Dissertationsschrift ist nicht zuletzt deshalb so außergewöhnlich, weil sie nicht bloß viele Diskurse klug verschaltet, sondern vor allem, weil sie ein *pageturner* ist. Wer sich für die Geschichte des frühen Hollywoodkinos interessiert, wird daneben viel über den aktuellen Stand der *Gender* Forschung erfahren und vice versa – zwangsläufig, weil man ihr Buch nicht so leicht wieder beiseite legt.

Weitere Rezensionen zum Thema
‚Gender'

Stephanie Bethmann

„We are just out with the lads, aren't we? Equal." – Doing und Undoing Gender im Wandel britischer Trinkkultur

Maren Haag (2007) Binge drinking als soziale Inszenierung. Zur vergeschlechtlichten Bedeutung exzessiven Alkoholkonsums. Freiburg: FWPF (132 S., 22,90 Euro).

Flatrate- und Koma-Saufen, Randale und Prügeleien in Kneipenvierteln, zuletzt ein erstochener *Harry Potter*-Darsteller in einem Londoner Pub – exzessiver Alkoholgenuss (*binge drinking*) wird gewöhnlich als Problem wahrgenommen: als Gefahr für die Jugend, für die öffentliche Ordnung, für die ‚Volksgesundheit'. In Großbritannien wird das Thema in den letzten Jahren besonders heiß diskutiert: *Binge drinking* hat dort eine lange Tradition – unter Männern. Jetzt trinken zunehmend auch Frauen; jetzt sind, so scheint es, die ‚Gebärmütter der Nation' in Gefahr; schlimmer noch – junge Frauen, *ladettes* genannt, stellen saufend und raufend die Geschlechterordnung auf den Kopf!

Maren Haag führt die Debatte mit ihrer Studie „Binge drinking als soziale Inszenierung" auf neue Wege, indem sie das Thema mit soziologischer Neugierde und ohne moralisierende Polemik angeht. *Binge drinking* ist für sie kein normatives Problem, sondern eine „Handlungspraxis zur sozialen Positionierung" (iii), mittels derer sich junge Menschen inszenieren. Da Frauen dabei ein traditionell männlich konnotiertes Terrain betreten, stellt sich die Frage, welchen Nutzen das Trinkverhalten heute für vergeschlechtlichte Identitätskonstruktionen hat: Hat Trinken seine Bedeutung als Männlichkeit konstruierendes Verhalten verloren? Ist Saufen unweiblich oder im Gegenteil eine Inszenierung neuer Weiblichkeit? Ist das weibliche *binge drinking* ein Angriff auf männliche Hegemonie? Oder ist es eine mimetische Praxis, die das Männliche als das Mächtige anerkennt?

Um diesen Fragen in der qualitativen empirischen Studie (Kapitel 5, 6 und 7) fundiert auf den Grund gehen zu können, kontextualisiert die Autorin ihre Daten mit Theorien der konstruktivistischen Sozial- und Geschlechterforschung (Kapitel 1 und 2), den Phänomenen fluchender und rauchender Frauen (Kapitel 3) und weiteren Befunden zur Rolle von Alkohol in der Gesellschaft (Kapitel 4). Dabei stellt sie auch komplexe Zusammenhänge in klarem, einfachem Schreibstil verständlich dar, ohne sie inhaltlich zu verflachen. Die theoretischen Teile lesen sich wie Einführungen in zentrale Begriffe der Soziologie: Identität, soziale Inszenierung, Habitus, *Doing Gender* etc. Dass das von ihr sehr eingängig erläuterte Habitus-Konzept auf Bourdieu zurückgeht, hätte sie aber der nicht-soziologischen Leserschaft zuliebe doch explizit erwähnen sollen.

Paradigmatisch für die konsequent kritische Perspektive Haags ist ihre Verbindung von Irving Goffmans Theorie der Inszenierung von Identitäten mit Pierre Bourdieus Habituskonzept. Die soziale und vergeschlechtlichte Bedeu-

tung von *binge drinking* kann man einerseits nur verstehen, wenn man die „Innenansicht der Akteure“ (iii) ernst nimmt – daher bilden Gruppendiskussionen mit jungen Leuten den Kern der Arbeit. Andererseits darf man deren Inszenierungen nicht ‚auf den Leim gehen‘ – denn die Wirkung sozialer Strukturen blenden die AkteurInnen meist lieber aus. So stellt Haag das Selbstbild ihrer InformantInnen mit Goffman und Bourdieu immer wieder auf die soziologische Probe und fragt: „Besitzen Menschen in einer individualisierten Welt die Freiheit, ihre Handlungspraxen selbst zu wählen [was die *binge drinker* selbst natürlich bejahen würden, Anm. S.B.] oder sind sie von beständigen sozialen Strukturen bestimmt?“ (v)

Geschlecht spielt für die trinkenden Frauen und Männer keine Rolle – so *sagen* sie zunächst. Im Verlauf der Diskussionen kommen dann konfligierende Ebenen der Selbstdarstellung zutage. Die AkteurInnen inszenieren sich (auch mithilfe ihrer Trinkpraxis) als modern und egalitär. Die Geschlechterrollen kommen erst klammheimlich durch die ‚Hintertür‘ auf die Bühne sozialer Inszenierung: zum Beispiel mit dem Argument, betrunkene Frauen seien „easy prey“ (73) und „more vulnerable“ (76) – sexuell verletzliche ‚leichte Beute‘ also. Auch ist den Frauen stellenweise sehr bewusst, dass sie, wenn sie sich betrinken, „den Anforderungen an eine weibliche Identitätskonstruktion widersprechen“ (76) und soziale Sanktionen hinnehmen müssen. Dennoch wird die Bedeutung von Geschlecht bei allen Gruppen immer wieder negiert. „So verdecken, vertuschen, verleugnen Frauen und Männer gleichzeitig aus dem Willen und der Not heraus, sich emanzipiert, modern und gleichberechtigt zu zeigen, geschlechtliche Ungleichheiten“ (98).

Nicht nur die Relevanz von Geschlecht wird kaschiert – zum Beispiel leugnen die Befragten auch, was im Widerspruch zu ihrem Selbstbild als autonomes, selbstbestimmtes Subjekt steht. Es sind deshalb – so eine weitere diskursive Strategie – immer nur die *anderen* Männer altmodisch, die *Anderen* unverantwortlich, wenn sie trinken, die *anderen* Frauen sexuell nicht integer etc.

Den hierbei entstehenden Unstimmigkeiten geht die Autorin mithilfe der „Widerspruchsanalyse“ (62, nach Dominique Schirmer (2005) „Konstruktive Widersprüche. Inkonsistenzen als qualitatives Analysewerkzeug am Beispiel von Gruppendiskussionen.“ *Freiburger FrauenStudien* 17: 93-113) auf den Grund. Haag liefert ein schönes Beispiel kritischer, verstehender Mikrosoziologie, weil ‚Verstehen‘ bei ihr weiter geht, als subjektive Sichtweisen nachzuvollziehen. Die eigene Verstrickung in soziale Strukturen anzuerkennen, ist immer unangenehm, mehr noch wenn diese, wie die Geschlechterhierarchie, als ungerecht gelten und ihre Legitimation verloren haben. Die Autorin nimmt den schönen Schein der Selbstbestimmtheit, wo nötig, schonungslos auseinander und wirft damit auch für ihre LeserInnen unbequeme Fragen auf.

Entsprechend pessimistisch sind auch ihre Ausführungen zu den eingangs erwähnten *ladettes*: Die Kategorie *ladette* (abgeleitet von *laddish*: jungenhaft) ist eigens entstanden, um Frauen zu bezeichnen, die männlich konnotiertes Verhalten an den Tag legen. Nach Haags Diagnose wird mit der Einführung einer

gesonderten „Schublade“ (54) für vermeintlich ‚unweibliche‘ Frauen deutlich, „wie sehr gesellschaftliches Denken in den Stereotypen der Zweigeschlechtlichkeit verhaftet ist“ (ebd.). Die neue Kategorie dient dazu, der Irritation, die von *ladettes* ausgeht, mit den bewährten Mitteln dichotomer Zuschreibung den subversiven Zahn zu ziehen.

Bei so viel Geradlinigkeit der Argumentation ist es ein wenig schade, dass Haag sich im Fazit nicht eindeutiger positioniert. Zwei Deutungen schlägt sie vor, zwischen denen sie sich nicht recht zu entscheiden vermag: „Indem männliches Verhalten als mächtig und erstrebenswert anerkannt und darum von Frauen imitiert wird, werden auch die Strukturen der Geschlechterhierarchie untermauert, denen gemäß Weiblichkeit mit Mangelhaftigkeit und Unterlegenheit belegt ist“ (98). Oder aber: *Binge drinking* als geschlechtsneutrale Praxis bedeutet eine Erweiterung weiblicher Handlungsspielräume, „die die Grenzen sozialer Strukturen mürbe und damit durchlässiger macht“ (98). Es bleibt der Leserschaft selbst überlassen, die sich wandelnden Inszenierungen sozialer Identität mit Zuversicht oder Pessimismus zu betrachten. Die Kern-Aussage des Buches ist dennoch deutlich genug: Die sozialen Strukturen sind träge und beweglich zugleich; Geschlechterrollen verändern sich und bieten teilweise mehr Handlungsfreiheiten; allzu oft aber werden die Neuerungen von der alten Geschlechterhierarchie eingeholt und gefügig gemacht. Vom Trinken, Fluchen und Rauchen sollte sich deshalb niemand abhalten lassen. „We are just out with the lads, aren’t we? Equal.“, so eine Informantin (68). Doch während für die AkteurInnen selbst ganz klar der Anspruch auf Gleichheit im Vordergrund steht, muss eine soziologische Perspektive *beide* Prozesse im Blick behalten: Wo wird geschlechtliche Ungleichheit tatsächlich abgebaut und wo wird sie unter dem Deckmantel der Egalität „reinforciert“ (67)?

Sonja Mönkedieck

Was ist, wenn auch meine schlechten Eigenschaften arbeiten möchten?

Renate Lorenz/ Brigitta Kuster (2007) Hg. sexuell arbeiten: eine queere perspektive auf arbeit und prekäres leben. Berlin: b_books (334 S., 18 Euro).

Renate Lorenz und Brigitta Kuster arbeiten transdisziplinär als Kuratorinnen, Dozentinnen und Künstlerinnen. Ihre Produktionsweise zeichnet sich sowohl durch die feministische Kritik der liberalen Grenzziehung zwischen privat/ öffentlich als auch durch die Ökonomiekritik der neoliberalen Flexibilisierung dieser Grenze aus.

Für liberal-fordistische Politiken gilt die Trennung von Reproduktion und Produktion, die damit zusammenhängende Trennung von Privatem und Öffentlichem und ein damit im Zusammenhang stehendes Wertesystem von gesellschaftlicher Anerkennung und materieller Entlohnung von Arbeit. In

neoliberal-postfordistischen Politiken werden diese Grenzziehungen immer ambivalenter. Vor diesem Hintergrund ist das Buch von Lorenz und Kuster zu lesen. Sie beobachten ein Paradox von Ermöglichung und Zwang im Bereich der Arbeit und verstehen die Leistung, in diesem Paradox zu handeln, aus queerfeministischer Perspektive als sexuelle Arbeit.

Kuster und Lorenz zeigen, dass Arbeit eine sexuelle Dimension besitzt und Sexualität einen Arbeitsaufwand mit sich bringt. Sexuelle Arbeit findet sowohl am Arbeitsplatz als auch zu Hause statt. Damit umfasst der Begriff nicht nur die feministische Forderung nach Anerkennung der Reproduktionssphäre, sondern er zeigt auf, dass auch in der Geschäftswelt heteronormative Vorstellungen vorherrschen. Aufgrund dessen stellt der Begriff auch das angemessene Instrumentarium zur Analyse neoliberal-postfordistischer Transformationsprozesse dar, in denen die strikte Heteronormativität und die männliche Normalarbeitsbiografie der Flexibilisierung ausgesetzt sind.

Wie schon in ihrem gemeinsamen Band mit Pauline Boudry *Reproduktionskonten fälschen Heterosexualität, Arbeit & Zuhause* (1999) geht es den Herausgeberinnen also darum, die Kohärenz von Geschlechtsidentität, Heterosexualität und Arbeitsposition infrage zu stellen. Dabei beziehen sie sich auf die heteronormativitätskritischen Arbeiten von Teresa de Lauretis und Judith Butler und machen den Begriff der „sexuellen Arbeit" für die Transformation der Arbeitsverhältnisse fruchtbar.

Lorenz entwickelt in den ersten beiden Kapiteln anhand von Tagebüchern, Fotografien und Zeichnungen der Hausangestellten Hannah Cullwick und des Juristen Arthur M. Munby den Begriff der sexuellen Arbeit. Die beiden lebten im viktorianischen London und hatten ein klassenüberschreitendes Verhältnis. Munby war an der Dokumentation von Arbeiterinnen und ihrer Arbeit interessiert, so auch an der Arbeit seiner Hausangestellten Cullwick. Cullwick und Munby schrieben umfangreiche Tagebücher und zahlreiche Briefe, anhand derer Lorenz das Leben, die Arbeit und die Sexualität der beiden rekonstruiert.

Cullwick identifizierte sich nicht nur mit ihrer harten Arbeit, die körperliche Arbeit war auch Teil ihrer Sexualität. Die mit dem bürgerlichen Mann geteilten sexuellen Phantasien und Praxen handelten sie während der Lohnarbeit aus. Lorenz harmonisiert nicht die ungleichen Besitzverhältnisse, denn sie verweist darauf, dass der Antagonismus von Kapital und Arbeit Cullwick keine andere Wahl als den Verkauf ihrer Arbeitskraft ließ.

In ihrer „sexuellen Betriebsanalyse" (156) zeigt Kuster anhand von Boarding-Häusern, dass die Grenzziehungen zwischen Arbeit und Leben teilweise obsolet geworden sind. Bei Boarding-Häusern handelt es sich um temporäre Unterkünfte, die auf Firmengäste zugeschnitten sind. Beschrieben werden die Praxen der Gäste und Angestellten des *Büro-Suite-Hotels*. Das besondere Interesse gilt der Produktivität der Grenzziehungen zwischen der „Arbeit am Zuhause" und dem „Arbeitsplatz zu Hause" (166). So müssen sich beispielsweise die Angestellten des *Büro-Suite-Hotels* die Lieblingsfrüchte der Dauergäste merken und sie ihnen zur Begrüßung in ihrem Zimmer überreichen.

Der Aufsatz von Lorenz „der auch taktische aufwand der subjektivität“ fragt danach, welche Rolle sexuelle Arbeit unter Migrationsbedingungen spielt, und zwar am Beispiel von Gesprächen, die zur Vorbereitung und bei den Dreharbeiten zu dem Film *copy me – i want to travel* mit osteuropäischen Computerspezialistinnen, die nach Deutschland migrierten, geführt wurden.

In Gesprächen mit der queer-feministischen Dozentin Jane Ward, der politaktivistischen Gruppe *Precarias a la Deriva*, der Queer-Theoretikerin Antke Engel sowie der Soziologin und Gender-Theoretikerin Katerina Nédbalková gibt das Buch aus verschiedenen Bereichen Einblicke in das Verhältnis und die gegenseitige Durchdringung von Arbeit und Sexualität. In dem Gespräch mit Jane Ward zeigt sich, dass Transgender-Identitäten durch einen heteronormativen Diskurs vorformuliert sind. Ähnliches verdeutlicht Katerina Nédbalková anhand einer Untersuchung der Beziehungsarbeit von ‚wahren‘ und ‚unechten‘ Lesben in der „totalen Institution“ (Erving Goffman) Gefängnis. Auf der Suche nach kollektiven Praxen ist die Arbeit der Gruppe *Precarias a la Deriva* zwischen Forschung und Aktivismus angesiedelt. Antke Engel stellt sich mit ihrem Ansatz der Denormalisierung und Enthierarchisierung gegen die Normativität neoliberaler Regierungen, die propagieren, dass sich der gesellschaftlich produzierte Widerspruch zwischen Autonomie und Verantwortung im Privaten überwinden lasse.

Mit ihrer „Durchquerung“ (23) von Grenzziehungen zwischen den Feldern Geschlecht, Sexualität und Arbeit zielen die Herausgeberinnen auf eine politische Strategie ab, die eine Machtanalyse im Feld der Arbeit ermöglicht und die danach fragt, wie durch die Kategorien Geschlecht und Sexualität Hierarchien, Ausschlüsse, Privilegienverluste etc. produziert werden. Sie versuchen, nicht auf Identitätspolitiken zurückzugreifen, sondern sie zeigen mit der „Durchquerung“ den betriebenen und jeweils unterschiedlich großen Aufwand, den das Changieren zwischen Identitätskonstruktionen mit sich bringt. Damit versteht sich das Buch auch als Beitrag zur Debatte um Prekarisierung. Ohne einem neoliberalen Diskurs das Wort reden zu wollen, hieße Prekär-Sein dann nicht nur, unsicher zu sein, sondern auch ohne Identität und für eine neue Konstitution offen zu sein.

Kuster und Lorenz arbeiten das Feld der sexuellen Arbeit mit queer-feministischen, psychoanalytischen, neo-marxistischen und gouvernementalitätstheoretischen Ansätzen um. Ihre Analysen erweisen sich für diejenige Arbeitssoziologie als interessant, die ihren Begriff der Arbeit und die ihm innewohnenden Grenzziehungen neu überdenken möchte. Ebenso sprechen sie eine Geschlechterforschung an, die Geschlecht und Sexualität in gesellschaftliche (Re-)Produktionsprozesse integriert. Aber auch der Queer-Forschung zeigen sie, dass die „Durchquerung“ von gesellschaftlichen Arbeitsbedingungen und Verkörperungen keine subkulturelle, sondern eine alltägliche Praxis ist. Nicht zu empfehlen ist das Buch für alle diejenigen, die neben der Dekonstruktion von Heteronormativität und Erwerbstätigkeit auf eindeutige politische Forderungen hoffen, denn dem Begriff der sexuellen Arbeit ist die Kritik an dem Repräsentationsprinzip inhärent.

Darüber hinaus wäre es interessant zu untersuchen, wie ökonomisch verwertbare Anerkennung entsteht, während Unverwertbares ins Private abgedrängt wird. Lorenz und Kuster bringen mit ihrem Band zunächst einmal zum Ausdruck, dass Erfolg und Scheitern die beiden Seiten derselben Medaille sind. In diesem Sinne leiten sie das Buch mit einem Zitat von *Rhythm King and Her Friends*/René Pollesch ein: „Ich habe gute Eigenschaften, ok, aber ich habe auch schlechte Eigenschaften. Und die wollen auch arbeiten" (9).

Eva Voß

Gender Mainstreaming zwischen Theorie und Praxis

Schmitt, Katja (2005) Gender Mainstreaming im Spannungsfeld zwischen Theorie und Praxis. Grundlagen, Ziele, Diskussion. Saarbrücken: VDM Verlag Dr. Müller (156 S., 49,00 Euro).

Wöhl, Stefanie (2007) Mainstreaming Gender? Widersprüche europäischer und nationalstaatlicher Geschlechterpolitik. Königstein/Ts: Ulrike Helmer Verlag (257 S., 24.90 Euro).

Floeter-van Wijk, Sonja W. (2007) The Gender Balanced Scorecard. A Management Tool to Achieve Gender Mainstreaming in Organisational Culture. Frankfurt/M.: Peter Lang Verlag (231 S., 44,60 Euro).

Doblhofer, Doris/Küng, Zita (2008) Gender Mainstreaming – das Praxisbuch. Gleichstellungsmanagement als Erfolgsfaktor. Berlin: Springer-Verlag (278 S., 39,95 Euro).

Über den internationalen Entwicklungsdiskurs und den damit einhergehenden verschiedenen UN-Weltkonferenzen (u.a. 1995 die UN-Weltfrauenkonferenz in Peking) gelangte das Konzept ‚Gender Mainstreaming' auf die Agenda der Europäischen Union, die sich 1997 mit dem Vertrag von Amsterdam auf die flächendeckende Umsetzung des Konzeptes festlegte. Dieses besteht, so die Definition des Europarates von 1998,

> in der (Re-)Organisation, Verbesserung, Entwicklung und Evaluierung der Entscheidungsprozesse, mit dem Ziel, dass die an politischer Gestaltung beteiligten Akteurinnen und Akteure die Gleichstellung zwischen Frauen und Männern in allen Bereichen und auf allen Ebenen integrieren.

Die Bundesrepublik begann 1999 Gender Mainstreaming einzuführen, in dessen Folge sich einzelne Bundesländer, Kommunen, öffentliche Verwaltungen, Kirchen, Gewerkschaften und andere private wie öffentliche Einrichtungen mit dem Thema beschäftigten. Diese Entwicklung hat in den letzten fünf Jahren eine wahre Flut an Publikationen rund um Gender Mainstreaming im

deutschsprachigen Raum hervorgebracht. Dabei konnte bislang vor allem zwischen zwei Arten von Veröffentlichungen unterschieden werden: Diejenigen, die sich als Einführungen verstanden und grundsätzlich eine positive Einstellung zum Konzept Gender Mainstreaming vermittelten und diejenigen, die sich stärker an FachvertreterInnen richteten und eine kritische Lesart anschlugen. Gemein war beiden Formen, dass sie jeweils nur aus einer stark theoretischen Perspektive argumentierten und die Auswertungen zu praktischen Umsetzungen nur erahnen ließen, nicht aber abbilden konnten. So ergab sich die etwas merkwürdige Situation, dass sich FürsprecherInnen und KritikerInnen von Gender Mainstreaming in ihren wechselseitig aufeinander bezogenen Analysen mit einem Thema auseinandersetzten, das fast überall noch der Durchführung harrte. Kritisiert wurden u.a. Herkunft, Begrifflichkeit und Uneindeutigkeit des Konzeptes, der mögliche Missbrauch (durch Abschaffung von Frauenförderung) und die Entpolitisierung von Gleichstellung.

Die Bewertung der tatsächlichen Implementierung war jedoch noch nicht Gegenstand dieser ersten ‚Generation' von Büchern zu Gender Mainstreaming. Mittlerweile liegen jedoch Studien vor, die entweder eine Brücke zwischen Theorie und Praxis schlagen oder sich ganz ausschließlich an PraktikerInnen richten, die im Alltag mit der Umsetzung betraut sind.

Zur erst genannten Kategorie gehört das Werk von Katja Schmitt, die in ihrer Diplomarbeit diskutiert, inwiefern Gender Mainstreaming eine neue Gleichstellungsstrategie darstellt, und ob diese auf eine dekonstruktivistische Theorieströmung zurückgeht. Darauf aufbauend untersucht sie die Schwierigkeiten, die sich bei der Umsetzung dieser komplexen Strategie in der Praxis ergeben. Dies macht Schmitt am Beispiel der Erwachsenenbildung deutlich und versucht somit eine direkte Verbindungslinie zwischen den theoretischen Grundlagen des Konzepts und der anspruchsvollen praktischen Implementierung herzustellen.

Zunächst beschreibt sie dafür die Grundlagen feministischer Theorie, wobei der Fokus auf der mit Judith Butler populär gewordenen dekonstruktivistischen Perspektive liegt. Sehr anschaulich arbeitet sie anschließend die Bedeutung und Herkunft von Gender Mainstreaming heraus und beantwortet damit bereits implizit die Grundfrage der Arbeit, ob das Konzept auf der Theorie des Dekonstruktivismus beruhe. Gender Mainstreaming bestand als bewegungspolitische Maxime der internationalen Frauenbewegung vor der Etablierung der Dekonstruktivismustheorie in den 1990er Jahren. Dementsprechend schwierig gestaltet sich denn auch die weitere Argumentationsweise von Schmitt. Sie versucht am Praxisbeispiel ‚Gleichstellung in der Weiterbildung. Für Geschlechterdemokratie an der Volkshochschule Mainz' nachzuweisen, dass Gender Mainstreaming eines nicht ist, nämlich dekonstruktivistisch. Wie ihre empirische Untersuchung belegt, finden theoretische Reflexionen zu Herkunft und Zielsetzung von Gender Mainstreaming in diesem Projekt der Erwachsenenbildung nicht statt. Weder in der eigentlichen Unterrichtskonzeption, noch im Selbstverständnis der hauptamtlichen MitarbeiterInnen spielen Fragen der Dekonstruktion von Geschlecht eine Rolle, im Gegenteil: Die Selbstreflexion der

Beteiligten reduziert sich auf gleichheits- und differenztheoretische Annahmen. Und so lautet das – freilich etwas einfache – Fazit von Schmitt denn auch, dass die Umsetzung von Gender Mainstreaming an der Volkshochschule keinerlei konkrete Zielformulierung zur tatsächlichen Veränderung der Geschlechterverhältnisse enthält und damit auch neuere Denkströmungen der feministischen Theorie erst gar keinen Eingang finden. Obgleich dieses Ergebnis nicht eigentlich überraschend ist, da die methodische Herangehensweise Deckungsprobleme mit dem Untersuchungsgegenstand erwarten ließ, bietet das Buch besonders für EinsteigerInnen einen guten Überblick über theoretische Grundlagen zu Gender Mainstreaming. Dieser Aspekt wird auch durch die Auseinandersetzung mit der Kritik am Konzept im letzten Kapitel abgerundet. Das Spannungsfeld zwischen Theorie und Praxis kann jedoch auch von der Untersuchung Schmitts nicht aufgelöst werden.

Methodisch und inhaltlich sehr viel weit reichender und entsprechend fundierter gestaltet sich die Auseinandersetzung mit Gender Mainstreaming in der Dissertation von Stefanie Wöhl. Die Autorin versucht herauszufinden, wie es Gender Mainstreaming als geschlechterpolitische Strategie überhaupt möglich sein kann, Wirkung im Rahmen einer auf Wirtschaftlichkeit und Wettbewerb orientierten EU-Politik zu entfalten. Wöhl geht es zudem darum, die Funktion von Gender Mainstreaming als Regierungspraxis suprastaatlicher Politik zu analysieren und deren Relevanz für die nationalstaatliche Gleichstellungspraxis zu reflektieren. Handlungsleitend für ihre Untersuchung sind dabei vier Thesen: Erstens geht Wöhl davon aus, dass die Top-down-Umsetzung in staatlichen Verwaltungen durch bestehende geschlechtsspezifische Machthierarchien torpediert und die tatsächliche Umsetzung von Geschlechterpolitik behindert wird. Zweitens charakterisiert Wöhl Gender Mainstreaming als Konsens- und Modernisierungsstrategie, die in ihrer bisherigen Ausschließlichkeit neoliberalen Regierungstechnologien Vorschub leistet. Drittens sieht Wöhl in der wettbewerbsstaatlichen Integrationsweise von Gender Mainstreaming in der EU-Beschäftigungspolitik bei gleichzeitiger Prekarisierung der Arbeitsverhältnisse in den Nationalstaaten eine Widersinnigkeit, die die ursprünglichen Theoriegerüste von Gender Mainstreaming konterkarieren. Schließlich kritisiert Wöhl viertens, dass Gender Mainstreaming als supranationale Handlungsstrategie bislang nichts zur Transformation der Geschlechterverhältnisse beigetragen habe und sich im Gegenteil in die wettbewerbsorientierten Umstrukturierungsprozesse europäischer Gesellschaften ideal einfüge. Zur Verifizierung ihrer Thesen geht Wöhl in fünf Schritten vor. Zunächst beleuchtet sie das (Spannungs-) Verhältnis von Geschlecht und Staatlichkeit. Dabei stützt sie sich auf die Ergebnisse der Frauen- und Geschlechterforschung und erläutert die Bedeutung des Staates für die Konstruktion der Geschlechterverhältnisse und vice versa. Wöhl rückt in diesem Teil vorrangig die institutionalisierten Macht- und tradierten Herrschaftsverhältnisse in den Mittelpunkt der Untersuchung und betont die Relevanz von Diskursen für die Konstitution von Staaten. Im zweiten, ebenfalls noch theoretischen Teil ihrer Arbeit, widmet sich Wöhl dem von Michel Foucault etablierten Konzept der Gouvernementalität, das den Staat als

Effekt und Instrument politischer Strategien begreift, die „geschlechtsspezifisch strategisch selektiv wirken“ (17). Mit dieser theoretischen Einbettung gelingt es der Autorin, neoliberale Subjektkonstitutionsprozesse und Wissenspraktiken als dem Staat eigene Regierungstechnologien zu beschreiben. Diese Vorarbeit dient in Kapitel drei der Untersuchung, wie sich Gender Mainstreaming am Beispiel der beschäftigungspolitischen Strategien in die europäischen Integrationsprozesse ökonomisch und politisch eingepasst hat. Im vierten Teil schlägt Wöhl den Bogen zur feministischen Debatte um Gleichheit, Differenz und Dekonstruktion. Sie kritisiert hierbei, dass sich die fundamentalen Auseinandersetzungen der feministischen Theoriedebatten in keiner Weise in den Reflexionen der EU zu Gender Mainstreaming wiederfinden. Dies sei, so ihr Fazit, vor allem deshalb problematisch, da sich keine einheitlichen Zielsetzungen erkennen lassen und Gender Mainstreaming so beliebig instrumentalisierbar sei. Im abschließenden fünften Teil rekurriert Wöhl auf die eingangs formulierten Thesen und erhärtet ihre Kritik, nach der Gender Mainstreaming in der Art der europäischen Umsetzungsweise kein Instrument zur Überwindung von hierarchischen Geschlechterverhältnissen, sondern eher noch deren Stütze sei. So habe die europäische Integrationsweise von Gender Mainstreaming in der Beschäftigungsstrategie zwar den Anstieg der Frauenerwerbsarbeit gebracht, dies jedoch vor allem im Niedriglohnbereich, was also nur wenige Frauen zu einer nur gering verbesserten Lebens- und Arbeitssituation befähige. Schließlich habe Gender Mainstreaming eine stark Humanressourcen optimierende Wirkung in der europäischen Implementierungsform erhalten, die Gleichstellung nur unter dem Aspekt des unternehmerischen Handelns bewerte und umsetzbar mache.

Wöhls Studie unterstreicht die negativen Einflüsse einer auf Wettbewerb und Marktfähigkeit ausgerichteten Geschlechterpolitik. Nicht zu unrecht weist sie auf die widersprüchlichen Wirkungen von Gender Mainstreaming im Kontext (supra-)staatlicher Arbeits- und Beschäftigungspolitik hin. Gleichzeitig grenzt ihre Analyse jedoch auch jene anderen (positiven) Erfahrungen mit Gender Mainstreaming aus und übersieht, dass vor allem die handelnden AkteurInnen den Unterschied in der Umsetzung und Interpretation der Strategie ausmachen. Das Buch stellt in seiner Gesamtheit einen wichtigen Beitrag zu einer realistischen Beurteilung von Gender Mainstreaming dar und eröffnet mit dieser kritischen Perspektive eine neue Facette in der Implementierungsart und Weiterentwicklung des theoretischen Konzeptes.

Im Unterschied zu vielen praxisnahen Büchern, gehört die Dissertation von Sonja Floeter-van Wijk zu den wenigen Werken über Gender Mainstreaming, die explizit die Nähe zu Management-Strategien suchen, statt diese – im Rekurs auf Gerechtigkeitsdebatten der (internationalen) Frauenbewegung – zu meiden.

Nach den einleitenden Überlegungen zum methodischen Vorgehen präsentiert die Autorin das Management-Instrument der *Balanced Scorecard* (*BSC*), die bisher dazu erschienene Literatur und die Vorteile dieser Strategie. Als Instrument zur Ausrichtung einer beliebigen Organisation an strategischen Zielen, fokussiert die traditionelle *BSC* vier Perspektiven: Finanzen, KundInnen, (betriebsinterne) Prozesse und MitarbeiterInnen. An die Erläuterungen

zu den vier Perspektiven schließt Floeter-van Wijk mit Entstehungsgeschichte und Definitionen von Gender Mainstreaming an, um darauf aufbauend die Vorteile dieses Gleichstellungskonzeptes für eine Organisation zu bewerten. Sie unterscheidet dabei Optimierungen von Humanressourcen, Kosteneinsparungen und Marketing-Vorteilen, die einer Organisation im besten Fall durch die Umsetzung von Gender Mainstreaming entstehen können. Da die *BSC* für Organisationsveränderungen eingesetzt wird und dies gleichermaßen Grundlage für einen erfolgreichen Umsetzungsprozess von Gender Mainstreaming ist, sieht die Autorin eine operative Parallele hergestellt, die sie im weiteren Verlauf der Arbeit theoretisch untermauert. Die für einen erfolgreichen Gender Mainstreaming-Prozess unterstellte Kulturveränderung einer Organisation sieht die Autorin durch die Anwendung von Gender Mainstreaming auf die *BSC* gegeben. Danach würde sich durch den Einbezug beider Geschlechter die KundInnenperspektive erweitern, und damit bessere und passgenaue Produkte herstellen und finanzielle Gewinne erzielen lassen. Gleichzeitig könnten die MitarbeiterInnen ihr volles Potential einbringen, was die betriebsinternen Prozesse wiederum durch bessere Arbeitsergebnisse begünstigt. Die Wirkungszusammenhänge zwischen den vier Perspektiven werden mit Gender Mainstreaming als Komponente optimiert und befördern die selbst gesetzten Organisationsziele.

So einfach dieses Kosten-Nutzen-Kalkül anmuten mag, so komplex bleibt die Umsetzung. Darin besteht auch die Schwäche des Buches, das ein ohnehin nicht einfach anzuwendendes Management-Instrument mit einem nicht minder voraussetzungsvollen Konzept wie Gender Mainstreaming zu verknüpfen sucht. Grundsätzlich ist der Versuch einer Optimierung in den Umsetzungsbemühungen von Gender Mainstreaming positiv hervorzuheben. Gleichzeitig verliert sich das Buch in sehr kleinteiligen Schritten und Detailproblemen, die es PraktikerInnen fast unmöglich machen dürfte, das so entstandene Konglomerat aus *BSC* und Gender Mainstreaming umzusetzen. Des Weiteren wäre eine differenziertere Betrachtung von Gender Mainstreaming wünschenswert gewesen, d.h. über reine Frauenbelange hinausgehend zu analysieren, welche strukturellen Maßnahmen in einem Unternehmen/einer Organisation zur Implementierung von Gender Mainstreaming noch ergriffen werden können. Schließlich kann auch die Gestaltung des Buches nicht kritiklos übergangen werden, da die unübersichtliche und unprofessionelle Aufbereitung von Tabellen, Grafiken und Texten den Lesefluss nicht gerade fördern.

Wie bereits eingangs angedeutet, gibt es viele Bücher, die sich mit dem Zusatz „Praxishandbuch“ schmücken, obgleich es im Rahmen der Umsetzung von Gender Mainstreaming nur wenige gibt, die dieses Prädikat wirklich verdienen. Eines dieser raren Exemplare ist das von Doris Doblhofer und Zita Küng verfasste Buch. Wie kaum ein anderes Werk wird eine ausgewogene Balance zwischen theoretischen Grundlagen und Definitionen einerseits und praxisnahen Beispielen und Empfehlungen andererseits angeboten.

Zunächst erfolgt im ersten Kapitel des Buches ein Überblick über die Herkunft und Tradition der Gleichstellungspolitik, die unterschiedlichen Zielsetzungen der internationalen Frauenbewegung und die sich daraus formierenden

Forderungen an die politischen Handlungs- und EntscheidungsträgerInnen. Vor allem für EinsteigerInnen eignet sich dieser prägnante Überblick, da hier auf die wichtigsten Etappen und Errungenschaften der bisherigen Gleichstellungspolitik eingegangen wird. Bereits in diesem ersten Teil des Buches zeigt sich auch, dass die Autorinnen ein Gespür für die Notwendigkeit der theoretischen Fundierung bei gleichzeitiger Vernachlässigung detailreicher Überfrachtungen besitzen.

Im zweiten Teil wird auf die relevanten AkteurInnen eingegangen, die an der Umsetzung von Gender Mainstreaming beteiligt sind. Dabei zeigen die Autorinnen, wie zentral die Verantwortlichkeit der Führungskräfte im Implementierungsprozess ist und machen damit deutlich, dass nicht länger einzelne (Frauen-)Beauftragte für dieses Thema zuständig sind bzw. sein sollten. Die Autorinnen verweisen damit dezidiert auf die strukturelle Verankerung von Gender Mainstreaming und weniger auf eine projektbezogene Umsetzung. Da dieser Schritt von einer reinen Projektperspektive mit geringer Nachhaltigkeit zu einer Prozessperspektive mit bleibender Wirkung nicht immer auf Wohlwollen stößt, geben Doblhofer und Küng in einem gesonderten Kapitel Hinweise zum Umgang mit Abwehrreaktionen. Die häufig in der Praxis auftauchenden Widerstände können – wie die Beispiele vormachen – aufgelöst und langfristig in Bündnisse für das Thema umgewandelt werden.

Im dritten und letzten Teil stellen die Autorinnen verschiedene Instrumente zur Umsetzung von Gender Mainstreaming dar. Dabei erläutern sie nach einem gleich bleibenden Schema zunächst die Entstehung und das Verfahren des Instrumentes, um anschließend konkrete Beispiele und Hinweise zur erfolgreichen Umsetzung zu liefern. Mit diesem Bündel an Umsetzungsinstrumenten wird erstmals eine kompakte Übersicht über die bestehenden Möglichkeiten zur Implementierung von Gender Mainstreaming geboten und deren jeweilige Vor- und Nachteile aufgezeigt.

Dieses Buch besticht durch seine professionelle und übersichtlich gestaltete Aufmachung, die optimal ausgewählten Beispiele und die prägnant und doch informationsreich gehaltenen Texte.

Rezensionen zum Thema ‚Jenseits von Gender Studies'

Meike Penkwitt

Eine ‚eigene' Schweizer Literaturgeschichte

Peter Rusterholz/Andreas Solbach (2007) Hg. Schweizer Literaturgeschichte. Stuttgart: Metzler Verlag (530 S., 49,95 Euro).

Mit der von Peter Rusterholz und Andrea Solbach herausgegebenen *Schweizer Literaturgeschichte*, an der 13 AutorInnen mitwirkten, liegt erstmals eine Geschichte der Schweizer Literatur vor, die sich dieser ‚von den Anfängen bis zur Gegenwart' widmet. Darüber hinaus beschränkt sie sich – anders als etwa die Darstellungen von Klaus Petzold und Beatrice von Matt – nicht auf die deutschsprachige Literatur der Schweiz. Ob der den ‚anderssprachigen' Literaturen zugewiesene Raum dabei ‚angemessen' ist, lässt sich jedoch diskutieren: Lediglich 72 der insgesamt 506 Textseiten (d.h. gut 14 Prozent) sind der französisch- und italienischsprachigen sowie der rätoromanischen Literatur gewidmet. Ausgehend von den Anteilen an der Gesamtbevölkerung, wären gut 125 Seiten ‚angebracht' gewesen. Das ist natürlich eine sehr quantitative Betrachtung des Buches, die durch das Versprechen, die Literatur der gesamten Schweiz darzustellen, allerdings provoziert wird.

Die ‚Anfänge' setzen die AutorInnen der *Schweizer Literaturgeschichte* im 14. Jahrhundert an (in ‚deutschen Literaturgeschichten' werden sie üblicherweise im Jahr 800, dem Jahr der Kaiserkrönung Karls des Großen in Rom, verortet). Sie liegen damit in einer Zeit, in der es, wie Claudia Brinker in ihrem Beitrag „Von den Anfängen bis 1700" anmerkt, „weder einen Herrschaftsraum gab, der auch nur annähernd dem Gebiet der heutigen Schweiz entspräche, noch ein Bewusstsein für eine gemeinsame Identität" (1). Als maßgeblich dafür, hier trotzdem die ersten Beginne festzumachen, führt Brinker den Einzug einer hochentwickelten Schriftkultur im Zuge der Missionierung der heutigen Ostschweiz durch irische Mönche an. Diese führte u.a. dazu, dass mit dem Kloster St. Gallen eines der wichtigsten frühen Kulturzentren entstand (ebd.). Der ‚Bundesbrief' (von 1291) und der ‚Rütlischwur' (1307), so Brinker, spielten dagegen keine maßgebliche Rolle für die Entwicklung einer schweizerischen Kultur, wurden vielmehr erst im Nachhinein „zu historisch bedeutsamen, ja staatssetzenden Ereignissen gestaltet" (ebd.).

In der deutschen Literaturgeschichtsschreibung wird eine Reihe von Schweizer Autoren, wie etwa Jeremias Gotthelf (alias Albert Bitzius), Gottfried Keller, Conrad Ferdinand Mayer, Hermann Hesse, Max Frisch, Friedrich Dürrenmatt, Urs Widmer, Adolf Muschg und Peter Bichsel ganz selbstverständlich integriert – oder auch vereinnahmt. Es sind jedoch nur die allerbekanntesten helvetischen Autoren, die hier auftauchen. Weniger bekannte AutorInnen – und das oft nur aus einer deutschen Perspektive – finden dagegen zumeist keine Berücksichtigung: So sind hier oft selbst Robert Walser, Albin Zollinger, Meinrad Inglin, Regina Ullmann, Céline Ines Loos oder auch Erica Pedretti, die neben Gottfried

Keller, Ricarda Huch und Adolf Muschg auf der Rückseite des besprochenen Bandes abgebildet ist, in der Regel nicht Thema.

Die ‚Integration' der auch in Deutschland als sehr bekannt geltenden AutorInnen aus der Schweiz in die deutsche Literaturgeschichtsschreibung erfolgt darüber hinaus, wie Peter Rusterholz im Vorwort des Bandes kritisiert, zumeist sehr unreflektiert: Sie werden „nur im Kontext der Literatur der Bundesrepublik" (IX) erwähnt; die Darstellung der spezifischen (schweizerischen) sozialgeschichtlichen Zusammenhänge, die seit Mitte der 70er-Jahre in der Literaturgeschichtsschreibung allgemein an Bedeutung gewonnen hat, bleibt außen vor. Die von Rusterholz (mit-)herausgegebene *Schweizer Literaturgeschichte* stellt nun die Texte, wie Rusterholz im Vorwort ankündigt, nicht aus „rein literaturgeschichtlicher Perspektive" dar, „sondern im Kontext der Geschichte der Kulturen, [sowie] der Geschichte der Politik der Schweiz" (ebd.).

Aus der Perspektive einer deutschen Leserin ist es dabei interessant zu beobachten, dass durch diese Perspektivierung Aspekte in den Fokus treten, die ansonsten eher im Hintergrund stehen. So wird in der *Schweizer Literaturgeschichte* z.B. sowohl bei der Darstellung des Werkes von Gottfried Keller als auch von Max Frisch die politische Ebene der Texte stark betont, die in der deutschen Germanistik eher vernachlässigt wird. Dominik Müller macht im Kapitel „Der liberale Bundesstaat (1839-1848-1914)" die Unbrauchbarkeit der Epochenbezeichnung ‚Vormärz' für die helvetische Literatur deutlich, die in der deutschen Germanistik zum festen Begriffsinventar gehört: Der Begriff impliziere bereits das Scheitern der (1848er-)Revolution und stelle so den gesamten Zeitraum bereits unter den Schatten des Misslingens (117). Anders als in Deutschland endete diese Revolution in der Schweiz jedoch nicht mit einem Fiasko; stattdessen konnten die fortschrittlichen Kräfte mit der Bundesstaatsgründung einen Sieg feiern.

Auch die Tragfähigkeit anderer in der Germanistik üblicher Epochenbegriffe für die Literatur(en) der Schweiz ist, wie an den entsprechenden Stellen aufgezeigt wird, oft zumindest zweifelhaft oder hat nur eine sehr begrenzte Reichweite (so z.B. Naturalismus, Impressionismus und Symbolismus). Konsequenterweise ist der Band deshalb nicht entsprechend dieser Epochenbegriffe untergliedert. Die Großüberschriften lauten stattdessen etwa „Von den Anfängen bis 1700", „Das achtzehnte Jahrhundert (1700-1830)", „Der liberale Bundesstaat (1830-1848-1914)", „Von 1914 bis zum Zweiten Weltkrieg", „Geistige Landesverteidigung (1933-1945)", „Nachkrieg – Frisch – Dürrenmatt – Zürcher Literaturstreit – Eine neue Generation (1945-1970)" oder auch „Von der Protest- zur Eventkultur (1970-2000)".

Anhand der Biografien einzelner AutorInnen wird die Problematik einer nationalen Zuordnung deutlich: So wurde etwa Hermann Hesse (Sohn eines Deutschbalten und einer französischen Schweizerin) im Schwäbischen geboren, zog bereits mit vier Jahren nach Basel und bekam dort (wie auch seine gesamte Familie) die Schweizer Staatsbürgerschaft verliehen. Aus finanziellen Gründen gab er die schweizerische Staatsbürgerschaft aber wieder auf, um ein Seminar

im württembergischen Maulbronn zu besuchen. 1912 siedelte er wieder in die Schweiz über, 1919 dann ins schweizerische italienischsprachige Tessin und wurde in der Schweiz erst 1924 (anlässlich seiner zweiten Eheschließung) erneut als Schweizer eingebürgert. Besonders deutlich werden die bestehenden Verquickungen zwischen der Schweizer und der deutschen Literatur u.a. auch im Kapitel zu den in der Zeit von Nationalsozialismus und Zweitem Weltkrieg aus Deutschland in die Schweiz emigrierten ExilliteratInnen.

Unter dem Gesichtspunkt *gender* fällt der Band im Großen und Ganzen eher positiv auf, was bei der Beteiligung der drei Autorinnen Elsbeth Pulver, Beatrice von Matt und Beatrice Sandberg, die der Literatur von Autorinnen schon lange viel Aufmerksamkeit gewidmet haben, nur wenig überraschend ist.

So widmet sich die *Schweizer Literaturgeschichte* zahlreichen Texten von Autorinnen: Dabei stellt sie die Literatur von Frauen einerseits in einer Reihe von Kapiteln in einen gemeinsamen Zusammenhang („Autorinnen zwischen Tradition und Moderne" von Andreas Solbach, „Der Aufbruch der Frauen (1970-2000)" von Beatrice von Matt und „Exkurs: Ein eigenes Frauen-Zimmer? Die aktuelle Situation nach 2000" von Regula Fuchs). Daneben sind – andererseits – (teilweise die selben) Autorinnen auch außerhalb dieser speziellen ‚Frauenkapitel' Thema, allerdings etwas zu selten. So entsteht der Eindruck, die Existenz der ‚eigenen Kapitel' führe dazu, dass Autorinnen an anderen Stellen, an denen sie durchaus auch relevant gewesen wären, teilweise nicht ‚noch einmal' erwähnt werden – eine bekannte Problematik bei einer Sonderbehandlung von Frauen. Die ‚eigenen Kapitel' (und hier wird die Bewertung wieder etwas quantitativ) nehmen im Gesamtzusammenhang dann letztendlich auch nicht den Raum ein, der der Literatur von Autorinnen in der Schweiz eigentlich zukommt.

Erfreulich ist – mit Blick auf die Kategorie Geschlecht – dagegen, dass auch ‚literaturnahe Phänomene' wie das im Rahmen von ‚Frauenliteraturgeschichten' mittlerweile regelrecht kanonisierte Phänomen ‚literarische Salons' zumindest in einem kurzen Kapitel („Gesellschaftskultur") Erwähnung finden. Darüber hinaus werden auch gesellschaftspolitische und sozialgeschichtliche Ereignisse und Entwicklungen, die die Geschlechterordnung betreffen, ausgiebig thematisiert, und dies nicht nur in den ‚Frauenkapiteln' (z.B. im Kapitel „Von der Protest- zur Eventkultur (1970-2000)").

Schließlich stellt auch die Existenz des „Autorenporträts Annemarie Schwarzenbach" eine positive Überraschung dar. Leider fokussiert dieser Beitrag jedoch sehr auf das zugegebenermaßen interessante Leben dieser innerhalb der letzten Jahre insbesondere im *Queer*-Kontext beinahe zur Kultfigur oder auch zum ‚Mythos' avancierten faszinierenden Autorin. Ihre Texte (neben einer Reihe von Romanen gerade auch die Reiseberichte und die mittlerweile durch drei Sammelbänden leichter zugängliche gemachten Feuilletonartikel) sind nicht nur literaturgeschichtlich von Interesse sondern auch heute noch lesenswert.

Jenseits der Kategorie Geschlecht überrascht der Tatbestand, dass ‚der Fall Wilkomirski' – die Ereignisse, die durch die vorgebliche Holocaust-Autobiografie des Autors Bruno Dössekker/Benjamin Wilkomirski ausgelöst wurden

– an keiner Stelle des Buches Erwähnung findet (nur einerseits): *Bruchstücke* (1995), ein literarisch sehr zweifelhafter Text, wurde zwischenzeitlich geradezu als Klassiker der Shoa-Literatur, ihr Autor als „Popstar der grenzquerenden Literatur und des Psychobetriebes“ (Sebastian Hefti) gefeiert.

Interessant wäre es darüber hinaus auch gewesen, etwas mehr über die „Gruppe Olten“ zu lesen, die nur sehr peripher erwähnt wird. Diese von 1971 bis 2002 bestehende Vereinigung von Schweizer Autorinnen und Autoren wurde aus Protest gegen den damaligen Präsidenten des „Schweizerischen Schriftsteller-Vereines“ (Maurice Zermatten) gegründet. Ähnlich wie die „Gruppe 47“ verfocht sie gesellschaftspolitische und literarische Interessen, darüber hinaus aber auch syndikalistische.

Ein weiterer Punkt auf der Wunschliste für eine sicherlich irgendwann erscheinende (und wünschenswerte) Neuauflage dieses sehr lesenswerten Bandes besteht in einer Berücksichtigung der Gattung Hörspiel, die allerdings nicht nur in dieser Literaturgeschichte vernachlässigt wird. Einmal mehr wird diese Mediengattung hier vollständig ausgeblendet. Ihre Darstellung wäre z.B. ähnlich den beiden Exkursen zum Thema Film („Der Schweizer Film im Dienste der GLV [d.h. der Geistigen Landesverteidigung, M. P.]“, und „Exkurs: Der neue Schweizer Film“) im thematischen Kontext oder auch als Bestandteil eines ‚Werkes‘ möglich, zumal eine ganze Reihe wichtiger Schweizer AutorInnen zahlreiche und auch bekannte Hörspiele verfasst hat – neben Friedrich Dürrenmatt und Max Frisch so z.B. Urs Widmer, Adolf Muschg, Erica Pedretti und Peter Bichsel.

Christina Schoch

Generationenübergreifendes Zusammenleben und -arbeiten

Ursula von der Leyen (2008) Hg. Füreinander da sein. Miteinander Handeln. Freiburg/ Basel/ Wien: Herder Verlag (144 S., 9,90 Euro).

Warum die Generationen einander brauchen – der Beantwortung dieser Frage widmen sich die Beiträge in dem von Familienministerin von der Leyen herausgegebenen Band *Füreinander da sein. Miteinander handeln*. Zu Wort kommen Autorinnen und Autoren unterschiedlicher Provenienz – WissenschaftlerInnen und PraktikerInnen – die sich mit den Themen Demografie und Gerontologie befassen.

Im Mittelpunkt, so lässt sich zusammenfassend festhalten, stehen Begriffe wie „Zusammenhalt“, „Solidarität“ und „Beziehungen“. Mit diesen Begriffen setzen sich die AutorInnen aus unterschiedlichen Perspektiven und mit unterschiedlicher thematischer Schwerpunktsetzung auseinander.

Ursula von der Leyen betont in ihrem einleitenden Beitrag die Bedeutung der Familie und der Solidarität zwischen den Generationen als tragende Säulen der Gesellschaft. Gleichzeitig weist sie auf die gravierenden Veränderungen in

den privaten und beruflichen Lebensverhältnissen hin, die die Abhängigkeiten zwischen den Generationen gelockert haben – wie beispielsweise den Trend zur Kleinfamilie, die räumliche Trennung von Familie und Arbeitsplatz und das moderne Sozialversicherungssystem. Entwicklungen wie diese, so von der Leyen, erforderten ein neues Bild des Alters und des Alterns als eigene Lebensphase mit vielen Möglichkeiten, die zugleich eine Chance und einen Gewinn für die Gesellschaft bedeuten. Als konkrete Maßnahme, um diese Potentiale zu aktivieren und auszuschöpfen, nennt sie die im Rahmen ihrer Familienpolitik aus der Taufe gehobenen Mehrgenerationenhäuser.

Mit dem Thema „Beziehung", und zwar konkret zwischen (kleinen) Kindern und Erwachsenen, beschäftigt sich zunächst der Neurobiologe und Hirnforscher Gerald Hüther. Basierend auf den Erkenntnissen der Hirnforschung widmet er sich der Frage, warum Kinder Erwachsene und Erwachsene Kinder brauchen. Im Mittelpunkt steht dabei die transgenerationale Weitergabe von Erfahrungen. Soziale Einflüsse – Hüther bezieht sich hier auf den Einfluss erwachsener Bezugspersonen – seien dabei für die komplexe Entwicklung des menschlichen Gehirns unabdingbar. Kein anderes Lebewesen, so Hüther, komme mit einem derart offenen, lernfähigen und durch Erfahrungen gestaltbaren Gehirn zur Welt wie der Mensch und sei deshalb über einen solch langen Zeitraum auf Fürsorge und Schutz, aber auch auf die Lenkung durch Erwachsene angewiesen. Und, so betont der Autor, „bei keiner anderen Art ist die Gehirnentwicklung in solch hohem Ausmaß von der emotionalen, sozialen und intellektuellen Kompetenz dieser erwachsenen Bezugspersonen abhängig wie beim Menschen" (25 f). Umgekehrt profitierten Erwachsene von der Offenheit, Lebensfreude und Begeisterungsfähigkeit, der Lust am Entdecken und vor allem der Beziehungsfähigkeit von Kindern. Beziehungsfähigkeit und die Investitionen, um diese zu erlangen, so Hüther, seien von zentraler Bedeutung für das gesamtgesellschaftliche wie individuelle Wohlergehen. Einschränkungen der Beziehungsfähigkeit hätten nicht nur die Unterbrechung der transgenerationalen Weitergabe von Erfahrungen und den Zerfall sozialer Bindungen zur Folge, sondern auch den Verlust von Offenheit und damit Verunsicherung und Angst.

Auf die Relevanz transgenerationaler Beziehungen, und zwar sowohl innerhalb als auch außerhalb von familiären Bindungen, gehen die Entwicklungs- und Gerontopsychologinnen Sigrun-Heide Filipp und Anne-Kathrin Mayer ein. Dabei spielten Mythen und Märchen über das Alter, teilweise sogar ideologisch motivierte Drohbilder vom „Krieg der Generationen" (45) eine nicht zu unterschätzende Rolle. Zum Tragen kommen derartige Vorurteile dadurch, dass die gemeinsame Lebensspanne der Generationen noch nie so groß war wie heute. Das Wesen von Generationenbeziehungen sei dabei gerade innerhalb der Familie am Besten als ambivalent zu charakterisieren, als „ein Spannungsverhältnis gleichzeitig vorhandener positiver und negativer Empfindungen der Familienmitglieder füreinander" (62). Trotzdem seien familiäre Beziehungen mehrheitlich von tiefer wechselseitiger Verbundenheit und emotionaler Nähe geprägt und böten in Krisensituationen verlässliche Unterstützung. Die Fami-

lienzentriertheit sozialer Netze und die Normativität der intergenerationellen Solidarität innerhalb der Familie werden hier sichtbar. Zum Ausdruck kommt auch die Reziprozitätsnorm, die besagt, dass innerhalb einer Beziehung Geben und Nehmen in einem ausgewogenen Verhältnis zueinander stehen müssen. Vor dem Hintergrund der demografischen Entwicklung und der damit verbundenen großen Anzahl allein stehender und kinderloser älterer Menschen weisen die Autorinnen auf die zunehmende Bedeutung von Generationenbeziehungen außerhalb der Familie hin. Gegenseitiges Verständnis und Akzeptanz setzten dabei voraus, so die Autorinnen, „dass Jung und Alt als gleichrangige Partner miteinander an gemeinsamen Zielsetzungen arbeiten, bei deren Erreichung sie voneinander wechselseitig abhängig sind“ (65).

Auf den Gewinn, den das Alter auf gesamtgesellschaftlicher Ebene bringt, verweist die Psychologin und Gerontologin Ursula M. Staudinger: „Eine Gesellschaft ohne alte Menschen wäre um vieles ärmer“ (80). Denn mit zunehmendem Alter seien wir umgänglicher, verlässlicher und emotional stabiler, das heißt angenehmere Zeitgenossen im sozialen Umgang. Mit zunehmendem Alter sei der/die Einzelne besser in der Lage, Grenzen zu erkennen und dann gegebenenfalls auch Ziele umzudefinieren oder alternative Wege zu suchen. Die Autorin hält fest: „Eine Gesellschaft mit mehr alten Menschen als bisher könnte also eine entspanntere Gesellschaft sein als diejenige, die wir heute gewohnt sind“ (80).

Angesichts der Verlängerung der Lebenszeit fordert Staudinger eine Neustrukturierung des Lebenslaufs:

> Einen Beitrag zur Auflösung der wachsenden Doppel-, Dreifach- und Vierfachbelastung durch Arbeit, Familie und Bildung in den mittleren Jahren und der Unterforderung oder sogar Ausgrenzung des höheren Alters könnte und sollte in der systematischen Einbeziehung der im letzten Jahrhundert hinzugewonnenen 30 Lebensjahre in die Strukturierung des Lebenslaufes jedes Einzelnen liegen. (70)

Die Gestaltung der Institutionenwelt und der materiellen Umwelt spielten dabei eine zentrale Rolle. So müssten beispielsweise Bildungsinstitutionen wie auch der Begriff von Arbeit derart flexibilisiert werden, dass der/die Einzelne über das ganze Leben verteilt immer wieder Bildungsphasen einschieben könne. Genauso sollte durch die Etablierung altersgerechter Formen von Arbeit die Möglichkeit gegeben werden, länger berufstätig zu sein.

Einen ähnlichen Standpunkt vertritt auch der Soziologe Hans Bertram. Er plädiert für ein Leitmodell des Erwerbslebenszyklus, in dem die Dreiteilung des klassischen (männlich orientierten) Lebenslaufs in die Phasen Ausbildung – Arbeit – Ruhestand aufgegeben wird zugunsten einer Vielfalt unterschiedlicher Lebensphasen von beruflicher Qualifikation, ökonomischer Eigenständigkeit und der Fürsorge für andere. Die gesamtgesellschaftliche Herausforderung liegt darin, neue Zeitstrukturen zu schaffen, die die Integration unterschiedlicher Lebensbereiche ermöglichen. Bertram bezeichnet es als

zentrale Aufgabe moderner Gesellschaften, eine neue Balance zwischen beruflichen Anforderungen und den damit verbundenen Zeitstrukturen einerseits und den familiären Bindungen und Beziehungen und der Zeit für Fürsorge andererseits zu finden." (120)

Familiäre Bindungen als Grundlage für gegenseitige Fürsorge seien, so Bertram, „ein Kernelement, das letztlich die Gesellschaft zusammenhält" (120). Er fordert einen „Policy-Mix" (123) unterschiedlicher Strategien und Instrumente, die eine nachhaltige Familienpolitik im Sinne von Entscheidungsspielräumen für die nachwachsende Generation zur eigenen Gestaltung des Lebensverlaufs hinsichtlich Familie, Partnerschaft und Erwerbstätigkeit ermöglichen.

Einigen dieser konkreten Maßnahmen widmen sich die weiteren AutorInnen des Bandes. So stellen Annette Niederfranke sowie Gisela Erler und Annemarie Gerzer-Sass das Aktionsprogramm der Mehrgenerationenhäuser vor, Konrad Hummel erörtert am Beispiel der Stadt Augsburg das Konzept der „kreativen Stadt."

Der Band vereinbart so eine Reihe von theoretischen und (handlungs-)praktischen Beiträgen zum Thema Zusammenleben von Jung und Alt. Er bezieht sich damit implizit auf die Anliegen der Care-Debatte, die im Rahmen der Gender-Forschung gegenwärtig verstärkt geführt wird. Die übergeordnete Frage lautet, wie mit den „Versorgungslücken" umzugehen ist, die entstehen, wenn sich weibliche Rollenmuster ändern, familiäre Care-Aufgaben aber gleich bleiben. Der Band richtet sich mit dem Appell an seine Leserinnen und Leser, die Vorteile eines generationenübergreifenden Zusammenlebens und -arbeitens stärker in den Fokus zu stellen und sie gesellschaftlich nutzbar zu machen. Die Anstöße, die gegeben werden, dürften konsensfähig sein. Interessant – und aussagekräftig – wäre vor diesem Hintergrund in einigen Jahren eine Evaluation, inwieweit sich neue Lebens- und Arbeitsformen wie beispielsweise die von Ministerin von der Leyen initiierten Mehrgenerationenhäuser etabliert haben.

Tina-Karen Pusse

Der Krieg als pervertierter ‚Karneval'

Anne D. Peiter (2007) Komik und Gewalt. Zur literarischen Verarbeitung der beiden Weltkriege und der Shoah. Köln: Böhlau (454 S., 61,60 Euro).

Nicht um das harmlos Komische der aristotelischen oder das enthobene der klassischen Komödie geht es Anne Peiter in ihrer Monografie, sondern gerade um die Nähe von Tragischem und Komischen: um das aggressiv Komische einerseits und das Lachen als letztmöglicher Körperreaktion und Auflehnungsstrategie gegenüber mörderischer Macht andererseits. Die Eingangsfrage dieses Bandes, wie nach 1945 überhaupt noch an die Traditionen komischen Schreibens anzuschließen sei, stellt sich in der Schärfe, wie Anne Peiter sie stellt, aber eigentlich

nicht, denn Komik und Gewalt sind im Verlauf der Literaturgeschichte immer wieder Bündnisse eingegangen, und zwar auf Seiten der Täter ebenso wie der Opfer. Viel interessanter ist daher Peiters zweite zentrale Frage; die nämlich, ob die subordinative Funktion des Lachens nicht an ein gewaltsames Gegenüber gebunden ist, der ‚Diktator' also nicht gerade den besten Nährboden des Komischen bildet.

Peiters Untersuchungsgegenstand sind dabei Texte von 1900 bis etwa 1965. Anhand ausgewählter Texte von Karl Kraus, Veza Calderon-Canetti, Elias Canetti und Victor Klemperer, in denen sich der Erste Weltkrieg, der zunehmende Antisemitismus und Antifeminismus der Zwischenkriegszeit, der Zweite Weltkrieg und die Shoah spiegeln, behandelt Peiter sowohl das Widerstands- als auch das Kollaborationspotenzial des Komischen gegenüber der Gewalt. Den theoretischen Hauptbezugspunkt ihrer Arbeit mit den literarischen Texten und deren Verlinkung mit politischen Theorien bildet Michael Bachtins Konzept des Karneval – das sie klug um Karl Kraus' Rede vom Krieg als ‚pervertiertem Karneval' erweitert, ohne dabei jedoch dessen (Bachtins) Freiheitspostulat zu unterschreiben. Wo Bachtin im Karneval die Unterscheidung zwischen Komikproduzent und Komikrezipient aufgehoben sieht (was jedoch, das stellt Peiter klar heraus, gerade nicht bedeutet, dass beide nicht voneinander abhängig seien), stellt Kierkegaard dieses Verhältnis von anderer Seite in Frage: Das Lachen des Publikums gehe der Komik des Stückes sogar zeitlich voran, beobachtet dieser bei einer Nestroy-Aufführung in Berlin.

Am stärksten ist Peiters Dissertationsschrift dort, wo sie das Changieren der im Lachen liegenden Aggression zwischen Subjekt und Objekt des Komischen beschreibt, wo ein Überlegenheitslachen Bergson'scher Prägung in ein zerfleischendes Lachen übergeht, das die Position des eben noch Lachenden zum eigentlichen Gespött des Textes macht. Am besten gelingt ihr das in ihrer Lektüre von Elias Canettis *Blendung*, einem Text der schon früh als eine Sozialpathologie gelesen wurde, deren Grundlagen vor allem misogyn und antisemitisch seien. Auch die feministische Literaturkritik habe sich in großen Teilen dieser Interpretation angeschlossen und sich dem Roman demzufolge mit partieller Blindheit genähert. Peiter setzt nun die These dagegen, dass Canetti nicht etwa ein misogyner Autor sei, sondern im Gegenteil die „*Konstruktion* geschlechtsspezifischer und rassischer Identitäten" (Peiter, 286) in den Blick nehme. Die besondere Komik des Textes beruhe also vor allem auf der Fähigkeit des Lesers und der Leserin, wahrzunehmen, wie verdreht und begrenzt die misogyn-rassistischen Welten der jeweiligen Protagonisten der *Blendung* sind. Misogynie werde durch Canetti also sozusagen als eine Form der Verrücktheit herausgestellt – zudem als eine Form von Verrücktheit, die unversehens in Tötungsabsichten umschlagen kann. Das Lachen, das von den Protagonisten selbst ausgeht, ist darum auch immer ein aggressives.

Etwas bedauerlich ist gerade in diesem Kapitel dann aber doch, dass Anne Peiter (fast) ohne Friedrich Nietzsche auskommt. Dieser hätte ihr nämlich im *Zarathustra* mit der Figur eines Hirten, der in triumphales Gelächter ausbricht, nachdem er eine Schlange mit einem Biss geköpft hat, die perfekte Vorlage

für Canettis These vom Lachen als Substitut körperlicher Gewalt, als direkter Nachfolger des Bisses geliefert.

Im Großen und Ganzen ist dies jedoch eine aufregende Monografie, deren Anschaffung zumindest Universitatsbibliotheken in jedem Fall empfohlen werden kann und deren Lektüre sich allemal lohnt.

Ankündigungen

Interdisziplinäre Fach- und Jubiläumstagung „Gendered Bodies in Motion"

in Verbindung mit der 6. Arbeitstagung der „Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum" (KEG)
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, 13. bis 15.11.2008

Vor 10 Jahren fiel mit der Einrichtung einer Koordinierungsstelle Gender Studies an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg der Startschuss zur Institutionalisierung des Studienganges Gender Studies. Seither ist viel passiert: Im Jahr 2000 gründeten Genderaktive das Zentrum für Anthropologie und Gender Studies (ZAG), ein Jahr später lief mit dem Magister-Nebenfach der erste Studiengang Gender Studies in Baden-Württemberg an, und voraussichtlich wird in den kommenden Semestern ein interdisziplinärer Masterstudiengang Gender Studies eingerichtet. Hierbei wird erneut das Profil der Freiburger Gender Studies, das naturwissenschaftliche mit geistes-, sozial- und kulturwissenschaftlichen Aspekten verbindet, aufgegriffen werden.

Anlässlich des zehnjährigen Bestehens der Koordinierungsstelle Gender Studies spüren die Jubiläumsveranstaltung und die Fachtagung (13. und 14.11.08) bewegten und bewegenden Körperkonzepten nach: In welchem Sinn sind diese politisch strukturiert, ästhetisch getränkt, sozial konstruiert und geschlechtlich codiert? Wo sind sie sozialen Einschreibungen gegenüber resistent? Inwieweit lassen sie sich re- und dekonstruieren? Die Brisanz des Tagungsthemas ist nicht zuletzt den naturwissenschaftlich-technischen Möglichkeiten der Veränderbarkeit und der ‚Optimierung' von Körpern geschuldet. Daher bringt die Tagung Technik-, Natur- und Medizinwissenschaften mit Geistes-, Sozial- und Kulturwissenschaften zusammen, was dem Profil des Freiburger Studienganges Gender Studies entspricht.

Inter- und transdiziplinäre Vernetzung verspricht die Tagung „Gendered Bodies *in Motion*" mit **Vorträgen**, in denen naturwissenschaftliche, gendertheoretische und sportwissenschaftliche Erkenntnisse zu Geschlecht, Körper und Bewegung thematisiert werden, mit einer **Podiumsdiskussion** zu den Möglichkeiten des Wissenstransfers zwischen den Disziplinen und mit **Workshops**, die die Spannungen zwischen Körpern in Bewegung und im Stillstand, zwischen Konstruktion und Dekonstruktion sowie zwischen Ver- und Entgeschlechtlichung in Tanz, Theater, Film, Kunst und Wissenschaft haptisch nachvollziehbar werden lassen.

Im Anschluss an die Fachtagung findet die 6. Arbeitstagung **der „Konferenz der Einrichtungen für Frauen- und Geschlechterstudien im deutschsprachigen Raum (KEG)"** (15.11.2008) statt. Neben der Gründung der Wissenschaftlichen Fachgesellschaft Genderstudien stehen Arbeitsgruppen auf dem Programm, die sich mit zentralen hochschulpolitischen Entwicklungen, beruflichen Perspektiven und den Möglichkeiten einer Internationalisierung für die Gender Studies auseinandersetzen.

Donnerstag, 13.11.2008, 17:15,
Aula der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg

Jubiläumsveranstaltung/ Jubiläumsakt zum 10jährigen Bestehen der Freiburger Gender Studies mit anschließendem Stehempfang

Mit: Prof. Dr. Nina Degele (Vorstand des Zentrums für Anthropologie und Gender Studies, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg), Prof. Dr. Heiner Schanz (Prorektor der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg), Prof. Dr. Elisabeth Cheauré (Ministerium für Arbeit und Soziales Baden-Württemberg, Fachbeirat Gender Mainstreaming), Dr. Marion Mangelsdorf (Referentin der Koordinierungsstelle Gender Studies, Albert-Ludwigs-Universität Freiburg)

Gastrednerin: Seyran Ateş (Rechtsanwältin und Autorin, Berlin)
„Wissenschaft und Praxis für die Rechte von Frauen"

Freitag, 14.11.2008 Fachtagung Gendered Bodies in *Motion*

9:15
Prof. Dr. Nina Degele
Begrüßung und Einführung in das Tagungsthema

9:30 Vorträge
Prof. Dr. Paula-Irene Villa (Ludwigs-Maximilians-Universität München)
„Mach was draus! Zur Neukodierung der Geschlechterdifferenz im Lichte ihrer technologischen Machbarkeit"

Univ.-Prof. Dr. Ilse Hartmann-Tews (Deutsche Sporthochschule Köln)
„Sportlich aktives Alter(n) – eine Frage des Geschlechts?"

Prof. Dr. Kerstin Palm (Humboldt-Universität Berlin)
„Die Evolution der Schönheit"

PD Dr. Nicole Karafyllis (United Arab Emirates University)
„Sexualized Brains in Motion: Wie Autisten zu Modellen für ein „hoch-funktionales, männliches Gehirn" werden"

11:30 Podiumsdiskussion „Gendered Bodies *in Motion*"
Moderation: Prof. Dr. Nina Degele

13:00 Mittagspause

14.30 – 18.30 Workshops

Prof.Dr. Elke Gaugele / Lisbeth Freiss (Akademie der bildenden Künste Wien)
Fashioning Life: Ein Film/Videoscreening zu den biopolitischen Dynamiken zwischen Mode, Körper, Gender und Leben

Dagmar Kubanski (Evangelische Fachhochschule Berlin)
Die menschliche Bewegung und der Ansatz von Dore Jacobs – ein Bewegungskonzept aus den 20er Jahren

Heike Raab (Universität Innsbruck)
Fragmentierte Körper – Körperfragmente? Bewegte Körper im Spannungsfeld von Behinderung, Heteronormativität und Geschlecht

Dr. Martina Schuegraf / Sandra Smykalla (Universität Siegen / GenderKompetenzZentrum Humboldt-Universität Berlin)
Zwischen Popfeminismus und Mainstream. Körper-Performances und Inszenierungsstrategien von Künstler_innen im Musikvideoclip

Dr. Nadja Sennewald (Berlin)
Helden, Aschenputtel und Femmes fatales. Eine Analyse von Bildserien auf Internet-Zeitungsportalen zum Thema Geschlecht, Körper und Macht.

Graham Smith (pvc physical virus collective, Theater Freiburg)
simple moves and exploring bodies

ab 19:30 Kulturelles Abendprogramm

Das Abendprogramm sieht verschiedene kulturelle Veranstaltungen vor, die alternativ angeboten werden.

Kommunales Kino Freiburg
Filmvorführung in Kooperation mit den Freiburger GeschlechterStudien in der Vorlesungsreihe „Sport und Geschlecht" – mit einer kurzen Einführung von Irmtraud Hnilica, M.A. (Köln)
Chak de! India

Buchhandlung Jos Fritz
Lesung von Katherina Hagena
„Der Geschmack von Apfelkernen"

Führung durch das Uniseum der
Albert-Ludwigs-Universität Freiburg
Inhaltliche Ausrichtung der Führung: ‚Körper & Geschlecht'

Tanztheater „Method-Producing-Tanz-Recherchen"
Öffentliche Generalprobe – pvc physical virus collective, Theater Freiburg

Samstag, 15.11.2008 6. Arbeitstagung KEG

9:00 -18:00 Arbeitsgruppen und Plenumssitzung

Prof. Dr. Susanne Baer (Humboldt-Universität Berlin)
Gründung der Wissenschaftlichen Fachgesellschaft Genderstudien

Arbeitsgruppen zu folgenden Themen:

Bedeutung der Gender Studies im Zusammenhang mit den Debatten und Entwicklungen zur Wissensgesellschaft; Intersektionalität und Gender; Gender- und Diversity-Prozesse in Hochschulen – Zwischen Vision und Wirklichkeit; Doktoratsausbildung in Gender Studies und die Umsetzung von Bologna 3: Eine Bestandsaufnahme, Genderbibliothek Information/ Dokumentation; Gender und IT/ICT: Einmischen und Aufmischen; Neugründung und Profilentwicklung eines Netzwerkes Gender Studies Nachwuchs

Veranstaltende: Koordinierungsstelle Gender Studies des Zentrums für Anthropologie und Gender Studies (ZAG) der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Kompetenzforum Genderforschung in Informatik und Naturwissenschaften [gin] der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg

Tagungsleitung: Prof. Dr. Nina Degele, HD Dr. Sigrid Schmitz

Organisationsteam: Dr. Elke Gramespacher, Angelika Göres,
Maren Krähling, M.A.

Weitere Informationen sind zu finden unter: www.zag.uni-freiburg.de/jubilaeum

Rückblick/ Vorschau

Veranstaltungsreihe „Freiburger GeschlechterStudien“ im Wintersemester 2008/2009 und Sommersemester 2009

Geschlechtersport – Sportgeschlechter

Sport und Geschlechtergerechtigkeit? Dazwischen liegen Lichtjahre: Beim Beachvolleyball müssen Frauen Höschen von maximal fünf Zentimeter Breite an den Seiten tragen – während sich Männer in Bermudashorts in den Sand werfen. Skispringen für Frauen ist noch immer keine olympische Disziplin, dafür sind beim Kunstturnen keine Männer zu finden. Die Begründung dafür ist mindestens zwei Jahrhunderte alt und stammt aus der Mottenkiste der im 19. Jahrhundert populär gewordenen ‚weiblichen Sonderanthropologie‘: Frauen und Männer seien anatomisch und deshalb auch wesensmäßig grundlegend verschieden. Deshalb lägen Frauen ästhetisches Synchronschwimmen und beschaulicher Tanz näher als aggressives Boxen und kämpferischer Fußball. Heute sind die deutschen Frauen im Gegensatz zu den Männern Fußballweltmeisterinnen, Tennisspielerinnen haben sogar im ehrwürdigen Wimbledon beim Preisgeld gleichgezogen und Boxerinnen schlagen halbstarke Großmäuler im Ring k.o. Dies und anderes ist beim Geschlechtersport zu beobachten, und darum geht es bei dieser Veranstaltungsreihe in Vorträgen, Diskussionen, Workshops, Lesungen, Filmen und Filmeinführungen, einem Seminar und einem Stadtrundgang.

Wintersemester

Donnerstag, 23. Oktober, 20 h c.t., HS 3042
Prof. Dr. Petra Gieß-Stüber (Freiburg)
Frauen- und Geschlechterforschung im Sport – Forschungsfelder, Entwicklungen und Perspektiven

1983 bildete sich erstmalig ein Forum für sportwissenschaftliche Frauenforschung. Primär wurde die Relevanz von Sport für den Lebenszusammenhang von Frauen untersucht und diskutiert. Da der Sport eine soziale Praxis ist, in der der Körper eine zentrale Rolle spielt, erscheint die Naturalisierung sozialer Differenzen besonders nahe liegend. Auch heute noch ist die inzwischen institutionalisierte und zur Geschlechterforschung umbenannte community herausgefordert, in den zunehmend differenzierten Forschungsfeldern die wissenschaftliche Reproduktion von Dualismen und Hierarchien zu vermeiden. Dabei geraten zunehmend auch intersektionale Überschneidungssituationen in den Blick. Das „Vergessen des Geschlechts“ (Hirschauer) fällt schwer angesichts der visuellen Evidenz unterschiedlicher Leistungsfähigkeit. Hier liegen spezifische Probleme – vielleicht aber auch Chancen – für die Geschlechterforschung.

Prof. Dr. Petra Gieß-Stüber ist seit 2000 Leiterin des Arbeitsbereichs Sportpädagogik des Instituts für Sport und Sportwissenschaft an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Sprecherin der Kommission Sportpädagogik der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft und Sprecherin der Kommission Geschlechterforschung in der Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft.

Donnerstag, 30. Oktober, 20 h c.t., HS 3042
Prof. Dr. Christa Kleindienst-Cachay (Bielefeld)
„Für mich gilt eigentlich, dass ich so zwischen den Kulturen tänzele!" – Chancen und Probleme eines Engagements im Wettkampfsport für muslimische Mädchen und Frauen

Migrantinnen gelten im Allgemeinen als sportabstinent, insbesondere was deren Beteiligung am organisierten Sport betrifft. Die Medien zeigen uns aber in den letzten Jahren zunehmend ein anderes Bild, nämlich höchst erfolgreiche Leistungssportlerinnen, die eine Migrationsgeschichte haben, darunter besonders viele Muslima, denen man ein solches Sportengagement offenbar am wenigsten zutraut. Diese Mädchen und Frauen sind vor allem in den Sportarten Taekwondo, Karate, Boxen und Fußball zu finden, also ausgerechnet in den so genannten „männlichen" Sportarten. Der Vortrag versucht, auf der Basis einer Studie mit qualitativen Interviews, dieses Paradox aufzuklären und dabei den verschiedenen Facetten von Geschlecht, Migration und sozial-kulturellem Milieu Rechnung zu tragen. Dabei wird insbesondere danach gefragt, welche Bedeutung ein solches Sportengagement für die Identitätsentwicklung haben kann.

Prof. Dr. Christa Kleindienst-Cachay ist Professorin für Sportpädagogik an der Universität Bielefeld; Referendariat und Schuldienst; Promotion; ab 1980 als Professorin für Sportpädagogik an der PH Ludwigsburg; 1993 Wechsel an die Universität Hannover; seit 1998 an der Universität Bielefeld, Abt. Sportwissenschaft. Schwerpunkte in Forschung und Lehre: Sportpädagogik und -didaktik des Kindes- und Jugendalters; Soziales Lernen im Sport; Bewegte Schule; sportbezogene Geschlechterforschung; Sportsozialisation, insbesondere benachteiligter Mädchen und Frauen und unter besonderer Berücksichtigung muslimischer Migrantinnen.

Donnerstag, 6. November, 20 h c.t., HS 3042
Dr. Bettina Rulofs (Köln)
Zur Geschlechterordnung in den Sportmedien – Traditionelle Stereotype und Irritationen

Ausgehend von der Prämisse, dass die Geschlechterordnung des Sports durch Differenzen und Hierarchien geprägt ist, analysiert der Vortrag die mediale Inszenierung des Sports. Im Mittelpunkt steht die Analyse der Inhalte der Sportberichterstattung über Frauen und Männer. Dabei spielen sowohl quanti-

tative Aspekte (Wie häufig wird über Sportlerinnen und Sportler berichtet?) als auch qualitative und inhaltliche Aspekte (Wie und was wird über Sportlerinnen und Sportler berichtet?) eine Rolle. Darüber hinaus werden die Bedingungen und der Rahmen der Medienproduktion im Sportjournalismus beleuchtet, um auf Erklärungen für die in den Sportmedien enthaltene Geschlechterordnung einzugehen, sowie Möglichkeiten ihrer Irritation zu diskutieren.

Dr. Bettina Rulofs, Deutsche Sporthochschule Köln, Wissenschaftliche Assistentin am Institut für Sportsoziologie, Abt. Geschlechterforschung; *Arbeitsschwerpunkte:* Soziale Konstruktion von Geschlecht im Sport, (Re)Präsentation von Sportlerinnen und Sportlern in den Medien, Sport und soziale Vielfalt, Sport als Medium der Jugendsozialarbeit, Sport und Gewalt.

Mittwoch, 12. November, 18 h, Treffpunkt: Spalentor, weitere Informationen und Termine unter www.frauenstadtrundgang-basel.ch
Öffentlicher Rundgang
Basel in Bewegung – Sportgeschichten von Frauen gestern und heute

Der neue Rundgang des Vereins „Frauenstadtrundgang Basel" führt Sie aus einer frauen- und geschlechterspezifischen Perspektive quer durch die Sportgeschichte in Basel und die aktuelle internationale Sportwelt. Mit Bildern und Erzählungen von Sportlerinnen, szenischen Einlagen und einem Teamspiel verlassen wir die gewohnten Pfade der Sportberichterstattung. Wir führen Sie dort hin, wo Basler Schülerinnen ihren ersten Turnunterricht abhielten und zeigen, wie sich Frauen seitdem in der Sportlandschaft ihren Platz erobert haben, welche Siege zu verbuchen waren, und wo Frauen immer noch gegen hartnäckige Vorurteile kämpfen müssen. Wer darf bei den Olympischen Spielen boxen oder synchronschwimmen? Was steckt hinter den Geschlechtskontrollen im Leistungssport? Für Sportbegeisterte ebenso wie für alle, denen Sport nicht die Welt bedeutet, gibt es da Ungewohntes zu entdecken. Denn im Sport geht es nicht nur um *fairplay*, Gewinnen und Verlieren, sondern auch um Körperbilder und Geschlechtervorstellungen. Freuen Sie sich auf amüsante, bewegende und nachdenklich stimmende Etappenziele.

Freitag, 14. November (im Rahmen des ZAG-Jubiläums), 20 h s.t., Kommunales Kino Freiburg
Filmvorführung. Einführung Irmtraud Hnilica MA (Köln)
Bollywood meets feminism: Chak de! India

In diesem aktuellen Bollywood-Sportfilm steht die indische Hockey-Nationalmannschaft der Frauen im Zentrum, die von einem nach einer Niederlage gegen Pakistan geschassten Hockeytrainer (gespielt von Shahrukh Khan) zum Sieg geführt wird. Zu Beginn will niemand so recht an das – schauspielerisch bestens aufgelegte – Team glauben; der Erfolg gelingt den Frauen auch erst, nachdem

sie ein (differenz-)feministisches Bewusstsein entwickelt haben. Daraus beziehen die zuvor mit internen Auseinandersetzungen beschäftigten Spielerinnen eine Energie, die bis hin zu einer kollektiven Attacke gegen machohafte Männer führt: eine Schlägereiszene, wie das Kino sie noch selten gesehen hat. *Chak de! India* stellt ein nachdrückliches Plädoyer für die Gleichberechtigung dar, beharrt auf der freien Entfaltung von Frauen jenseits familiärer Pflichten – und deutet nebenbei die bezaubernde Geschichte einer lesbischen Beziehung an. Ein Film, der sich, anders als viele andere Bollywood-Produktionen, für das Spektakel Männlichkeit kaum interessiert. Die Einführung wird die Geschlechterverhandlungen, die *Chak de! India* vornimmt, umreißen und im Anschluss den – auch für Bollywood-AnfängerInnen gut geeigneten – Film für sich selbst sprechen lassen.

Irmtraud Hnilica studierte Literaturwissenschaft, Psychologie und Soziologie in Heidelberg, Paris und Freiburg. Seit 2005 Promotion über Gustav Freytags *Soll und Haben* an der Universität zu Köln, Wissenschaftliche Hilfskraft am Institut für deutsche Sprache und Literatur. Arbeitsschwerpunkte: Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, Gender Studies, Literatur und Psychoanalyse. Seit 2005 rezensiert sie regelmäßig für das *Jahrbuch für Literatur und Psychoanalyse* und die *Freiburger GeschlechterStudien.*

Donnerstag, 20. November, 20 h c.t., HS 3042
Hans-Joachim Lenz (Freiburg)
Sport und Gewalt – Der Beitrag von Norbert Elias für eine kritische Männlichkeitsforschung

Wie jeder weiß, hängen Sport und Gewalt zusammen. Im Zivilisationsprozess nimmt der Sport als große soziale Erfindung eine wichtige Bedeutung ein. Der organisierte Sport überbrückt als „zivilisierte Erregung“ (Elias) den „Widerspruch von männlicher Gewalt und sozialer Ordnung“ (Connell). Gewalttätiges Handeln ist im Rahmen zivilisatorischer Prozesse, die sich durch eine zunehmende Gewaltdistanzierung auszeichnen, verpönt. Der Sport bietet einen legitimen Rahmen, um körperliche Konflikte auszutragen. Dies gilt insbesondere für die Sportarten, die traditionelle Männerdomänen darstellen (wie Fußball, Boxen, Rugby oder Eishockey). Sie lassen sich als ein Dominanzbeleg gegenüber anderen Männern nutzen. Wie setzen sich diese Dominanzprozesse durch? Wie lässt sich der Aggressionstrieb bei Männern weiter zivilisieren? Was sind die Voraussetzungen für einen weiteren Zivilisationsschub? Kompensiert die soziale Erfindung des Sports den Krieg? Wie wirken die sich verändernden Machtbalancen der Geschlechter auf das Gewaltpotential im Sport aus? Der Beitrag will am Beispiel von Sport und Gewalt die Anschlussfähigkeit und Fruchtbarkeit der bislang vernachlässigten Perspektive Norbert Elias’ für die Erforschung von Männlichkeit aufzeigen.

Hans-Joachim Lenz, Jg. 1947 ist Sozialwissenschaftler, Ausbildung in Gestalttherapie und TZI. Er betreibt in der Nähe von Freiburg im Breisgau ein Büro für Beratung, Bildung und Forschung „Forsche Männer & Frauen". Zahlreiche Veröffentlichungen zu Männerbildung, zu Männergesundheit, zu männlichen Gewalterfahrungen und zur Neugestaltung des Geschlechterverhältnisses. Näheres: www.geschlechterforschung.net.

Freitag, 21. November, 16.00-20.00 Uhr;
Samstag, 22.11., 10.00-16.00 Uhr (geplant), PH-Turnhalle (Littenweiler)
Petra Plata und Sabine Karoß (Freiburg)
„Voll im Klischee" – Eine Veranstaltung für starke Jungs und schwache Mädels. Bewegte Auseinandersetzung zu Aspekten von Rollenidentitäten (Bewegungstheater-Workshop)

Bewegen sich Männer wirklich? Sind Frauen tatsächlich immer zu spät? Wünschen sich Frauen zu Weihnachten tatsächlich eine Küchenmaschine? Haben Männer Gefühle? Können Frauen denken? Ist für Männer ein Leben ohne ihre Mutter denkbar? Sind Matchbox-Autos für Männer und Barbiepuppen für Frauen wirklich nötig?

Ziel der Veranstaltung ist es, im doppelten Wortsinn ‚bewegende' Antworten zu diesen – oder anderen – Fragen zu finden.
Besonderheiten: Bitte bequeme und warme Bewegungskleidung und Socken mitbringen – vorzugsweise in rosa und hellblau.

Sabine Karoß, obwohl sich meine Eltern viel Mühe gegeben haben, hat es nicht geklappt: Ich ein Mädchen! Sie hatten dann noch zweimal Pech – ich habe noch zwei Schwestern. Nichtsdestotrotz habe ich es weit gebracht – von Hamburg (Schule) über Köln (Deutsche Sporthochschule) und Kassel (Uni Kassel) nach Freiburg. Seit fast 12 Jahren arbeite ich nun schon als akademische Mitarbeiterin an der Pädagogischen Hochschule und bilde angehende Sportlehrkräfte in den Bereichen Tanzen, Turnen, Gymnastik sowie in der Theorie aus.

Petra Plata, auch ein Mädchen, aber das einzige und damit zwangsläufig zum „Stamm halten" verpflichtet. Auch mein Weg führte mich von Köln (Deutsche Sporthochschule) über Koblenz (Uni Koblenz-Landau) nach Freiburg ans Sportinstitut der PH – bevor ich meiner ‚weiblichen Verpflichtung' nachkommen durfte … Und das hab ich nun davon: zwei wilde Jungs und viel Arbeit mit Veranstaltungen wie Tanzen, Schwimmen, Bewegungstheater, Anfangsunterricht sowie demnächst Kurse zur Bewegungsförderung in der frühen Kindheit.

Donnerstag, 27. November, 20 h c.t., HS 3042
Susanne Diehr M.A. und Anne Quinkenstein (Berlin)
Radical/Cheerleading – Queere Perspektiven auf Sport?!

Am Rande des American-Football-Feldes feuern Cheerleader ihr Team an und verkörpern – herkömmlich – weiße, angelsächsisch-protestantische Weiblichkeit. Radical Cheerleader eignen sich die Körper- und Sportpraktiken von Cheerleading an, benutzen und verändern sie und protestieren damit zuallererst gegen Geschlechternormen, die sich in diesem Sport verdichten. Queer Politics und feministische Theoriebildung formulieren seit den 1990ern Fragen von Performativität und Parodie, bzw. Aneignung, Übertreibung, Subversion als Widerstandskonzepte. Radical/Cheerleading ist eine Antwort. Zunächst werfen wir einen Blick auf Radical Cheerleading als sportliche Protestform, die in einem linken Veranstaltungskalender folgendermaßen beworben wird: „Puschel, schrille Kleider, Sambagruppe. Koordinierte MiliTanz [...] für eine phantasievolle Protest- und Aktionskultur". Der Radical/Cheerleader ist eine Figur des Nachdenkens darüber, wie Sport Politik macht. Mit ihr kehren wir von der Straße zurück aufs Spielfeld, um queere Perspektiven auf Sport zu entwickeln. Wir analysieren Sport als Schönheitshandeln und öffentliche Inszenierungen von Geschlecht und Sexualität, die Umkleidekabine als *closet* und verqueere Kämpfe um Sport in Geschichten von Emanzipationsbewegungen: Sport ist ein Ort der Vereindeutigungen von Geschlecht und gleichzeitig ein Ort für queere Körper und Gesten.

Anne Quinkenstein, Dipl.-Sportlehrerin und Susanne Diehr, M.A., Gender Studies, leiteten an der Humboldt-Universität zu Berlin gemeinsam das transdisziplinäre Projekttutorium „Sport – Spielfeld der Macht". Anne Quinkenstein (aquinkenstein@web.de) studierte dort Lehramt Sport und Philosophie, nachdem sie die Sporthochschule in Köln mit einer Arbeit zur Foucault-Rezeption in den Sportwissenschaften abgeschlossen hat.

Susanne Diehr (susanne_diehr@yahoo.de) studierte Gender Studies und Neuere deutsche Literatur und schrieb ihre Abschlussarbeit über die Fußballarena als Raum narrativer Geschlechterkonstruktionen in *Fever Pitch* (Nick Hornby, 1992) und *Bend it like Beckham* (Gurinder Chada, 2002).

Gemeinsame Publikationen:

„‚Ernste Spiele' um Männlichkeit. Über neue Männer auf Tribüne und Spielfeld des Fußballstadions." *ZtG Bulletin* 33/ Dez. 2007: 65-80.

„Riot not Diet! Über Sport und Widerstand im Radical Cheerleading." *beiträge zur feministischen theorie und praxis* 2007/69: 69-72.

„Sport – Spielfeld der Macht." *Rosa. Zeitschrift für Geschlechterforschung*. 29/ Okt. 2004: 4-6.

Donnerstag, 4. Dezember, 20 h c.t., HS 3042
Prof. Ines Geipel (Potsdam)
Das Konzept des Hybriden – Doping und Geschlecht

„... von Ines Geipel liegt seit einigen Wochen ein ganz außergewöhnliches Buch vor ... die Antworten, die Sie aus diesem Buch entnehmen können, sind ganz außerordentlich ... Als ich es gelesen habe, habe ich ehrlich gesagt das Gefühl gehabt: Warum fürchtet die chinesische Regierung den Dalai Lama und warum fürchtet sie nicht Ines Geipel? Denn was Sie hier aus Ihrer Kenntnis des DDR-Sportsystems mit scharfem Blick durch Übertragung und Wiedererkennung an den chinesischen Realitäten heute ablesen, das ist so ungeheuerlich, dass man das Gefühl hat, bei der Lektüre eine Zeitbombe ticken zu hören, die auf den Moment der Olympischen Spiele zuläuft. Und egal was passiert, diese Bombe wird in der ein oder anderen Weise zünden, weil das Spektakel als solches damit identisch ist ...“ (Peter Sloterdijk, ZDF, Philosophisches Quartett, 01.06.08)

Ines Geipel, 1960 in Dresden geboren, aufgewachsen in Thüringen. Nach Beendigung der Spitzensportkarriere Studium der Germanistik in Jena. Flucht in die Bundesrepublik. Gelegenheitsjobs in Darmstadt. Magisterstudium der Philosophie in Darmstadt. Seit 1996 Schriftstellerin (Herausgaben, Prosa, Lyrik, Biografien, Hörspiele, Rundfunk-Features, Ausstellungen). Seit 2001 Professorin für Deutsche Verssprache an der Hochschule für Schauspielkunst „Ernst Busch“. Mitbegründerin des „Archivs unterdrückte Literatur in der DDR“.

Donnerstag, 11. Dezember, 20 h c.t., HS 3042
Dr. Rüdiger Heinze (Freiburg)
„Tough Ain’t Enough” – Boxen und Geschlecht im US-amerikanischen Film

Der Boxsport wird seit jeher nicht nur in der US-amerikanischen Kultur fast schon prototypisch mit Männlichkeit und physischer und mentaler Stärke verbunden. Zahlreiche Schriftsteller, von Jack London über Norman Mailer bis zu Joyce Carol Oates, haben die „Welt“ des Boxrings und ihr fundamentales Prinzip –„zwei gehen rein, einer geht raus“– als außerzivilisatorischen, metaphorisch und symbolisch aufgeladenen und im Wortsinne „außerordentlichen“ Ort kommentiert; die Zahl der Boxfilme ist Legion, und eine der berühmtesten Figuren der amerikanischen Film- und (Pop-)Kulturgeschichte ist ein Boxer: Rocky. Es überrascht nicht, dass Frauen in Darstellungen dieser Welt zumeist als passive Beobachterinnen eines atavistischen – männlichen – Rituals erscheinen, wenn überhaupt. Boxfilme mit Frauen als Kämpferinnen sind eine seltene Ausnahme. Umso mehr Aufmerksamkeit verdient der 4-fach Oscarprämierte Film *Million Dollar Baby*, der, obwohl nicht der erste Boxfilm mit einer weiblichen Hauptrolle, sehr schnell zu einem der bekanntesten Boxfilme überhaupt avancierte. Der Vortrag diskutiert anhand von Filmausschnitten aus *Million Dollar Baby* und mit einem vergleichenden Blick auf die *Rocky*-Saga und weitere US-amerikani-

sche Boxfilme die Konstruktion von Geschlechterrollen und Vorstellungen von Männlichkeit und Weiblichkeit in Hinblick auf den Boxsport.

Dr. Rüdiger Heinze: M.A. in Amerikanistischer Literatur- und Kulturwissenschaft, Linguistik, Geschichte an der TU Braunschweig, Studium am Comparative Literature Department der Indiana University, Bloomington, Promotion über *Ethics of Literary Forms in Contemporary American Literature* an der TU Braunschweig (erschienen im LIT Verlag), 2004-2008 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Englischen Seminar der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, seit Oktober 2008 Juniorprofessor für Amerikanistische Literatur- und Kulturwissenschaft an der TU Braunschweig.

Freitag, 12. Dezember, 19:30 h, Kommunales Kino
Filmvorführung. Einführung Claudia Münzing M.A. (Freiburg)
Stereotypen und Klischees platzen lassen?! – *Million Dollar Baby*

Maggie hat es nie leicht gehabt, aber sie besitzt etwas, was die wenigsten je erreichen: Sie weiß, was sie will, und sie geht jedes Risiko ein, um es zu bekommen. Maggies Leben ist ein ständiger Kampf, und sie bewährt sich täglich neu mit unbändigem Talent, unbeirrbarer Entschlossenheit und erstaunlicher Willenskraft. Mehr als alles andere wünscht sie sich jedoch, dass jemand an sie glaubt. Aber gerade diese Verantwortung lehnt Frankie strikt ab – vom Risiko ganz zu schweigen. Er redet nicht um den heißen Brei herum: Maggie ist schon zu alt, und außerdem trainiert Frankie keine Frauen. Doch weil sie keine Wahl hat, lässt sie sich von seiner Ablehnung nicht abschrecken. Maggie ist nicht bereit, ihren Traum aufzugeben, vielleicht kann sie es einfach nicht. Jedenfalls trainiert sie täglich bis zum Umfallen, wobei nur Scrap ihr Mut macht. Schließlich lässt Frankie sich von ihrer Hartnäckigkeit erweichen und erklärt sich widerstrebend bereit, sie unter seine Fittiche zu nehmen. Während die beiden sich gegenseitig abwechselnd anfeuern oder zur Weißglut bringen, merken sie bald, dass sie aus demselben Holz geschnitzt sind: Es gelingt ihnen, die schmerzliche Vergangenheit hinter sich zu lassen, und im Team wachsen sie endlich zu der Familie zusammen, die beide seit langem vermissen. Noch ahnen sie nicht, dass ihnen ein Kampf bevorsteht, der mehr Konzentration und Mut von ihnen verlangt, als sie sich vorstellen können.

Claudia Münzing, M.A. in Wissenschaftlicher Politik, Germanistik und Gender Studies, war von 2002-2005 Wissenschaftliche Hilfskraft und Tutorin am Zentrum für Anthropologie und Gender Studies (ZAG) in Freiburg. Ab dem Wintersemester 2006/2007 Lehrbeauftragte am ZAG und Promotion in Wissenschaftlicher Politik.

Donnerstag, 18. Dezember, 19:30 h, Kommunales Kino
Filmvorführung. Einführung Franziska Bergmann M.A. (Tübingen)
Boxen im Zeichen des Amerikanischen Traums – Zu Verschränkungen von Identität und Sport in Rocky I

Rocky war 1976 ein überraschender Kassenschlager und machte den bis dato unbekannten Drehbuchautor und Action-Schauspieler Sylvester Stallone schlagartig weltberühmt. Der Film konnte eine ganze Reihe, bestehend aus sechs Folgen, begründen. Rocky erzählt die Geschichte vom außergewöhnlichen Aufstieg des gleichnamigen Protagonisten, dem es durch seinen unerschütterlichen Glauben an Erfolg gelingt, sich vom prekär lebenden Hobby-Boxer zum Profiboxer zu mausern – eine klassische Biografie im Sinne des *American Dream*. Die geplante Filmeinführung soll die in Rocky vorgeführten Verschränkungen von Männlichkeit, Nationalität, Klasse und *race* im Kontext des US-amerikanischen Boxsports näher beleuchten und kritisch befragen.

Franziska Bergmann, geboren 1980, studierte zwischen 2000 und 2006 Germanistik, Anglistik und Gender Studies an den Universitäten Freiburg, Basel und Norwich (UK). Derzeit arbeitet sie an ihrer Promotion zu zeitgenössischer deutschssprachiger, britischer und US-amerikanischer Dramatik aus *queer*-theoretischer Perspektive. Seit April 2008 ist sie Stipendiatin der Landesgraduiertenförderung Baden-Württemberg. Zahlreiche Lehraufträge und Lehrassistenzen im Bereich der Gender Studies, der Anglistik und Germanistik an den Universitäten Freiburg und Tübingen.

Donnerstag, 8. Januar, 20 h c.t., HS 3042
Dr. Elke Gramespacher (Freiburg)
***Doing gender* im Schulsport**

Der Schulsport ist wie kein anderes Schulfach geprägt von folgenden zwei Aspekten: Erstens vom Bezug auf den Körper; er bildet sowohl den Bezugspunkt für sportliche Fähigkeiten und Fertigkeiten, als auch für soziale Konstruktionen von Weiblichkeit und Männlichkeit. Zweitens beeinflusst das soziale System ‚Organisierter Sport' mit seinen geschlechtsstereotypen Implikationen und Vorgaben den Schulsport. Diese Einflüsse zeigen sich bspw. an den Lehrplänen des Schulsports, am beobachtbaren Verhalten der Schülerinnen und Schüler oder auch in der seit Mitte der 1970er Jahre anhaltenden Debatte über die Frage der Koedukation im Schulsport. An diesen Indikatoren kann abgelesen werden, dass Doing Gender im Schulsport eine beachtliche Rolle spielt. Dieser Umstand erfordert seitens der Sportlehrkräfte eine besonders ausgeprägte Genderkompetenz. Professionstheoretisch fundierte Überlegungen, wie Genderkompetenz (angehenden) Sportlehrkräften vermittelt werden könnte, schließen hieran an.

Elke Gramespacher, Dr. phil.; Dipl.-Päd., geb. 1968: Studium des Grund- und Hauptschullehramts und der Diplom-Pädagogik; 2000-2007: wissenschaftliche

Mitarbeiterin am Institut für Sport und Sportwissenschaft der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg; seit 1995 tätig als Lehrbeauftragte, u. a. in der Erziehungswissenschaft und den Gender Studies der Universität Freiburg. Dissertation: „Gender Mainstreaming in der Schul(sport)entwicklung. Eine Genderanalyse an Schulen".

Donnerstag, 22. Januar, 20 h c.t., HS 3042
Anke Hertling M.A. (Kassel)
Motorisierte Amazonen –
Frauen im Motorsport der Weimarer Republik

Obwohl bereits in der Pionierzeit des Motorsports Frauen durchaus erfolgreich waren, stellen sie erst in der Weimarer Republik eine ernstzunehmende Konkurrenz für die ‚Herren' der Straße und der Luft dar. Die verkehrstechnischen Verbesserungen sind dabei nur ein Grund für die verstärkte Teilnahme von Frauen am Motorsport. Auto- und Motorradrennfahrerinnen wie Elisabeth Junek und Hanni Köhler oder Fliegerinnen wie Elly Beinhorn sind Sinnbild einer Zeit, in der das Bekenntnis zu Industrialisierung und Technisierung mit dem Bruch traditioneller Weiblichkeitsbilder einhergeht. Dass das Spannungsfeld zwischen geschlechtsspezifischer Grenzüberschreitung und öffentlicher Stilisierung als Vertreterinnen einer technisierten Moderne im Wesentlichen den Diskurs um Frauen im Motorsport der Weimarer Republik bestimmt, soll Ausgangspunkt des Vortrags sein. Darüber hinaus wird nach dem Selbstverständnis von Motorsportlerinnen gefragt. Wie kommentieren sie dabei vor allem die geschlechtsspezifischen Modalitäten in der zeitgenössischen Auseinandersetzung?

Anke Hertling, M.A., von 2003 bis April 2008 wissenschaftliche Mitarbeiterin in der Interdisziplinären Arbeitsgruppe Kulturforschung an der Universität Kassel, z. Z. Beendigung der Promotion zum Thema „Frau und Automobil in der Weimarer Republik: Die Schriftstellerinnen und Automobilistinnen Ruth Landshoff-Yorck, Erika Mann und Annemarie Schwarzenbach".

Donnerstag, 29. Januar, 20 h c.t., HS 3042
Prof. Dr. Christina Thurner (Bern)
Virtuosinnen am Limit –
Zum Sport des weiblichen Körpers im zeitgenössischen Tanz

Praktiken des Spitzensports sind im Tanz, insbesondere im Ballett längst Usus. Bezüglich Körperbeherrschung und -zucht, Technik und Leistung betreiben Tanzende im Trainingsstudio und auf der Bühne Hochleistungssport – mit dem Unterschied freilich, dass die Anstrengung nicht sichtbar sein darf. Insbesondere der weibliche Körper verbindet seit der Romantik Virtuosität mit Leichtigkeit, er reizt physische Grenzen aus, hat dabei aber stets „schön" und „anmutig" zu scheinen. Die frühe Tanzmoderne rebellierte dagegen und hat andere (weibli-

che) Körper gefordert bzw. hervorgebracht. Auch in der Gegenwart werden die am Limit tanzenden Virtuosinnen verschiedentlich thematisiert. In meinem Vortrag werde ich v.a. auf künstlerische Reflexionen des sportlichen weiblichen Körpers im zeitgenössischen Tanz eingehen. An den Stücken „Amelia" von Édouard Lock und seiner Gruppe La La La Human Steps sowie „‚I' is Memory" von Benoît Lachambre für Louise Lecavalier möchte ich exemplarisch zeigen, wie einerseits die virtuose Physis der Tänzerin an Grenzen getrieben wird, um diese gleich auch sichtbar zu machen und zu subvertieren; andererseits soll ebenso die Kehrseite der Sportlichkeit deutlich werden, wenn etwa Lecavalier im Trainingsanzug einen zerbrechlichen, ja gar gebrochenen Körper präsentiert, der nach neuen physischen Möglichkeiten sucht.

Christina Thurner, geb. 1971, ist Assistenzprofessorin am Institut für Theaterwissenschaft der Universität Bern. Sie hat in Zürich und Berlin studiert und war von 1997 bis 2006 wissenschaftliche Assistentin am Deutschen Seminar der Universität Basel, wo sie 2001 promovierte und 2008 habilitierte.

Seit 1996 schreibt sie außerdem als Tanzjournalistin für verschiedene Medien, vor allem für die Neue Zürcher Zeitung.

Dienstag, 3. Februar, 20:30 h, Theater Freiburg (Kammerbühne)
Lesung & Podiumsdiskussion mit SchauspielerInnen, Kristina Rita Mühlbach und Daniela Nik-Nafs (Frischfleisch), Prof. Dr. Franziska Schössler (Trier) und Prof. Dr. Gabriele Sobiech (Freiburg). Moderation: Prof. Dr. Joachim Pfeiffer (Freiburg)
Frischfleisch präsentiert: *Ego* von John von Düffel

„Unter der Dusche plötzlich ein Anflug von Bedauern. Mir ist nach Weinen zumute. Meine erste Vermutung ist, es könnte vielleicht ein verfrühter Schub von Erschöpfung sein. Dann wird mir klar, daß ich so deprimiert bin, weil mir im Moment niemand zusieht. Es ist einfach unglaublich schade." Nach einem Nahtoderlebnis beim Schwimmen beginnt der erfolgreiche Junganwalt Philipp mit der Todesprophylaxe, die Mittel dazu stellt ihm freundlicherweise das Fitnessstudio zur Verfügung. Hundert Crunches hier, fünfzig Liegestützen dort, Komalaufen statt Komasaufen heißt es von nun an für den Narziss im atmungsaktiven Joggingdress. Als Körper gewordener Wille erobert Philipp Frauen um sich endlich ausgiebig über seine Brustbehaarung unterhalten zu können. Etwaige lästige Nebenprodukte wie Liebe lassen sich durch einfache Kosten- Nutzenrechnungen in den Griff bekommen. Die Physik ersetzt die Metaphysik und so singen wir im Chor: Fitness, schöner Götterfunke, Tochter aus Magnesium…

Daniela Nik-Nafs wurde 1980 in München geboren. Seit 2003 studiert sie Romanistik und Kunstgeschichte in Freiburg. Ebenfalls seit 2003 spielt sie als Mitglied der Gruppe „Liverpills" unter der Leitung von Ralf Buron regelmäßig Theater. Im Rahmen der Frischfleisch-Veranstaltungen konzipierte sie unter

anderem Lesungen von Martin Heckmanns *Kommt ein Mann zur Welt* und Peter Handkes *Spur der Verirrten*. Seit Mai 2008 arbeitet Daniela neben dem Studium am Theater Freiburg. Sie betreut gemeinsam mit Kristina Mühlbach den Bereich Enter.Theater&Uni.

Kristina Rita Mühlbach wurde 1983 in Rottweil a. N. geboren. Für ihr Abitur im Fach Deutsch erhielt sie 2003 den Scheffelpreis. Seit 2003 studiert sie Germanistik und Musikwissenschaft in Freiburg. Seit 2007 ist sie Chefredakteurin von *Fausto*, dem Studentenmagazin des Theater Freiburg. 2008 wurde Kristina in die Studienstiftung des deutschen Volkes aufgenommen. Im Rahmen von *Frischfleisch* gestaltete sie unter anderem Lesungen mit Texten von Falk Richter und Rebekka Kricheldorf mit. Gemeinsam mit Daniela Nik-Nafs betreut sie den Bereich Enter.Theater&Uni in der Öffentlichkeitsarbeit des Theater Freiburg.

Frischfleisch – Gruppe zur Gegenwartsdramatik (Eine Kooperation zwischen dem Deutschen Seminar II und dem Theater Freiburg). Die Gruppe Frischfleisch hat sich als Fortsetzung einer gemeinsamen Seminarreihe des Deutschen Seminars II (Prof. Dr. Günter Saße und Prof. Dr. Werner Frick) und des Theater Freiburg (Christoph Lepschy und Josef Mackert) etabliert. Seit der Spielzeit 2006/07 stellt die Gruppe FRISCHFLEISCH die Ergebnisse ihrer Recherchearbeit zur zeitgenössischen Dramatik monatlich öffentlich vor. Zusammen mit Schauspielern, Regisseuren und Dramaturgen präsentiert sie unter der Leitung von Josef Mackert neue Texte zeitgenössischer Autoren in der Kammerbühne des Theater Freiburg.

Franziska Schößler: Professorin für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Trier. Studium der Literaturwissenschaft, Philosophie, Linguistik und Kunstgeschichte an den Universitäten Bonn und Freiburg. 1994 Promotion über Adalbert Stifter, 2001 Habilitation über Goethe an der Universität Freiburg. Schwerpunkte: Drama und Theater, kulturwissenschaftliche Theoriebildung und Lektüren, Gender Studies. Neueste Publikationen: Einführung in das bürgerliche Trauerspiel und das soziale Drama (Darmstadt 2003); Augen-Blicke. Erinnerung, Zeit, Geschichte(n) in Dramen der 1990er Jahre (Tübingen 2004).

Gabriele Sobiech, geboren 1957 in Witten an der Ruhr, Studium der Fächer Deutsch und Sport an den PHs Dortmund und Münster sowie an der Universität Münster, 1993 promoviert an der Universität Oldenburg, 2001-2002 wiss. Assistentin an der Universität Oldenburg im Arbeitsbereich „Sport und Gesellschaft“ im Rahmen des Dorothea-Erxleben-Programms des Landes Niedersachsen. Habilitationsprojekt: „Fitness, Gesundheit und Lebensstil“, seit 1.10 2002 Professorin für Sportsoziologie und Sportpädagogik und Institutsdirektorin am Institut für Sportpädagogik und Sport an der Pädagogischen Hochschule Freiburg.

Joachim Pfeiffer studierte von 1971-73 *Philosophie* an der Hochschule für Philosophie in München und arbeitete dann 1973-75 als Lehrer und Erzieher am Kolleg St. Blasien. Darauf folgten 1975-78 ein Studium der *Philosophie* und *Theologie* am Centre Sèvres in Paris (Maîtrise), 1978-80 ein Studium der *Psychologie* an der Universität Innsbruck und 1980-85 studierte er *Germanistik* und *Romanistik* an der Universität Freiburg. 1995 habilitierte er und ist seit 1997 Professor für *Neuere deutsche Literatur* und *Literaturdidaktik* an der Pädagogischen Hochschule Freiburg.

Mittwoch, 4. Februar, 20 h c.t., vorauss. HS 3042
Prof. Dr. Franziska Schößler (Trier)
„Sport ist die Organisation menschlicher Unmündigkeit" – Körper, Geschlecht und Medien bei Elfriede Jelinek

Jelineks Dramen, allem voran *Ein Sportstück*, exponieren den Zusammenhang von Männlichkeit, (Wehr-)Sport und Krieg. Sie rekonstruieren die entlastenden, historisch fatalen Visionen soldatischer Körperpanzer, die sich zum „Ornament der Masse" zusammenschließen und in den Fußballstadien den molekularen Bürgerkrieg proben. Im Zeitalter der Medien avancieren Sportler zu neuen Helden, die Vorbildlichkeit, Höchstleistung und emphatisches Sterben (als neue Tragödie) versprechen. Doch der Körper ist in Jelineks Theater immer schon ein Phantasma und wird durch eine selektive Biopolitik mit ihren zeitlichen Imperativen ebenso aufgelöst wie durch seine mediale Reproduktion und die theatrale Aufspaltung in Stimme und skulpturale Körperlichkeit. Der Vortrag verfolgt den Widerstreit von Körperfetischismus und physischem Verschwinden und stellt die Frage nach dem Ort der Weiblichkeit in diesem Setting.

Franziska Schößler: Professorin für Neuere deutsche Literaturwissenschaft an der Universität Trier. Studium der Literaturwissenschaft, Philosophie, Linguistik und Kunstgeschichte an den Universitäten Bonn und Freiburg. 1994 Promotion über Adalbert Stifter, 2001 Habilitation über Goethe an der Universität Freiburg. Schwerpunkte: Drama und Theater, kulturwissenschaftliche Theoriebildung und Lektüren, Gender Studies. Neueste Publikationen: Einführung in das bürgerliche Trauerspiel und das soziale Drama (Darmstadt 2003); Augen-Blicke. Erinnerung, Zeit, Geschichte(n) in Dramen der 1990er Jahre (Tübingen 2004).

Donnerstag, 12. Februar, 19:30 h, Kommunales Kino Freiburg
Filmvorführung. Einführung Wera Morawietz M.A. (Freiburg)
bend the rules – bend the tradition – bend the patriarchate.
Bend it like Beckham

Der Film „Bend it like Beckham" von der britischen Regisseurin Gurinder Chadha aus dem Jahr 2002, kann als sanfte Emanzipationskomö-

die bezeichnet werden, in dem mit vielen Klischees gebrochen wird. Die Hauptfiguren sind zwei in Großbritannien lebende Mädchen, die sich nicht den Rollenerwartungen der Gesellschaft und ihren traditionellen Familien fügen wollen, – ein Mädchen mit indischem Hintergrund, das nicht, wie die Eltern es wünschen, die Traditionen wahren, indische Mahlzeiten kochen und einen indischen Mann heiraten will und das andere mit weißer Hautfarbe, will sich nicht wie andere Mädchen in ihrem Alter ‚auftakeln' und mit Jungen ausgehen ...

Was beide verbindet ist ihre Faszination für Fußball und der Wille, selbst in diese männerdominierte Sportart in der zum Großteil rassistisch geprägten Welt einzutauchen. Damit stoßen sie immer wieder an gesellschaftliche Grenzen und müssen diese überschreiten oder wenigstens ausdehnen (bend). Der Film bricht an vielen Stellen mit festgefahrenen Vorstellungen, karikiert zahlreiche Klischees, und die Protagonistinnen schaffen es zumindest teilweise, sich von Traditionen und Rollenerwartungen zu emanzipieren.

Wera Morawietz M.A., Studium der Geschichte, Gender Studies und Historische Anthropologien in Freiburg.

Freitag, 20. Februar, Carl-Schurz-Haus (Konferenzraum)
Symposium „Fußball und Geschlecht"

15:15-15:30	Eröffnung
15:30-16:15	Prof. Dr. Claudia Kugelmann (Erlangen/Nürnberg): Auch Mädchen kicken, na und? Elegant und offensiv in einem wunderbaren Sport.
16:15-17:00	Prof. Dr. Gabriele Sobiech (Freiburg): „Ins Spiel gebrachte Körper"-Zur Dynamik von Körper, Geschlecht und Raum durch gegenkulturelles Handeln von Fußballspielerinnen
17:15-18:00	Prof. Dr. Nina Degele mit Projektgruppe (Freiburg): Torgefährliche Frauen, ballverliebte Schwule und warme Duschen für alle. Zu Sexismus, Homophobie und Körpertabuisierung im Fußball
18:00-18:45	Prof. Dr. Eva Boesenberg (Berlin): Fußball-ein Frauensport? Sportkulturen im transatlantischen Vergleich
20:15-22:00	Podiumsdiskussion (der Vortragenden & Bettina Bremser, Freiburg), Moderation Julia Littmann (Freiburg)

Prof. Dr. Claudia Kugelmann (Erlangen/Nürnberg)
Auch Mädchen kicken, na und? Elegant und offensiv in einem wunderbaren Sport

Die erfreuliche Entwicklung des Mädchen- und Frauenfußballs in Deutschland ist bekanntlich eine Folge der beachtlichen Erfolgsserie der Frauen-Nationalmannschaft (WM-Sieg ´03 und ´07, EM-Sieg ´05). Aber auch die männlichen Idole der Fußball-Weltmeisterschaft 2006 in Deutschland gaben vermutlich für viele Mädchen Anlass zum Nacheifern. Dass diese Teilhabe zwar auf einem guten Weg (vgl. steigende MG-Zahlen des DFB), aber dennoch nicht immer ideal ist, zeigen die Ergebnisse der Studien zum Mädchenfußball. Demnach kommen die meisten Mädchen im Laufe ihrer Bewegungssozialisation erst relativ spät oder gar nicht mit dem Fußballsport in Berührung.

Im Rahmen der Präsentation werden 1. die Potenziale, die das Fußballspielen für die Sozialisation von Mädchen bereithält aus sportpädagogischer Sicht erläutert. Diese Möglichkeiten sind auf drei Ebenen anzusiedeln (der *individuellen*, der *interaktionalen* und der *gesellschaftlich-kulturellen* Ebene). Vor dem Hintergrund der beschriebenen Handlungspotentiale werden 2. sportspieldidaktische Leitlinien formuliert. In einem weiteren 3. Schritt wird ein mädchenorientiertes Konzept der Fußballvermittlung vorgestellt, dessen Höhepunkt, ein „Mädchenfußballcamp“, am Institut für Sport und Sportwissenschaft der Universität Erlangen-Nürnberg bereits in die Praxis umgesetzt wurde.

Claudia Kugelmann wurde 1947 in Augsburg geboren, machte 1966 Abitur und studierte Germanistik, Sport, Geschichte in München. Promotion 1979 im Fach Sportpädagogik an der TU München. Habilitation 1995 im Fach Sportpädagogik an der TU Hannover. Seit 1995 Professorin für Sportpädagogik/-didaktik am Institut für Sportwissenschaft und Sport der Friedrich-Alexander-Universität Erlangen-Nürnberg. Forschungsschwerpunkte: Frauen-/ Geschlechterforschung, Sportspieldidaktik, Kinder- und Jugendsport/ Schulsport.

Prof. Dr. Gabriele Sobiech (Freiburg)
„Ins Spiel gebrachte Körper“ – Zur Dynamik von Körper, Geschlecht und Raum durch gegenkulturelles Handeln von Fußballspielerinnen

Fußball spielen ist trotz der enormen Erfolgsbilanz im Leistungsbereich des bundesdeutschen Mädchen- und Frauenfußballs, so zeigen eindrücklich die Mitgliedzahlen des DFB, in erster Linie eine Männlichkeitspraxis. Wie aber verändern sich Habitus und Feld, wenn das Spiel „anders“ gespielt wird, wenn Frauen Fußball spielen? Entgegen der sozialen Verwendung des legitimen weiblichen Körpers, der als ästhetischer, empfindsamer und verletzungsoffener erscheint (vgl. Meuser), setzen die Fußballspielerinnen ihren Körper im Training und Wettkampfbetrieb regel(ge-)recht aufs Spiel, kämpfen auf dem Feld um Ball und Spiel-Raum. Sind an die praktischen Distanzierungen zu der „eigentümlichen Wirkungsweise des vergeschlechtlichten und vergeschlechtlichenden Habitus“

(Bourdieu) reflexive Prozesse der Bewusstwerdung geknüpft? Entstehen durch das gegenkulturelle Handeln (vgl. Modelmog) von Fußballspielerinnen andere Konstruktionen von Körper, Geschlecht und Raum? Als Grundlage zur Beantwortung der gestellten Fragen dienen biografische Leitfadeninterviews mit Fußballspielerinnen der 1. Liga des SC Freiburgs (vgl. Sobiech). Wenn davon ausgegangen wird, dass sich die Sozialordnung der Zweigeschlechtlichkeit in den Körper einschreibt, muss zudem die Wirkung struktureller Aspekte, z. B. die Einbettung des Frauenfußballteams in einen Großverein mit dem Schwerpunkt Männerfußball oder das fehlende Profitum im deutschen Frauenfußball, mit berücksichtigt werden.

Gabriele Sobiech, geboren 1957 in Witten an der Ruhr, Studium der Fächer Deutsch und Sport an den PHs Dortmund und Münster sowie an der Universität Münster, 1993 promoviert an der Universität Oldenburg, 2001-2002 wiss. Assistentin an der Universität Oldenburg im Arbeitsbereich „Sport und Gesellschaft“ im Rahmen des Dorothea-Erxleben-Programms des Landes Niedersachsen. Habilitationsprojekt: „Fitness, Gesundheit und Lebensstil“, seit 1.10 2002 Professorin für Sportsoziologie und Sportpädagogik und Institutsdirektorin am Institut für Sportpädagogik und Sport an der Pädagogischen Hochschule Freiburg.

Prof. Dr. Nina Degele (Freiburg)

Torgefährliche Frauen, ballverliebte Schwule und warme Duschen für alle. Zu Sexismus, Homophobie und Körpertabuisierung im Fußball

Fußball ist Männersache, steht für Männerbünde, homosoziales Vergnügen und Kerligkeit: Auf dem Rasen dürfen Männer weinen, sich umarmen, sich auf den Hintern klapsen, übereinander liegen, sich küssen - nicht aber kurz danach unter der Dusche. Gleichzeitig entpuppt sich Fußball als eine der rückständigsten Bastionen der Gesellschaft: Fast nirgendwo haben Frauen einen schwereren Stand und erfährt Homosexualität mehr Ächtung. Ob und wie das mit tabuisierter, naturalisierter und heteronormativierter Körperlichkeit zu tun hat, ist Thema des Projekts Freiburger intersektionale Fußballforschung (PFiFF). Dort entwickeln wir seit 2007 sowohl theoretisch wie auch empirisch einen intersektionalen Ansatz, um der Verwobenheit von Sexismus, Homophobie und Körpertabuisierung in Identitätskonstruktionen von AkteurInnen, gesellschaftlichen Strukturen von Insitutionalisierungen sowie massenmedialen Repräsentationen rund um Fußball auf die Spur zu kommen. Einige Ergebnisse stellen wir in dieser Veranstaltung vor.

Nina Degele, geb. 1963, seit 2000 Professorin für Soziologie und Gender Studies an der Uni Freiburg. Forschungsschwerpunkte: Soziologie der Geschlechterverhältnisse, Modernisierung, Körper, Sport, qualitative Methoden. Zuletzt als Lehrbuch: Einführung in Gender/Queer Studies. München: Fink (UTB) 2008.

Prof. Dr. Eva Boesenberg (Berlin)
Fußball – ein Frauensport? Sportkulturen im transatlantischen Vergleich

Anhand einer Gegenüberstellung der U.S.-amerikanischen und der deutschen Fußballkulturen geht der Vortrag der Frage nach, inwiefern Fußball jeweils dominante Geschlechterbilder reproduziert bzw. modifiziert. Im Gegensatz zur BRD ist Fußball in den Vereinigten Staaten keine hegemoniale Sportart wie Baseball, Football, Basketball oder Eishockey, wohl aber eine sehr beliebte Jugendsportart. Etwa 40 % der Aktiven sind Mädchen, was neben den internationalen Erfolgen der Frauen-Nationalmannschaft dazu beiträgt, dass Fußball als „Frauensport" wahrgenommen wird. Gleichzeitig wird Fußball vor allem von Kindern und Jugendlichen aus Mittel- und Oberklassefamilien betrieben, deren Eltern das Spiel als Alternative zum stärker körperbetonten und gesundheitsgefährdenden Football betrachten. Die Organisation der Jugendliegen reflektiert diese Präferenzen, indem der Wettbewerbsgedanke zugunsten des Spielerischen und Partizipatorischen zurückgestellt wird, erzielte Tore teilweise nicht notiert werden, Preise für die Teilnahme am Spiel statt für Siege vergeben werden, usw. Während Fußball in der BRD – trotz der ebenfalls häufig siegreichen Frauen-Nationalmannschaft, deren internationale Bilanz in den letzten Jahren deutlich positiver ausfällt als die ihrer männlichen Kollegen – nach wie vor als „Arena der Männlichkeit" (Kreisky/Spitaler) bezeichnet werden kann, bietet die Art und Weise, wie der Sport in den USA betrieben wird, größere Spielräume für eine Entwicklung flexiblerer und weniger hierarchischer Geschlechtermodelle, die im Vortrag genauer beleuchtet werden. Auch in der bundesdeutschen Fußballlandschaft sind signifikante Veränderungen zu erkennen, z.B. die steigende Anzahl von Fußballzuschauerinnen, damit einhergehende Stadionumbauten, Stellungnahmen des DFB gegen Homophobie, etc. Dennoch trägt Fußball, wie er derzeit in Deutschland organisiert ist – inklusive der Sportberichterstattung, Fankultur, usw. – immer noch in erster Linie dazu bei, in vieler Hinsicht veraltete Geschlechterstereotypen zu stabilisieren, statt sie auf produktive Weise zu modernisieren.

Eva Boesenberg, Professorin für Nordamerikanische Literatur- und Kulturwissenschaft an der Humboldt-Universität, studierte Deutsch, Englisch und Indologie in Freiburg und an der University of Massachusetts, Amherst. In ihrer Habilitationsschrift untersuchte sie das Verhältnis von Geld und Geschlecht im amerikanischen Roman von 1850 bis 2000. Zu ihren Forschungsschwerpunkten gehören Gender Studies, afrikanisch-amerikanische Literatur und Kultur, Literatur und Ökonomie, Critical Whiteness Studies und die kulturelle Bedeutung des Sports.

Julia Littmann, aufgewachsen in Bonn und sämtlichen seiner Schwimmbäder, erstes Mädchen in der Fußball-Schulmannschaft, drei Jahre Israel – Fabrikgründerin und Spielerin im Team der Nordsinai-Basketballmeister, Studium

in Bonn, Freiburg und Göttingen, Ausbildung in Freiburg – seither Journalistin – mit ausgeprägter Zuneigung für Bewegung(en).

Bettina Bremser, geb. 1960 in Möhnesee-Körbecke, Jurastudium in Münster und Köln, einige Semester Sport an der Sporthochschule in Köln, Deutsche Hochschulmeisterschaft im Fußball mit der Sporthochschule gewonnen, bei GW Brauweiler in damals höchster Spielklasse im Mittelrheinverband Fußball gespielt (Tor), Referendariat in Waldshut und Freiburg, jetzt Rechtsanwältin und Mediatorin in eigener Kanzlei in Freibug, von 1989-1997 Stadträtin in Freiburg.

KG I / HS 1233, 14-tägig montags 9-12 h, verbindliche Vorbereitungssitzung im ZAG am 17.10.08
unter der Leitung von Dr. Elke Gramespacher (Freiburg),
Begleitendes Hauptseminar Gender Studies
„Geschlechterperformanzen im Sport“

Im Begleitseminar werden die Vorlesungen der Veranstaltungsreihe „Geschlechtersport – Sportgeschlechter“ vertiefend und kritisch diskutiert. Dies setzt voraus, dass diese Vorlesung im WS 08/09 regelmäßig besucht wird, dass von jeder Vorlesungssitzung in der Seminargruppe je eine strukturierte Mitschrift als Diskussionsgrundlage erstellt wird und dass diejenigen Fragen, die sich während der Vorlesungen stellen und offen bleiben, als Impulse für die Diskussion formuliert werden. Darüber hinaus wird solche Lektüre zur Verfügung vorbereitet, die an die Vorlesungen anschließt bzw. einzelne Aspekte der Vorlesung vertieft. Außerdem wird in der letzten Sitzung des Begleitseminars das Symposium „Fußball und Geschlecht“ (20.2.2009) inhaltlich vorbereitet.

Für einen Teilnahmeschein wird aktive Mitarbeit zu allen genannten Aspekten erwartet. Für einen Seminarschein wird zudem die vorbereitende Lektüre für jede Sitzung vorausgesetzt. Für einen Hauptseminarschein ist überdies zu einem der behandelten Themen vertiefend eine Hausarbeit zu verfassen (Abgabe: Ende März 2009; Thema nach Absprache; ggf. ist auch eine Rezension möglich).

Sommersemester

Donnerstag, 23. April, 20 h, Galerie im Alten Wiehrebahnhof/Haus für Film und Literatur
BR Hörspiel und Medienkunst 2006. Regie: Leonhard Koppelmann. Mit Stefan Kaminski
HörBAR: Sportchor. Hörspiel von Elfriede Jelinek

Fußball Medien Politik. Undenkbar, das eine käme ohne das andere aus. Als Kommentar zum Welt-Fußball lässt Elfriede Jelinek einen Sportchor auftreten, der alles ausplaudert. Was die Spieler nachts machen. Worüber sie reden dürfen. Warum sie ihren Körper zur Schau stellen. Welches Image sie wollen können. Die Presse ist immer dabei, man darf und soll ihr alles sagen. Über Bewegung und Stillstand, Krieg und Frieden. Doch die Unterschiede gehen ins Aus und verloren. Mit ihrem Sportchor schließt Elfriede Jelinek an ihr 1998 uraufgeführtes Sportstück an. Der Chor, der in der griechischen Tragödie am Rande des Spielfelds steht, rückt ins Rampenlicht, und die Kommentare zum Spiel verselbständigen sich: Gesellschaftsspiel, Geschlechterspiel, Kriegsspiel, Medienspiel, Fußballspiel.

Eine Veranstaltungskooperation der *HörBAR für Literatur und Radiokunst* und dem Zentrum für Anthropologie und Gender Studies der Universität Freiburg (ZAG) in der Reihe »Sportgeschlechter. Geschlechtersport«; in Planung für das Frühjahr 2009.

Mittwoch, 29. April, 20 h, Galerie im Alten Wiehrebahnhof/Haus für Film und Literatur
Lesung & Podiumsdiskussion mit den Autorinnen, Prof. Dr. Nina Degele (Freiburg) und Prof. Dr. Gieß-Stüber (Freiburg, angefragt)
Leibesübungen – Annette Pehnt und Antje Rávic Strubel über Sport und Literatur

Sport und die Bedeutung des trainierten (Mannschafts-)Körpers gepaart mit der Angst zu versagen, ist in der zeitgenössischen Literatur immer wieder Thema: Für viele Autoren – von John von Düffel bis Saša Stanišić – haben Sportspiele eine zentrale, oft auch übergeordnete Bedeutung. Hingegen gibt es nur wenige Autorinnen, die über sportliche Wettkämpfe und Körperkulturen schreiben, obschon Sportlerinnen als gesellschaftliche Idole in vielen Sportarten selbstverständlich sind. Vor diesem Hintergrund laden wir Annette Pehnt und Antje Rávic Strubel nach Freiburg ein: Beide haben für das Fußball-Anthologieprojekt »Aus der Tiefe des Traumes« eine Sportgeschichte verfasst, und beide nähern sich dabei dem Thema über eine verstörende und gebrochene Sportidentität ihrer Figuren: Annette Pehnt schreibt über Hannes im Rollstuhl, der seinen Traum, Fußball zu spielen nicht verwirklichen kann. Antje Rávic Strubel rückt die Beziehung zwischen der sperrigen und unzugänglichen Fußballerin Gro und

ihrer Trainerin in den Mittelpunkt. Nach einer Kurzlesung der beiden Texte sprechen die Soziologin Nina Degele und die Sportwissenschaftlerin Petra Gieß-Stüber (angefragt) mit den beiden Autorinnen.

Antje Rávic Strubel, geboren 1974 in Potsdam. Nach einer Buchhandelslehre studierte sie Amerikanistik und Literaturwissenschaften in Potsdam und New York. Sie lebt als freie Autorin in Berlin und Potsdam und wurde u.a. 2003 mit der Roswitha-von-Gandersheim-Medaille, 2005 mit dem Förderpreis zum Bremer Literaturpreis, 2007 mit dem Hermann Hesse Preis und dem Rheingau Literaturpreis ausgezeichnet. Werke u.a.:»Unter Schnee« (2001); »Fremd Gehen. Ein Nachtstück« (2002); »Tupolew 134« (2004); »Kältere Schichten der Luft« (2007); »Vom Dorf« (2007); »Gebrauchsanweisungen für Schweden« (2008).

Annette Pehnt, geboren 1967 in Köln, lebt als freie Schriftstellerin in Freiburg. Nach einem Studium der Anglistik, Keltologie und Germanistik in Köln, Galway, Berkeley und Freiburg promovierte sie 1997 über den Wahnsinn in der irischen Literatur. Sie führte Lehraufträge und Schreibwerkstätten an den Universitäten Freiburg und Trier durch. Für ihre literarischen Arbeiten erhielt sie u.a. das große Stipendium des Darmstädter Literaturfonds und 2007 den Kinderbuchpreis NRW. Werke u.a.: »Insel 34« (2003), »Der kleine Herr Jakobi« (2005); »Haus der Schildkröten« (2006); »Mobbing« (2007).

Prof. Dr. Nina Degele, geb. 1963, seit 2000 Professorin für Soziologie und Gender Studies an der Uni Freiburg. Forschungsschwerpunkte: Soziologie der Geschlechterverhältnisse, Modernisierung, Körper, Sport, qualitative Methoden. Zuletzt als Lehrbuch: Einführung in Gender/Queer Studies. München: Fink (UTB) 2008.

Prof. Dr. Petra Gieß-Stüber ist seit 2000 Leiterin des Arbeitsbereichs Sportpädagogik des Instituts für Sport und Sportwissenschaft an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg, Sprecherin der Kommission Sportpädagogik der Deutschen Gesellschaft für Erziehungswissenschaft, Sprecherin der Kommission Geschlechterforschung in der Deutschen Vereinigung für Sportwissenschaft.

Donnerstag, 18. Juni, 20 h c.t.. HS 3042
Lucia Westerhausen (Essen)
Essstörungen und Sportsucht (?) – zur Funktionalisierung des Körpers

Bewegen und Sport sind im Zuge der Mechanisierung des Körpers für viele Menschen, insbesondere für jene, die an Essstörungen erkrankt sind, Mittel zum Zweck. Dabei ist der Zweck von Bewegen und Sport klar definiert: Es geht in erster Linie um die Zurichtung des leistungsfähigen, schlanken und attraktiven Körpers.

In dem Phänomen der Essstörung dokumentiert sich jedoch kein isoliertes Essens-, Figur-, Gewichts- oder Schönheitsproblem: Essstörungen repräsentieren vielmehr kulturell bereitgestellte Lösungsstrategien für individuelle Bedürfnisse, Ängste und Nöte, die sich in der ‚Funktionalisierung des Körpers' manifestieren und die Krankheit prägen. Der Körper ist in der Essstörung Symbol und Werteersatz auf der Suche nach Identität und zum Objekt für sozial konstruierte (Geschlechts-)Zuschreibungen geworden über das Sicherheit und Orientierung hergestellt werden soll. Damit sind Essstörungen eine zeit- und kulturspezifische Metapher, die die aktuellen, sozialen und häufig widersprüchlichen Lebensbedingungen (vor allem) von Mädchen und Frauen und deren Strategien damit umzugehen, reflektieren.

Lucia Westerhausen (geb. 1969). Studium der Sportwissenschaften und der Erziehungswissenschaften an der Universität GHS Essen. Sie arbeitete als Lehrerin am Gymnasium bzw. einer Berufschule im Ruhrgebiet und zuletzt an einer Hauptschule im Rheinland. Z.Zt. arbeitet sie an ihrer Promotion mit einer qualitativen Studie über den Zusammenhang von (weiblichen) Bewegungsbiografien und Essstörungen, die vom HSP III der Universität Erlangen-Nürnberg gefördert wurde. Lucia Westerhausen ist verheiratet, hat drei Kinder im Alter von 1 bis 6 Jahren und lebt mit ihrer Familie in Essen.

Donnerstag, 25. Juni, 19:30 h, Kommunales Kino Freiburg
Vortrag (Gereon Blaseio M.A., Köln) und Filmvorführung
Leni Riefenstahls *Olympia* und der us-amerikanische Sportfilm

Leni Riefenstahls zweiteiliger Film über die Olympiade 1936 „Olympia – Fest der Völker" und „Olympia – Fest der Schönheit" ist ein äußerst problematischer ‚Klassiker' des Dokumentarfilms. Festgehalten werden kann dennoch, dass er die Berichterstattung über Sportereignisse in visuell operierenden Medien mit seiner innovativen Bildästhetik, aber auch mit dem Einsatz propagandistisch motivierter Montageverfahren bis heute prägt. Zugleich sind diese Inszenierungsverfahren zutiefst durch Rückgriffe auf das kulturelle Gender-Repertoire geprägt, wie schon der in die Antike verlegte Prolog deutlich macht: Frauen werden dort dem männlichen Sportlerkörper als nackte Tempeltänzerinnen gegenüber gestellt.

Dieses Diktum lässt sich insbesondere anhand des us-amerikanischen Sportfilms belegen, der seit den 1970ern (spätestens nach der Oscar-Auszeichnung für das Male Melodrama Rocky im Jahr 1976) eine neue Blüte erlebt. Der Vortrag wird sich mit der Umsetzung einer geschlechtsspezifischen Inszenierung und Ästhetisierung von SportlerInnenkörpern in diesem Genre auseinander setzen, das bis heute in den USA enorme Kassenerfolge erzielen kann. Es wird aber auch die Frage gestellt, ob Ideologeme eines faschistischen Körperkults durch die Adaption von Inszenierungs- und Montageverfahren Eingang in die Konventionen des Genres gefunden haben.

Gereon Blaseio, M.A. ist Lecturer am Institut für Theater-, Film- und Fernsehwissenschaft der Universität zu Köln. Zu seinen Forschungsschwerpunkten gehört der Konnex von Genre und Gender im Medium Film. Zuletzt veröffentlicht: „Die Aporie des Director's Cut." *Rhetoriken des Verschwindens*. Hg. Tina-Karen Pusse. Würzburg 2008; „Revenge is a dish best served cold – World Cinema und Quentin Tarantinos KILL BILL" (gemeinsam mit Claudia Liebrand). *Unfinished Business*. Hg. Achim Geisenhanslüke/Christian Steltz. Bielefeld 2006, S. 13-34.

Donnerstag, 2. Juli, 20 h c.t., HS 3042
PD Dr. Ilka Lüsebrink (Freiburg)
Lebenswelten von Kunstturnerinnen

In den Medien, der Öffentlichkeit und auch in der Sportpädagogik existieren ganz bestimmte und dabei überwiegend negativ geprägte Bilder über den Hochleistungssport von Kindern und Jugendlichen und insbesondere vom Kunstturnen der Mädchen und jungen Frauen. Diese lassen jedoch in aller Regel einen entsprechenden Hintergrund vermissen, da nur wenige sich bislang die Mühe gemacht haben, einmal genauer hinzuschauen.

Demgegenüber habe ich in meiner Untersuchung der Lebenswelten von Kunstturnerinnen versucht, die Perspektive der Akteurinnen zu rekonstruieren, um damit zu einer differenzierteren Sichtweise zu gelangen. Das Ergebnis verweist auf eine komplexe Wirklichkeit, die sich pauschalisierenden Deutungsmustern und Bewertungen entzieht.

PD Dr. Ilka Lüsebrink (geb. 1965), Studium von Sport (Diplom), Mathematik (Sek. I) und Erziehungswissenschaften an der Deutschen Sporthochschule Köln bzw. Universität zu Köln. Promotion in Sportwissenschaften 1996 mit einer qualitativen Studie zu den Lebenswelten von Kunstturnerinnen, Habilitation 2006 mit einer Arbeit zur Entwicklung pädagogischer Professionalität bei angehenden Sportlehrer/innen. Ilka Lüsebrink hat zwei Kinder im Alter von 9 und 2 Jahren und lebt mit ihrer Familie seit 2007 in Windenreute/Emmendingen.

Freitag, 10. Juli, 14-19 h, Pädagogische Werkstatt
der Pädagogischen Hochschule Freiburg, KG IV, 013
Dr. Elke Gramespacher (Freiburg)
Geschlechterfragen im (Schul-)Sport – biografische Einsichten (Workshop)

Dieser Workshop hat im Sinne eines Gender Trainings dreierlei Zielsetzungen: Erstens wird für die persönlichen sportbiographisch bedingten geschlechtsbezogenen Annahmen und Vorstellungen sensibilisiert. Zweitens wird das Thema Doing Gender im Schulsport vertiefend behandelt (in Anknüpfung an die Vorlesung „Doing Gender im Schulsport", 8.1.09). Und schließlich werden fachdidak-

tische Konzepte erörtert, die Ansatzpunkte dafür geben, wie mit Doing Gender im Schulsport in einer Weise umgegangen werden kann, dass Geschlechtsstereotypen überwunden werden können. Insbesondere aufgrund der fachdidaktischen Ausrichtung im dritten Teil des Workshops richtet sich der Workshop nicht nur an die Studierenden der Gender Studies, sondern auch und ausdrücklich an Studierende des Lehramtes Sport (Pädagogische Hochschule Freiburg *und* Albert-Ludwigs-Universität Freiburg); auch interessierte Sportlehrkräfte sind herzlich eingeladen! Studierenden der Pädagogischen Hochschule wird der Workshop als InVista-Veranstaltung anerkannt.

Anmeldung bis zum 30. Juni unter
gleichstellungsbuero@ph-freiburg.de

Elke Gramespacher, Dr. phil.; Dipl.-Päd., geb. 1968: Studium des Grund- und Hauptschullehramts und der Diplom-Pädagogik; 2000-2007: wissenschaftliche Mitarbeiterin am Institut für Sport und Sportwissenschaft der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg; seit 1995 tätig als Lehrbeauftragte, u.a. in der Erziehungswissenschaft und den Gender Studies der Universität Freiburg. Dissertation: „Gender Mainstreaming in der Schul(sport)entwicklung. Eine Genderanalyse an Schulen".

Donnerstag, 16. Juli, 19:30 h, Kommunales Kino Freiburg
Filmvorführung. Einführung Jennifer Moos M.A. und Lina Wiemer (Freiburg)
Überlebenskämpfe im Ring – *Gaea Girls*

Blut spritzt, Tränen fließen – dieser Film schockiert! In Japan hat Frauen-Wrestling Kultstatus. Der Dokumentarfilm Gaea Girls zeigt den harten Trainingsalltag junger Frauen. Dieser ist geprägt von physischen und psychischen Erniedrigungen, die auf ein bizarres und brutales Spektakel in ausverkauften Arenen vorbereiten. Die Kamera gewährt einen zugleich abstoßenden wie auch faszinierenden Einblick in die Welt der Gaea Girls. Was motiviert die Kämpferinnen und inwiefern spielen geschlechtliche Aspekte eine Rolle?

Jennifer Moos, M.A., Studium der Englischen Philologie, Gender Studies und Sprachwissenschaft des Deutschen in Freiburg, Manchester und Basel. Magisterarbeit zu ‚rebellischen Körpern' bei Jeanette Winterson und Will Self. Diverse Lehraufträge am ZAG, Redakteurin der Freiburger Geschlechter-Studien, Koordination von Schülerinnenprojekten in MINT für das Büro der Gleichstellungsbeauftragten der Universität Freiburg.

Lina Wiemer: geboren 1984 in Berlin; 2004 Abitur in Berlin; seit WS 2005/2006 Studium an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg (Europäische Ethnologie, Gender Studies, Völkerkunde); Mai 2007 bis August 2008 wissenschaftliche Hilfskraft im Büro der FGS; Tutorin am Institut für Volkskunde und am ZAG.

Veranstaltende: Zentrum für Anthropologie und Gender Studies der Universität Freiburg (ZAG), Carl-Schurz-Haus (Deutsch-Amerikanisches-Institut), Gleichstellungsbeauftragte der Pädagogischen Hochschule Freiburg, Büro der Gleichstellungsbeauftragten der Universität Freiburg, Institut für Soziologie der Universität Freiburg, Institut für Sport und Sportwissenschaft der Universität Freiburg, Kommunales Kino Freiburg und Literaturbüro Freiburg (Haus für Film und Literatur), Frischfleisch (Theater Freiburg), Buchhandlung jos fritz, Verein Frauenstadtrundgang Basel

Konzeption und Koordination: Meike Penkwitt
wissenschaftliche Hilfskräfte: Lina Wiemer und Sebastian Fritz Wolfram
Plakat-, Leporello- und Handzettelgestaltung: Corinna Burgert

Zentrum für Anthropologie und Gender Studies (ZAG)
Email: frauenst@uni-freiburg.de
Auf unserer Netzseite www.zag.uni-freiburg.de finden Sie weitere Informationen sowie Aktualisierungen des Programms.

Veranstaltungsorte: Hörsaal 3042, Kollegiengebäude III der Universität Freiburg (am Platz der Weißen Rose); Alter Wiehrebahnhof/Haus für Film und Literatur (Urachstr. 40); Theater Freiburg; Carl-Schurz-Haus (Eisenbahnstraße 58-62); Pädagogische Hochschule; Basler Innenstadt, Treffpunkt: Spalentor.

AutorInnen

Roswitha Badry, geb. 1959, Studium der Orientalischen Philologie (Arabisch, Persisch, Türkisch, Urdu), der Politologie und Geschichte in Köln und Tripolis (Libyen). Magister (1982) und Promotion (1985) in Köln. 1986-92 Hochschulassistentin in Tübingen, 1995 dort Habilitation. Seit 1992/94 Akademische Rätin/ Oberrätin am Orientalischen Seminar Freiburg, dort seit 2002 apl. Professorin für Islamwissenschaft. Frühjahrssemester 2008 Gastprofessur für „Gender Studies und Islamwissenschaft" an der Universität Zürich. Forschungsgebiete und Veröffentlichungen u.a. zur Ideengeschichte des modernen Orients und zu Frauen-/Gender-Fragen.

Diana Baumgarten, M.A., studierte Erziehungswissenschaft, Soziologie und Philosophie in Dresden und Uppsala (Schweden). Von 2003 bis Anfang 2005 arbeitete sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt des *Schweizerischen Nationalfonds* (NFP 52) „Elternpaare mit egalitärer Rollenteilung. Die Langzeitperspektive und die Sicht der Kinder". Von 2005 bis 2007 arbeitete sie als wissenschaftliche Mitarbeiterin im Projekt des *Schweizerischen Nationalfonds* (ebenfalls NFP 52) „Kinder und Scheidung – Der Einfluss der Rechtspraxis auf familiale Übergänge". Seit Oktober 2005 ist sie Kollegiatin des Graduiertenkollegs „Gender in Motion" an der Universität Basel, in dessen Rahmen sie eine Dissertation zum Thema „Die Vater-Kind-Beziehung. Die Sicht der Väter und Kinder auf ihre Beziehung" schreibt. Aktuell arbeitet sie am Forschungsprojekt „Warum werden manche Männer Väter, andere nicht? Bedingungen von Vaterschaft heute", welches am *Zentrum Gender Studies* der Universität Basel beheimatet ist.

Stephanie Bethmann, M.A., geb. 1978, Studium der Soziologie und Ethnologie in Freiburg, zurzeit DFG-Projekt „Wie wir uns die Liebe erzählen. Zur Normalisierung eines einzigartigen Gefühls" am Institut für Soziologie/ Universität Freiburg, geht für ihre Promotion der unromantischen Frage nach, wie soziale Kontrolle unser Fühlen und Lieben prägt. Publikationen: Bethmann, Stephanie (2008) „Ringkrieg gegen die Moderne? Ein soziologischer Zugang zu J. R. R. Tolkiens ‚Der Herr der Ringe'." *Unterhaltungswissenschaft. Populärkultur im Diskurs der Cultural Studies.* Hg. Samuel Strehle/ Sacha Szabo. Marburg: Tectum; Dies. (2008) „Über Romantische Liebe: Ein Streifzug durch Gefühls- und Lebenswelten von Studierenden in Yogyakarta." *Freiburger Ethnologische Arbeitspapiere.* i.E. <http://www.ethno.uni-freiburg.de> Pfad: Publikationen; Dies. (2007) „Glokale Entwürfe von Modernität und Weiblichkeit. ‚Westliche' Frauen aus Sicht javanischer Studentinnen." 6. August 2007. 30. Juli 2008 <http://www.freidok.uni-freiburg.de/volltexte/3170/>.

Svenja Blume, 1993-2000 Studium der Skandinavistik, Germanistik und Romanistik in Freiburg, Nantes und Stockholm. 2000-2003 wiss. Mitarbeiterin am Institut für Skandinavistik der Universität Freiburg. 2003 Promotion bei Prof. Dr. Heinrich Anz über die *Neustrukturierung des Jugendliteraturbegriffs in der literarischen Postmoderne.* 2003-2006 wiss. Mitarbeiterin von Angelika Nix im DFG-Projekt „Querdenken – Quererzählen. Die Ästhetik des Cross-Writings in

der deutschen und skandinavischen Literatur“. Seit 2007 Studienreferendarin am Albrecht-Altdorfer-Gymnasium in Regensburg. Lehrbeauftragte der Universität Freiburg.

Silvia Maria Dutzi-Kosmalla, geb. 1965 in Freiburg. Wirtschaftswissenschaftlerin. Seit 2002 Studium der Soziologie, Gender Studies und Volkswirtschaftlehre an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg.

Annegret Erbes, Dr. päd, Dipl. Soz.-Arb. (FH), Dipl. Päd., geb. 1966. Studierte an der FH Koblenz und an der Universität Gesamthochschule Essen, war in verschiedenen Feldern der Sozialen Arbeit sowie als wissenschaftliche Mitarbeiterin tätig. Promovierte 2007 zur Kooperation von Schule und Schulsozialarbeit. Redakteurin bei den *Freiburger Geschlechterstudien*. Lebt und arbeitet in Berlin.

Wilfried Ferchhoff, Professur für Pädagogik/Erziehungswissenschaft an der Ev. Fachhochschule Bochum und an der Fakultät für Erziehungswissenschaft an der Uni Bielefeld. Letzte Veröffentlichungen zum Thema: *Jugend und Jugendkulturen im 21. Jahrhundert 2007*. Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften; *Jugend und Kultur 2008*. Weinheim/ München: Juventa.

Karin Flaake, Dr., Professorin (i.R.) für Soziologie mit dem Schwerpunkt Frauen- und Geschlechterforschung an der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg; Arbeitsschwerpunkte: Sozialisation und Geschlecht; Geschlechterverhältnisse im Bildungs- und Wissenschaftsbereich; empirische Untersuchungen mit psychoanalytisch-hermeneutischen Methoden der Textinterpretation. Derzeit an einer Studie zum Thema „Geteilte Elternschaft – Bedeutung für Familiendynamiken und Sozialisationsprozesse“.

Caroline Günther, geb. 1981, Studium der Neueren deutschen Literaturgeschichte, Sprachwissenschaft des Deutschen und Gender Studies an der Universität Freiburg; Magistraarbeit zu autobiografischen Schriften von als intersexuell diagnostizierten Menschen im deutschsprachigen Raum zwischen 1907 und 2007 im Spannungsfeld zwischen literaturwissenschaftlichen Gattungsdiskussionen und gender-kritischen Gesellschaftsdokumentationen; 2007 bis 2008 wissenschaftliche Hilfskraft im *Zag*, im WiSe 2007/2008 Tutorin und im WiSe 2008/2009 Lehrbeauftragte des *Zag*.

Antje Harms, geb. 1977, studierte Neuere und Neueste Geschichte, Wissenschaftliche Politik und Gender Studies in Aachen, Toulouse und Freiburg. Seit 2006 Stipendiatin des DFG-Graduiertenkollegs „Öffentlichkeiten und Geschlechterverhältnisse. Dimensionen von Erfahrung“ an den Universitäten Kassel und Frankfurt/M. mit einem Dissertationsprojekt zur politischen Kultur der bürgerlichen Jugendbewegung in der Weimarer Republik. Redakteurin der *Freiburger GeschlechterStudien*.

Rüdiger Heinze, M.A. in Amerikanistischer Literatur- und Kulturwissenschaft, Linguistik, Geschichte an der TU Braunschweig, Studium am *Comparative Literature Department* der Indiana University, Bloomington, Promotion über *Ethics of Literary Forms in Contemporary American Literature* an der TU Braunschweig (erschienen im LIT Verlag). Seit 2004 Wissenschaftlicher Mitarbeiter am Englischen Seminar der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg.

Irmtraud Hnilica studierte Germanistik, Psychologie und Soziologie in Heidelberg, Paris und Freiburg. Derzeit arbeitet sie an der Universität zu Köln an einer Dissertation über Gustav Freytags *Soll und Haben*. Ihre Forschungsschwerpunkte sind die Literatur des 19. und 20. Jahrhunderts, Gender Studies und Literatur und Psychoanalyse. Sie ist Assoziierte des Tübinger Promotionsverbundes „Abgrenzung – Ausgrenzung – Entgrenzung: Gender als Prozess und Resultat von Grenzziehungen".

Antonia Ingelfinger, Diplombibliothekarin (FH), Studium der Kunstgeschichte und der Neueren Deutschen Literatur in Tübingen und Freiburg. 1997 Magistraabschluss mit einer interdisziplinären Arbeit über Cindy Shermans *Sex Pictures* und Elfriede Jelineks *Lust*. Interdisziplinäre Lehraufträge für den Studiengang Gender Studies an der Universität Freiburg. 2006 Geburt der Tochter Freya. Derzeit Abschluss der Promotion über die Funktion des Ekels in Cindy Shermans *Disgust Pictures*. Redakteurin der *Freiburger Geschlechter-Studien*.

Doris Katheder, Dr., Studium der Germanistik, Geschichte, Soziologie und Politologie. Referentin für politische Bildung in Nürnberg mit dem Schwerpunkt Erinnerungsarbeit zum Nationalsozialismus und seinen Folgen. Dissertation und eine Vielzahl von Veröffentlichungen u.a. zu Fragen kommerzieller Jugendmassenmedien und ihrer demokratischen Gegenentwürfe. Zuletzt (2007) „‚Aber leider ist die Wirklichkeit ganz anders.' Selbstverständnis und Medienkritik nicht-kommerzieller Mädchenmagazine." *Krasse Töchter. Mädchen in Jugendkulturen*." Hg. Gabriele Rohmann. Berlin: Archiv der Jugendkulturen Verlag Berlin.

Eva Kimminich, Prof. Dr. habil., Romanistin, Kulturwissenschaftlerin und Beirätin für Jugend- und Subkulturen der Deutschen Gesellschaft für Semiotik lehrt an der Universität Freiburg Sprachwissenschaften und im MA-Studiengang Creating Cultures. Ihre Forschungsschwerpunkte sind Oraturen und Immigrationsliteratur, kultureller Wandel und Identität, Sub- und Jugendkulturen. Homepage: http://www.romanistik.uni-freiburg.de/kimminich/

Sven Kommer, geb. 1964, Studium des Lehramts für Realschule in Ludwigsburg. 1995 Promotion in Bielefeld. Seit 2001 Hochschuldozent für Medienpädagogik an der Pädagogischen Hochschule Freiburg. Aktuelle Arbeitsschwerpunkte: Medienbiografien von Jugendlichen, neue Konzepte für den Medieneinsatz in der Schule.

Helga Kotthoff ist Sprachwissenschaftlerin mit Schwerpunkten in Gesprächsforschung, Soziolinguistik, Sprachdidaktik und anthropologischer Linguistik. Professur am Institut für deutsche Sprache und Literatur der PH Freiburg. Promotion über Lernersprachen an der Universität Konstanz. Habilitation über Scherzkommunikation an der Universität Wien.

PD Dr. Astrid Lange-Kirchheim, Studium der Germanistik, Anglistik und Philosophie in Frankfurt, München und Saarbrücken. Privatdozentin für Neuere deutsche Literaturgeschichte am Deutschen Seminar der Universität Freiburg, Abteilung für Neuere Literatur. – Zu den Forschungsschwerpunkten gehören: psychoanalytische Literaturwissenschaft, Literatur und Geschlechterforschung, Autoren und Autorinnen vom 18. Jahrhundert bis zur klassischen Moderne. Buchpublikation über Shakespeares Tragikomödien. Zahlreiche Aufsätze und Rezensionen zu Goethe, Annette von Droste-Hülshoff, Franz Kafka, Robert Walser, Arthur Schnitzler, Thomas Mann, Gottfried Benn, Sigmund Freud, Alfred Weber und zum Film. Mitherausgeberin des *Jahrbuchs für Literatur und Psychoanalyse. Freiburger literaturpsychologische Gespräche*. Jüngste Veröffentlichungen: „‚Dummer Bub' und ‚liebes Kind' – Aspekte des Unbewussten in Arthur Schnitzlers *Lieutenant Gustl* und *Fräulein Else",* in: Evelyne Polt-Heinzl und Gisela Steinlechner (2006) Hg. *Arthur Schnitzler. Affairen und Affekte*. Wien: Christian Brandstätter Verlag, 97-109. „Gottfried Benns späte Lyrik im Kontext anglo-amerikanischer Literatur." *Hofmannsthal-Jahrbuch zur europäischen Moderne* 15 (2007): 357-385.

Sarah Lurz, geb. 1981, studiert in Freiburg Soziologie, Spanisch und Gender Studies. Auslandaufenthalte in Equador, Spanien und Australien, Forschungsschwerpunkte sind Migration, Subkulturen, Macht und Female Empowerment. Ihr momentanes Projekt ist eine quantitative Forschung zu der Heavy Metal-Szene im Dreiländereck mit dem Projekttitel: *Heavy Metal: Ein Leben zwischen Subkultur und Hobby?* Wenn sie nicht studiert arbeitet sie als Radiojournalistin bei Radio Dreyeckland/Freiburg.

Sonja Mönkedieck, Studium der Politikwissenschaft und Germanistik/Medienkultur an der Universität Hamburg und der Complutense de Madrid mit den Schwerpunkten Rassismus und Populärkultur; Promotionsstipendiatin des Graduiertenkollegs „Dekonstruktion und Gestaltung : Gender", promovierte Sozial- und Wirtschaftswissenschaftlerin (Dr. rer. pol.) und CEO des Unternehmens Monkeydick-Productions <www.monkeydick-productions.com>.

Mönkedieck, Sonja 2009: „Performativität der ‚Unternehmerin ihrer selbst': Das Unternehmen ‚Monkeydick-Productions' als Leistung zweiter Ordnung." AG Queer Studies. *Jenseits der Geschlechtergrenzen II*. Hamburg (i.E.); Mönkedieck, Sonja (2008) *Performativität der „Unternehmerin ihrer selbst": Die Aktionsforschung „Monkeydick-Productions."* Berlin (i.E.); Mönkedieck, Sonja (2008) „Wien Is Full of Love." 19. Februar 2008 <http://www.thing-hamburg.de/index.php?id=757>; Monkeydick-Productions 2007: Performance of Performance, Hamburg.

Wera Morawietz ist Studentin in Geschichte, Gender Studies und Historische Anthropologie an der Universität Freiburg. Dort arbeitet sie seit 3 Jahren am Zentrum für Anthropologie und Gender Studies. Ihre Schwerpunktthemen im Bereich Gender sind Verbindung von Theorie und Praxis sowie Cyborgtheorien. Außerdem ist sie seit Langem in feministischen Kreisen und seit 6 Jahren in Freien Radios aktiv und beschäftigt sich mit Technik und Datenschutz.

Angelika Nix, Studium der Skandinavistik, Germanistik und Geschichte in Frankfurt/M., Stockholm und Freiburg. 2000 Promotion an der Universität Freiburg mit einer Arbeit zur skandinavischen Kinder- und Jugendliteraturwissenschaft (2002, *Das Kind des Jahrhunderts im Jahrhundert des Kindes. Zur Entstehung der phantastischen Erzählung in der schwedischen Kinderliteratur*. Freiburg: Rombach). 2000-2007 Wiss. Mitarbeiterin am Institut für Skandinavistik der Universität Freiburg, Projektleiterin des DFG-Postdoc-Projekts „Querdenken – Quererzählen. Die Ästhetik des Cross-Writings in der deutschen und skandinavischen Literatur" (2003-2006, zusammen mit Svenja Blume). Lehrbeauftragte an der Universität Freiburg.

Greta Olson, <http://www.greta-olson.com/>, wird derzeit an der Universität Freiburg zum Thema ‚*Criminal Beasts': Animalistic Representations of Criminals in Literature and the Rise of Positivist Criminology* habilitiert. Zur Zeit vertritt sie die Professur von Ansgar Nünning an der Universität Gießen. Sie ist Autorin von *Reading Eating Disorders*: *Writings on Bulimia and Anorexia as Confessions of American Culture* (Lang 2003) und, gemeinsam mit Monika Fludernik, Herausgeberin von *In the Grip of the Law: Trials, Prisons and the Space Between* (Lang 2004) sowie Mitherausgeberin einer Sonderausgabe des *European Journal of English Studies* zum Thema „Law, Literature, and Language" (Routledge 2007). Ihre Forschungsschwerpunkte liegen in den Bereichen Gesetz und Literatur, Science Studies und Ethik und Literatur. Sie hat zudem in dieser Reihe einen Aufsatz zur nicht immer einfachen Verbindung des akademischen Arbeitens mit dem Muttersein verfasst: (2006) „Reading and Writing Academically as a Mother", *Freiburger FrauenStudien. Zeitschrift für interdisziplinäre Frauenforschung*. Special Issue on Parenting. Freiburg: Jos Fritz, 231- 249.

Meike Penkwitt, geb. 1971, Studium der Fächer Deutsch und Biologie an der Albert Ludwigs Universität Freiburg, seit 1995 Organisatorin der Vortragsreihe *Freiburger FrauenForschung*, 1997 Frauenförderpreis der Universität Freiburg, 1999 erstes Staatsexamen, promoviert derzeit bei Gabriele Brandstetter (Freie Universität Berlin) zum Thema ‚Erinnern' in den Texten der Autorin Erica Pedretti. Mitarbeiterin im *Zentrum für Anthropologie und Gender Studies (ZAG)* an der Universität Freiburg. Redakteurin und seit 1998 Herausgeberin der *Freiburger FrauenStudien*.

Tina-Karen Pusse studierte Germanistik und Philosophie in Freiburg i.Br. sowie Komparatistik und Philosophie in Paris, und promovierte 2003 in Köln (Dissertationsschrift: *Von Fall zu Fall. Lektüren zum Lachen*. Freiburg: Rombach 2004). Publikationan u.a. zu Kafka, Hans Henny Jahnn, zur Autobiografieforschung und zum Textbegriff der Cultural Studies. Sie war Assistentin am Lehrstuhl für Allgemeine Literaturwissenschaft und Medientheorie am Institut für deutsche Sprache und Literatur in Köln und lehrt seit 2008 German Literature and Film an der University of Ireland. Sie ist Redakteurin der *Freiburger GeschlechterStudien*.

Katja Reimann, Diplom Sozialpädagogin, studierte bis 2004 Sozialwesen an der Universität Kassel. Sie war während und nach dem Studium bei der Interdisziplinären Arbeitsgruppe Frauen- und Geschlechterforschung und im Fachgebiet Soziale Gerontologie, FB Sozialwesen beschäftigt und organisierte den Europäischen Forschungsworkshop „Ageing, Health and Gender" 2005. Derzeit promoviert sie im Graduiertenkolleg „Öffentlichkeiten und Geschlechterverhältnisse. Dimensionen von Erfahrung" zum Thema „Männlichkeit und Alter(n). Gesundheitsvorstellungen und Körperumgang von älteren schwulen Männern" bei Gertrud M. Backes, Sozialer Gerontologie. Publikation: Gertrud M. Backes/ Vera Lasch/ Katja Reimann (2006) Hg. *Gender, Health and Ageing. European Perspectives on Life Course, Health Issues, and Social Challenges*. VS-Verlag.

Lotte Rose, Dr. phil., Professorin für Kinder- und Jugendarbeit an der Fachhochschule Frankfurt am Main, Geschäftsführerin des gemeinsamen Frauenforschungszentrums der Hessischen Fachhochschulen (gFFZ), Arbeitsschwerpunkte: Kindheits- und Jugendforschung, Kinder- und Jugendarbeit, Körperkulturen, Ernährungskulturen, Gender Mainstreaming.

Albert Scherr, Prof. Dr. phil. habil., Diplom-Soziologe, lehrt seit 2002 Soziologie an der Pädagogischen Hochschule Freiburg. Nach mehreren, durch die Promotion (1985) am Fachbereich Gesellschaftswissenschaften der Universität Frankfurt unterbrochenen Jahren einer Berufstätigkeit als Sozialpädagoge in der offenen Jugendarbeit und der Jugendberufshilfe zunächst wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Universität Bielefeld (1989-1990), dann seit 1991 Professor an der Fachhochschule Darmstadt und nach der Habilitation (1988) zugleich Privatdozent an der Universität Karlsruhe. Arbeitschwerpunkte und Forschungsinteressen: Gesellschafts- und Subjekttheorien, Bildungstheorie und Bildungsforschung, Konstruktionsprozesse von Ethnizität und Fremdheit in Einwanderungsgesellschaften, Jugendsoziologie, Rechtsextremismusforschung, Männlichkeits- und Geschlechterforschung.

Christina Schoch, Dr. phil., studierte Angewandte Kulturwissenschaften (M.A.) an der Universität Lüneburg und Communication Studies (B.A.) an der University of Glamorgan, Großbritannien. Von 2003 bis 2005 war sie Promotionsstipendiatin des DFG-Graduiertenkollegs „Identität und Differenz.

Geschlechterkonstruktion und Interkulturalität (18.-21. Jahrhundert)“ und promovierte 2006 mit einer Arbeit zur massenmedialen Konstruktion des ‚Anderen‘ in populären Musikvideos im Fachbereich Medienwissenschaften der Universität Trier. Nach Abschluss eines Volontariats in der Pressestelle des Festspielhauses Baden-Baden arbeitet sie derzeit in der Pressestelle der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg.

Marion Schulze studierte Kunst, Anglistik, Soziologie und Pädagogik an der Universität Osnabrück. Zurzeit arbeitet sie an ihrer Dissertation „Another Song for the Ladies? Laufbahnen von Mädchen in der Jugendsubkultur Hardcore“ im Fach Soziologie an der Universität Basel. Sie war dort ab 2005 als Kollegiatin im Graduiertenkolleg „Gender in Motion: Wandel und Persistenz in den Geschlechterverhältnissen“. Ihr Hauptforschungsschwerpunkt sind urbane *street cultures*. Mit Graffiti und Fotografie setzte sie sich in ihrer Examensarbeit auseinander und publizierte u.a. in dem Sammelband *Krasse Töchter. Mädchen in Jugendkulturen* zu Hardcore und Geschlecht.

Herbert Schweizer, geb. 1941. Erststudium 1961-63 an der Pädagogischen Hochschule Freiburg i.Br., Zweitstudium 1963-68 an der LMU München in Philosophie, Politikwissenschaft, Soziologie, Promotion 1968, wissenschaftlicher Assistent 1969-1974, 1974-1978 Professor für Soziologie an der Kath. Fachhochschule Osnabrück/ Vechta, 1978-2006 Professor für Soziologie an der Pädagogischen Hochschule Heidelberg. Zahlreiche Veröffentlichungen, u.a. *Zur Logik der Praxis*, *Sprache als soziale Kontrolle*, *Familie im Wandel*, *Soziologie der Kindheit. Verletzlicher Eigen-Sinn* (2007).

Janet Spreckels studierte Germanistik, Anglistik und Romanistik an der Universität Heidelberg, wo sie 2005 als Stipendiatin des Graduiertenkollegs „Dynamik von Substandardvarietäten“ im Fach Germanistik promoviert wurde. Im Oktober 2004 trat sie eine Stelle als wissenschaftliche Assistentin (im Bereich Sprachwissenschaft) an der Universität Münster an. Seit Oktober 2006 arbeitet sie als Juniorprofessorin für Gesprächsforschung mit Schulbezug an der PH Freiburg. Dort arbeitet sie im Rahmen eines Forschungs- und Nachwuchskollegs an ihrem neuen Forschungsprojekt zum Thema „Erklärprozesse im Deutschunterricht“. Ihre Forschungsschwerpunkte liegen im Bereich Gesprochene-Sprache-Forschung, Jugendsprache, Varietätenlinguistik, Pragmatik sowie Gender- und Identitätsforschung.

Dinah Steinbrink, geb. 1984 in Bonn, 2004 Abitur in Brühl, 2004/2005 Freiwilliges Soziales Jahr in Panama, seit Oktober 2005 Studium an der Albert-Ludwigs-Universität in Freiburg: Ethnologie, Gender Studies und Geschichte, Interessen: reisen und Volleyball.

Britta Voß, M.A., geb. 1983, Studium der Neueren und Neuesten Geschichte, Mittelalterlichen Geschichte und Neueren deutschen Literatur in Greifswald, Rom und München. Von 2004-2008 journalistische Nachwuchsförderung der

Konrad-Adenauer-Stiftung, Praktika u.a. im ZDF-Studio Rom, Süddeutsche Zeitung München, EMMA Köln, Deutsches Historisches Institut Rom, Bayerischer Rundfunk München. Seit 07/2007 Mitarbeiterin in der Pressestelle der LMU-München. Magisterarbeit zum Thema „Geschlechtliche Vergangenheitskonstruktionen am Beispiel römischer Partisaninnen", Dissertationsprojekt: „Der Mythos der ‚Drei Kulturen' – nationale Identität, Multikulturalität und Migration in Spanien seit der Transition", Forschungsschwerpunkte: Geschlecht und Gedächtnis, Italienische Geschichte des 20. Jahrhunderts.

Eva Voß, M.A., geb. 1981, von 2001-2006 Studium der Politikwissenschaft, Geschichte und Gender Studies in Freiburg i. Brsg. und Brest (Frankreich). Magisterarbeit zu UNIFEM und Gender Mainstreaming, ausgezeichnet mit dem Bertha-Ottenstein-Preis 2006 der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg und dem österreichischen Johanna-Dohnal-Förderpreis 2007. Seit 2008 Leiterin der Stabsstelle *Gender and Diversity* im Rektorat der Universität Freiburg. Aktuelle Publikationen: *Studium, Wissenschaft und Beruf. Aus Erinnerungen von Frauen in Tagebüchern und Briefen von 1870 bis heute*, Freiburg 2007; *Gender goes global. Der Entwicklungsfonds der Vereinten Nationen für Frauen und* Gender Mainstreaming, Königstein/Ts. 2007; *Frauen in der Wissenschaft an der Universität Freiburg*, Freiburg 2007.

Natália Wiedmann, geb. 1982, studiert in Köln Theater-, Film- und Fernsehwissenschaft, Germanistik und Psychologie. Geschlechter- und Kinderkulturforschung sind ihre Interessensschwerpunkte, in ihrer Magisterarbeit befasste sie sich mit *Genderinszenierungen im neuesten deutschen Kinderfilm*. Zu den *Wilden Kerlen* verfasste sie bereits eine Kritik für die Online-Ausgabe der Filmzeitschrift *Schnitt* sowie einen Artikel für die medienpädagogische Fachzeitschrift *MedienConcret*.

Frank Winter, geb. 1973, Studium der Soziologie, Geschichte und Germanistik in Freiburg i. Br.; nach Tätigkeit als Soziologe und Journalist zweites Staatsexamen in den Fächern Deutsch und Sozialwissenschaften für Gesamtschulen und Gymnasien; seitdem Grenzgänger zwischen konkreter Bildungsarbeit mit Kindern und Jugendlichen und wissenschaftlicher Reflexion hierüber; zurzeit Vorbereitung einer Dissertation über Jungen und Schule; lebt in Basel und Freiburg i.Br.

Gisela Wolf, Dr. Dipl. Psych., geb. 1968, Psychologin, Fachberaterin für Psychotraumatologie. Sie hat zum Thema Lesbengesundheit promoviert und ist in verschiedenen lesbischen und lesbisch-schwulen Projekten tätig, so z.B. FLUSS e.V., Freiburgs Lesbisches und Schwules Schulprojekt, Lesbentelefon Freiburg und VLSP e.V. Verband Lesbischer Psychologinnen und Schwuler Psychologen. Derzeit arbeitet sie auch als Wissenschaftliche Mitarbeiterin an der Pädagogischen Hochschule Freiburg in der Abteilung für Klinische Psychologie und Beratung.

Anzeigen

Das neue Heft ist da!

Spiritualität

Weitere Themen 2008/2009:
Vernetzungen
Reisen
Islam

€ 4,80 + Versandkosten

*schlangen*brut

zeitschrift für
feministisch und
religiös interessierte
frauen

Postfach 20 09 22 · D-53139 Bonn · Fon (02 28) 1 80 20 94
Fax (02 28) 1 80 20 92 · info@schlangenbrut.de · www.schlangenbrut.de

Frauenrechte sind Menschenrechte

Frauen wollen in Freiheit und Würde über ihr Leben bestimmen. TERRE DES FEMMES setzt sich für sie ein. Unterstützen Sie uns dabei!

© Gestaltung: Regina Mautzsch, Illustration: Franziska Beuer

TERRE DES FEMMES

TERRE DES FEMMES e.V.
Postfach 2565, D-72015 Tübingen
Tel. 07071/7973-0 • Fax 07071/7973-22
E-Mail: info@frauenrechte.de
www.frauenrechte.de

Spendenkonto 881 999
KSK Tübingen • BLZ 641 500 20

Koryphäe

Medium für feministische Naturwissenschaft und Technik

43/08

42/07

41/07

40/06

39/06

38/05

Die Koryphäe ist das deutschsprachige Medium für feministische Naturwissenschaft und Technik und erscheint zweimal jährlich.

In jeder Ausgabe wird ein Schwerpunktthema aus unterschiedlichen Disziplinen beleuchtet.

Thema der aktuellen Ausgabe im November 2008: Feminism|en|

43/08: Spiel mit dem Feuer
42/07: Frauen und die Lüfte
41/07: Nanotechnologie
40/06: Doppelnummer: Jubel; Krieg und Technologie
39/06: Selbstständig sein
38/05: Nur alt oder auch weise?

Preis pro Heft € 7,-
zzgl. Versand, zu bestellen unter:
koryphaee@koryphaee.at

www.koryphaee.at

Antifaschistisches Blatt
info
Nr.79 | Sommer 2008

Erinnerungsarbeit
Literatur nach Auschwitz

Kostenloses Probeexemplar:
Antifaschistisches Infoblatt
Gneisenaustr. 2a | 10961 Berlin
e-mail: aib@nadir.org
web: www.antifainfoblatt.de

Einzelexemplar 3,10 Euro
Abo 15,50 Euro (fünf Ausgaben)

Antifaschistisches Blatt
info
Nr.77 | Herbst 2007

Militarismus -
von Traditionspflege
bis Landserheftchen

Kostenloses Probeexemplar:
Antifaschistisches Infoblatt
Gneisenaustr. 2a | 10961 Berlin
e-mail: aib@nadir.org
web: www.antifainfoblatt.de

Einzelexemplar 3,10 Euro
Abo 15,50 Euro (fünf Ausgaben)

clio

DIE ZEITSCHRIFT FÜR FRAUENGESUNDHEIT

Hrsg: FFGZ e.V.
Bamberger Str. 51
10777 Berlin

Fon: 030/213 95 97
Fax: 030/214 19 27
ffgzberlin@snafu.de
www.ffgz.de

Nr. 66: Langfristig gebunden?
Frauen und chronische Erkrankungen

Autoimmunerkrankungen der Schilddrüse, Arthritis bei jungen Frauen, Bluthochdruck, Schmerz, Gewalterfahrung und Schwangerschaft

Erscheint 2x jährlich, Heft 3,90 €, Abo (4 Ausgaben) 19,20 € incl. Versand

DAS ARGUMENT

ZEITSCHRIFT FÜR PHILOSOPHIE UND SOZIALWISSENSCHAFTEN

271 Zu Politik und Theorie einer neuen Linken

I.SOLTY Transformation des deutschen Parteiensystems und europäische historische Verantwortung der Linkspartei

F.HAUG Rosa Luxemburg und die Kunst der Politik

W.F.HAUG Axiome eines Neuanfangs. Über die philosophische Aktualität von Karl Marx

außerdem:
F.JAMESON Kulturrevolution
D.SUVIN Im Innern des Walfischs oder Wie leben, wenn der Kommunismus eine Notwendigkeit, aber keine Gegebenheit ist?
L.WACQUANT Territoriale Stigmatisierung im Zeitalter fortgeschrittener Marginalität
M.CANDEIAS Das »unmögliche« Prekariat. Antwort auf Wacquant u.a.m.

272 Neoliberalisierung der Hochschule

S.DRAHEIM & T.REITZ Die konservative Kritik
L.HANLEY Akademische Lehre in den USA: Unterwerfung untern Markt
U.RUSCHIG Simulierte Warenproduktion - ein akademischer Tanz ums Goldene Kalb
C.HEUMANN Akkreditierung als Regierungstechnik
A.DEMIROVIC Transformation von Staatlichkeit an den Hochschulen
G.ZIMMER Universität in der informationellen Produktionsweise

Das *Kapital* lesen - aber wie?

W.F.HAUG Die »Neue Kapital-Lektüre« der monetären Werttheorie
G.QUAAS Haugs Einführung ins »Kapital«

Einzelheft 11,-; Jahresabo (6 Hefte) 52,50 zzgl. Versand; ermäßigt 39,- zzgl. Versand
ARGUMENT Versand, Reichenberger Str. 150, 10999 Berlin, Tel.: +49-(0)30-6113983,
Fax: +49-(0)30-6114270, versand-argument@t-online.de, www.argument.de

Redaktion DAS ARGUMENT, c/o M.Korbmacher, Stephanweg 24, 48155 Münster,
Tel.: +49-(0)251-3834462, redaktion@argument.de

Homosexualität ist an den meisten Schulen immer noch ein Tabuthema. *Sexuelle Vielfalt lernen* zeigt, wie Homophobie vermieden werden kann und welche Möglichkeiten es gibt, über sexuelle Vielfalt aufzuklären.

Lutz van Dijk & Barry van Driel (Hg.)

Sexuelle Vielfalt lernen

Schulen ohne Homophobie

223 Seiten, 14,90 Euro, ISBN 978-3-89656-155-8

W W W . Q U E R V E R L A G . D E

figurationen

gender – literatur – kultur

Hg. von Barbara Naumann

Erscheinungsweise: zweimal jährlich.

Einzelheft: € 17,50 [D]/€ 18,00 [A].

Jahrgang: € 27,50 [D]/€ 28,30 [A].

Für Studierende: € 19,50 [D]/€ 20,10 [A]

ISSN 1439-4367

Die Zeitschrift *figurationen* ist ein Forum für aktuelle Debatten über Kultur, Gender und Literatur. Ziel ist die Vernetzung kulturwissenschaftlicher Theorien und Disziplinen in Heften, die jeweils ein Schwerpunktthema bearbeiten: 1/2004 Spiele/games – 2/2004 schatten/shadows – 1/2005 arabesken/ arabesques – 2/2005 Vaterkonzepte/ fatherhood – 1/2006 Mutterkonzepte/motherhood – 2/2006 Die Enden der Photographie/Ends of Photography – 1/2007 Armut/Poverty – 2/2007 Intermedialität – Transmedialität

- ◯ Ich bestelle ab sofort die Zeitschrift Figurationen im Abonnement vom ___ Jahrgang an zum Preis von jährlich € 27,50 [D]/€ 28,30 [A].
- ◯ Ich bin Student/in und bestelle ab sofort die Zeitschrift Figurationen im Abonnement vom __ Jahrgang an zum Preis von jährlich € 19,50 [D]/€ 20,10 [A] (Eine Kopie meines Studentenausweises habe ich beigelegt.)
- ◯ Ich bestelle Heft Nr. ___ , Jahrgang ___ der Zeitschrift Figurationen zum Preis von € 17,50 [D]/€ 18,00 [A].
- ◯ Ich bestelle mein persönliches Testexemplar kostenlos und unverbindlich.

Name Vorname

Straße Haus-Nr.

Land PLZ / Ort

Datum 1. Unterschrift

Vertrauensgarantie: Diese Bestellung kann ich innerhalb von 10 Tagen durch eine schriftliche Mitteilung an den Böhlau Verlag, Ursulaplatz 1, 50668 Köln, widerrufen. Dies bestätige ich durch meine zweite Unterschrift.

Datum 2. Unterschrift

Ursulaplatz 1, D-50668 Köln, Telefon (0221) 913900, Fax 9139011

Böhlau

Köln Weimar Wien

1439436708072 9

Europäische Zeitschrift für Feministische Geschichtswissenschaft

Herausgegeben von einem internationalen Team aus 20 Wissenschaftlerinnen

ISBN 1016-362X

Erscheinungsweise: zweimal jährlich

L'HOMME

L'HOMME erscheint seit 1990 als erste deutschsprachige Zeitschrift für feministische Geschichtswissenschaft. In Themenheften werden Diskussionen und Forschungsergebnisse der Frauen- und Geschlechtergeschichte vor allem seit dem ausgehenden Mittelalter erörtert (Heft 1/2006: Alter(n), 2/2006: Mediterrane Märkte, 1/2007: Dienstbotinnen, 2/2007: Geschlechtergeschichte, gegenwärtig, 1/2008: Sich sorgen). Die Zeitschrift ist peer reviewed und wird von 20 Wissenschaftlerinnen aus mehreren europäischen Ländern herausgegeben.

- ◯ Ich bestelle ab sofort die Zeitschrift L'Homme im Abonnement vom ___ Jahrgang an zum Preis von jährlich € 34,90 [D]/€ 35,90 [A].
- ◯ Ich bin Student/in und bestelle ab sofort die Zeitschrift L'Homme im Abonnement vom ___ Jahrgang an zum Preis von jährlich € 24,70 [D]/€ 25,40 [A] (Eine Kopie meines Studentenausweises habe ich beigelegt.)
- ◯ Ich bestelle Heft Nr. ___ , Jahrgang ___ der Zeitschrift L'Homme zum Preis von € 21,80 [D]/€ 22,50 [A].
- ◯ Ich bestelle mein persönliches Testexemplar kostenlos und unverbindlich.

Name _____ Vorname _____

Straße _____ Haus-Nr. _____

Land _____ PLZ / Ort _____

Datum _____ 1. Unterschrift _____

Vertrauensgarantie: Diese Bestellung kann ich innerhalb von 10 Tagen durch eine schriftliche Mitteilung an den Böhlau Verlag, Ursulaplatz 1, 50668 Köln, widerrufen. Dies bestätige ich durch meine zweite Unterschrift.

Datum _____ 2. Unterschrift _____

Ursulaplatz 1, D-50668 Köln, Telefon (0221) 913900, Fax 913901 1

Böhlau

Köln Weimar Wien

1016362X0800605

FORUMRECHT

LOHNT ARBEIT?

Heft 01 - 2008 jetzt erhältlich.
www.forum-recht-online.de

Das rechtspolitische Magazin für Uni und soziale Bewegung.

FORUMRECHT

LOHNT ARBEIT?

Heft 01 - 2008 jetzt erhältlich.
www.forum-recht-online.de

Das rechtspolitische Magazin für Uni und soziale Bewegung.

NOVITÄTEN

Franziska Bergmann, Jennifer Moos, Claudia Münzing (Hrsg.)

queere (t)ex(t)perimente

170 Seiten, Paperback, 19,90€
ISBN 978-3-939348-13-9

LCavaliero Mann, Jamie Huber, Juliette Emerson, Katrin Köppert, Judith Coffey, r. klarfeld, v. d. emde (Hrsg.)

queer leben? queer labeln?

(wissenschafts-)kritische Kopfmassagen

200 Seiten, Paperback, 24,90€
ISBN 978-3-393948-14-6

Linda Hentschel, Anja Herrmann, Carola Muysers (Hrsg.)

Fragmente einer Kunst des Lebens. Kunst- und kulturwissenschaftliche Beiträge zu Biografie, den Künsten und Medien

256 Seiten, Hardcover, 29,90€
ISBN 978-3-393948-12-2

Maren Haag

Binge drinking als soziale Inszenierung
Zur vergeschlechtlichten Bedeutung exzessiven Alkoholkonsums

132 Seiten, Paperback, 22,90€
ISBN 978-3-393948-11-5

Damit Frauenförderung nicht nur auf dem Papier steht.

www.fwpf.de

Mädchenschulgeschichte(n)

Die preußische Mädchenschulreform und ihre Folgen

James C. Albisetti: Compromise and Containment. The Prussian reforms of 1908 in comparative perspective

Edith Glaser: Was ist eine pädagogische Klassikerin? Helene Lange und die Stilisierung der »Gelben Broschüre«

Elke Kleinau: Reformpädagogik und Frauenbewegung. Geschichte einer Ausgrenzung

Thomas Adam: Feminae ante Portas. Frauen als Stifterinnen und Stipendiatinnen von universitären Stipendienstiftungen im Deutschen Kaiserreich

Wolfgang Gippert: »Ein kerndeutsches, nationalbewußtes, starkes Frauengeschlecht«. Käthe Schirmachers Entwurf einer völkisch-nationalen Mädchen- und Frauenbildung

Adriane Feustel: 100 Jahre Soziales Lehren und Lernen. Von der Sozialen Frauenschule zur Alice Salomon Hochschule Berlin

Jana Mikota: Das Lesebuch soll der Entwicklung der Persönlichkeit dienen. Kanonisierungsprozesse in Lesebüchern an höheren Mädchenschulen im 19. und frühen 20. Jahrhundert

Frauke Stübig: Mädchen waren kein Thema. Die Reichsschulkonferenz von 1920

Ulrike Manz: Qualitätsförderung der kommenden Generation. Zum Zusammenhang von Bildung und Eugenik in der Debatte der bürgerlich-gemäßigten Frauenbewegung während der Weimarer Republik

Hans-Martin Moderow: Die sächsische Mädchenschulreform von 1910

Kateryna Kobchenko: Parallele Geschichte. Die Entwicklung der akademischen Frauenbildung in der Ukraine von der Mitte des 19. bis zum Anfang des 20. Jahrhunderts

Karin Manz: »... dass man es in Frauenkreisen begrüssen würde, wenn eine Frau Leiterin dieser Abteilung würde ...«. Die Rekonstruktion der Debatte über die Wahl der ersten Rektorin der Höheren Töchterschule Zürich (1946)

Dania Dittgen: »Der Unterricht ist für beide Geschlechter gemeinsam...«. Die Debatte um die Koedukation in West-Berlin in den frühen 1950er Jahren

zahlreiche **DOKUMENTATIONEN** u.a.:

Mathilde Drees: Das Mädchenbildungswesen

Irmgard Winckley: Wie ich in den heranreifenden Mädchen Verständnis für ihre volksbiologische Aufgabe wecken kann

sowie Rezensionen

Das Heft 53-54 / Juni 2008 der *Ariadne. Forum für Frauen- und Geschlechtergeschichte* ist als Doppelnummer erschienen und kostet 19,00 Euro zzgl. Versandkosten. Das Einzelheft kostet 9,50 Euro, das Abonnement mit 2 Heften jährlich kostet 15,- Euro – jeweils zzgl. Versandkosten.

Bezug über den Buchhandel oder direkt über:
Stiftung Archiv der deutschen Frauenbewegung
Gottschalkstraße 57
D - 34127 Kassel
Tel.: 0049-(0)561-98936-70 / Fax: -72
E-Mail: info@addf-kassel.de

Weitere Informationen unter:
www.addf-kassel.de

Gender Studies bei transcript

Februar 2008, 266 Seiten, kart., 26,80 €, ISBN 978-3-89942-748-6

Rita Casale, Barbara Rendtorff (Hg.)

Was kommt nach der Genderforschung?

Zur Zukunft der feministischen Theoriebildung

Nach Jahren intensiver Debatten schien »gender« der Königsweg der Geschlechtertheorie zu sein – für die empirische Forschung und im politischen Feld. Mittlerweile zeigen sich Ratlosigkeit und – als bedenkliche Konsequenz – ein Ende der produktiven Phase feministischer Theoriebildung. Dieser Bestandsaufnahme stellen sich die Autorinnen und Autoren des Bandes und entwickeln aus je verschiedenen Disziplinbezügen Anregungen für eine Repolitisierung, Historisierung und neue Radikalisierung der Geschlechtertheorie.

September 2008, ca. 250 Seiten, kart., ca. 26,80 €, ISBN 978-3-89942-832-2

Marie-Luise Angerer, Christiane König (Hg.)

Gender goes Life

Die Lebenswissenschaften als Herausforderung für die Gender Studies

Seit den achtziger Jahren des 20. Jahrhunderts hat sich »Gender als Wissenskategorie« in den geistes- und kulturwissenschaftlichen Disziplinen etabliert. Bis vor wenigen Jahren waren hierbei poststrukturalistische sowie psychoanalytische Theorien zentral, um Fragen nach Körperlichkeit, sexueller Differenz und geschlechtlicher Identität zu bearbeiten. Heute bedingt die durchgreifende Digitalisierung von Wissenschaft und Gesellschaft eine Revision dieser Kategorie, da das Leben sich selbst zum neuen Agenten macht.

www.transcript-verlag.de

WIDERSPRUCH

Beiträge zu
sozialistischer Politik

54

Energie und Klima

Neues Energieregime; Industrialisierung und CO_2
Agrotreibstoffe contra Ernährungssouveränität;
Klima-Kapitalismus der EU; Solarzeitalter und
Erneuerbare Energien; Mobilitätswahn; 2000-Watt-
Gesellschaft; Grüne und ökologische Politik;
Nachhaltige Natur- und Geschlechterverhältnisse

E. Altvater, P. Niggli, T. Goethe, A. Brunnengräber,
K. Dietz, H. Scheer, H. Guggenbühl, B. Ringger,
S. Wolf, B. Piller, A. Braunwalder, B. Glättli, B. Flieger,
H. Klemisch, A. Biesecker, S. Hofmeister, T. Santarius

Diskussion

U. Brand: Sozial-ökologische Perspektiven
BUKO: Vergesst Kyoto! Die Katastrophe ist da
R. Schäfer: Afrika, Frauen, Nachhaltigkeit
B. Kern: Ökosozialismus oder Barbarei
P. Purtschert: Postkoloniale Diskurse in der Schweiz

224 Seiten, € 16.– (Abonnement € 27.–)
zu beziehen im Buchhandel oder bei
WIDERSPRUCH, Postfach, CH - 8031 Zürich
Tel./Fax 0041 44 273 03 02
vertrieb@widerspruch.ch www.widerspruch.ch

Zeitschriften für Frauen- und Geschlechterforschung

femina politica
Zeitschrift für feministische Politik-Wissenschaft
17. Jahrgang 2008. ISSN 1433-6359
Halbjährlich. Jahresumf. 360 S. Jahresabo 29,00 €, ermäßigt (Studierende & Geringverdienende) 20,00 € jeweils zzgl. Zustellgebühr, Einzelheft 18,00 € zzgl. Porto.
femina politica ist die einzige Zeitschrift für feministische Politik-Wissenschaft im deutschsprachigen Raum.
femina politica ist eine innovative, feministische Fachzeitschrift, die sich an politisch und politikwissenschaftlich Arbeitende wendet, die den Gender-Aspekt bei ihrer Arbeit berücksichtigen.

Spirale der Zeit
Frauengeschichte sichtbar machen
Spiral of Time
Making Women's History Visible
2. Jahrgang 2008. ISSN 1864-5275
Halbjährlich. Umfang je rd. 64 Seiten. Durchgehend vierfarbig mit vielen Bildern. Jährliche Subskription für jeweils zwei Hefte 29,90 €, Einzelheft 16,80 € jeweils zzgl. Zustellgebühr.
Die Zeitschrift erzählt auf anschauliche Weise unsere Geschichte von ihren Anfängen bis zu unserer Gegenwart neu. Wie in einem aus der frauengeschichtlichen Perspektive gestalteten historischen Museum wird durch Bild- und Textquellen unsere Vergangenheit erfahrbar und als Teil der eigenen Geschichte verstehbar.

In Ihrer Buchhandlung oder direkt bei

Verlag Barbara Budrich
Barbara Budrich Publishers
Stauffenbergstr. 7. D-51379 Leverkusen Opladen
Tel +49 (0)2171.344.594 • Fax +49 (0)2171.344.693 • info@budrich-verlag.de
US-office: Uschi Golden • 28347 Ridgebrook • Farmington Hills, MI 48334 • USA •
ph +1.248.488.9153 • info@barbara-budrich.net • www.barbara-budrich.net

Weitere Bücher und Zeitschriften www.budrich-verlag.de

Bildung und Erziehung

Hg. von O. Anweiler, M. Friedenthal-Haase, W. Georg, M. Heinemann, H. Hinzen, J. H. Knoll, E. Matthes, G. Miller-Kipp, W. Mitter, H. Paschen, A. Rakhkochkine, U. Röhr-Sendlmeier

Erscheinungsweise: viermal jährl.

ISSN 0006-2456

Die Zeitschrift hat ihren Schwerpunkt in Untersuchungen zum Verhältnis von Bildung und Erziehung im gesellschaftlichen und kulturellen Wandel. Themen der letzten Hefte: 3/2007 Migration und Integration als Gegenstand der Erwachsenenbildung – 4/2007 Erziehung in virtuellen Welten – 1/2008 Bildung und Transnationalität – 2/2008 Die UNESCO-Weltkonferenzen zur Erwachsenenbildung.

Böhlau

Köln Weimar Wien

- ◯ Ich bestelle ab sofort die Zeitschrift Bildung und Erziehung im Abonnement vom ___ Jahrgang an zum Preis von jährlich € 65,– [D]/€ 66,90 [A].
- ◯ Ich bin Student/in und bestelle ab sofort die Zeitschrift Bildung und Erziehung im Abonnement vom __ Jahrgang an zum Preis von jährlich € 39,90 [D]/€ 41,10 [A] (Eine Kopie meines Studentenausweises habe ich beigelegt.)
- ◯ Ich bestelle Heft Nr. ___ , Jahrgang ___ der Zeitschrift Bildung und Erziehung zum Preis von € 19,90 [D]/€ 20,50 [A].
- ◯ Ich bestelle mein persönliches Testexemplar kostenlos und unverbindlich.

Name _____ Vorname _____

Straße _____ Haus-Nr. _____

Land _____ PLZ / Ort _____

Datum _____ 1. Unterschrift _____

Vertrauensgarantie: Diese Bestellung kann ich innerhalb von 10 Tagen durch eine schriftliche Mitteilung an den Böhlau Verlag, Ursulaplatz 1, 50668 Köln, widerrufen. Dies bestätige ich durch meine zweite Unterschrift.

Datum _____ 2. Unterschrift _____

Ursulaplatz 1, D-50668 Köln, Telefon (0221) 913900, Fax 9139011

0006245608101 5

Übersicht über die bisher erschienenen Titel

1/95 Frauen und Wahnsinn (vergriffen)

2/95 Frauenräume (168 Seiten), 7,50 €

1/96 Frauenalter – Lebensphasen (140 Seiten), 7,50 €

2/96 Frauen – Bildung – Wissenschaft (136 Seiten), 7,50 €

1/97 Frauen und Körper (130 Seiten), 7,50 €

1/98 Frauen und Mythos (302 Seiten), 10,– €

2/98 Utopie und Gegenwart (237 Seiten), 10,– €

1/99 *Cross-dressing* und Maskerade (vergriffen)

**2/99 Feminismen –
Bewegungen und Theoriebildungen weltweit (304 Seiten), 10,– €**

1/00 Beziehungen (310 Seiten), 10,– €

**11 Perspektiven feministischer Naturwissenschaftskritik
(312 Seiten), 10,– €**

12 Dimensionen von *Gender Studies*, Band I (322 Seiten), 10,– €

13 Dimensionen von *Gender Studies*, Band II (391 Seiten), 10,– €

14 *Screening Gender* – Geschlechterkonstruktionen im Kinofilm (347 Seiten), 12,50 €

**15 Entfesselung des Imaginären? –
Zur neuen Debatte um Pornografie (397 Seiten), 12,50 €**

16 Arbeit und Geschlecht (297 Seiten), 12,50 €

17 *Queering Gender – Queering Society* (376 Seiten), 12,50 €

18 Elternschaft (375 Seiten), 12,50 €

Fortsetzung
Übersicht über die bisher erschienenen Titel

19 Erinnern und Geschlecht, Band I (455 Seiten), 12,50 €

20 Erinnern und Geschlecht, Band II (442 Seiten), 12,50 €

21 Männer und Geschlecht (501 Seiten), 15,00 €

22 Kindheit, Jugend, Sozialisation (518 Seiten), 15,00 €

Jeweils zzgl. Versandkostenanteil (bei einem Band 1,50 €, ab zwei Bänden 3,– €).
Die Ausgaben 2/95, 1/96, 2/96 und 1/97 kosten bei Erwerb von zwei und mehr Bänden jeweils nur 5,– €.

Der Bezugspreis ab Band 21 beträgt im Abonnement 12,50 € zzgl. Versandkostenanteil.

Bei einem neuen Abo gibt es als Begrüßungsgeschenk einen der älteren Bände umsonst mit dazu.

Manuskripte:

Rich Text Format als Attachment. Aufsätze inklusive Literaturliste maximal 40 000 Zeichen, Rezensionen maximal 7 000, besser 5 000 Zeichen. Bitte Stylesheet mit verbindlichen Vorgaben anfordern.

Redaktionsadresse:

Zentrum für Anthropologie und *Gender Studies* (ZAG), Belfortstraße 20,
79098 Freiburg, Tel.: 0761/203-8846, Fax: 0761/203-8876,
e-mail: frauenst@mail.uni-freiburg.de, http://www.zag.uni-freiburg.de